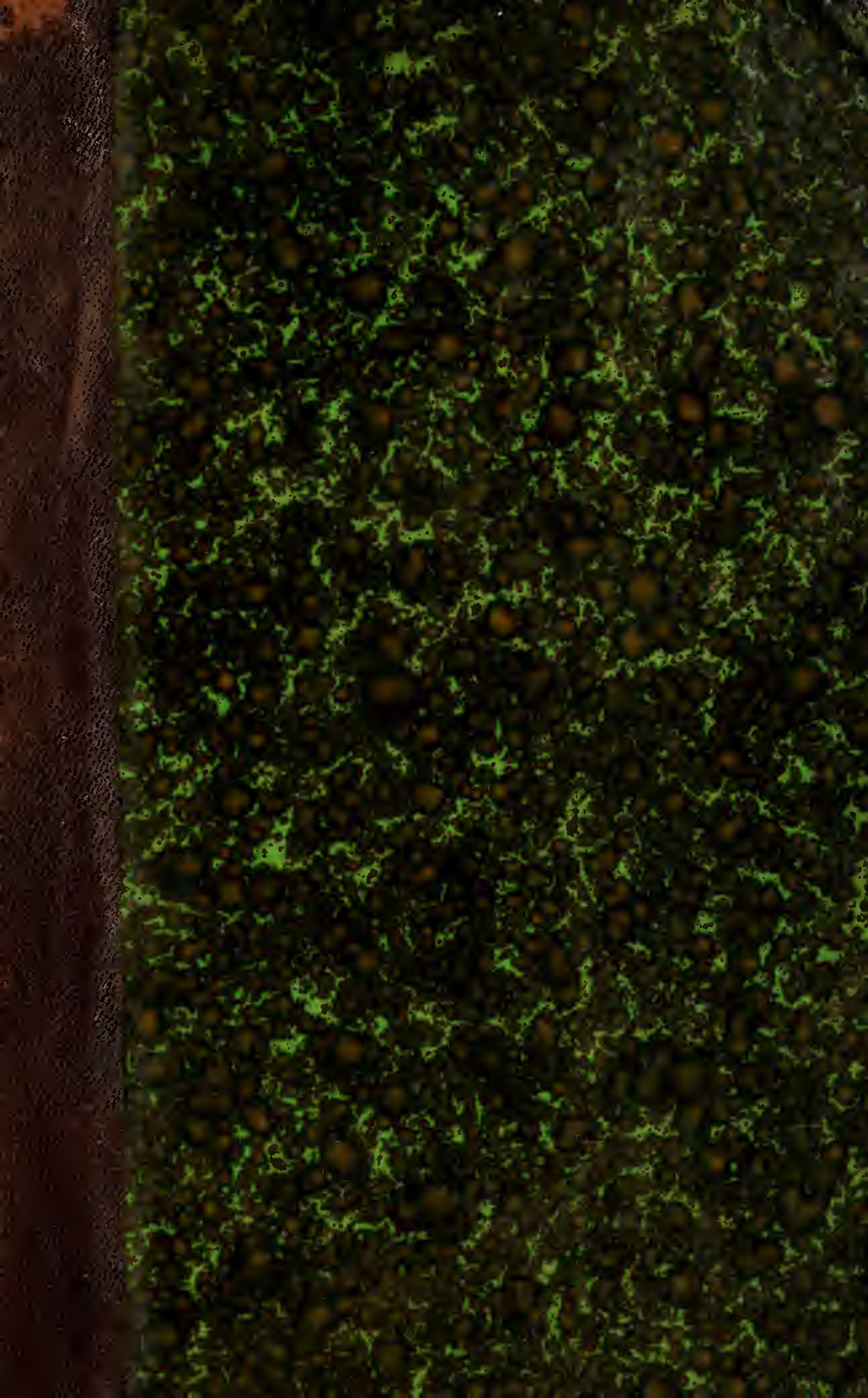








ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XIII. JAHRGANG, 23. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1858.

Vorwort.

Die Hoffnungen, welche der Herausgeber bei der Gründung dieser Zeitschrift im Jahre 1846 aussprach, sind ihrer Erfüllung immer näher gekommen. Die neuern Sprachen dürfen nicht mehr als ein blosses Anhängsel, sondern sie müssen als ein wesentlicher Theil in dem Organismus des Schulunterrichtes behandelt werden.

Viele haben mit Theilnahme wahrgenommen, dass es der Zeitschrift in den letzten zwölf Jahren gelungen ist, die so leicht sich zersplitternden Kräfte zu sammeln und zur Pflege eines früher höchst vernachlässigten wissenschaftlichen Gebietes zu vereinigen. Gegenwärtig tritt die Zeitschrift in ein neues Stadium. Durch die Bemühungen ihrer Mitarbeiter ist nämlich gegen Ende des vorigen Jahres in Berlin eine „Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen" entstanden, welche sich mit der Grammatik, Geschichte und Literatur der neueren Sprachen beschäftigt und bezweckt, das Studium derselben vom wissen-

schaftlichen und pädagogisch-didaktischen Standpunkte zu fördern. Die Gesellschaft, welche bereits viele rühmlichst bekannte Männer zu der Zahl ihrer ordentlichen und correspondirenden Mitglieder rechnet, wird ihre Verhandlungen in dieser Zeitschrift veröffentlichen und dadurch das Archiv mehr und mehr zu einem Centralpunkte der Bestrebungen für unsre gemeinschaftliche Sache machen. Möchte uns dabei die kräftige Unterstützung unsrer Freunde nimmer fehlen, damit der Anbau der modernen Philologie, — wie wir es schon oftmals gewünscht, — wahrhaft gefördert werde.

Vorschlag zu einer Encyclopädie der modernen Philologie.

Jeder, der sich auch nur oberflächlich mit den neuern Sprachen beschäftigt hat, weiss, wie unfertig das Studium derselben noch ist und wie es fast auf jedem Gebiete noch an der tieferen wissenschaftlichen Begründung fehlt. Zwar mangelt es nicht an Lehrern für die praktische Erlernung der Sprachen, aber grade die oft zu praktische und ganz unwissenschaftliche Art dieser Maîtres ist es ja, welche zu bekämpfen das Archiv und unsre Gesellschaft erstanden; und besonders diese Auswüchse haben so oft den classischen Philologen Veranlassung und leider auch guten Grund gegeben, auf die moderne Philologie mit scheelen Seitenblicken und halb verachtend herabzuschauen. Um aber ihren Beschuldigungen mit Erfolg entgegentreten zu können und die moderne Philologie als ebenbürtige Schwester neben die classische zu stellen, dass sie nicht länger als Aschenbrödel aus den prunkenden Salons der Wissenschaft in die Küche verstossen, sondern als aufblühende jüngere Schönheit der bejahrteren Concurrenz machen könne — dazu, sage ich, müssen wir von Studirenden der modernen Philologie strenge Wissenschaftlichkeit fordern, basirt auf genauere Kenntniss der alten Sprachen, besonders der lateinischen, welche ja die Mutter und Lehrerin der romanischen war. Es kann nun hier weder unsre Absicht sein, noch wäre es bei dem Vorhandensein guter Hülfsmittel auf allen Gebieten der classischen Philologie überhaupt erforderlich, den Studirenden für diese einen Wegweiser in die Hand geben zu wollen; anders aber stellt es sich für die Wissenschaft, welche weder einen auch noch so dürren encyclopädischen Leitfaden, noch selbst, ausser an einigen kleineren Universitäten, Lehrstühle besitzt, auf denen sie in angemessener Weise gelehrt würde. — Schon seit lägerer Zeit war es meine Idee, einen Abriss zu entwerfen, welcher in allgemeinen Zügen dem Studirenden den Weg und die Hülfsmittel an-

gebe, die bei wissenschaftlicher Erforschung der neueren Sprachen dem Ziele näher führen und davor schützen könnten, als Autodidact, wie das bisher wohl geschah, auf den ohne Wegweiser bald hier, bald dorthin führenden Seitenwegen zu verirren; — aber theils Mangel an Zeit, theils die Ueberlegung, dass bei der geringen Zahl von Hülfsquellen oder der Schwierigkeit der schon vorhandenen, aber vielfach zerstreuten und wenig behandelten Materialien die Kräfte eines Einzelnen nicht ausreichen würden, haben mich veranlasst, mit einem Plane hier vorzutreten, um mit Gesinnungsgenossen vereint das wichtige Werk zu Tage zu fördern.

Es ist den ausgesprochenen Grundsätzen ganz angemessen, für eine Encyclopädie der modernen Philologie an die schon vorhandene der classischen Philologie anzulehnen, und indem man die in dieser entwickelten, für beide gültigen Grundbegriffe a priori festhält, anzudeuten, wo theils die Sachen selbst, theils die von Bernhardy, *) dessen

---

*) Es ist mir von mehreren Seiten zum Vorwurf gemacht, dass ich mich an Bernhardy's Handbuch angeschlossen und sein Werk als dasjenige hingestellt habe, an das sich das unsrige anlehnen solle. Ich habe dabei durchaus nicht der vom Verfasser selbst eingeräumten Mangelhaftigkeit in der Darstellung das Wort reden noch mancherlei Fehler beschönigen wollen, welche das Werk auch in seiner Anordnung besitzt und die besonders Reichardt in seinem Werke „die Gliederung der Philologie,“ p. 116 etc. scharf kritisirt hat; aber es kam mir darauf an, auf ein Werk als Grundlage zu verweisen, das in manchen Disciplinen, die für moderne wie für antike Philologie dieselben sind, schon eine concrete, leicht zu beschaffende Anleitung gibt, auf die man sich beziehen könnte, die man im neuen Werke nicht zu wiederholen brauchte.

Dass Wolf und Bernhardy nur unbedeutend von einander abweichen, wird eine kurze Zusammenstellung der beiderseitigen Anordnung geben.

Wolf.	Bernhardy.
Einleitung über Wesen etc.	id. Verhältniss d. Alterth. z. Modernen.
Darstellung der Alterthumswissenschaft.	id.
I. Fundamentaltheile.	I. Elemente.
A. Grammatik.	A. Hermeneutik:
1. Sprachkunde.	formal,
2. Philosophische Grammatik.	objectiv,
3. Griechische Grammatik.	synthetisch,
4. Lateinische Grammatik.	B. Kritik:
B. Hermeneutik.	palaeographisch.
	diplomatisch,
C. Kritik.	subjectivisch.
	II. Organon der Philologie.
	C. Grammatik:
	allgemein,
	philosophisch,
	rhetorisch.

Werk wir im Auge haben, eingehaltene Anordnung eine Abänderung und Umstellung erfordere. Ich will demzufolge hier die leitenden Gesichtspunkte angeben und zugleich bei den einzelnen Disciplinen kurz anführen, was noch einer weiteren Discussion oder der speciellen Ausführung bedarf; die ganze Zusammenstellung kann und soll aber natürlich nur ein gedrängter Leitfaden werden, eine Art Repositorium, dessen einzelne Fächer noch weiter mit dem klar geordneten Inhalt anzufüllen sein werden, wenn die einzelnen einschlagenden Wissenschaften einer gründlicheren, allseitigeren Behandlung theilhaftig geworden sind.

Was bei Bernhardy das ganze Werk einleitet, „ein Ueberblick über die historische Entwicklung der Philologie,“ das wird theils, was das Sprachliche betrifft, als Einleitung in das von den speciellen Grammatiken handelnde Capitel zu verweisen sein, theils aber, insofern man von einer Wissenschaft der modernen Philolologie von den Zeiten eines Dante an redet, ist diese Disciplin noch so unbearbeitet, so lückenhaft und schwierig zu übersehen, dass wir sie lieber als ein für die Zukunft vorbehaltenes Thema, denn als einen integrirenden Theil des encyclo-

---

II. Haupttheile der Alterthumsw.	III. Reale Wissenschaften.
a. Geographie.	a. = c.
b. Politische Geschichte.	b. = a.
c. Alterthümer.	c. = b.
d. Mythologie.	d =
e. Literaturgesch. d. Wissenschaft.	IV. Beiwerke.
f. Geschichte der Kunst:	
Epigraphik,	e. Kunst.
Architektur,	
Sculptur,	
Steinschnitt,	
Malerei.	
Literaturgesch. d. Alterthumswissensch.	f. =

Ast's Handbuch gibt manchen Stoff, doch in der Anordnung ist gar kein geregeltes Princip; aber auch Boekh ist in seiner obenein noch nicht gedruckten Encyclopädie nicht zu bedeutend von diesem Gange abgewichen, und zumal in den Theilen, welche wir, nur mit Hindeutung auf ältere, beizubehalten wünschten, der Hermeneutik und Kritik, ist seine Anordnung wesentlich dieselbe. Er beginnt den formalen Theil mit der Hermeneutik, d. h. der a. grammatischen, b. historischen, c. individuellen, d. generischen Auslegung; es folgt die Kritik, welche er nach vorherigen Bemerkungen über Begriff und Werth derselben, über kritisches Talent und kritische Sicherheit gleich der Hermeneutik eintheilt in a. grammatische, b. historische, c. individuelle, d. generische. In dem materiellen Theile beginnt die allgemeine Alterthumslehre mit dem, was Bernhardy zu Anfang des Werkes als Einleitung gibt, d. h. mit der Aufstellung des Begriffs vom Antiken, und weist dann jeder ein-

pädischen Lehrganges hinstellen möchten. Für unsern Zweck könnte vorerst im Anschlusse an die Geschichte der classischen Philologie bei Bernhardy (Einleitung 2 bis 26 und 395 bis zu Ende) eine Nomenclatur der bedeutendsten Männer und ihrer epochemachenden Werke genügen, welche für eine wissenschaftliche Begründung der neueren Sprachen gewirkt haben.

Eine Hauptauseinandersetzung der Einleitung wäre aber alsdann im Anschluss an Bernhardy's Capitel „vom Alterthum und von dessen Verhältniss zum Modernen" eine gedrängte Darlegung des Modernen, etwa mit Beziehung auf Schiller's Ausspruch: Die Alten empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche — (cf. Goethe, XXX, 463), wobei wir nicht wie für die classische Philologie die Zweitheilung in Griechen- und Römerthum, sondern die Dreitheilung festzuhalten haben werden, und sich der germanische und der romanische Charakter, dieser repräsentirt durch das Französische, gewissermassen als These und Antithese herausstellen und eine Art Synthese in dem Englischen finden.*)

---

zelnen Wissenschaft ihre Stelle an. Die besondere Alterthumskunde beginnt mit 1. Chronologie; es folgen
2. Geographie,
3. politische Geschichte,
4. politische Alterthümer;

b. Privatleben:
1. Metrologie,
2. Erwerb, Landbau, Handel, Gewerbe, häusliche Oekonomie,
3. innere Familienverhältnisse;

c. äusseres religiöses Leben und Kunst:
1. Cultur,
2. Plastik,
3. Steinschneidekunst,
4. Malerei,
5. Orchestik,
6. Musik.

Grade b und c, die wesentlich methodischer bei Bockh geordnet sind, können und müssen wir vorläufig noch unberücksichtigt lassen, ausser in den kurzen von mir oben bezeichneten Andeutungen. Was aber noch folgt,

Gesammte Wissenschaft der alten Völker:
1. Mythologie,
2. Geschichte der Philosophie,
3. Geschichte der einzelnen Wissenschaften,
   a. Mathematik,
   b. Naturwissenschaften,
4. Geschichte der ethischen Wissenschaften,
5. Geschichte der Literatur,
6. Geschichte der Sprache,

sind theils für unsern Zweck Gebiete, die schon von anderer Seite her den Studirenden zugänglich sind und daher nur angedeutet zu werden brauchen, theils fallen sie wie 1 und 3 gänzlich für uns fort, oder endlich wir weisen ihnen wie 5 und 6 eine bedeutendere, andere Stellung in unserm Systeme an.

*) Warum, fragt man mich, schliessen Sie das Italienische aus, das doch auch zu den neueren Sprachen gehört? Ich will nicht antworten, dass ja unsre

Wir kommen damit zur Auseinandersetzung über die Aufgabe der modernen Philologie, welche nach unsrer Ansicht die ist: „ein anschauliches Bild der modernen Völker, zunächst und hauptsächlich der nach Literatur und Wissenschaft am meisten entwickelten, aufzustellen und die verschiedenen Richtungen ihres geistigen Lebens bis zur Jetztzeit hin durch und für ein wissenschaftliches Verstehen ihrer Sprachen kunstmässig und wissenschaftlich zu erfassen." Dabei kommen dann insbesondere in Betracht diejenigen Epochen, welche als wesentliche Fermente für die noch nicht für uns gleich den alten Sprachen abgeschlossenen lebenden Sprachen mitgewirkt haben, aber doch als mehr oder weniger in sich abgerundete, keiner Fortbildung mehr fähige Sprachganze der genaueren Betrachtung anheimfallen, die sich ihnen gegenüber ganz auf dem Standpunkte der classischen Philologie (abgeschlossenen Sprachen gegenüber) befindet; wir meinen die verschiedenen Ausbildungen der deutschen Sprache, das Angelsächsische und Altenglische, das Provenzalische und Altfranzösische; ja, wir haben mehr Material und auch mehr Veranlassung, als das gewöhnlich beim Studium der classischen Sprachen geschieht, auch die Dialekte, ihre literarische Entfaltung und ihren Einfluss auf das Ganze des Sprach- und Volkslebens mit in den Kreis unsrer Forschungen hineinzuziehen.

Gesellschaft auch so exclusiv sei, denn das könnte mir als eine petitio principii ausgelegt werden; der Grund ist der, dass wohl in Wahrheit Niemand behaupten wird, das liebliche Idiom Dante's und Tasso's habe eine weltgeschichtliche Bedeutung, welche es mit den drei von uns hervorgehobenen Sprachen auf eine Stufe stellen hiesse. Wenn ich auch weder den mystischen Standpunkt theile, der die Divina comedia als das Gedicht κατ' ἐξοχὴν anerkannte, noch Petrarca's Sonette über die bedeutendsten lyrischen Producte stelle, so hat doch die italienische Literatur in älterer wie in neuerer Zeit viele der edelsten Erzeugnisse aufzuweisen, sie ist die Sprache der Musik, und in Oesterreich mit Recht, weil dieses Reich italienische Provinzen besitzt, unter die Unterrichtsfächer mit aufgenommen; aber überschätzen wir darum nicht ihren Werth und lassen wir vorläufig den, welcher diesem Studium obliegen will, sich anderswo her als aus unsrer Encyclopädie Raths erholen.

Wenn aber andere Stimmen für das Spanische laut wurden, weil dieses ja besonders in norddeutschen Städten vielfach im praktischen Verkehr angewandt werde, so scheint mir auch das eine einseitige Ansicht, welche den zufälligen Gebrauch für mercantile Zwecke mit dem inneren Werthe und der welthistorischen Geltung verwechselt.

Endlich hat ein werther Freund, auf dessen Beistand für die Behandlung des deutschen Gebietes ich bedeutend gerechnet habe, eine Principienfrage aufgestellt, mit welchem Recht ich die deutsche Sprache mit den beiden andern verbinde, während sie doch so sehr aus einander lägen? Mag man auch für die Gegenwart dies zugeben wollen, obwohl sich auch darüber viel streiten liesse, so wird doch Niemand verkennen, wie viel in den älteren Epochen diese drei Sprachen und Literaturen sich gegenseitig verdanken und welch bedeutendes Licht auf jede einzelne derselben durch gründlichere Erforschung der andern und ihres Einflusses fallen kann.

Wenn wir nun das gesammte uns vorliegende Gebiet überblicken, so treten uns zuerst als Grundlagen der Philologie im Allgemeinen die zwei Elemente der Hermeneutik und Kritik entgegen, beide von formalem Gehalt, beide nicht nur Werkzeuge, sondern auch unentbehrliche Führer. Da sie dies aber nicht nur für den classischen Philologen, sondern auch für unser Gebiet sein und die von uns geforderte classische Bildung auch für die Behandlung neuerer Sprachen dieselben Gesichtspunkte als leitend aufstellen wird, so brauchen wir in unserm Leitfaden die Grundsätze der formalen, der objectiven und der synthetischen Hermeneutik, wie die der palaeographischen, diplomatischen und subjectiven Kritik, sie als bekannt voraussetzend, nur mit wenigen Worten zu besprechen. Bei der letzteren jedoch wird ein Nachweis der bedeutendsten Quellen für moderne Epigraphik und Palaeographie nach Montfaucon und der Paléographie universelle, soweit sie unsre Schriftsteller angeht, ferner eine gedrängte Notiz über die bedeutendsten Manuscripte und ihre Epochen, endlich im Anschlusse an ein Hänel verbesserndes, wenn auch nicht so ausfürliches Register eine Uebersicht der Bibliotheken und ihrer Bedeutung für den modernen Philologen zu geben sein. (Für ein specielles Gebiet, die altfranzösischen Heldengedichte, werden die zwei ersten Bände der jetzt von Jannet zu edirenden Anciens poëtes de la France alles handschriftliche Material genügend zusammenstellen.) Für die Stütze dieser zwei Elemente sodann und den Schlüssel zum philologischen Material, die Grammatik, welche nicht bloss formale Principien zur Ausübung bringt, sondern einen reichen formalen Stoff in der vollständigsten Breite verhandelt, werden wir zunächst einige leitende Gesichtspunkte vom allgemein-philosophischen Standpunkte über die drei Hauptsprachen unsers Gebietes aufzustellen und dem Studirenden ein vorbereitendes Résumé aus Grimm's und Diez's herrlichen Werken zu geben haben, nebst kurzen Uebersichten über gothische, alt-, mittelhochdeutsche, altprovenzalische, altfranzösische, angelsächsische,*) altenglische Grammatik; vorzubereiten und anzubahnen ist dann auch nach und nach die Ausführung von Specialgrammatiken der besondern Hauptautoren, welche als Repräsentanten einer grossen Epoche dastehn und besonders dem allgemeinen Studium anheimfallen. Kurze Lexikographie wird hier den bibliographischen Zusatz zu vervollständigen haben.

Eine Kritik der hauptsächlichsten Grammatiken des Neufranzösischen und Neuenglischen wie der bedeutendsten Lexica und methodisch-praktischen Uebungsbücher gehört darauf in die Methodologie, welche die betreffenden Arbeiten nach den darin zu Tage getretenen Principien zu rangiren und, was geleistet ist, zu prüfen hat. Auch hierfür würden Beiträge willkommen sein, da unmöglich von Einem erwartet werden

*) Ein solches Handbuch bereitet Prof. Herrig vor, auch soll, wie ich höre, Prof. Mätzner's englische Grammatik dieses Gebiet ausführlich behandeln.

kann, er habe auch nur über die bedeutendsten einschlagenden Werke sogleich eine genaue für die Kritik genügende Uebersicht.

Wir kommen jetzt zu den realen Wissenschaften, auf welche der Studirende aufmerksam zu machen, für deren Studium ihm die Methode und die wichtigsten Hülfsmittel angegeben werden müssen.

1. Geschichte. Sie ist wesentlich zum Verständniss der jedesmaligen Geistesrichtung und Bildung des Volkes; eine kurze Uebersicht über die bedeutendsten historischen Schriftsteller, je nach den Völkern geordnet, wird den gedrängten Bericht über die Hauptbegebenheiten einzuleiten haben, und Geographie, Chronologie, Numismatik sind in ähnlicher Weise zu skizziren, wobei zum Theil ein derartiger Versuch als der erste dieser Art auftreten muss; doch hat sich der methodologische Leitfaden fast ganz auf bibliographische Notizen zu beschränken.

Wo die classische Philologie Alterthümer als besondere Wissenschaft aufstellt, haben auch wir ein solches Gebiet in kurzen Umrissen der Geschichte anzuschliessen; daneben aber muss der Anfang gemacht werden, in lebensfrischen Bildern den Charakter der verschiedenen uns angehenden Völker und Epochen vorzuführen und dem, welcher als letztes Ziel ein gediegenes Verständniss der neueren Sprachen, nebst der Fähigkeit, sie praktisch anzuwenden, sich vorgestellt hat, dasjenige zu gewähren, ohne welches keine Sprache wahrhaft verstanden, noch der Sprachgenius erfasst werden kann, nämlich eine aus eigener Anschauung des Berichterstatters hervorgegangene Darstellung des geistigen und physischen Lebens der drei Völker nach seinen verschiedenen Momenten, wie es sich für unsre Zeit vor dem Auge des unparteiischen gebildeten Beschauers abhebt.

Hieran schliesst sich die Darstellung der verschiedenen Literaturen, ein Capitel, das noch fast mehr als die andern im Argen liegt.

Die Franzosen haben zwar, wie sie für ihre Geschichte in den zahlreichen Memoiren unerschöpfliche Schätze besitzen, ohne darum wahrhaft grossartige, den ganzen historischen Stoff bewältigende Geschichtswerke über ihr Volk aufweisen zu können, in der Histoire littéraire de France, in den Werken der Benedictiner und sonst gewaltigen Stoff für eine dereinstige französische Literaturgeschichte, aber weder Villemain, Ampère noch Nisard haben Werke geschaffen, welche neben dem Ruhme, zum Theil geistreiche Aperçus zu sein, auch das Verdienst besässen, in allen Theilen tief eindringende Forschungen mit unbefangenem, wahrhaft historischem Urtheile zu vereinigen. Für eine Geschichte der provenzalischen Literatur haben zwar Diez und Andere mannigfaches Material herbeigeschafft, aber eine eigentliche Literaturgeschichte gehört auch hier noch zu den Desideraten, denn Werke wie Millin, Closset, Mary-Lafon und Bruce-Whyte können keine Gnade finden, wenn man den Massstab literar-historischer Werke über die classischen Sprachen anlegen will. Für das Englische aber

stellt sich die Sache wenig besser; denn wenn auch hier ausgezeichnete Reviews fortlaufend die besten Beiträge für die Würdigung der bedeutendsten Erscheinungen bringen, wenn einzelne Autoren auch die liebevollste Behandlung bei ihren Landsleuten erfahren haben, und Werke wie Warton's history of English poetry besonders für die ältere Periode unerreicht dastehen, so fehlt es doch auch hier noch an einem nach allen Seiten hin gerecht werdenden gründlichen, aesthetisch würdigenden und zugleich mit den nöthigen bibliographischen Notizen ausgestatteten Werke, und die Hauptgesichtspunkte dafür wie die Grundskizzirung kann die encyclopädische Uebersicht vermitteln.

Wenn vielfach noch nicht Vorarbeiten genug dafür da sind, so wird doch täglich mehr Material im Einzelnen an's Tageslicht gefördert, und wenn auch z. B. für die ältere französische Literaturgeschichte, welche in Ideler's Leitfaden so dürftig und oft falsch behandelt ist, der durch Herrn Fortoul's schönen Plan beabsichtigte Aufschwung immer noch nicht gekommen ist,*) so haben doch auch schon die Vorarbeiten zu dem enormen von Fortoul beabsichtigten Sammelwerke bedeutenderes Licht über die altfranzösischen Schätze und ihre Zusammenhänge verbreitet, so dass eine gedrängte, richtigere Darstellung der altfranzösischen Literatur wohl schon versucht werden kann.

Kurze kritisirende Angaben der bedeutendsten auf diesen verschiedenen Gebieten existirenden Versuche werden so am Besten dem Studirenden zeigen, was noch fehlt und ihn leichter in den Stand setzen, aus dem bald hier bald da gebotenen Guten sich vorläufig ein einigermassen Ersatz leistendes Conglomerat zusammenzustellen, bis auch die Wissenschaft der Literaturgeschichte sich weiter entwickelt hat.

Um das Leben der drei Culturvölker nach allen Seiten hin abzuschliessen, hat der Studirende endlich sich wenigstens einigermassen bekannt zu machen mit ihrer Kunstgeschichte, welche ein wichtiges Glied in der grossen Kette bildet — zuletzt mit der Geschichte der Wissenschaften bei denselben, welche in grossen Umrissen entworfen den letzten Stein an das grosse Gebäude legen wird, dessen Plan ich hier, vielleicht mit etwas zu excentrischen Hoffnungen für sein Entstehen vorgelegt habe. Wir wissen Alle, woran es für die gründliche Heranbildung neuer Studiengenossen fehlt; tragen wir daher Jeder an seinem Theile dazu bei, fördernd und schaffend mit einzugreifen, damit, was ich nur dürftig skizzirend anrege und in einem kurzen Leitfaden zu behandeln gedenke, zu einem schönen, wohlgeregelten Baue erwachse, in dem sich der Studirende heimisch fühle und zurecht finde.

*) Man sehe übrigens unsern Bericht über Herrn Jannet's jetzt veröffentlichten Prospectus, der wenigstens theilweise Fortoul's Pläne zu realisiren verspricht.

Dr. C. Sachs.

Ungedruckte Briefe aus dem Nachlasse Joh. Arn. Ebert's.

Vor einiger Zeit unternahm ich in „Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften" die Veröffentlichung eines Theils des Ebert'schen Briefwechsels, der sich im Besitze der Nachkommen Joh. Joach. Campe's befindet.

Rücksichten auf den beschränkten Raum, den die gedachte Zeitschrift für derartige Publicationen bewilligen kann, machten eine Unterbrechung des begonnenen Abdrucks nothwendig, und da für den ausgebreiteten Leserkreis der Monatshefte ohnehin nur die hervorragendsten Theile der ganzen Correspondenz von Interesse sein konnten, so wurden daselbst nur die Briefe von Klopstock, Lavater, Gleim, sodann einige einzelne Schreiben von Uz, Hagedorn u. A. gegeben; der Rest dieses brieflichen Nachlasses, welcher zur genaueren Charakteristik der unmittelbaren Vorgänger unserer literarischen Glanzperiode von höchster Wichtigkeit ist, liegt noch als ungehobener Schatz der Oeffentlichkeit fern. Nachfolgend wird nun das Werthvollste daraus zusammengestellt, wobei sämmtliche Briefe ganz unverändert in der ursprünglichen Form und Schreibweise gegeben und mit nöthigen Erläuterungen versehen werden sollen. Die bereits gedruckten Theile des Nachlasses, auf welche bereits in einem der früheren Hefte des Archivs selbst, sowie auch in vielen andern wissenschaftlichen Zeitschriften wiederholt hingedeutet wurde, finden sich in „Westermann's Illustrirten deutschen Monatsheften" Band 2 und 3, Heft 7. 8. 10. 11. 13. — unter dem Titel: „Ungedruckte Briefe von Cramer, Gleim, Klopstock, Lavater, Ramler, Uz u. A. an J. A. Ebert. Zur Charakteristik ihres literarischen Verkehrs zusammengestellt und erläutert von Dr. Adolph Glaser." —

I.

Schlichtegroll.

Gotha, d. 24. Oct. 1792.

Wohlgebohrner,
Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Die Vollendung dieses neuen Bandes des Nekrologs erinnert mich lebhaft daran, welch' schönen Beytrag dazu ich Ihrer Güte verdanke. Erlauben Sie mir also, dass ich Ihnen das gedruckt zurükgebe, was Ihnen so schon gehört. Ich habe diesen Theil unter sehr zerstreuenden Freuden und Leiden, wie ich sie beyde bis dahin noch nicht empfunden hatte, ausgearbeitet, und ich fürchte leider, dass er hie und da die Spur davon nur zu deutlich an sich tragen wird. Da ich die Entschuldigung wegen Kürze der Zeit und Uebereilung der Presse nicht gern einem andern Schriftsteller zu Gute kommen lasse, so nehme ich auch ungern meine Zuflucht zu ihr; aber es giebt Combinationen, wo sie doch Grund hat, und ich darf behaupten, dass die Lage, in der ich mich befand, von dieser Art war. Dem nächsten Theile soll, hoffe ich, mehr Feile werden, er erfordert es auch um so mehr, da ich für ihn die Heroen unter den Verstorbenen des vorigen Jahres aufgespart habe. — Da ich Ihre Güte nun schon so überzeugend erfahren habe, so darf ich hoffen, dass Sie auch für die Zukunft ein freundlicher Beförderer meines Unternehmens bleiben werden.

Die politischen Dinge haben seit Ihrem Gothaischen Besuche eine sonderbare Wendung genommen. Eben heute hat die Nachricht von der Eroberung von Mainz und von dem Separat-Frieden, den der König v. Pr. mit den Franzosen geschlossen haben soll hier grosses Erstaunen erregt. Viele Frankfurter Kaufleute sind seit einigen Wochen schon in Eisenach und hier, selbst mit ihren Waaren gewesen. — Doch dieser Stoff ist so reich, dass er für einen Brief zu reich ist. Es ist schicklicher, dass ein friedlicher Schulmann aus seiner stillen Klause einen mit andern als blutigen Lorbeeren bekränzten und mit dem Stabe beschenkten Dichter mit andern Nachrichten und Betrachtungen unterhalte. — Vor einer Woche ist mein Freund Becker von einer Reise nach Wien, die er in Gesellschaft meines Schwiegervaters, des geh. Hofr. Rousseau gemacht hatte, zurückgekehrt, und hat mir gleich das erste Wiedersehen mit der für mich traurigen Nachricht verbittert, dass er von hier nach Nürnberg ziehen will. Er hat in Wien ein Reichsprivilegium für seinen Anzeiger bekommen, und gefunden, dass es unter diesen Umständen schicklicher für ihn seyn wird, ihn in einer Reichsstadt, die fast in der Mitte des deutschen Reichs liegt, zu schreiben. Schon in 6 Wochen wird er dahin abgehen; seine Frau, die ihrer Nie-

derkunft nahe ist, wird bis zum Frühjahre noch hier bleiben. Ihr und den Schwestern geht der Abschied von ihrer sehr artig eingerichteten ländlichen Wirthschaft sehr nahe. Ich verliere dadurch den Umgang meines hiesigen vertrautesten und schätzbarsten Freundes; beym Vergleiche seiner Lage hier und dort muss ich ihm nothwendig Glück wünschen.

Ihr guter Wirth im Mohren, Freytag, dessen Sie sich wohl noch erinnern werden, ist vor 2 Wochen plötzlich am Schlage gestorben. Sein Tod hat hier viel Mitleid mit seiner noch sehr unerzogenen Familie erregt. — Kurz vorher ging einer der beliebtesten Mitglieder der Mohrgesellschaft Hr. Zinkeisen von hier weg, u. kam nach Altenburg in einen neuen Platz. Man feyerte seinen Abschiedstag mit einem grossen Feste in der Gesellschaft, deren Secretär er viele Jahre gewesen war. Unser Gotter machte dabei eine Gesundheit, die die Freuden des Tags erhöhte, und die ein zu treffliches Product dieses glücklichen Reimers ist, als dass ich sie Ihnen nicht mittheilen sollte. Hier ist sie:

Heil sey dem treusten Freund von diesem guten Hause
Und von der Brüderzunft, die hier ihr Wesen treibt!
Dem herrlichen Compan, der nie bey einem Schmause
Vorsetzlich fehlt, und nie dem, der sich an ihm reibt,
Trunk gelt es, oder Witz — die Wette schuldig bleibt.
Der immer wohlgemuth und immer wohlbeleibt,
Den hübschen Weiberchen die Grillen gern vertreibt,
Und gern als Eremit in seiner stillen Klause
Bald am Klaviere weilt, bald emsig Noten schreibt.

Heil ihm, der unser Freund auch in der Ferne bleibt!
O dass er dort wie hier in steter Freude hause!
Dass nie ein Sorgensturm um seine Fenster brause!
Wohl aber, wenn er sich, wer weiss wie bald, beweibt,
Ein Schwarm von Kindern ihn mit Sang und Klang umsause;
Dass, wird sein Haar einst weis, und seine Stirne krause,
Auch dann noch sein Humor mit jedem Lenz sich mause,
Wenn ihn gleich hie und da ein Jugendsündchen kneipt;
Und dass, wenn endlich spät die allgemeine Pause
Für ihn beginnt, Freund Hain ihm sanft die Kolbe lause.

Vielleicht bekäme ich einen Krieg mit Hr. Gotter, wenn er wüsste, dass ich ein kleines Scherzgedicht, das halb Impromptü war u. das seinen vorzüglichsten Werth erst durch das Locale, auf das es genau passte, erhielt, Ihnen mitgetheilt habe; aber ich konnte mir die Freude nicht versagen, es Ihnen abzuschreiben, und mir dabey Ihr frohes Lächeln bey den letzten unerwartet — drollicht — glücklichen Reimen zu denken! In dieser Gattung leichter, schön gesagter, glücklich gereimter Einfälle ist Gotters Muse wirklich unübertrefflich. Man sollte ihm jeden solchen Einfall sogleich mit der Feder abstehlen, und aufheben; denn viele werden verloren gehen, indem er sich selten die Mühe nimmt, sie aufzubewahren.

Die sanften Freuden der glücklichsten Ehe, die ich jetzt geniesse, machen mich zu einem doppelt dankbaren Bewohner dieser, bey allen Mühseligkeiten doch auch sehr freudenreichen Erde. Hätte ich Ihnen doch kurz vor dem Junius dieses Jahres geschrieben, ehe meine gute Auguste meine Gattinn wurde! Da hätte es sich doch noch thun lassen, Ihnen zu sagen, wie liebenswerth und gut sie ist; jetzt erlaubt es mir die Schicklichkeit doch nicht mehr so, Ihren Lobredner zu machen, und ich muss warten, bis ich Sie Ihnen einmahl selbst zuführen, u. von einem so musterhaft-glücklichen Gatten zu ähnlich-dauerhaften Eheglück einweihen lassen kann.

Ihrer Frau Gemahlin und Ihnen empfehle ich mich gehorsamst. Meine Frau, meine guten Aeltern u. meine Schwester desgleichen. Mit den Gesinnungen der grössten Hochachtung bin ich auf immer

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster Diener
E. Schlichtegroll.

II.

Ramler.

1.

Mein Herr und geliebtester Freund,

Ich darf Ihnen diesen heiligen Nahmen ohne Scheu geben, weil ich weiss dass unser Gleim das ersetzt hat, was erst ein langer Umgang schafft. Ich sehe Sie also als einen Freund an, mit dem ich schon ein vertrautes Fass Wein ausgetrunken habe, denn dieser ist uns das, was andern Leuten die Metzen Salz sind. O wie freue ich mich, mein liebster Ebert, dass Sie mein Freund seyn werden, Sie, den ich schon so lange unter dem Hauffen der witzigen Köpfe in Deutschland unterschieden habe. Ihr Leonidas hat alle meine Erwartungen erfüllt. Die edlen Gesinnungen darin sind mit einem Feuer ausgedrückt, das nur aus meines Eberts Herzen kommen kann. Reine Harmonie herrscht in jeder Zeile, die Ausdrücke sind ausgesucht schön, die Touren so neu und so kühn als sie seyn dürfen, und das Gantze so ausgearbeitet, dass es ein deutsches Original geworden ist. Auch habe ich schon bemerkt dass unsre Poeten Ihren Leonidas mit gutem Nutzen gelesen haben. Mich deucht ich habe Spuren davon in Klopstocks beyden letzten Gesängen gefunden. Ja, dass ich nur alles heraussage, ich habe selbst in meiner Uebersetzung des Horatz Spuren davon gefunden, und dieses muss ich doch besser sehen können, als sonst jemand. Ich werde alles dieses von Ihrem Young sagen, wenn er erst ankommen

wird. Wieviel erwarte ich von Ihrer Uebersetzung dieses eintzigen Geistes! Ich danke Ihnen für ein Unternehmen von solchem Umfange. Wie sehr werden Sie die poetische Sprache bereichern und unsern dummen Landsleuten die Prosa verleiden. Und den besten, die nicht mehr deutsche sondern Weltbürger sind, wie viel Freude wird es denen machen, wenn sie einen Theil ihrer eignen Gedanken von den besten Engelländern gedacht und von meinem Ebert so schön nachgedacht finden!

Naide, so habe ich hier ein vortreffliches Mädchen getauft, Naide glaubt dass Ihr Young recht für sie geschrieben sein wird, weil sie von der schönen Melancholie just so viel hat als ein vollkommnes Hertz oder ein vollkommner Verstand (ich vermische beydes gleichfalls) haben muss. Sie hat den Leonidas eingetrunken, was wird sie mit dem Young machen? Verschlingen wird sie ihn, wenn ich von einem Mädchen diesen mehr als männlichen Ausdruck wagen darf.

Lassen Sie uns nicht aufhören einander zu schreiben und nicht aufhören einander zu lieben. Ich bin ewig der Ihrige, ewig

Ihr

getreuer

Ramler.

Berlin, den 13. May
1751.

2.

Hochzuverehrender Herr Professor,
Theuerster und geliebtester Freund,

Wie vielen Dank bin Ihnen nicht schuldig, dass Sie meinen Propheten Glaucus so gütig commentirt, und, wie ich weiss, so nachdrücklich declamirt haben! Ich habe letzteres mit Ihren beiden Grossen Engelländern, dem Glover und Young, zu verschiedenen malen gleichfalls zu thun Gelegenheit gehabt, und dabey erinnert, dass es eine rechte Wohlthat für uns wäre, wenn ein Autor die Mühe, die ein Original kostet, an das Meisterstück eines Fremden zu wenden sich herabliesse. In der That sind sie allzugütig, dass Sie die grossen Engelländer noch grösser machen, da Sie es so vollkommen in Ihrer Gewalt haben allein gross zu seyn.

Was Hagedorn vor zwanzig Jahren von Ihnen sagen konnte, das konnte man damals von keinem einzigen auf dem ganzen deutschen Parnasse sagen. Sechs Bogen nur von Trinkliedern Ihrer Art (und so viel müssen Sie doch wohl in Ihrem Pulte liegen haben) wären mir ein angenehmeres Messgeschenk, als sechs Tragödien von welcher deutschen Feder sie wollen. Aber ich bin bange, Sie möchten auch recalcitriren, wie der vortreffliche Erbprinz: ich schweige also hiervon, und

gehe weiter. Von Herrn Lessing haben wir sein Theater, verbessert und vermehrt, auf die Michaelismesse zu erwarten. Ihn selbst hoffe ich bald wieder in Berlin zu sehen.

Auch als Patriot habe ich seine Zurückkunft aus Schlesien gewünscht. Berlin ist für eine so grosse Stadt erschrecklich arm an guten Scribenten. Ihr Braunschweig ist wirklich reicher. Aus Eigennutz habe ich oft gewünscht, Sie und die Herren Pr. Zachariä und Gärtner möchten sich entschliessen Braunschweig mit Berlin zu vertauschen. Aber Sie würden nur verlieren, wenn ich gleich gewönne. Ihr Carolinum ist jetzt noch der beste deutsche Parnass: drey gute Poeten sind an keinem andern Orte beysammen. Wahrhaftig ich möchte gern der vierte seyn, wenn ich leben könnte, wo ich wollte.

Ich nehme mir die Freyheit hiebey einen Brief an den Herzog Ferdinand zu legen. Ich habe geglaubt, der Herzog wäre schon wieder nach Magdeburg gereist, wohin ich meine Ode an ihn abgeschickt hatte. Allein er hat den 24ten sowohl als den 30ten März aus Braunschweig geschrieben, und mit seinem letztern eigenhändigen Briefe mich zugleich mit einer sehr kostbaren goldenen Tabatiere regalirt, für welches Geschenk ich in beyliegendem Briefe meinen Dank abstatte. — Und weil Sie mich noch immer so lieb haben, wie vor vierzehn Jahren, so kann ich beiliegendes Paar Dutzend Verse in keine bessern Hände geben, als in die Ihrigen, Verse, die wenigstens die Antipoden jener langen Ode sind, die Ihnen Hr. Pr. Zachariä von mir gegeben haben wird. Vir bone & prudens versus reprehende inertes, oder, wenn Sie glauben, dass der Durchl. Prinzessin Braut diese Berenice, mit Ihren Erklärungen, gefallen möchte, alsdann stelle ich es in Ihren freundschaftlichen Willen, ihr zu verrathen, wer die Berenice und der Ptolem. seyn sollen.

Gegen den Rosenmond werde ich sie hier drucken lassen — wenn sie gefällt.

Man hat mir auf der Post gesagt, dass schon eine Menge Gedichte auf dieses hohe Beylager eingeschickt wären. Ich habe mein Liedchen fein in Vorrath gemacht, weil ich meiner Gesundheit niemals lange traue. Wenn ich mich nicht nenne, so glaube ich werden mich unsre Kritiker nicht errathen. Ich grüsse unsern lieben gesunden Freund Zachariä und bin mit der aufrichtigsten Hochachtung

Theuerster Freund

Ihr

Berlin d. 9. April 1765.

ergebenster Diener
C. W. Ramler.

P. S. Grüssen Sie doch auch den Herrn Secretär Kircheisen von mir. Er war ehemals mein bester Zuhörer, und ist jetzt bey der Durchl. Princessin Braut Secretaire geworden.

3.

Ich ergreife diese Gelegenheit, mein theuerster Freund, Ihnen den zweyten Theil der lyrischen Blumenlese zu übersenden. Der Ueberbringer ist Herr Nouseul, ein Acteur von dem hiesigen deutschen Theater. Er ist nur kurze Zeit hier gewesen, und hat sich in einigen Rollen sehr zu seinem Vortheil gezeigt, auch zugleich seiner Frau einen so guten Unterricht gegeben, dass sie durch diesen und ihre eigenen Naturgaben, eine der besten Schauspielerinnen geworden ist, die wir hier gesehen haben. Sie erhielt den Beyfall der ganzen Stadt, und folglich den Neid ihrer Mitspielerinnen. Zank ist auf jedem Theater leicht zu haben, sobald man ihn haben will, und ein solcher Zank nöthigt ihn seinen Aufenthalt zu verändern, und, sobald er ihn erst selbst weiss, seine Frau nachkommen zu lassen. Man sagt hier, (um diesen Umstand habe ich ihn selbst niemals befragen wollen) er soll von Geburt ein Graf seyn, und aus Liebe unter seinen Stand geheurathet haben.

Tausend Dank, mein Liebster, für Ihren vortrefflichen Leonidas, der künftige Woche öffentlich meinen jungen Helden vorgelesen werden soll.

Sie versprachen mir die Nahmen der Verfasser einiger Lieder, die ich aus den Brem. Beyträgen und den vermischten Schriften genommen habe. Die meisten weiss ich schon durch die Güte des Hrn. Pr. Zachariä; doch fehlen mir noch die Nahmen zu folgenden Liedern.

Im ersten Theil. Pag. 419. Herr Robert und Frau Robertin.

Pag. 79. Ich liebte nur Ismenen. (Ist zwar nicht aus diesen Sammlungen, soll aber doch in Braunschweig gemacht seyn.)

Pag. 31. O wehe mir, du guter Mann. — P. 111. Schon lange schmeck ich ein Vergnügen.

Im zweiten Theil: Pag. 39. Büsche, die ihr mich versteckt.

P. 50. Es eilt im wilden Kriege. — P. 58. Hört, hört die strengen Sittenlehren. — P. 67. Ich sah die junge Sylvie. — P. 65. Mein Freund, du kannst mir glauben. P. 86. Endosia, Dein Leben gleiche. (Steht im Vossischen Musenalmanach 1778 sub littera y.) — P. 53. Kommt, ihr Frauen auf den Klee. (Gött. Musenalmanach 1774 R.) Pag. 281. Siehe mein Röschen, der Frühling ist da. (Gött. Musenalmanach 1774 sub littr. J.)

Vielleicht erfahren Sie durch einen Freund die Verfasser dieser drey letzten. Herr Göcking wollte sie mir melden; er wird es aber vergessen haben. Hätte ich mehr Zeit gehabt, so hätte ich Ihnen zu Ihrer eigenen Nachricht die Nahmen im Register beigeschrieben. Und nun einen herzlichen Kuss an Ihre liebe Frau Gemahlin von

Ihrem

Berlin den 25. Jan. 1771.

getreuen Freunde und Milchbruder R.

4.

Hochgeehrtester Herr und Freund,

Ob wir gleich beide nicht gern Briefe schreiben, so gebe ich Ihnen doch mein Wort, Ihnen dieses Jahr wenigstens fünfe zu schreiben. Fünf Bücher von Liedern der Deutschen muss ich Ihnen nothwendig zur Prüfung überschicken; ich habe Sie in einem Briefe an unsern Lessing damit bedroht. Im fünften, siebenten und achten fehlt mir noch ein Lied. Diese drey Plätze habe ich mit Fleiss für ein jugendliches Lied von meinem Leibdichter Ebert offen gelassen. Im neunten stehen Ihnen noch zwanzig Plätze offen. Was Sie in beykommendem sechsten Buche einer guten Sammlung unwerth finden, belieben Sie nur mit einem Striche zu bemerken, und es zugleich mit einem eigenen Liede zu ersetzen. Eine jede Aenderung von Ihrer Hand, sie betreffe auch die kleinste Kleinigkeit, wird mir ein angenehmes Geschenk seyn.

Herr Nicolai fodert von mir eine gewisse Ode für Sie. Hier haben Sie eine für sich, und eine auf den Punsch, für des Erbprinzen v. Braunschweig Durchlaucht. Liest die Fr. Erbprinzessin auch deutsch, oder verdolmetschen Sie ihr zuweilen etwas deutsches? Meine Ode betrifft das Lieblingsgetränk ihres Vaterlandes; sie müsste also billig von der Englischen Prinzessin verstanden werden. Meinem Könige darf ich sie wohl nicht in die Hände zu spielen suchen: die Sprache möchte ihm zu schwer seyn; ob er gleich in seiner fabrique einen schönen Punschnapf stehen hat, den ich mir wohl damit verdienen möchte! Welch ein mässiger Wunsch! Ich stehe nach und nach mit allen Oden zu Dienste, die ich noch fabriciren werde, mit der Bedingung, sie in keine Hände kommen zu lassen, die sie drucken lassen möchten. Herr Nicolai fordert auch noch einen Prologen für Sie; den hat aber einer meiner Schüler gemacht, und ich nur, ein wenig stark, corrigirt. Er ist Ihrer Erwartung nicht gemäss, und fällt also weg.

Morgen wird Koch bey uns sein Theater mit der Miss Sara Sampson eröffnen. Das ist für mich die beste Neuigkeit, die ich Ihnen schreiben kann. Sobald Sie mir mein sechstes Buch der Lieder wieder zurück senden werden, erwarten Sie das fünfte, und eine kleine Ode dazu. Ich umarme Sie mit der vollkommensten Hochachtung und Liebe, als

Ihr

getreuer Milchbruder
und aufrichtigster Freund
Ramler.

Berlin d. 9. Juni
1771.

5.

Mein liebster, mein brüderlicher Ebert,

Ihren letzten Abschied bey dem Geh. F. Rath B. hätte ich ohne Thränen nicht aushalten können; ich musste mich also der Gesellschaft heimlich entziehen, so gern ich Sie auch noch einmal an mein brüderliches Herz gedrückt hätte. Es ist zwar nicht recht, dass Berlin Ihrem Braunschweig nicht so nahe liegt, wie Ihr Wolfenbüttel, damit ich alle Woche zweymal bis siebenmal bey Ihnen seyn könnte. Wie theuer sind Sie mir, mein liebster, seitdem ich so viel Gelehrte seit zwanzig Jahren habe kennen lernen, die nicht Ihren Glimpf, Ihr weiches Herz, Ihre Edelmuth besitzen, aber dagegen oft einen sehr eingeschränkten, einen sehr eigensinnigen Geschmack besitzen! Wie nöthig ist mir ein Gelehrter und ein Denker, der das Herz auf der Zunge trägt, und einen allgemeinen Geschmack des Guten und Schönen hat, und in dessen Herzen kein Fünkchen Neid und Eyfersucht aufkommen kann! — Es ist mit den Menschen wie mit den Waaren: die besten muss man sich aus der Fremde kommen lassen, und unsre besten gehen in die Fremde.

Sie erwähnen höchst gütigst eines kleinen Streites unter uns, der eine Viertelstunde dauerte, und der bey uns beiden gewiss keine Narben zurückgelassen hat, weil er noch keine Wunden schlug. Ich weiss gewiss, ich Ramler, als Fremder, würde damals eben so vertheidigt haben, als Sie; und Sie, als Berlinischer Einwohner, würden, nach endlich erschöpfter Geduld, eben so angeklagt haben, als ich. Wir wollen beide diesem Menschen zugestehen, dass er die Verskunst ziemlich versteht, und in der Reimkunst ein wirkliches Genie ist; wenn sich dieses Genie aber mit unserm Klopstock, dem Genius der Dichtkunst, und mit allen andern Dichtern nach der Reihe zu messen, ja sich gar über sie wegzusetzen fortfährt, und nie demüthiger werden will, so wollen wir es beide wenigstens für ein unverschämtes Genie halten.

Sie empfangen von unserm Herrn Postrath Gräfe das 7. u. 8. Buch meiner Sammlung, mit der Bitte, es ja nicht zu verlieren, weil ich den Verlust nicht völlig wieder ersetzen könnte. Doch diese Bitte war unnützt; aber diese zweyte taugt desto mehr: Sie werden nehmlich von Ihrem, bereits von vielem Ausbessern ermüdeten Freunde gebeten, bey frischen Kräften das Mittelmässige, das noch stehen geblieben ist, in etwas Gutes und das Gute in etwas Besseres umzuschaffen. Die Stücke, die der Sammlung nicht würdig sind, durch bessere zu ersetzen, und auch, dieser Rekrutirung wegen, unsern Lessing zu erinnern, der mir Beyträge aus ziemlich unbekannten Deutschen Dichtern versprochen hat.

Die aufgeschriebenen Stellen, worüber wir uns miteinander vergleichen wollten, mögen immer verloren seyn, ich habe noch Vorrath hievon, und werde einmal alle zusammen abschreiben und entweder mit

meiner eigenen Entscheidung sie Ihnen übersenden, oder auch meine Entscheidung weglassen, um zu sehen, ob wir von einander abgehen werden, und aus was für Ursachen wir es thun. Ich seufze noch einmal: Ach wäre mein Ebert doch hier! Wie viel vernünftige, wie viel empfindsame Spaziergänge wollten wir thun! Wie patriotisch wollten wir für unsrer Enkel Sprache sorgen! Wie viele halb fertigen Arbeiten uns mittheilen! u. s. w. u. s. w.

Sagen Sie mir doch, wie ich es künftig bey einer neuen und vermehrten Ausgabe meiner lyrischen Sächelchen mit meinem so oft besungenen Könige halten soll? Ich habe es noch nicht gewagt, ihm die Lobgesänge auf ihn selbst zuzuschicken. Die Schwierigkeit der Materie ist es nicht, warum ich glaubte, die Stücke würden ihm nicht gefallen; sondern die Schwierigkeit, die ihm die deutsche Büchersprache, ja noch mehr, die deutsche Poetensprache machen muss, die er gar nicht gewohnt ist, so sehr er auch in einer andern Sprache selbst Poet und selbst Richter der Poeten ist. Ich habe hier keinem Grossen, der um ihn ist, geschmeichelt, dass ich glauben und hoffen könnte, er würde mir einen Dienst in dieser Sache leisten. Wäre ich gewiss versichert, dass er seinen Dichter nur nicht auslachen würde, so schickte ich ihm die Büchelchen geradezu. Vielleicht ist dieser Weg der beste.

Wissen Sie, juvenum nobilium cliens! einen bessern, so sagen Sie mir ihn. Wenn nicht, so werde ich wohl darüber sterben, und mein Opfer niemals bis zum Throne bringen. Wenigstens wird es fein sonderbar lassen, dass ich gesungen habe, als ob ich dazu gedungen worden wäre, und mich so sehr gehütet habe, das Gesungene vor meines Helden Augen kommen zu lassen, als ob ich Strafe deswegen verdient hätte.

Ich umarme Sie, mein Bester, und werde diesen Brief dem vortrefflichsten unter den Mädchen geben, mit der Sie sich des Botenlohnes wegen selbst abfinden mögen. Leben Sie wohl, und überleben Sie Ihren

Berlin 25 Oct. 1771. bis ins Grab beständigen getreuen

Ramler.

6.

Geliebter Freund!

Herr Cacault, ein Französischer philosophischer Kopf, und Freund unserer Litteratur, ist mir von Herrn Weisse zuerst als sein Freund empfohlen worden, und nun empfehle ich ihn wieder als den meinigen. Er wünscht bey seiner Durchreise durch Braunschweig vor allen Dingen meinen Ebert kennen zu lernen, von dem ich ihm so viel Gutes vorgesagt habe, und hiernächst alle die übrigen Herren, die mein Ebert mit ihm bekannt machen will.

Und nun tausend Glückwünsche zu dem vortrefflichsten Mädchen,

zu Ihrer wohlgerathenen Schülerin. Sie musste keinen andern haben, als denjenigen, den sie am meisten zu lieben und zu ehren Gelegenheit gehabt hatte. Auch wünsche ich Ihnen Glück zu dem Canonicat, was der Herzog, wie ich höre, Ihnen zum Hochzeitsgeschenk gemacht hat. Herr Zachariä, sagte man mir, verheurathe sich gleichfalls und habe ein ebenmässiges Geschenk erhalten. Sagen Sie meinem alten Correspondenten von Kortes Zeiten her, dass ich an Seinem Vergnügen und Glück den freundschaftlichsten Antheil nehme. Ich kann ihm nicht selbst schreiben, weil ich die Gicht habe, und überhaupt ein Correspondent bin, wie mein liebster Milchbruder. Aber auf den einen Brief, der das wichtigste betraf, was ein Poet wissen muss, nehmlich wie der Erb-Pr. das übersandte Büchelchen aufgenommen habe, hätte mir mein Milchbrüderchen doch wohl antworten sollen. Ich muss also vermuthen, dass mein Werkchen keinen sonderlichen Beyfall gefunden habe. Sie haben mir gewissermassen doch einen Brief geschrieben, wofür ich Ihnen meinen grossen Dank schuldig bin, ich meine den vortrefflichen Gedruckten an Herrn Schmid. Mir nicht allein, der ich bestochen bin, sondern allen die ihn gelesen haben, hat er ausserordentliches Vergnügen gemacht. Man sieht einen Athleten, der zwar lange nicht mitgekämpft hat, der aber zeigt, dass er die ganze Fechtkunst versteht, sobald er einmal wieder in die Schranken tritt. Was gäbe ich nicht für einen zweyten Brief an mich? und für einen dritten an Lessing, und für einen vierten an — wen Sie wollen. Ich setze mich zuerst, weil ich gewiss weiss, dass ich mich durch eine Ode an meinen Ebert lösen würde. Herr Lessing mag sich durch eine Comödie lösen, worin er ein Mädchen schildert, dass ausserordentlich liebenswürdig ist, und wozu er das Muster von Ihrem Mädchen nimmt. Aber ist die Hochzeit auch nicht schon vorbey? Damit ich Frau und nicht Mädchen schreibe, wenn ich Sie künftig ersuche, meine Grüsse an sie, und, welches ich itzt gleich thue, an Ihren Herrn Vater und Frau Mutter zu bestellen. Vergessen Sie doch nicht, wenn ich so glücklich seyn soll einmal Ihre Hand wieder zu lesen, mir zu sagen ob ich Ihrem E. P. noch ein wenig gefalle?

Principibus placuisse viris non ultima laus est. Ich umarme Sie und bin ewig und unveränderlich ganz der Ihrige

Berlin den 25 Januar 1773. Ramler.

7.

Mein geliebter Herzensfreund!

Diesen meinen Gruss wird Ihnen ein junger Musikus, Herr Reichard einhändigen, den ich unmöglich durch Braunschweig kann durchreisen lassen, ohne Sie gesehen zu haben. Sie werden an diesem jungen Manne ein musikalisches Genie und noch andere schätzbare

Eigenschaften entdecken, worunter auch diese ist, dass er Sie, und alle, die Ihnen gleichen, bewundert und verehrt. Dass Sie mit Ihrer geliebten Frau höchst vergnügt und glücklich leben, das weiss ich, und darf mich also darnach nicht erkundigen; aber das möchte ich doch wohl wissen, was wir das nächstemal von Ihnen zu lesen bekommen werden, und wie bald wir es bekommen sollen. Imgleichen, ob bald ein kleiner Ebert (ein weit besseres Werk, als Ihre besten Geschriebenen) ob bald ein solcher Liebesgott vom Schoosse seiner Mutter den Vater mit halbgeöffneten Lippen anlachen wird. Ich reisse mich von meiner neuen Ausgabe des Bathyll (von der ich noch fünf Bogen nach Leipzig zur Messe schicken soll) mit Gewalt los, um das Verdienst zu haben, Ihnen öfter zu schreiben, als Sie mir. Ich hätte Sie bey dieser letzten, vermuthlich letzten, Verbesserung in vielen Dingen zu Rath ziehen mögen: aber immer Briefe desswegen zu schreiben schien mir keine Erleichterung bey meiner Vielschreiberei zu seyn. Ich bin durch beyliegendes Gedichtchen, wozu ich mir, nach meiner alten Gewohnheit, ziemlich viel Zeit nahm, an der Vollendung des kritischen Buches gehindert worden, welches ich aber fertig zu schaffen eilen muss. Daher ich mich Ihnen diesesmal kurz und eilfertig empfehle, einen meiner besten Segenswünsche Ihrer besten Frau gebe, Herrn Lessing, Zachariä, Eschenburg grüsse und mich mit dem aufrichtigsten Herzen nenne

Ihren

getreuesten Freund
und Milchbruder
Ramler.

Berlin den 30 April
1774.

N. S. Die Anmerkungen unter diesem Vorspiel sind für das einfältige Berlinische Parterr gemacht, und werden in meiner künftigen Ausgabe wegbleiben. Zu dieser will ich, nach Ihrem und Ihres Hagedorns Beispiel, andere Anmerkungen machen, die ich grosse Lust hätte Ihnen noch in diesem Jahre zuzuschicken.

8.

Liebster Freund!

Wir haben hier mit unserm lieben Lessing recht vergnügt gelebt. Zuerst ihn brav ausgefragt, und, als wir merkten, dass er uns das meiste und beste geschrieben geben wollte, zu fragen aufgehört. Ich habe, wie gewöhnlich, von allem mit ihm gesprochen, wovon ich mir zu sprechen nicht vorgenommen hatte, und alles vergessen, wovon ich nothwendig mit ihm zu sprechen hatte; ich werde mich also wieder aufs Briefschreiben verlassen müssen, eine Sache, worin wir beide gleich genau und gleich unermüdet sind. — Sie ermahnen mich zum Schreiben, — damit Sie, wie Moses sagt, sich mit dem wohllüstigen Lesen

einen Zeitvertreib machen können: eben so mache ichs mit unserm Lessing; ich ermahne ihn mit allen rhetorischen Figuren zu einer neuen Komödie, besonders zum Schlaftrunk, weil ich zu dieser den Titel hergegeber habe: aber er lässt sich ruhig ermahnen, und folgt seiner eigenen Laune und der Bequemlichkeit. Ich finde es gleichfalls viel bequemer, meine Stunden mit Lesen hinzubringen, als mit Ausarbeitungen, wovon der Dank in Kritiken besteht, die so künstlich auf Schrauben gesetzt werden, dass man denken muss, man habe uns nur aus Gnade und Barmherzigkeit ungezüchtigt entwischen lassen. Wenn ich einmal, wie Pope, wild werden könnte, so würde ich alles, was schon wider mich grob gesagt und fein gestichelt ist, zusammenschreiben, und es selbst der Welt zum Geschenke machen. Es würde sich alsdann zeigen, dass ich nicht eine einzige gute Eigenschaft besässe, sondern noch unglücklicher wäre, wie das schlechteste unter allen menschlichen Geschöpfen ist, wovon doch jedes wenigstens eine oder ein Paar gute Seiten hat. Freylich weiss die Welt nicht, oder vergisst es auch den Augenblick, was wider unsres gleichen Leutchen, die im Grunde doch gute Leutchen sind, gewitzelt wird. Schade nur, dass wir es nicht so geschwinde vergessen. Wir erwarten wenigstens einen warmen Dank, und erhalten im eigentlichsten Verstande Ungewinn und Schaden. Meine Gattung von Poesie ist die undankbarste unter allen. Schriebe ich Fäbelchen oder auch Satiren, so würde ich gelesen und vielleicht gefürchtet. Aber nichts, als lauter reiner Weihrauch, den der nicht zu riechen bekömmt, dem er angezündet wird, und dessen die übrigen, denen er nicht angezündet wird, bald überdrüssig werden. — Wenn man meinem Milchbruder in Schriften auch nur von Ferne eine saure Miene macht, so werde ich beleidigt; dann denke ich, wen wollen wir denn einmahl vom Herzen loben und schätzen, wenn wir unsre besten Männer so kalt und zweydeutig loben? Sie können sich also nur mit mir trösten. Mündlich und in Briefen bekomme ich die deutlichsten und oft die ausschweifendsten Lobeserhebungen, damit man es im Drucke wieder mässigen kann. Fehler werden mit bestimmten Worten und Beweisen angeführt, das Beste wird gar nicht angeführt, sondern nur mit den abgedroschenen allgemeinen Lobeserhebungen belegt, die ein jeder bekömmt, dem man nichts Böses sagen will. Ich rede hier fast nur von einem einzigen Kritiker, dessen Aufführung mir nahe geht; denn wirklich lese ich zu wenig gelehrte Zeitungen, als dass ich viel für oder wider mich erfahren könnte. — Poesien, welche ich nun gern bis in mein 60 Jahr machen möchte, habe ich, seit meinem 49 Jahr, nicht gemacht; aber fremden Liedern ein Paar Feilstösse gegeben, das habe ich wohl. — Zum Exempel: wenn ich wüsste, dass unser vortreffliche Prof. Eschenburg es nicht übel nehme, wenn ich eines seiner Lieder, das ich im Almanach d. d. Musen gefunden habe, in die Cur nähme, so wollte ich es ihm zur Prüfung und zur letzten Ausfeilung übersenden. Nach meiner neuen Leseart würde

es, so viel ich es aus dem Kopfe weiss, (denn diesen Brief schreibe ich bei Herrn Voss, wo Lessing diesen Tag zubringt) ungefähr so anfangen:

Philet.

So verändert, Freund Elpin?
Was soll dieser Rosmarin,
Da dein jugendliches Haar
Sonst umkränzt mit Rosen war?

Elpin.

Chloens Lieb' ist mir geraubt:
Rosen, sprach ich, um mein Haupt
Dürft ihr künftig nicht mehr blühn!
Darum trag ich Rosmarin. — u. s. w.

Weil ich die Folge nicht mehr im Gedächtniss habe. — Ich wollte gern in der lyrischen Blumenlese von allen unsern guten Dichtern wenigstens ein Stück aufzuweisen haben, und es wäre Sünde und Schande, wenn ich unsern Eschenburg ausliesse. Klopstocken habe ich ausgelassen, weil er für diese Sammlung zu hoch ist; er kann sich aber mit mir trösten: denn mich selbst habe ich auch ausgelassen. Ich hoffe zwar von ihm, aber nicht von einigen seiner Schüler, Vergebung, wenn ich eines seiner leichten Lieder verkürzt. Wenn Sie uns dieses Jahr besuchen, so wollen wir darüber Conferenz halten. Ich umarme Sie mit der wärmsten Freundschaft, küsse Ihrer vortrefflichen Frau die Hände, — und Mund und Wangen dazu — (es ist ja fürs erste nur im Briefe!) und bin

Ihr

Berlin 20 Februar 1776.

ewig getreuer brüderlicher
Ramler.

9.

Mein geliebtester bester Freund!

Der Herr Hofrath Raupach, ein Schlesier, und Ihrem lieben Minister, dem vortrefflichen Zedlitz, lieb und werth, wird Ihnen seine Person und diesen Brief bringen. Er liebt die deutsche Litteratur in ausnehmendem Grade, und ist mit allen unsern alten und neuen Dichtern so bekannt, wie wir selbst: das ist genug, ihn auf die kurze Zeit, da Sie ihn in Braunschweig sehen werden, Ihrer Freundschaft zu empfehlen. Ich lege hier des Prof. Eschenburgs aufgefundenes Liedchen, mit meinen Varianten bey, mit der Bitte, mir es gütig zu verzeihen, dass ich meine Feile an sein Gedicht zu setzen gewagt habe, und mit der zweyten Bitte an ihn, mit seiner eigenen Feile darüber herzufahren. Sein Lied ist zu einer neuen lyrischen Blumenlese bestimmt, die den zweyten

Theil und den Schluss dieser mühsamen und vielleicht undankbaren Arbeit, ausmachen soll. Ich bin in diese Arbeit durch die kleine Veranlassung hineingezogen worden, dass ich dem Tonkünstler ein paar Stellen bequemer machen müssen. Bald darauf habe ich immer weiter um mich gegriffen, und andern das zu leisten gesucht, was ich vielleicht (wenn ich meinen eigenen Vortheil besser verstanden hätte) mir nur allein hätte leisten sollen. Ich will sehen, ob ich Ihnen nicht zur letzten Beurtheilung, das ganze Buch in einigen Wochen hinüberschicken kann. Sie sind patriotisch gesinnt; Ihnen liegt die Ehre Ihrer zeitverwandten Dichter am Herzen, und dafür umarme ich Sie auch mit doppelten Küssen, Ihre liebenswürdige Frau in diese Umarmung mit eingeschlossen; und bin ewig

Ihr

getreuester Freund und
redlicher Milchbruder
Ramler.

Berlin den 28 April
1776.

10.

Liebster Freund und theuerster Milchbruder!

Diesen mir so werthen Nahmen muss ich nicht abkommen lassen. Und nun wie befinden Sie sich auf Ihrer Reise? oder wie haben Sie sich befunden? Herr Reich aus Leipzig wird Ihnen doch, meinem Auftrage gemäss, die Fabellese übersandt haben? Ich hatte ihm zugleich ein Briefchen an Sie und an viele Mitarbeiter der Fabeln hingeschickt, mit der Bitte, zu jedem Briefe ein Exemplar auf Holl. Papier hinzu zu thun. Wenn er alles getreulich ausgerichtet hat, so wird es mir lieb seyn, wenn mein Freund, der Nichtschreiber, es mir einmahl melde. Aber vornehmlich erinnert mich Himburg, dass ich Sie ersuchen möchte, für ihn eine neue Ausgabe Ihrer Youngischen Nachtgedanken zu veranstalten. Ich besorge, dergleichen druckt man sonst ohne Anfrage; es ist also ein gutes Zeichen, dass er wenigstens es nicht so macht, wie die Nachdrucker. Auch weiss ich aus Erfahrung, dass er die versprochenen Autorgebühren richtig zahlt. Schreiben Sie ihm doch selbst hierüber. Er sagt, Ihr Buch wäre abgegangen, und es könnte leicht ein Nachdruck in der Schweiz oder in Wien oder Strasburg oder Manheim gemacht werden.

Ich habe Ihrem gnädigen Herzoge meine Fabellese zugesandt; ich wünsche, dass sie Seinen Beyfall erhalten mag. Ich hätte ihm wohl die Nahmen der Verfasser in das Register schreiben können, ich wollte aber das Exemplar nicht länger zurück halten. Verslein zum Anfange habe ich hineingeschrieben. Die beiden letzten davon habe ich noch im Gedächtniss:

> Auch Thetis Sohn ergriff, entfernt vom Schlachtgewühl,
> Des alten Chirons Saitenspiel.

Das übrige denken Sie sich leicht hinzu.

Wenn Sie doch die Youngischen Satiren von den Nachtgedanken trennen wollten! Manches Frauenzimmer liebt diese Satiren nicht; und manche Mannsperson leider! die Nachtgedanken nicht.

Grüssen Sie meine liebe Freundin, Ihre theuerste Hälfte, und geben ihr in meinem Nahmen den Kuss eines Freundes. Ich bin mit dem wärmsten Herzen Ihr *)

Berlin d. 21 Dec. 1783. — ewig getreuer Freund Ramler.

---

*) Der in diesen Briefen häufig wiederkehrende Ausdruck Milchbruder ist nicht gut im gewöhnlichen Sinne zu verstehen, da Ebert zwei Jahre jünger war als Ramler. Vermuthlich gab die grosse Aehnlichkeit der beiden Freunde die Veranlassung zu dieser Bezeichnung. Die Karschin wurde, als sie Ebert zum erstenmale sah, von dieser Aehnlichkeit so überrascht, dass sie ihr Erstaunen in folgende Verse ergoss:

Ebert und Ramler.

Ihr Götter was hab ich gesehn,
Durch welchen unter Euch ist dieses Wunder geschehn?
Sie sind nicht einer Mutter Söhne;
Und dennoch hatten wohl nicht
Die Brüder der schönen Helene
Mehr Aehnlichkeit im angesicht
Als Ebert und der Sänger des Süssen Pygmalions.
Von beyder Lippen fliessen
Accente der Musen und des hohen Apollons,
In beider Auge funkelt
Ein gleiches liebliches Blau,
Wie auf Vergissmeinnicht und Hyacinthen der Thau
Wenn keine Wolke den Morgen Verdunkelt.
Sie haben Einerley
Lächeln und Blick wie der freundliche May,
Und der rosengeschmückte
Nach Ihm folgende Mond.
Ihre Mutter entzückte
Einer, der den Olimpus bewohnt,
In wollüstigen Träumen
Zu verschiedener Zeit,
Als Ihr Wesen begunte zu keimen,
Ja, Ja — daher entstand die Gleichgeschaffenheit!
Phöbus ist es gewesen,
Beyde sind des Gottes Voll,
und von Ihm
Zu Lieblingen erlesen,
Deren Ruhm nicht untergehen soll.

Braunschweig. — Dr. Adolph Glaser.

Beiträge
zur englischen Lexikographie.
(Zweiter Artikel.)

R, the three R's of Sir William Curtis = Lesen, Schreiben und Rechnen, davon so genannt, dass Alderman Curtis, der Liebling Georg's III., einst in einem Toaste „reading, writing, 'rithmetic" feierte. (Nach J. Schmidt, Archiv, Bd. 21, p. 348.)

rabble, to, wurde 1689 von den covenanters gebraucht, in der Bedeutung: bischöfliche Geistliche aus ihrem Amte vertreiben. Macaulay, Hist. IV, pp. 248, 250, 251 Tchn.

rabbit me = damn me, wiederholt in Goldsmith's Lustspielen, zu seiner Zeit also wohl eine alltägliche Redensart.

rack. Nach den Dictionnairen sollte man vermuthen, dass es in der Bedeutung: ziehendes Gewölk nur an den zwei citirten Stellen in Shakspeare vorkommt. Es wird jedoch noch heute häufig gebraucht, unter andern von Thos. Moore, I, p. 391, II, p. 313, III, p. 316 Tchn.

ragged schools, die in neuerer Zeit für die vagabundirende Jugend Londons gegründeten Armenschulen.

ramshackle, Substantive. The Newcomes, II, p. 318 Tchn.

ray-dog, eine Fischart. Kingsley, Two years ago, p. 50 Tchn.

read, the, Substantive. On Monday when I arrived and took my seat at the head desk, and my first read of the newspaper, as was my right, the first thing I read was. Thackeray, History of Samuel Titmarsh, chpt. I.

readership, Correctorstelle in Buchdruckereien.

refugees = cowboys, in consequence of their having taken refuge under the protection of the crown. Cooper, The spy, p. 199 Tchn.

registrar. Der Civilstandsbeamte. England und Wales zerfallen in 624 registration-districts.

regulation cap, regulation suit, regulation sword u. s. w., beim Militair, die vorschriftsmässige Mütze, Uniform, der vorschriftsmässige Degen.

renowner. So übersetzt Longfellow, Hyperion, p. 66 das deutsche Renommist.

to report one's self, militärischer Ausdruck: sich melden.

to reread, to read again.

a rheoboam, a shovel hat.

the rhine, in Somersetshire für Graben. Macaulay, Hist. II, 172 Tchn. Between them and the enemy lay three broad rhines, filled with water and soft mud. Two of these, called the Black Ditch and the Langmoor Rhine, Monmouth knew that he must pass. But the existence of a trench, called the Bussex Rhine, had not been mentioned to him by any of his scouts. — Van Dalen hat dieses rein provinzielle Wort wohl mit Unrecht in sein Vocabulary aufgenommen.

ribbon, Ordensband, wie ruban. Thos. Moore, IV, 101 Tchn.

rich, reich an guten Einfällen, Schulausdruck. D'Israeli, Coningsby, 8, 1. Log of the Water Lily, p. 42 Tchn.

riddle-me-ree, ein Räthselrefrain, wahrscheinlich corrumpirt aus riddle-me-right.

to ride (the) Skimmington. Eine Beschreibung dieses Schandritts in Butler's Hudibras, Part II, Canto II.

Right-boys = White-boys. Atlantis, II, 22.

the ring, in Arcansas, ein über dem Hufe des Pferdes festgeschnürter seidener Faden, um den Reisenden wegen Lahmheit des Pferdes zur Umkehr zu zwingen. Marryat, Monsieur Violet, p. 298 Tchn.

to rise, Schulausdruck, einen höhern Platz bekommen.

river-brethren, eine religiöse Secte in Nordamerika (Kohl, Reise im Nordwesten der Vereinigten Staaten, p. 25).

Roger de Coverley, ein alter Tanz.

roller, ein Gebäck in den Vereinigten Staaten (Kohl, Reise im Nordwesten der Vereinigten Staaten, p. 239).

the roly-poly pudding; so schreibt Thackeray, Snobs, chp. 35, gewiss unrichtig für rolly-pooly (von roll in the pool).

the roost, die Meeresströmung. Walter Scott, Pirate, I, 1.

rove, in der Seesprache gewöhnliches Participium, das nicht zu to rive, sondern zu to reeve gehört mit demselben Vocalwechsel wie hove von to heave. Cooper, Jack o'the Lantern, p. 328 Tchn.

ruffs and rees? Eine Vogelart; nur bei James, stepmother, II, p. 230 Tchn. und Beauchamp, p. 210 Tchn.

the runner, 1) einer der bei dem Schulfest montem beschäftigten Knaben (siehe die unter montem citirte Stelle); 2) der Passagiermäkler in New York, ein Betrüger, der über die Einwanderer herfällt und sie durch falsche Vorspiegelungen um ihre Habe zu bringen sucht, von den Deutschen durch das platte Loafer (Läufer) übersetzt.

rush-cart, ein aus Binsen gemachter und bei den Maifesten gebrauchter Wagen, dessen genaue Beschreibung zu finden ist in Ainsworth, Lancashire witches, I, p. 113 Tchn.

sack. „They were well provided with that kind of Spanish wine which is called ‚sack', though the true name of it be Xeque, from the province, when it comes." — Mandelsho, travels into the Indies, London 1669, p. 5.

sacker, früher der Name einer kleinen Art Kanone. W. Scott, Montrose, I, p. 39, Schlesinger'sche Ausgabe.

sainted, oft gleichbedeutend mit late, dead, selig.

Saint Swithin. Nach einer abergläubischen Regel tritt lange Regenzeit ein, wenn es am Tage des Saint Swithin geregnet hat. Daher Punch, n. 819, p. 112: The birthplace of St. Médard, who is the French St. Swithin, has long been a puzzle to French archaeologists. However, the bibliopile Jacob says that there is every ground for supposing it was somewhere near Tours, for undoubtedly St. Médard's Province in France was To-Rain (Touraine).

to sail, oft von Personen, stolz einherschreiten.

safe bind, safe find, Sprichwort.

Santiclaus. Longfellow, Outre-mer. Standard Amer. Auth., p. 305: The shops were full of dolls and playthings for the Bifana who enacts in Italy the same merry interlude for children that Santiclaus does in the North. Dieser Santiclaus ist offenbar der am Rhein verehrte und von dort durch Einwanderer nach Amerika versetzte St. Nicolaus.

satisfied in. I was lately satisfied in what I heard of before .... that the mystery of annealing glass is now quite lost in England. Fuller. Mixt Contemplations on these times in Fuller's Good Thoughts, Pickering, 1846, p. 221.

save you, abgekürzt für God save you, die früher sehr gebräuchliche Begrüssungsformel.

(God) save the mark, ein immer in ironischem Sinne gebrauchter Ausruf.

savourly. Damit bezeichneten die Independenten die ihnen zusagenden Predigten. Macaulay, Hist. of Engl., I, p. 121 Tchn.

scene, Hinterdecoration, im Gegensatz zu side oder wing, Seitencoulisse.

scratcher, eine Art schnarrender Rolle, mit denen sich die den Jahrmarkt zu Greenwich Besuchenden zur Belustigung einander unvermerkt über den Rücken fuhren (F. A. Flügel).

screw, turfcant, ein schlechtes Pferd. Charles Lever, Arthur O'Leary, I, pp. 118, 125, 313 Tchn.

scrub, der „Busch," Wald in Van Diemensland. James, The convict, II, p. 104 Tchn.

scruf, der Nacken. Marryat, Jacob Faithful, I, 6. I shall take you by the scruf of the neck. — Dickens, Little Dorritt, I, p. 310 Tchn.

scuft of the neck, dasselbe in Gaskell, Life of Charlotte Brontë, I, p. 276 Tchn.

sculping, young sculping, scacant (F. A. Flügel).

a scup, amerik., a swing. The wide, wide world, p. 102 Tchn.

second-scent. Analog dem second sight gebildet von Thos. Moore in den Fire-worshippers:

> With that keen second-scent of death
> By which the vulture snuffs his food
> In his still warm and living breath.

secret, a, ein unter dem Anzuge getragenes Panzerhemd. Macaulay, Hist. IV, p. 301.

Secularists, heterodoxe Kirchenpartei in England.

self taught, well taught, Sprichwort.

to send, vor Participien der Verba der Bewegung zur Verstärkung angewendet. Warren, Now and then, I. He flung him out into the open air with such a violence which sent him staggering several yards. Derselbe, The Thunderstruck. Shall we be at once split asunder into innumerable fragments and sent drifting through indefinite space. Macaulay, The royal troops instantly fired such a volley of musketry as sent the rebel horse flying in all directions. James, The stepmother, II, p. 189 Tchn. As soon as this is all settled, I'll pay her wages and send her packing.

serpent fence = virginia fence (Kohl, p. 301).

shaky, exchange cant, faul, in schlechten Umständen. Thakeray, History of Samuel Titmarsh. Other circumstances occurred in the city of London which seemed to show that our director was — what is not to be found in Johnson's dictionary — rather shaky.

shambles, a, als Singularis. Bulwer, Zanoni, III, 7. Thick steams of blood rise as from a shambles. Prescott, The whole land was converted in a vast human shambles.

sham, nach Macaulay, Hist. of Engl., I, p. 253 Tchn., seit der Zeit Karl's des Zweiten in Gebrauch. Vergl. North's Examen, p. 231.

shamefastness, die eigentliche Form für shamefacedness, vom angelsächsischen sceam-feast; es kommt vor in der Bibelübersetzung von 1611, Timoth. I, 2, 9.

shandry, eine Wagenart. Gaskell, Ruth, p. 161 Tchn. und The Sexton's Hero, scheint nordenglisch.

shandygaff, ein Getränk. Cuthbert Bede, The adventures of Mr. Verdant Green, I, chpt. 12.

sharp, dur, im Gegersatz zu flat, moll.

sheet-lightning, Wetterleuchten.

shooting-gallery, Schule zu Schiessübungen, le tir.

short whist, eine Art des Whist, wie long whist.

to show fight, Miene machen, sich zu widersetzen.

the shy, der Wurf. Wilkie Collins, Hide and seek, I, p. 126 Tchn. I feel certain that I should enjoy having a shy at Mr. Jubber. Ferner II, 163. Siehe the smudge.

sight, der Alliteration wegen häufig zusammengestellt mit sound; every sight and sound, Alles, was zu sehen und zu hören ist.

to sight, zielen, beim Geschütz. Cooper, Jack o' the Lantern, p. 405 Tchn. Cpt. Mayne Reid. The hunter's feast, chpt. 23. Scheint Amerikanism zu sein.

sketching-stool, Malerstuhl.

skip. Trinity college appellation for servant. Charles Lever, Harry Lorrequer, I, p. 196 Tchn.

skipper, oft allgemein und scherzhaft für jedweden captain of a ship.

skirl, the, substantivisch, das Geschrei. Gaskell, Ruth, p. 50 Tchn.

slur, to, namentlich häufig in Verbindung mit over gebraucht, was Lexika nicht angeben.

smack, to. The smack heisst der Schlag, Klaps; to smack in der Bedeutung schlagen hat kein Lexikon; es kommt bei Wilkie Collins oft vor, unter Anderem in Hide and Seek, II, p. 1 Tchn. The butcher smacked with triumphant hand the fat carcasses that hung arround him. Ferner daselbst II, p. 208, Tchn.

the smudge, Substantiv, der Schmutz. Marryat, Valerie, chpt. 7. Für schmutzige Zeichnung kommt es vor bei Cuthbert Bede, the adventures of Mr. Verdant Green, I, chpt. XII. Ich erwähne hier noch einmal, was unter clamber schon oben gesagt ist, dass man beinahe als eine Regel aufstellen kann: Infinitive deutscher Abstammung werden durch den vorgesetzten Artikel zu Substantiven. Es beweist die hier mitgetheilte Wörterliste, wie viele Bereicherungen die Wörterbücher von diesem Grundsatze aus erfahren. Vergleiche unter Anderem: read, shy, skirl, spin, swindle, wrap.

a snuff-mull = a mole.

snug to, activ. Oliver Goldsmith. You must know, sir, every woman carries in her hand a stove, which, when she sits, she snugs under her petticoats.

sod-corn nennen die westlichen Ansiedler das aus dem Urlande mit blosser Umpflügung des Rasens gewonnene Korn. Kohl, p. 501 (Rasenkorn).

soddened with wet. Dickens, Little Dorrit, I, chp. XI, ein sehr kühn, wie von einem Verbum sodden gebildetes Wort.

to soil (vom Wilde), in's Wasser laufen. Marryat, The children of the New Forest, p. 89 Tchn.

sou 'wester, eine Art Hut.

a spade guinea = a clipped guinea bei James. The stepmother, I, p. 336 Tchn. Es sollte wohl eigentlich a spaid (spay-ed) guinea heissen.

spanish merchant, Gesellschaftsspiel. Mrs. Gaskell, Company Manners, the end.

spanner, Aufpasser in Spielhäusern.

spar, ein an der Seite amerikanischer Flussdampfer befindliches dickes Steuerholz. Kohl.

a spin, substantivisch in Thos. Moore's Summer fête.

to split legs, mit dem im Wagen Gegenübersitzenden die Beine kreuzen; to split straws, ein Kleinigkeitskrämer sein.

spoffish? Boz, Sketches.

spoiled five, ein häufig in Lever's Schriften erwähntes, wahrscheinlich irisches Kartenspiel.

the spoor, aus dem Holländischen entlehnter, am Cap gebräuchlicher Ausdruck für track, Spur. Marryat, The mission in Afrika, p. 151 Tchn.

squarring? Wilkie Collins, Hide and Seek, I, p. 243 Tchn. Here Zack came in with the gloves on, „squarring" on the most approved prize-fighter principles, as he advanced.

to squash, intransitiv bei Dickens, Hard Times, p. 269 Tchn.

squaw-corn, nordamerikanisches Beiwort des Mais, gebildet nach dem indianischen Worte dafür. Vermuthlich nennen es die Indianer so, weil bei ihnen die Maiscultur ausschliesslich ein Geschäft der Frauen ist und im Gegensatz zu ihrem andern Getreide, dem „wilden Reis."

to stag, to turn stag, to peach. James, The stepmother, I, p. 336 Tchn.

stage-direction, Bemerkung für die Schauspieler.

stampeded, Amerikanism. The hunter's feast, Cpt. Mayne Read. Horses on their first few days journey are easily „stampeded" and will sometimes stray home again.

a stick-fast, ein Mensch, den man nicht loswerden kann.

a stick-out, a strike, eine Arbeitseinstellung. D'Israeli, Sybil, III, 1.

stilly wird von den Lexikographen nur als Adverbium aufgeführt, ist jedoch auch ein ziemlich häufig vorkommendes Adjectiv. Thos. Moore, Oft in the stilly night. James, Heidelberg, p. 300 Tchn. Warburton, Darien, II, p. 79 Tchn. Mrs. March, Ravenscliffe, I, p. 324 Tchn.

a stitch in time saves nine, Sprichwort.

a straddle-bug (?) figure. Longfellow, Hyperion. Standard Americ. Auth., p. 33.

a striker, in Amerika, Derjenige, welcher einem Candidaten durch Drohungen Geld abpresst. Atlantis, II, p. 621.

Stroke, ohne Artikel, in boating parlance is the name given to him who pulls the stern oar. Log of the Water Lily, p. 3 Tchn. Dasselbe ist

stroke-oarsman. Cooper, Excursions on Italy, Letter 16.

stump-candidate, in Amerika, Candidat, der nicht aus pri-

mary elections hervorgeht, sondern sich selbst empfiehlt. Atlantis, II, p. 620.

the stun, ein betäubender Schlag, Ruth, p. 100 Tchn.

sucker, der einem Candidaten Geld abpresst, amerikanisch. Atlantis, II, p. 621.

sucking, burlesk gebraucht vor Substantiven, a sucking Nelson, ein angehender Nelson; sucking saints (Currer Bell), Heilige in spe.

the sun-burst was the fanciful name given by the ancient Irish to the royal banner. Thos. Moore, II, p. 170 Tchn.

the Sunday out, der freie Sonntag der Dienstboten.

the surround, eine amerikanische Büffeljagdmethode. The Hunter's feast, Cpt. Mayne Reid, chpt. 18, the end.

susurrus. Longfellow, Evangelina, II, 4. The chant of their vespers mingling its notes with the soft susurrus and sighs of the branches.

the sweep, (auch) der Strassenfeger.

symphonetic, zur symphony, dem Zwischenspiel, gehörig. James, The smuggler, p. 344 Tchn.

symphony, die über den Schluss eines Gesangs hinaus gespielte Instrumentalbegleitung. Warren, Intriguing and madness. Thos. Moore, II, p. 241 Tchn.

swindle, the, Substantiv. Wilkie Collins, Hide and Seek, I, p. 149.

to swirl. The crowd (of pigeons) came „swirling“ forward. Amerikanism. The Hunter's Feast, Cpt. Mayne Reid, chpt. V.

Tadpole, Spitzname der Einwohner von Mississippi, Atlantis, II, p. 639.

take. to take the chair, den Präsidentenstuhl einnehmen.

to take wine with one, nach englischer Sitte bei Tische einem Andern zutrinken.

to take on, vulgär, sich Etwas sehr zu Herzen nehmen.

to take credit to one's self for a thing, sich auf eine Sache Etwas zu Gute thun.

to take ist der technische, fast slangartige Ausdruck für Springen eines Pferdes. The horse will take any fence you'll put it to.

take my word (for it), verlasse dich darauf, häufig drohend.

to take a second, beim Singen die zweite Stimme singen.

taky, Adjectiv, Artist-cant. Wilkie Collins, Hide and Seek, I, p. 187 Tchn.

tarnation, amerikanischer Slang für damnation.

Tar-boilers, Spitzname der Einwohner von Carolina wegen des Theers, der aus den ungeheuern Föhrenwäldern dieses Staates gezogen wird. Atlantis, II, p. 635.

teetotum oder totum. Herrig, Archiv, IX, p. 479. Spiel mit

einem Würfel, dessen vier Seiten mit den Buchstaben T, H, N, P bezeichnet sind. Die Deutung der Buchstaben ist offenbar: T = Totum, Total; H = Half; N = Nought; P = Pay. Fällt T nach oben, so erhält der Spieler den ganzen Aussatz, bei H die Hälfte, bei N nichts, bei P muss er den Einsatz erneuern. Teetotum bezeichnet also: T receives the total. Es ist also, auf die teetotalists angewendet, ein Wortspiel mit einem den Engländern längst vor dem Mathew'schen Mässigkeitssystem ganz geläufiger Begriff.

telegram, telegraphische Depesche, seit 1857 in Gebrauch. Die Buchhandlung Mrss. Longman in London hat beschlossen, das Wort in die von ihr publicirten Wörterbücher aufzunehmen. Es wird demgemäss in dem neuen Johnson sich finden, den Dr. Latham herausgibt.

to tenant, intransitiv gebraucht von Warren, The Lily and the Bee, p. 208 Tchn. In yonder tree he tenanteth alone.

thank you for nothing, ironisch, danke schön, ergebener Diener. Thakeray, Vanity Fair, I, p. 334 Tchn. Walter Scott, Ronan's Well, I, 4. Charles Lever, O'Malley, III, p. 232.

that, oft pleonastisch hinter Conjunctionen, if that, how that, though that, for that (weil), till that, since that, when that, wheter that, whilst that, gewiss eine Einwirkung des romanischen que in quoique, jusqu'à ce que &c.

thimble-rig, eine Person bezeichnend bei Thos. Moore, V, p 124 Tchn.

thrust, to be thrust on his own resources, on the wide world, auf sich selbst angewiesen sein.

thwaite, Endung vieler Ortsnamen im nördlichen England, z. B. Est-thwaite, Cross-thwaite, Apple-thwaite (Thwaite, urbar gemachtes Stück Waldland).

tie, Querholz auf Eisenbahnen.

tiff. In den Bleiminen am obern Mississippi Slangausdruck für carbonate of lead (Kohl, p. 287).

tiled. Thakeray, Book of Snobs, p. 238 Tchn. Come, come, Snob, my boy, we are all tiled, you know. Punch, Nr. 819, p. 117. All tiled? In beiden Stellen bedeutet es: unter einer Decke stecken, sich einander verstehen, eigentlich wohl unter einem Hute stecken, von tile, dem Slangausdruck für Hut.

Tilly = Mathilda.

timber, ganz gewöhnlich als Wald, fehlt in allen Lexicis.

time-tables, der Fahrplan der Eisenbahnen. Wilkie Collins, Hyde and Seek, II, p. 222 Tchn.

tingler, a very smart slap. Colman, Vol. 1, 63 u. 64.

tintinnabulum, der Klang der Glocke, angewendet von Cowper im Table talk: The clockwork tintinnabulum of rhyme.

tip, the, turfcant, die Prophezeiung, welches Pferd gewinnen wird. Solche Wahrsagungen werden in England gewerbmässig betrieben.

a tipsy cake, Thakeray, Snobs, chpt. 30, Biscuitkuchen mit Sherry begossen und glacirten Mandeln gespickt (aus dem Brief einer in England lebenden Dame).

Tityre Tus = Mohawk. Macaulay, Hist. of Engl., I, p. 355 Tchn.

to, zu, im Gegensatz zu open, offen, dem Verbum nachgesetzt und gewöhnlich mit demselben durch einen Bindestrich vereinigt. Bulwer, Lucretia. The loss of the crossing. With that Bill clapped-to the door. Shak., Coriolan, I, 4. Following the fliers at the very heels, with them he enters; when upon the sudden, clapp'd to their gates. Dickens, Little Dorrit, Vol. 2, p. 188 Tchn. The wind has been and blown the door to. — Gesprächsweise bleibt auch ein von selbst verständlicher Infinitif nach to ganz fort. D'Israeli, Tancred, II, 1. Your grandfather would never let me travel; I wanted to; but he never would. Dickens, Little Dorrit, Vol. 2, p. 269 Tchn. You carry your projects about, instead of leaving them in the city or seeming to.

toddler, a, ein kleines watschelndes Kind. Mrs. Gaskell, Mary Barton, p. 3 Tchn.

toe, to toe a line, naval expression, sich in eine Reihe stellen.

Tom Trots, ein Gebäck. D'Israeli, Coningsby, I, 9.

tom-long, ein in den australischen Goldwäschereien gebrauchtes Geräth.

tommy to, als Verbum angewendet in D'Israeli, Sybil, III, 1. We are tommied to death.

touch-and-go (F. A. Flügel).

town and gown, academical expression, Studenten und Nichtstudenten.

training-school, Schule zur Ausbildung junger Lehrer, den preussichen Präparandenanstalten entsprechend.

trap, the, Versenkung im Theater.

trapesing = traipsing. Goldsmith, She staps to conquer, I, 1.

trappers, die in den Minen zum Schliessen der Thüren beschäftigten Kinder.

tremble, Subst., John Halifax, Gentleman, II, 267 Tchn. Die unter smudge erwähnte häufige Substantivirung von deutschen Infinitiven ergreift hier einen romanischen Infinitiv.

Triers, the, histor., die von Cromwell ernannte Commission, die über die Vertheilung von Pfründen an die geeigneten Personen wachte. Macaulay, Hist. of Engl., I, p. 156 Tchn.

trifle, ein tipsy cake mit Schlagsahne.

tripos, the, academical cant, der dreijährige Cursus an englischen Universitäten.

to trot out, Geld herausrücken. Warren, Ten thousand a year, II, 9.

tumble-down, oft als attributives Adjectiv vorkommend, verfallen.

tune, to the tune of, burlesk von Summen, bis zur Summe von. Cooper, Excursions on Italy, Letter X. He reaped the advantage of his intrigues to the tune of about two hundred francesconi, beyond his wages. Marryat, The privateer's-man, p. 207 Tchn. We had been robbed to the tune of about four hundred pounds. James, The stepmother, I, p. 348 Tchn. Oh, ay, answered Bill Maltby, to the tune of two or three thousand pounds.

to turn the turtle, seemännischer Ausdruck, mit dem Bote umschlagen. Marryat, Percival Keen, p. 266 Tchn. Der Ausdruck ist vom Schildkrötenfange hergenommen, wie aus Marryat, The privateer's-man, p. 198 Tchn., hervorgeht.

to turn up, plötzlich zum Vorschein kommen.

twenty questions, Gesellschaftsspiel, Mrs. Gaskell, Company Manners, the End.

umstroke, veraltet, circumference. Fuller, A Pisgah Sight of Palestine 1650, part. 1, b. 1, c. 14, p. 46. Such towns as stand (one may say) on tiptoe or on any part of the utmost line of any map ... are not to be presumed placed according to exactness, but only signify them there or there abouts.

unattached, militärisch, keinem Regimente angehörig, zur Disposition gestellt.

under God, nicht bloss, wie Flügel sagt, unter Gottes Schutz, sondern auch: nächst Gott. James, Henry Masterton, chp. 8. Under God, the success of to-day's skirmish is mainly attributable to you. Macaulay, Hist. I, p. 54 Tchn. That the king was, under Christ, sole head of the church, was a doctrine, which they all with one voice affirmed.

undergrad, verkürzt für undergraduate. Cuthbert Bede, The adventures of Mr. Verdant Green, chpt. 7.

to underlie a challenge. James, Forest days, pp. 247, 361, 366 Tchn.

unease. What an unease it was to be troubled with the humming of so many gnats. Hacket, Life of Williams, part 2, p. 88. Es hat sich dies Wort also noch lange nach Chaucer erhalten, aus dem Richardson ein Beispiel anführt.

unshelterable. Bulwer, Night and morning, II, 10.

unwhisperables = inexpressibles.

vampoose. Kingsley, Two years ago, I, p. 16 Tchn. Has he

vampoosed with the contents of a till. (NB. Kingsley liebt nova verba, seine Erfindungen sind daher genau zu prüfen.)

veal, calf, irisch. Lever, O'Malley, I, p. 87 Tchn.

verminer, veraltet für terrier. Ainsworth, Lancashire witches, II, p. 192 Tchn.

vista, sehr häufig im figürlichen Sinn, ein Blick in die Zukunft.

waker, the, in Irland, Jemand, der bei einer Leiche Wache hält. Thos. Moore, I, p. 24 Tchn.

walker, the, der Colporteur einer Gesellschaft. James, The stepmother, I, p. 304 Tchn.

Walker = humbug, eine seltsame Anwendung, der wohl die Interjection augh zu Grunde liegt, der eine Personalendung scherzhaft zugefügt ist. Oder entspringt sie aus irgend einem historischen Factum und aus welchem? Die Lexika ignoriren sie. Gewiss ist sie sehr vulgär; doch muss sie allgemein verständlich sein, wie die folgenden Stellen beweisen. 1) Dickens, A Christmas Carol, the End. Scrooge hat von einem Knaben erfahren, dass ein grosser Truthahn beim Federviehhändler noch nicht verkauft ist. Scrooge: Go and buy it. Walk-er! (sic) exclaimed the boy. No, no, said Scroge, I am in earnest. — 2) The man with the carpet bag, a farce. Leipziger Ausgabe, p. 30. Wrangle: — — the excuse is very lame. Boots: Not particularly lame, neither, sir; for it's all Walker. Das Wort findet sich in dieser mit sonst ganz hübschen erklärenden Anmerkungen von A. Diezmann herausgegebenen Sammlung nicht erklärt. Die in England gewöhnliche Form ist: Hookey-walker.

a walking gentleman, ein Statist.

a warrantable stag, ein fünfjähriger Hirsch. Marryat, The Children of the New Forest, p. 36 Tchn.

way. Where there is a will, there is a way. Proverb.

Weasel, Spitzname der Einwohner von Südcarolina. Atlantis, II, p. 637.

weazen, schmalbäckig. Dickens, Master Humphrey's clock, I, 9; gewöhnlich ist es verbunden mit face und features. Die Orthographie ist verschieden. Man liest weasan-faced. Flügel und Lukas geben nur weasel-faced. Warren in Now and Then, I, schreibt wizened face. James, Beauchamp, p. 13 Tchn., schreibt wizen-faced und gebraucht wizened ganz alleinstehend in Arrah Neil, p. 181 Tchn., so auch Thackeray, Snobs, XXII. Wizened scheint wohl die richtige Form zu sein als Participium von dem schottischen wizen = to wither; wizen für wizened hat Willie Collins, After dark, p. 271 Tchn., auch II, 226 u. 227.

wed = wedded, zweimal bei Longfellow, An April day. Sweet April! — many a thougt is wedded unto thee, as hearts are wed. — Hyperion. In cities there is danger of the soul's becoming wed to pleasure and forgetful of its high vocation.

westernism, im Westen der Vereinigten Staaten gebräuchlicher idiomatischer Ausdruck.

whereaway? Nach welcher Richtung?

whetstone-leasings, unverschämte Lügen. Joseph Hall.

white-nancy, der populäre Name einer Blume. Welcher? John Halifax, gentleman, I, 308 Tchn.

the wide-awake, eine Art Hut.

a widow's cap, eine Wittwenhaube. Eine nonnenhaft aussehende Haube mit doppelt gerollten Mullstreifen.

wild-cat-bank, Freibank in Indiana. Atlantis, II, p. 551.

winded statt wound von to wind, sehr häufig bei Walter Scott.

winkey, like winkey (as swift as the wink of an eye). James, The stepmother, II, p. 180 Tchn.

winter. Winter never rots in the sky, der Winter bleibt nie aus; nach Longfellow, Hyperion Standard Amer. Auth., p. 34, an old english saying.

wiry, vom Körper, stark, gedrungen.

wisdom-tooth, Weisheitszahn.

wit. Nach Mrs. Gaskell, Company, Manners, the end, ein bekanntes Gesellschaftsspiel.

without, elliptisch für without sugar bei Bestellungen in Wirthshäusern.

wolf. So wird nach Marryat, a Mission in Africa, p. 152 Tchn., dort die gefleckte Hyäne genannt, shard-wolf die gestreifte; eine andere Gattung heisst bay-wolf.

Wolfland. Macaulay, Histor. of Engl., IV, p. 136 Tchn. In William the Third's reign Ireland was sometimes called by the nickname of Wolfland. Thus in a poem on the battle of La Hogue, called Advice to a Painter, the terror of the Irish army is thus described:

A chilling damp
And Wolfland howl runs thro' the rising camp.

word, militärisch, das Commando (-wort).

workings. Bulwer, Lucretia, I, 7. As she spoke, she read the workings of her sisters' face. Lever, O'Malley, III, l'envoi. In

the fictitious garb of his narrative, he has clothed the inmost workings of his heart.

wrap, the, unmittelbar vom Verbum gebildetes Substantiv in Ravenscliffe, I, p. 83, busy in relieving Miss Wharncliffe from one of the heavy wraps. — John Halifax, gentleman, I, p. 89 Tchn., many wraps.

yellow jack, so nennen die Matrosen scherzweise das gelbe Fieber.

Zur Förderung der englischen Lexikographie würde es gereichen, Monographien über einzelne Lexika zu verfassen, wie sie in der Vorrede zu J. G. Flügel's Lexikon und in dem Aufsatz A. F. Flügel's über englische Lexikographie im Archiv enthalten sind. Wer die sauere Pflicht gehabt hat, Lexika besprechen zu müssen, weiss, wie oft er in Gefahr steht, statt einer Recension dasjenige zu liefern, wofür wir im Deutschen glücklicherweise kein Wort haben, eine Reclame. Es liegt daran, dass es wirklich erst nach jährigem oder mehrjährigem Gebrauche möglich wird, den Werth eines Lexikons richtig zu schätzen. Sehr selten jedoch ist die sogenannte Recension mehr als eine Anzeige; gewöhnlich ist sie ein kaufmännischer Puff. Es treten nun aber auch Lexika kleinern Formats mit dem Anspruch auf, dem einen oder dem andern Zweige der Wörterbuchkunde eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, den technischen Wissenschaften, dem Handel, den modernen Schriftstellern, den Amerikanismen u. s. w. Es wäre nun sehr wünschenswerth, dass durch eingehende Besprechungen einzelner dieser Bücher festgesetzt würde, in wie weit sie wirklich der Wissenschaft der Lexikographie in ihrer bescheidenen Sphäre gedient haben, und wie weit sie über den im besten Lexikon vorhandenen Stoff hinsichtlich der Anordnung, der Entwickelung der Begriffe, der Orthoepie, des Wortmaterials, der Etymologie hinausgegangen sind. Selbst Vocabularien sind zu diesem Zwecke nicht aus der Acht zu lassen. (Siehe unter rhine.) Es ist dem Einzelnen unmöglich, solche Untersuchungen

anzustellen; es ist dies nur einem wirklich bestehenden oder abstract gedachten Vereine für engliche Lexikographie möglich. Hinsichtlich des Wortvorraths ist warm zu befürworten, dass Lukas als massgebend angenommen werde, da sich ohne solchen realen Ausgangspunkt solche Arbeiten leicht in's Blaue verlieren könnten.

G. Büchmann.

Spenser
und seine Fairy Queen.

Wenn ein Mensch sein Leben an die Verwirklichung eines Gedankens setzt, wenn sie das Wachen seiner Tage, die Träume seiner Nächte ausfüllt, so ist ein solcher Ernst des Strebens, ganz abgesehen von Erfolgen, achtunggebietend. Wenn, wie auf diese Weise fast unausbleiblich, Erfolge erzielt werden, so sind dieselben, sogar im ungünstigsten Falle ihrer Vollendung, Denkmäler der Ausdauer, an denen ein verständiger Mensch mit Respect vorübergeht. Er thut das auch instinktmässig und in jedem Falle, selbst bei dem blossen Gedächtniss eines solchen Schaffens in den Jahrbüchern der Geschichte, und sein Gefühl der Ehrerbietung bleibt im Wesentlichen dasselbe bei dem aus einem Menschengehirn hervorgewachsenen Reiche, Bauwerke, Gedichte. Kommt zur Ausdauer noch massenhafte oder geschickte oder gar kunstvolle Ausführung hinzu, so gesellt sich unwillkürlich und unwiderstehlich zur Achtung die Bewunderung des ausnahmsweisen Kraftbesitzes eines solchen Urhebers; wir belegen ihn ohne Rückhalt mit den höchsten Erdentiteln des „Talents“ und „Genies“ und sind stolz auf unsere Geschlechtsverwandtschaft mit ihm.

Solcher Grosswürdenträger sind wenige wie der Bergriesen, die über Welt und Wolken schauen; aber schliesslich doch immer noch einige mehr, als es auf den ersten Blick geschienen. Bei jenen wie bei diesen, um den Vergleich noch weiter zu führen, hängt die wahre Würdigung von der Genauigkeit der Messinstrumente, der Schärfe der Rechnung ab. Die erste Schätzung hat oft getäuscht und zwar meistens ungerecht ver-

kleinert. Dazu hat das Auge des fremden Beobachters meistens richtiger gesehen als das des Nachbars in Zeit und Ort. Menschen, deren Lebensthaten Geisteserzeugnisse waren, sind oft da erstanden, wo die Mitwelt nicht fähig war, sie zu begreifen und zu würdigen; ihre Würdigung fiel darum fremden Nationen zu, und die Posaune ihres Ruhmes ertönte erst über ihrem eingesunkenen Grabe.

Beispiele zeitgenössischer Vernachlässigung liefert namentlich die englische Literatur und Kunst. Die grössten Namen derselben bedurften Jahrhunderte zur Enthüllung ihres vollen Glanzes. Ein Chaucer war allbekannter Weise bei seinen Lebzeiten nur darum ein achtungswerther Herr (respectable gentleman), weil er eine Anstellung in den Londoner Docks bekleidete, mit verschiedenen diplomatischen Missionen betraut wurde und Schwager eines Edelmannes war. Ein Milton dankte die zeitgenössische Erwähnung seines Namens seiner lebhaften Theilnahme an Parteikämpfen, musste aber sein Paradise lost für armselige L. 5 per Auflage von 1300 Exemplaren verschachern. Shakspeare war seinen Zeitgenossen im Ganzen und Grossen nur als ein behäbiger Schauspieler bekannt, der Actien (shares) in zwei Theatern und ein bequemes Landhäuschen (comfortable cottage) zu Stratford-on-Avon besitze. Howard endlich (volle 200 Jahre später) sah sich genöthigt, seine Oelgemälde wie Kattun den Käufern mit der Elle vorzumessen und seine Kupferplatten behufs des Absatzes nach der Stadtwage zu schaffen.

Wie sehr auch gegenwärtig das gebildete England sich der Thatsache schämt, dass fremde Kritik ihm erst die Augen über die strahlendsten Juwele seiner Literatur öffnen musste, wie sehr es jetzt durch Uebermass und ungeschickte Vertheilung der Bewunderung bei allem Neuen in seiner Literatur die Ausländer überzeugen möchte, dass es stets Kenner und Verehrer der Kunst gewesen, immer steht ihm starr und höhnisch das Factum entgegen, dass es von der Lebensgeschichte seiner alten grossen Schriftsteller nichts weiss, ausser dem, was es in seiner Beschämung ganz nachträglich noch rasch aus wurmzerfressenen Kirchenbüchern und Mutterrollen, aus staubigen Amtsarchiven und dürftigen Familienlegenden zusammengestoppelt hat. Und

für diese kärgliche Ehrenrettung selbst wieder schuldet es fast allen Dank einem einzigen Manne, Dr. Samuel Johnson, der seine Ohnmacht mit Rücksicht auf Chaucer, Shakspeare, Spenser dadurch bekennt, dass er sie ganz übergeht.

Der letzterwähnte grosse Name steht zweifelsohne als das schlagendste Beispiel zeitgenössischer Gleichgültigkeit gegen Kunst und Literatur da, die sogar bei ihm einen Anstrich von Lächerlichkeit erhält dadurch, dass Mitlebende auf seinem Grabsteine sein Geburtsjahr um fast ein halbes Jahrhundert zu früh angaben und so seine Liebesgedichte, seine grosse Allegorie, seine Heirath etc. in sein angebliches Greisenalter verlegten.

Einem Chaucer, Shakspeare und Milton ist nachgrade volles Recht geworden, auch von den Landsleuten, denn hier waren die fremden Stimmen aus Frankreich und Deutschland her zu laut und gewichtig, um nicht nach und nach einen bewussten Wetteifer in gerechtem Lobe bei den Insulanern zu erzeugen; in Betreff Spenser's hingegen, der keine so frühe und noch nie eine hinreichende Befürwortung von aussen her fand, ist, unsrer Ansicht nach, noch immer nicht genug geschehen, um seine grossen Gaben und sein glänzendes Lebenswerk in das gehörige Licht zu setzen; namentlich ist das Letztere noch von keiner Seite her so studirt worden, wie es demselben gebührt. Man begnügt sich in der Regel damit, Spenser den Nachfolger Chaucer's zu nennen, obschon er sich zu diesem etwa verhält, wie Alexander zu Philipp, wie Karl zu Pipin, Columbus zu Gama. Man erwähnt ihn nur so zwischen Shakspeare und Milton, wie einen Knappen zwischen Rittern, wohingegen er doch selbst ein edler Kämpe in blitzender Rüstung und mit ruhmreichen Schwerte, dem ein ganzer Tross von namhaften Mitbewerbern nicht werth ist, den Schild zu tragen.

In Wahrheit, bei Spenser vermissen wir nichts von dem, was man vom Genie fordert. Hier ist die Ursprünglichkeit in Stoff und Form; hier ist der grossartige Plan mit strotzender Raumerfüllung durch Glanz und Schönheit; hier ist die Unwillkürlichkeit der Wirkung; hier ist die Ausdauer des Schaffens und der ungeschwächte Strahl des echt dichterischen Springquells; hier ist endlich die unaufhörliche Lebensfähigkeit des

Geschaffenen. Ein Dichter — und das ist im neunzehnten Jahrhundert der schlagendste Beweisgrund — dessen Werke noch nach fast 300 Jahren mit den Lieblingsdichtern der Neuzeit in der Zahl der Auflagen sich messen können, ist ein Meister gewesen, ein Heros in der Welt der Dichtung, ein Liebling unter den Lieblingen der Musen.

Traurig, schmerzlich ist es, wenn man, nach einer schwelgerischen Fahrt durch die wunderbaren Gefilde seines Feenlandes, des lebhaftesten Wunsches voll, diesen Mann in seinem Altagsleben, in seinem Arbeitszimmer, seiner Dichterclause aufzusuchen, seine Gestalt zu sehen, so zu sagen, seine Menschenstimme zu hören, auf dieselbe Dürftigkeit der Berichte stösst, wie bei Chaucer und Shakspeare, und nur eines Schattens habhaft wird, der keine bestimmte Form annehmen will. Aus den trümmerhaften Notizen eine Lebensgeschichte herzustellen ist eben so unmöglich, als die Reconstruction des alten Ninive aus den Mauerfüssen zu Nimroud und Kouyöndschik, oder aus den verstreuten Säulensockeln und leeren Piedestalen die der Pracht der campanischen Städte. Wenn man dabei bedenkt, dass wir über den anderthalbtausend Jahre früheren Horaz oder Virgil fast mehr wissen als über Spenser und Shakspeare, so folgt daraus mit handgreiflicher Augenscheinlichkeit, was von der sogenannten Blüthezeit der englischen Literatur unter Elisabeth eigentlich zu halten sei, oder, deutlicher gesagt, wie wenig Letztere sammt ihren Unterthanen mit dieser Blüthezeit zu thun hatte.

Gleich beim Beginn einer biographischen Skizze Edmund Spenser's stösst man auf die Armseligkeit des Materials. Von ihm selbst nur erfährt man, in einer Zeile des Prothalamion, dass er in London geboren sei und seine Kindheit dort verlebt habe; über das genaue Datum seiner Geburt und über seine Familie ist nichts Stichhaltiges anzugeben. Man legt das Erstere so um 1553 herum, und versucht, wieder bloss auf Andeutungen des Dichters selbst hin, seinen Zusammenhang mit dem alten Hause Spenser festzustellen. „Wenigstens,“ sagt einer seiner Lebensbeschreiber in seinem echt-englischen Bestreben, einem unerlässlichen Erfordernisse zu genügen, „wenigstens können

wir annehmen, dass er von anständiger Herkunft (respectably connected) war. Mit dem Vermögen und der Stellung der Spenser'schen Familie kann es aber nicht so weit her gewesen sein, denn sie brachte ihn um sein 16. Lebensjahr herum (Mai 1569) nach Pembroke College zu Cambridge in der Eigenschaft eines sizer, d. i. eines der armen Studenten, die bei ihren reicheren Genossen die Stiefelputzer und Stubenkehrer zu machen hatten und dafür dann die übrigen Brocken verzehren und an den verschiedenen Cursen Theil nehmen durften. Aus diesem Studium mit Hindernissen erklärt es sich denn auch wohl, dass Spenser volle sieben Jahre brauchte, um zu seinem zweiten Grade, M. A. zu gelangen, so wie aus seiner Zahlungsunfähigkeit seine verfehlte Bemühung um eine fellowship sich begreifen lassen wird. Andrewes, der nachherige Bischof von Winchester, siegte trotz aller Tüchtigkeit doch wahrscheinlich mehr durch seine Jacobuses als durch seine wissenschaftliche Ueberlegenheit. Welcher Art Spenser's Leben und Studien zu Cambridge gewesen seien, wissen wir nicht. Es ist aus dieser Zeit seines Lebens nur bekannt, dass er wenigstens eine, vermuthlich aber zwei Bekanntschaften anknüpfte, die für seine spätere Laufbahn von Bedeutung waren. Die eine sicher festgestellte war die mit dem wissensdurstigen aber phantastischen Harvey, der sich später der Astrologie zuwandte, die andere zweifelhafte die mit dem ritterlichen und sehr begabten Sir Philip Sidney, dem lebenslangen Gönner Spenser's. Der so frühen Bekanntschaft mit Sidney steht nur eine, wenig glaubhafte Erzählung entgegen, die wir sogleich anführen werden. In ziemlicher Missstimmung über die Vereitelung seines Wunsches, seinem erwachten poetischen Drange in einem behaglichen Universitätsstübchen und in Sorgenfreiheit Luft machen zu können, ging Spenser von Cambridge fort zu Verwandten im Norden Englands, wahrscheinlich zu einer Familie seines Namens zu Hurstwood, bei Burnley, Lancashire, aus welcher sein Vater gestammt haben soll. Dort mag er sich immer ein Jahr, vielleicht auch länger aufgehalten haben; nur nicht drei Jahre, da wir ihn 1579 schon in London mit der Herausgabe seiner ersten Gedichte beschäftigt, und bald darauf durch den Earl of Leicester, den Oheim Sidney's, mit einer nicht weiter bezeichneten Gesandtschaft nach

dem Continente betraut sehen, welcher letztere Umstand immerhin einen längeren vorhergegangenen Aufenthalt in London voraussetzt. In seiner ländlichen Zurückgezogenheit schrieb Spenser die eben erwähnte Gedichtsammlung oder den Kranz von Hirtenliedern, welchen er den Shepherd's Calendar (Schäferkalender) nannte. Das Ganze stellt seine eigene erste Liebe dar in ihren verschiedenen und wechselnden Bewegungen, freud- und leidvollen, die er zum Theil den mannigfachen Eindrücken des wandelnden und sich wandelnden Jahres beimisst und darum nach den Monaten abtheilt. Die Schäferin des Dichters, deren eigentlicher Name uns nicht weiter bekannt geworden ist, führt den Namen Rosalind, der in der Folge auch bei Shakspeare und Andern figurirt. Der Schäferkalender, dessen Vorzüge in dichterischer Hinsicht zwar nicht grade sehr gross sind, ist immerhin schon ein Zeichen von poetischem Berufe und zeichnet sich namentlich, wie alles Spätere, durch eine lieblich dahingleitende, klangvolle Sprache aus. Er war Sidney gewidmet. — Spenser's augenscheinlich erfolgloses Minnen, sein Mangel an bestimmter Beschäftigung, die Furcht, seinen Verwandten lästig zu werden, seine Sehnsucht nach dem bewegteren und glänzenderen Leben der Hauptstadt, der mit dem Dichterbewusstsein erwachte Ehrgeiz und zu allem diesem noch besonders der Rath seines Studienfreundes Harvey bewogen ihn, sich zu der angedeuteten Zeit (um 1578) nach London „der grossen Babel" zu begeben und sich dort durch Empfehlungsbriefe eben desselben Harvey zunächst bei Sidney einzuführen. Bei Gelegenheit dieser Einführung wird die oben berührte Erzählung von mehreren Biographen Spenser's eingeflickt, die zugleich das erste Buch seiner Fairy Queen als damals schon fertig voraussetzt. Er soll nämlich, nach Leicester House, der Wohnung Sidney's, gehend, den neunten Gesang des ersten Buches hinaufgeschickt und gewünscht haben, man möge gefälligst lesen. Da soll Sidney, nach Durchlaufung einiger Stanzen, voller Begeisterung seinem Haushalter befohlen haben, dem unbekannten Ueberbringer Lst. 50 auszuzahlen, nach einer Stanze mehr die Summe verdoppelt und ebenso bald vervierfacht haben, mit dem Bedeuten, dieses Geld rasch auszuzahlen, damit er nicht in den nächsten Augenblicken versucht werde, sein ganzes Vermögen

an den draussen harrenden Dichter wegzugeben. Was immer in dieser Geschichte Wahrheit oder Dichtung sein mag, so viel ist gewiss, dass Sidney der wärmste Freund und Gönner des jungen Dichters wurde und ihn bei den einflussreichsten Personen des Hofes, seinem Onkel Leicester, dem Grafen Essex, so wie (was als fast sicher anzunehmen) bei der glänzenden und gelehrten Königin Elisabeth selbst einführte. Die hohen Bekanntschaften müssen sich ziemlich rasch gefolgt sein, da, wie bemerkt, Spenser schon im Jahre 1579 einen, wenn auch vermuthlich untergeordneten, Gesandtschaftsauftrag erhielt; und es ist eben so wahrscheinlich, dass sich der junge Dichter, dem bald nach Veröffentlichung seines Schäferkalenders die Auszeichnung des Lorbeerkranzes zufiel, während der ersten Jahre seines Londoner Aufenthaltes in seinem jungen Ruhme recht behaglich fühlte, welchem Ruhme auch die goldene Handgreiflichkeit nicht ganz fehlen mochte. Auf seiner Studirstube, an seiner einsamen fireside, wo er die prächtigen Gemälde seiner Phantasie in den pomphaft-edlen Rahmen seiner Stanzen einfasste, mochte er seine beste Begeisterung schöpfen in der Erinnerung an und der Hoffnung auf die huldreichen und koketvielsagenden Blicke und Worte der Herrscherin, deren Feste in St. James's oder zu Windsor er wohl nicht selten durch seine schöne Figur und reichen Geistesgaben zierte; und es würde fast nicht zu kühn sein, anzunehmen, dass sich grade in der Wahl des schmeichlerischen Titels zu seinem grossen Gedichte eine mehr als gewöhnliche Huldigung gegen die noch immer ziemlich jugendliche und frische Jungfrau-Königin ausspräche. Dass sie es verstand und selbst noch im Alter suchte, ihren jungen Hofleuten die Köpfe zu verdrehen, ist nur zu bekannt.*) Wie erfrischend und hebend daneben der Umgang mit dem glänzend-ritterlichen und geistreichen Sidney auf Spenser wirken musste, lässt sich leicht denken. Wie genau und welcher Art derselbe gewesen, geht aus dem zwischen beiden Schriftstellern gemeinschaftlich mit Harvey verabredeten Plan hervor,

*) Die Annahme, dass Spenser der Königin vor 1590 nicht persönlich bekannt gewesen, ist ganz unwahrscheinlich, da er durch sie gekrönter Dichter (poet laureate = Hofdichter) und Gesandter geworden war.

die alten Metra in der englischen Poesie einzubürgern und dafür den Reim aus derselben zu verbannen. Wir können nämlich hier entschieden annehmen, dass Spenser bloss aus Freundschaft dem Freunde nachgab, da er selbst mit so sichtbarer Liebe der naturwüchsigen Maasse und des Reimes pflegte. — Dass Spenser gewiss einen bewegten und vielseitigen Umgang auch mit andern verwandten Geistern unterhielt und unter diesen in grossem Ansehen stand, wird sattsam durch den Umstand bewiesen, dass eine grosse Anzahl Dichter ihm zum Grabe folgten und seinen Sarg mit Trauergedichten bestreuten. Wir können auch ziemlich sicher annehmen, dass zwischen ihm und Shakspeare ein näheres Verhältniss stattgefunden habe, obschon eigentliche Beweise eines solchen fehlen; eine auf Shakspeare gedeutete Stelle in Spenser's „Colin Clout's come home again“ würde höchstens als ein vom blossen Dichter ausgehender Tribut zu betrachten sein. — So gross und angenehm nun auch anfänglich der Contrast zwischen Spenser's gedrückter Studienzeit, seinem einsamen Aufenthalte im halbwilden Lancashire und dem glänzenden Dichter- und Hofleben in der Hauptstadt sein mochte, so wurde derselbe doch sehr bald zum Nachtheile gemildert durch die Täuschungen, Launen und Wechsel, die von der Abhängigkeit überhaupt, zumeist aber von derjenigen von den Grossen unzertrennlich sind. Spenser bekam sehr bald bei Hofe einen Feind und zwar einen solchen, der ihm grade am empfindlichsten schaden konnte, weil er den Seckel führte; es war der Grossschatzmeister Lord Burleigh. Wie sich der junge Dichter diesen Widersacher geschaffen, ist unbekannt. War es des Hofmanns Eifersucht auf Spenser's wachsende persönliche Gunst bei Hofe; war es bloss der Hass gegen Robert Devereux (Graf Essex), mit dem er Spenser, den Freund, zusammenwarf; waren, wie man ebenfalls annimmt, einige Anspielungen im Schäferkalender auf Erzbischof Grindal und Bischof Aylmer, Freunde Burleigh's, die Ursache; kurz, er fügte Spenser einmal namhaften materiellen Schaden zu, indem er ihm ansehnliche Geschenke der Königin entweder ganz vorenthielt, oder sie nur spät und stark verkürzt an ihn gelangen liess, und verbitterte ihm zum andern Ruhm und Freude auf allerlei gehässige Weise. Zu diesen Widerwärtigkeiten kamen schliesslich

noch die häufige Abwesenheit des gewichtigen Freundes Sidney, den Krieg und Gesandtschaftsposten in den Niederlanden festhielten, und die nachträgliche schmerzliche Entdeckung hinzu, dass es mit der wahren Achtung vor dem Genie eben nicht weit her sei. Sein Gefühl bei der letzteren spricht Spenser deutlich genug aus in seinen „Tears of Calliope“, wo er sagt:

Their great revenues all in sumptuous pride
They spend, that nought to learning they may spare;
And the rich fee which Poets wont divide,
Now Parasites and Sycophants do share.

Seine Stimmung in jener Zeit, wo er tiefer in das grosse Leben und in die wirkliche Stellung eines damaligen Dichters hatte blicken lernen, schildert er aber ganz besonders graphisch und lebhaft in der folgenden Stelle aus „Mother Hubbard's Tale“:

Full little knowest thou that hast not try'd,
What hell it is, in misery long to bide,
To lose good days, that might be better spent,
To waste long nights in pensive discontent;
To speed to-day, to be put back to-morrow;
To feed on Hope, to pine with Fear and Sorrow;
To have thy prince's grace, yet want her peer's;
To have thy asking, yet wait many years;
To fret thy soul with crosses and with cares;
To eat thy heart thro' comfortless despairs;
To fawn, to crouch, to wait, to ride, to run,
To spend, to want, to give, to be undone.

Doch unser Dichter gab den Muth nicht auf. Aus der schillernden aber für ihn hohlen und undankbaren Wirklichkeit flüchtete er sich in die Gefilde seines Feenlandes und schöpfte dort im Anschaun der seiner Phantasie entrollenden Zauberbilder neue Kraft und Hoffnung auf bessere Tage, welche Hoffnung ihn denn auch nicht im Stiche liess. Nachdem er noch vorher bei mehreren, dem Dato nach nicht weiter nachzuweisenden Gesandtschaften war beschäftigt worden (was, beiläufig gesagt, in jenen Tagen eben noch keine so grosse Auszeichnung war, als heute), erhielt er zuletzt, gegen 1583, den ehrenvollen Posten eines Secretairs bei dem neuen Oberstatthalter in Irland, Lord

Grey of Wilton. Das war jedenfalls eine in jeder Hinsicht wohlthätige Wendung im Schicksalsgange Spenser's. Sein gekränktes und gedrücktes Gefühl wurde neu erfrischt und gehoben; seine äussere Lage wurde ansehnlich verbessert; die Einseitigkeit seines bisherigen Dichterschaffens erhielt ein starkes und zweckmässiges Gegengewicht durch den vielfach bewegten Verkehr im prosaischen Amte und unter Menschen von Fleisch und Blut. Er blieb in dieser Thätigkeit während zweier Jahre, bis zur Rückberufung seines Vorgesetzten nach London, wohin Spenser ebenfalls zurückkehrte. Eine von soliden Kenntnissen im Gebiete der Staatskunst zeugende, aber erst lange nachher, unter Karl I. veröffentlichte Abhandlung, „Discourse on the State of Ireland", war höchst wahrscheinlich während seiner Amtsführung geschrieben worden. Die Bedeutsamkeit dieser Letzteren, seine Empfehlung durch und Verbindung mit Lord Grey brachten die alten Bekannten und Freunde zurück, mit ihnen viele neue, und unter diesen Einen, der Spenser eine grosse Anzahl anderer aufwog und ihm den fast gleichzeitigen Verlust Sidney's ersetzte; es war der ritterliche, kühne und auch geistig ausgezeichnete Sir Walter Raleigh. Gleichzeitige Thätigkeit unter Lord Grey hatte wohl die erste Annäherung, Geistesverwandtschaft den engeren Anschluss Beider herbeigeführt. Schliesslich setzte die Königin den wiederkehrenden Huldbezeugungen Fortuna's die Krone auf durch Uebermachung eines schönen Geschenkes an Spenser. Sie gab ihm nämlich (im Juni 1586) 3028 Acker (acres) Landes nebst dem Schlosse Kilcolman bei Doneraile in der Grafschaft Cork in Irland (das Gut gehörte mit zu dem confiscirten Grundbesitz des Earl of Desmond); Raleigh hatte dort kurz zuvor ebenfalls ein Besitzthum von 12,000 Ackern (gleicherweise Desmond'sches Eigenthum) als Anerkennung seiner militärischen Verdienste erhalten, und so wurden die Freunde nachbarliche Grundherren. Dass es Spenser zur Pflicht gemacht wurde, auf seinem Gute zu wohnen, war wieder ein günstiger Umstand, dem wir vornehmlich die glückliche Weiterentwickelung seines unterbrochenen Lebenswerkes zu danken haben werden. Heitere Tage gingen dem Dichter dort auf in seinem stillen Schlosse am blauen See, und wie ihn die daselbst mit ihm einziehende liebliche Braut,

die gefeierte Elisabeth seiner Sonette, zu seinem schönen und sangvollen Hochzeitsliede (Epithalamion) begeisterte, so stimmten die purpurblauen Höhen des Horizonts, die murmelnden Wellen des Mulla, die saftgrünen Farben seiner Felder und Weiden den Sänger zur glänzenden Fortentfaltung seiner Fairy Queen. Er wirkte rasch weiter an ihrem luftigen Gewebe, und nach vier Jahren (im Januar 1590) erschienen die ersten drei Bücher, welche der Dichter selbst nach London brachte und der Königin in sehr beliebter und gebräuchlicher Weise als „einen geringen Beweis seiner bewundernden Ehrerbietung“ zu Füssen legte. Zu der vorläufigen theilweisen Veröffentlichung des Werkes war Spenser durch Raleigh bewogen worden, der ihn in Irland in seiner Werkstätte besucht, dort mit ihm in der Stille der Natur in poetischen Genüssen geschwelgt und ihn überredet hatte, zum Zwecke einer vollständigeren Begründung seines Ruhmes mit ihm nach London zu reisen. Bei dieser Gelegenheit fand denn auch ganz sicher eine Einführung Spenser's bei Elisabeth durch Raleigh statt (eine frühere durch Sidney oder Devereux wird, wie angedeutet, in Zweifel gezogen). Die Königin liess es an Gnade abermals nicht fehlen und bekundete namentlich ihre Anerkennung durch Aussetzung eines Jahrgehaltes von Lst. 50, dem heutigen Werthe von Lst. 200 mindestens gleichkommend. — Der neue Lorbeer um die Schläfe, das klingende Gold in der Tasche und vor Allem sicher die lohnenden eigenen Worte der in ihrer Eitelkeit gekitzelten Herrscherin stachelten denn auch den Dichter zu neuem Schaffen sowohl, als zur Veröffentlichung von längst Fertigem an. Im Jahre 1591 erschienen seine „Tears of the illuses“ und „Mother Hubbard's Tale“; die „Daphnaida“ wurden 1592, die „Amoretti“ und das „Epithalamion“ 1595 gedruckt und mit ihnen das schöne Klagelied auf den Tod Sidney's, die „Elegy of Astrophel“. Neben der Redaction dieser älteren Gedichte ging, wie gesagt, die Weiterführung der Fairy Queen rasch von Statten, und schon im Jahre 1596 finden wir Spenser wieder in London, mit der Herausgabe des vierten, fünften und sechsten Buches beschäftigt. Ob diesmal eine Erhöhung seines Jahrgehaltes durch die Königin stattgefunden, ist nicht bekannt; dafür aber wissen wir, dass sie kurz nachher ihm die Ehrenstelle eines

Sheriffs der County of Cork zudachte. (Spenser war nämlich schon bisher Secretair bei dem Council of Munster gewesen, und vermuthlich der Königin auch als Beamter lieb, wegen seiner entschiedenen Anhänglichkeit an Grundsätze unumschränkter Königsmacht.) Die Aussicht auf diese neue Würde aber, wenn sie Spenser vielleicht noch mehr in seiner den Irländern gehässigen Richtung bestärkte, trug in diesem Falle für ihn wie für seine Leser traurige Früchte: sie brachte ihn in der Blüthe seiner Kraft um Eigenthum, Glück und — Leben, und seine Bewunderer um die Hälfte seiner Kunstschöpfung.*) Im October 1598 brach in Munster plötzlich der Aufruhr aus, welchen Tyrone schon seit einiger Zeit im Norden angeschürt hatte. Alle englischen Colonisten, ganz besonders aber diejenigen, welche durch Stolz und Härte den Hass der Eingebornen sich zugezogen hatten, waren die nächsten Ziele für die Volkswuth. Spenser soll zu den vorzugsweise als Opfer Ausersehenen gehört haben. Sein Besitzthum wurde von einem brüllenden Haufen Aufrührer überfluthet und verheert, sein Schloss ihm über dem Kopfe angezündet. Er sammt seinem Weibe und zwei Söhnen entkam mit genauer Noth, seine Wohnung brannte aber nieder und in den Gluten endete sein kleinstes Kind (ein Säugling), das entweder in der Angst vergessen, oder dessen Rettung unmöglich geworden war. Gebrochenen Herzens, ein Gegenstand des Jammers, erreichte Spenser London, wo er drei Monate später (16. Januar 1599) in seinem 46. Lebensjahre starb. Er wurde in würdiger Weise neben Chaucer begraben. — Wie oben erwähnt, setzte ihm der Graf Essex ein Denkmal. Wahrscheinlicher ist aber eine andere Angabe, nach welcher Anna, Gräfin von Dorset, 30 Jahre später seinen Manen diese Ehre erwies, wahrscheinlicher schon deshalb, dass sowohl Geburts- als Todesjahr auf der Gedenktafel falsch angegeben sind, ersteres um 43, letzteres um 3 Jahre zu früh.

Um nach diesem flüchtigen Lebensabriss nun zunächst ein allgemeines Urtheil über Spenser auszusprechen, so kann man

---

*) Dass die fehlenden 6 Bücher der Fairy Queen auch fertig gewesen und durch die Fahrlässigkeit eines Dieners zur See verloren gegangen seien, ist blosse Fabel.

unbeschadet des Ruhmes aller seiner seit je ausgezeichneten Landsleute sagen: Er ist entschieden der erste englische beschreibende Dichter; er ist der beste englische Versbauer und vollendetste Sprachkünstler; er steht Shakspeare gleich in Betreff der Ausdehnung und Fülle schöpferischer Kraft; er ist König und Meister in den Regionen der Phantasie. Spenser malt, um vergleichungsweise zu reden, mit der Farbenfülle zugleich und dem Formenreichthum eines Rubens, mit der Weichheit eines Murillo, mit der Grazie und dem hohen Ernste eines Raphael, mit der Kühnheit eines Leonardo, der Klarheit und Durchsichtigkeit eines Reni, der Tife eines Dürer, dessen Ueberladung er auch freilich manchmal theilt.

Unter den oben erwähnten kleineren Werken Spenser's nimmt die erste Stelle unstreitig das Epithalamion ein. Die Idee des Gedichtes trägt zwar nichts Ungewöhnliches und Ueberraschendes an sich; es beschreibt bloss sein Hochzeitsfest und dessen strahlenden Mittelpunkt, die schöne Braut; aber die Sprache ist wirklich vollendet melodisch und liefert namentlich den Beweis dass Spenser auch ausser der ihm eigenen neunzeiligen Strophe musikalisch zu schreiben wusste. Der Schluss-Alexandriner ist zwar auch hier, aber doch in neuer Form, nämlich als Refrain. Als kleine Probe wollen wir eine der schönen Strophen mittheilen, diejenige, in welcher der Dichter die persönliche Erscheinung der Braut am Hochzeitmorgen hinmalt:

Loe! where she comes along with portly pace,
Like Phoebe, from her chamber of the east,
Arysing forth to run her mighty race,
Clad all in white, that seems a virgin best.
So well it her beseems, that ye would weene
Some angell she had beene.
Her long loose yellow locks lyke golden wyre,
Sprinckled with perle, and perling flowres atweene,
Doe like a golden mantle her attyre;
And being crowned with a girland greene,
Seem lyke some mayden queene.
Her modest eyes, abashed to behold
So many gazers as on her do stare,
Upon the lowly ground affixed are;
Ne dare lift up her countenance too bold,

But blush to heare her prayses sung so loud,
So farre from being proud.
Nathlesse doe ye still loud her prayses sing,
That all the woods may answer, and your eccho ring.

Die kleineren Sachen dürften aber alle entweder gar nicht da oder nur mittelmässig sein, so würde Spenser's Ruhm keineswegs dadurch beeinträchtigt werden: Er ruht sicher genug auf der Fairy Queen.

Dieses Gedicht steht nach Stoff und Form einzig da unter Allem, was je in irgend welcher Literatur der Art nach Aehnliches geschaffen worden, denn der Vergleichungspunkte zwischen ihm und andern Dichtungen verwandter Natur sind immer nicht viele. Mag auch Spenser in seinem Commentar für Raleigh immerhin gestehen, dass er Ariosto und Tasso zu Vorbildern genommen, so räumt er doch wieder nicht ein, mehr von ihnen gelernt zu haben, als von Homer und Virgil, die ihm, wie er sagt, ebenso gezeigt hätten, wie man Charaktere sinnbildlich darstellen solle. Er will nur eine Kunst von diesen Schriftstellern gelernt haben, die der allegorischen Charakterzeichnung, eine Kunst also, welche offenbar von seinen angeblichen Meistern nicht ausgeübt worden ist, oder wenn, wenigstens nicht so absichtlich wie von ihm. Die Anklänge der Fairy Queen an den Orlando und an die Gerusalemme sind darum wenig zahlreich ausser der nothwendigen allgemeinen Aehnlichkeit romantischer Heldenpoesie. Andere wirklich allegorische Dichtungen, die Spenser gar nicht anführt und nicht gekannt zu haben scheint, wie die Divina Commedia, der Roman de la Rose von Guillaume de Lorris, der Roman du Renard von P. de St. Cloud und Rutebeuf, die Compositionen der Spanier Juan Ruiz und Juan de Mena, endlich unser deutscher Theuerdank stehen der Fairy Queen eben so fern rücksichtlich des allgemeinen Planes, des Gegenstandes, der Sprache. Wollte man Unbekanntes durch Bekanntes erklären, so könnte man allenfalls Wieland's Oberon ein verwandtes Gedicht nennen. Er würde zwar nicht mit der ganzen Fairy Queen, sondern nur mit einem Buche derselben zu vergleichen sein, da jedes, obschon im Zusammenhange mit allen andern, einen eigenen Kreis von Abenteuern

in sich abschliesst. Dem Oberon fehlt aber wieder die Allegorie, und als solche namentlich will Spenser sein Werk aufgefasst haben.

Zum allgemeinen Verständniss derselben genügt sein (schon angeführter) Commentar, ein Brief an Raleigh, den er den drei ersten Büchern beidrucken liess. Nach demselben war es des Dichters Absicht, einen vollkommenen Ritter, d. h. einen in allen Tugenden ausgezeichneten Mann darzustellen. Als den Repräsentanten eines solchen Musters dachte er sich Prinz Arthur vor seiner Thronbesteigung. Weiter wollte er in zwölf Rittern, von denen jeder für sich mit seinen Abenteuern ein Buch füllen sollte, die zwölf Cardinaltugenden, wie sie Aristoteles feststellt, personificiren, in den Nebenpersonen geschichtliche Persönlichkeiten, und in den Abenteuern selbst geschichtliche Ereignisse und Verhältnisse des Lebens schildern. Die dem Ganzen Einheit und Mittelpunkt verleihende Figur endlich, die Feenkönigin, sollte Elisabeth, das Ideal aller Vollkommenheit, allegorisiren. Erst im zwölften Buche, sagt Spenser, solle der Zusammenhang nachgewiesen und die Feenkönigin Gloriane eingeführt werden, wie sie an einem zwölftägigen Jahresfeste den zwölf Rittern (an jedem Tage Einem) ihre Aufgaben zuweise; und er entschuldigt diese vorenthaltene Verknüpfung und Erklärung dem Leser gegenüber mit der Freiheit des Dichters, der, ungleich dem Geschichtschreiber, gleich mitten in seinen Gegenstand springen und von dort aus nach allen Seiten hin entwickeln dürfe. Mit den sechs letzten Büchern fehlt aber nun auch der erklärende Schluss, über den man sich darum keine rechte Idee bilden kann. Der Brief an Raleigh spricht sich leider auch wieder zu allgemein aus, als dass sich eine jede der dargestellten geschichtlichen Persönlichkeiten, namentlich jetzt noch, nachweisen liesse, und es muss bei den meisten darum bei der blossen Vermuthung bleiben. Ueber die personificirten Tugenden sprechen sich die Ueberschriften der Bücher aus.

Der Reihe nach allegorisirt die vorhandene Hälfte der Fairy Queen

im 1. Buche: die Heiligkeit im Rothkreuzritter; die englische Kirche in Una, den Irr-

glauben in Duessa, König Heinrich IV. im unglücklichen Ritter, die Schottenkönigin Maria Stuart in Envy, die Hochherzigkeit oder den Inbegriff aller Tugenden in Prinz Arthur, den Antichrist im Drachen;

im 2. Buche: die Mässigung in Sir Guyon, die Königin Elisabeth in der Jägerin Belphoebe (Diana);

im 3. Buche: die Keuschheit in Britomantis;

im 4. Buche: die Freundschaft in Cambel und Triamond;

im 5. Buche: die Gerechtigkeit und zugleich Lord Grey in Artegal;

im 6. Buche: die Dienstfertigkeit (Huld) in Sir Calidore.

So wenig hat indessen die Darstellung mit der Allegorie zu thun, oder vielmehr, so wenig wird die erstere durch die letztere bedingt, dass man gar nichts von dieser zu wissen braucht. Man möchte fast sagen, der Genuss wäre reiner und vollkommener, wenn man eben blind und gedankenlos dem Dichter folgen und sich gar nicht um seine geheimen Bedeutungen, seine „dark conceits" kümmern wollte. Der ganze Verlauf der verschiedenen Abenteuer entwickelt sich so leicht und ungezwungen, die verschiedenen Figuren treten so natürlich in den Kreis der Geschichte ein und sind dabei alle so echte Spenser'sche Ideale, des Guten wie des Bösen, dass man sich nie veranlasst sieht, zu fragen: Was soll der? wozu Jener? was bedeutet dieses Monstrum und jene Oertlichkeit? Vom leicht hinfliessenden Strome der Erzählung dahingetragen, gibt man sich den Launen des phantastischen Führers ganz anheim, in der Ueberzeugung und Voraussicht, dass er uns stets angenehm unterhalten und unzählige Male noch angenehmer überraschen wolle. Man rechtet mit Spenser eben so ungern, als man mit dem Zauberer thun würde, der uns zu einer Weltschau durch die Lüfte trüge, oder mit dem Künstler thut, der vor unsern ergötzten Blicken ein wandelndes Panorama sich entrollen lässt.

Was die schon berührte stoffliche Aehnlichkeit der Fairy Queen mit dem Orlando und der Gerusalemme betrifft, und die Entlehnung und Nachahmung, die man, auf Spenser's eigener allgemeinen Aeusserung fussend, ihm hat aufbürden wollen, so ist es damit nicht anders als mit derjenigen jeglicher anderer Kunstwerke von verschiedenen Meistern und aus demselben Material. Der eine Künstler mag dem andern bloss diesen oder jenen guten Griff, diesen oder jenen wirkungsvollen Zug, diese oder jene gefällige Form einer unbedeutenden Einzelheit abgesehen, dabei aber immer rücksichtlich des Ensemble ganz selbständig gearbeitet haben, und die allgemeine Gleichfarbigkeit oder Gleichform der Aussenseite wird uns schon verleiten, ausgedehntere Nachahmung zu vermuthen. Der Heldendichter ist unumschränkter Gebieter im Reiche der Phantasie. Er bricht ein in die Magazine und Schatzkammern dessen, was von je die Einbildungskraft hervorgezaubert und niedergelegt hat. Himmel, Hölle, Luft, Erde und Meer, alle Districte des grenzenlosen Zauberstaates liefern ihm die Personen, die er entweder feierlich und verständig vor uns handeln, oder aber Fratzen schneiden und Bocksprünge machen lassen will. Er zimmert aus demselben luftigen und vielgestaltigen Material der Wunderwelt wie sein Bruder-Heldendichter: was Wunder, dass sein Gebäude in tausend Dingen an das des Andern erinnert! Man wird doch in unserm Falle nicht etwa auch noch sagen wollen, Spenser habe des Ariosto verworrenen Plan, lockeren Zusammenhang und edle Sprache, des Tasso Ernst und frommen Ton nachgebildet, denn das wären am Ende die einzigen wirklich gemeinsamen Züge. Selbst aber angenommen, Spenser habe nachgeahmt, so hätte er es wenigstens in derselben Weise gethan, wie Chaucer bei Lorris, wie Torquato bei dem eigenen Vater Leonardo, wie Fielding bei Scarron, Walter Scott bei Ann Radcliffe; der Jünger wäre besser als der Meister. Spenser ist viel reicher als Maler, viel fruchtbarer und kühner als Erfinder, freilich zuweilen auch viel ermüdender (durch crasse Zusammenstellungen) und manchmal weniger ästhetisch (in seinem übergrossen Hange zur Plastik) als sowohl Ariosto wie Tasso. Was schliesslich auch die argwöhnischste Kritik auf alle Fälle Spenser als unantastbares Eigenthum lassen muss,

ist seine Parallel-Allegorie, die er auf das geschickteste durchführt und in welcher er wieder Lehrer geworden ist für John Bunyan, der in seinem „Pilgrim's Progress“ dem Meister mit Glück nacharbeitet.

Alle oder nur die meisten Schönheiten und Prachtpartien der Fairy Queen aufzuzählen, würde ein endloses Bemühen sein, denn ihrer ist eine Legion. Die beiden ersten Bücher vorzugsweise sind Speicher von Poesie und stehen der Vollendung in demselben Masse nahe, wie die ersten Gesänge des Paradise lost, wie der Merchant of Venice, Macbeth, Hamlet und Lear. Wir wollen nur einige Strophen als Stilproben mittheilen, und zwar solche, die daneben am meisten geeignet scheinen, Spenser in seinen dichterischen Vorzügen wie Mängeln dem Leser andeutungsweise vorzuführen.

Als Beispiel für einfach schöne Beschreibung wählen wir die Einführung Una's, I. Buch, 1. Gesang:

A lovely ladie rode him faire beside,
Upon a lowly asse more white than snow;
Yet she much whiter; but the same did hide
Under a vele, that wimpled was full low;
And over all a blacke stole she did throw,
As one that inly mournd; so was she sad,
And heavie sate upon her palfrey slow;
Seemed in heart more hidden care she had;
And by her in a line a milke-white lambe she lad.
So poor and innocent, as that same lambe,
She was in life and every vertuous love,
And by descent from royall lynage came
Of ancient kinges and queenes, that had of yore
Their scepters strecht from east to westerne shore,
And all the world in their subjection held;
Till that infernal feend with foule uprore
Forwasted all their land, and them expeld;
Whom to avenge, she had this knight from far compeld.

Die prächtig-zierliche Beschreibung veranschaulichen unter vielen andern einige Stanzen aus der Schilderung des Glücksgartens (bower of bliss), II. Buch, 12. Gesang:

There the most daintie paradise on ground
Itselfe doth offer to his sober eye,

In which all pleasures plentiously abownd,
And none does others happinesse envye;
The painted flowres; the trees upshooting hye;
The dales for shade; the hilles for breathing space;
The trembling groves; the christall running by;
And, that which all faire workes doth most aggrace,
The art, which all that wrought, appeared in no place.

One would have thought, (so cunningly the rude
And scorned partes were mingled with the fine,)
That Nature had for wantonesse ensude
Art, and that Art at Nature did repine;
So striving each th'other to undermine,
Each did the others worke more beautify;
So diff'ring both in willes agreed in fine:
So all agreed, through sweete diversity,
This gardin to adorne with all variety.

And in the midst of all a fountaine stood,
Of richest substance that on earth might bee,
So pure and shiny that the silver flood
Through every channell running one might see;
Most goodly it with curious ymageree
Was over-wrought, and shapes of naked boyes,
Of which some seemd with lively iollitee
To fly about, playing their wanton toyes,
Whylest others did themselves embay in liquid ioyes.

And over all of purest gold was spred
A trayle of yvie in his native hew;
For the rich metall was so coloured,
That wight, who did not well avis'd it vew,
Would surely deeme it to bee yvie trew;
Low his lascivious armes adown did creepe,
That themselves dipping in the silver dew
Their fleecy flowres they fearfully did steepe,
Which drops of christall seemd for wantones to weep.

Infinit streames continually did well
Out of this fountaine, sweete and faire to see,
The which into an ample laver fell,
And shortly grew to so great quantitie,
That like a little lake it seemd to bee;
Whose depth exceeded not three cubits hight,
That through the waves one might the bottom see,

All paved beneath with jaspar shining bright,
That seemd the fountaine in that sea did sayle upright.

And all the margent round about was sett
With shady laurell trees, thence to defend
The sunny beames which on the billowes bett,
And those which therein bathed mote offend.
— — — — — — — — — — —

Als Probe pomphafter Schilderung diene die folgende Stanze aus dem Drachenkampfe, I. Buch, 11. Gesang:

He cryde, as raging seas are wont to rore,
When wintry storme his wrathful wreck does threat;
The rolling billowes beate the ragged shore,
As they the earth would shoulder from her seat;
And greedy gulfe does gape, as he would eat
His neighbour element in his revenge:
Then gin the blustring brethren boldly threat
To move the world from off his stedfast henge,
And boistrous battaile make each other to avenge.

Fast alle Beschreibungen von Kämpfen sind so rasch, so plastisch-geräuschvoll, dass man den Schall der Waffen, den Kampfschrei zu hören glaubt. Wie Spenser die blosse Schnelligkeit malt, zeigt die folgende Strophe aus dem 11. Gesang des III. Buches:

Far as the winged wind his tigre fled,
That vew of eye could scarce him overtake,
Ne scarce his feet on ground were seen to tred;
Through hils and dales he speedy way did make,
Ne hedge ne ditch his readie passage brake;
And in his flight the villeine turn'd his face,
(As wonts the Tartar by the Caspian lake,
Whenas the Russian him in fight does chace,)
Unto his tygres taile, and shot at him apace.

Schliesslich noch zwei Belege für die Spenser zuweilen zur Last fallende Ueberladung, die langweilig und sogar widerlich werden kann; beide sind aus dem 1. Gesange des I. Buches. Der Rothkreuzritter und Una ziehen in einen Wald, der folgendermassen beschrieben wird:

— — — — — — — — — —

Much can they praise the trees so straight and hy,
The sayling pine; the cedar proud and tall;
The vine-propp elme; the poplar never dry;
The builder sake, sole king of forrests all;
The aspine good for staves; the cypresse funerall;

The laurell, meed of mightie conquerours
And poets sage; the firre that weepeth still;
The willow, worne of forlorne paramours;
The eugh, obedient to the benders will;
The birch for shaftes; the sallow for the mill;
The mirrhe sweete-bleeding in the bitter wound;
The warlike beech; the ash for nothing ill;
The fruitful olive; and the platane round;
The carver holme; the maple, seldom inward sound.

Der Rothkreuzritter fasst in seinem Kampfe mit dem Ungeheuer (dem Irrthum) dasselbe dermassen an der Gurgel, dass es den Inhalt seiner Eingeweide von sich speit. Derselbe wird so dargestellt:

Therewith she spewd out of her filthie maw
A flood of poison horrible and blacke,
Full of great lumps of flesh and gobbets raw,
Which stunk so vildly, that it forst him slacke
His grasping hold, and from her turne him backe:
Her vomit full of bookes and papers was,
With loathly frog and toades, which eyes dit lacke,
And creeping sought way in the weedy gras:
Her filthie parbreake all the place defiled has.

Gegen das fünfte und sechste Buch hin lässt sich allerdings eine Abnahme der poetischen Intensität (so zu sagen) kaum verkennen, und man hat sogar gesagt, dass es am Ende kein so grosser Verlust für den Ruhm Spenser's wäre, die Fairy Queen nicht haben zum Schlusse führen zu können; allein es mag bei jener Abnahme auch die eigene Abspannung des Lesers ihren Antheil an der Erscheinung haben. Es geht ihm zweifelsohne hier eben so, wie dem Beschauer von Bildergalerien, welcher, nachdem er die Augen erst gesättigt, mit Kälte und sogar Ueberdruss an Triumphstücken der Kunst vorübereilen kann.

Wie es immer mit der dichterischen Fülle stehen möge, ob sie gegen die letzten Bücher hin abnehme oder nicht, die Hülle ist dieselbe, die Sprache und Form bleiben dieselben reichen, schönen und edlen. Auch der Ton bleibt stets würdig und getragen wie der Tasso's, und steigt nie zur breiten Geschwätzigkeit oder sogar Komik herunter, wie der Wieland's im Oberon. Um sich den eigenthümlich malerischen Reiz der Spenser'schen Sprache zur lebendigen Anschauung zu bringen, braucht man nur, was freilich nicht allzu leicht ist, an beliebiger Stelle eine Uebertragung in gewöhnliche englische Prosa vorzunehmen. Man findet dann durch Subtraction, wieviel die blosse Form von der Summe der Schönheit beansprucht. Man behält die Gestalten ohne Colorit, den Carton, den man nun zur Vergleichung den farbenglühenden Frescobildern gegenüberstellen kann. Man zerlegt den Mosaik und begreift erst nun die sinnvolle Geschicklichkeit des Meisters, der aus feinen und unfeinen Stückchen eine malerisch nüancirte Fläche zusammenzusetzen wusste. — Spenser's eigene Strophe ist ein glänzendes Zeugniss für seine Versbaukunst. Sie vereinigt Rundung und Grazie mit Kraft und Pomp. Die Rundung liegt im fünffüssigen Iambus, die Grazie im halben Reimwechsel der zweiten Hälfte, die Kraft im männlichen Reim, der Pomp im Schlussalexandriner. Man hält mit Unrecht die Spenser'sche Strophe für eine blosse, leichte Modification der ottave rime der Italiener. Ein Vergleich zeigt sofort die bedeutende Verschiedenheit. Die ottave rime haben bloss weibliche Reime; dieselben kehren in drei Wechselpaaren wieder und machen erst in den beiden Schlussversen einem ganz neuen Parallelpaare Platz; der krönende Alexandriner fehlt.

Wir möchten diese flüchtige Darstellung gern mit einem Vorschlage und Wunsche schliessen. Der Vorschlag wäre, die beiden ersten Bücher der Fairy Queen zu einem Gegenstande der Lectüre und des Studiums in der obersten Classe einer vollständigen Realschule zu machen; der Wunsch, dass sich Jemand finden möge, der diese beiden Bücher zu einem solchen Zwecke bearbeite. Man sage ja nicht, dass der Stoff der Gegenwart zu fern liege. Er liegt der Jugend stets nahe und in der That jedem Alter, das jugendfrisch geblieben und

nicht verkümmert ist. Dass grade heute, im materiellen und (wie man meint) prosaischen England, Spenser's Dichtung mit zeitgenössischen Dichterwerken in Auflagen wetteifert, spricht am entschiedensten gegen die angebliche Entfremdung der Jetztzeit von romantischer Poesie. Man fürchte auch nicht, der Jugend ein Buch in die Hände zu geben, das in England, dem Lande der ängstlichsten Moralität, der strengbewachten Jungfrau unbedenklich anvertraut wird und werden kann. Bei unserm Vorschlage leitete uns aber namentlich die Idee, dass ein etymologischer Cursus der englischen Sprache einen würdigen und nothwendigen Schluss des ausgedehnteren Studiums derselben bilde, und dass sich zur Basis eines solchen Cursus die Fairy Queen besonders eigne. Sie würde, in einer zweckmässig bearbeiteten Schulausgabe, herrlich dazu dienen, einmal die enge Verwandtschaft des Englischen mit dem Deutschen nachzuweisen, durch Vergleichung beider (da die Spenser'sche Sprache noch eine Masse echt-angelsächsischer Wörter enthält, die seitdem verschwunden); zum andern, die französische Beimischung in einem Stadium zu zeigen, wo sie noch nicht so sehr den Blicken sich entzog als jetzt; schliesslich drittens, die Entwickelung der englischen Sprache als solcher zu veranschaulichen, durch Vergleichung der Spenser'schen Formen mit denen von heutzutage. Bei Spenser, der, seine Sprache seinem gothischen Vorwurfe anpassend, noch eine Unzahl von Wendungen und Wörtern gebraucht, die schon zu seiner Zeit veraltet waren und bei dem gleichzeitigen Shakspeare z. B. nicht zu finden sind, thun wir einen Blick in die Entwickelungszeit zwischen ihm und Chaucer, also in ein ganzes ihm vorangehendes Jahrhundert. Bei Spenser haben wir noch die vollständigsten Schwankungen in der Orthographie, die Oscillationen, so zu sagen, um den Kern und Ruhepunkt, den die heutige Orthographie darstellt.

Eine Bearbeitung der Fairy Queen zu unserm Zwecke würde namentlich darin bestehen, ihr stellenweise den modernen Text zu unterlegen, um das Alte dadurch in Relief zu setzen, dann aber, ihr ein erschöpfendes Wörterbuch beizugeben, das, ausser Sinnerklärung, das Nacheinander und Nebeneinander der Entwickelungsformen kurz andeute.

Es versteht sich von selbst, dass bei der vorgeschlagenen Benutzung der Fairy Queen wir nur an solche Schüler denken, bei denen die gegenwärtigen englischen Formen sich gehörig festgesetzt haben.

Görlitz.

H. Schmick.

Das Urteil des Herrn von Schack über Molière's femmes savantes.

Es wird wohl Wenigen von denen, die sich etwas näher mit der Literatur und der Literaturgeschichte der neuern Völker Europas beschäftigt haben, unbekannt geblieben sein, dass die überaus reiche dramatische Literatur der Spanier vielfach von andern Nationen benutzt worden ist, besonders von den Italienern und Franzosen. Das erste der dramatischen Meisterwerke Corneille's war die Bearbeitung eines spanischen Originals. Vor ihm hatte Rotrou, nach ihm haben noch manche Andre sich nach spanischen Mustern umgesehen. Wenn sie sich meist auch in der Bearbeitung des Ganzen von den Spaniern unterschieden, wie es ja schon die Verschiedenheit in den dramatischen Systemen der zwei Völker mit sich bringen musste, für den Stoff und manche Einzelnheiten waren sie ihnen verpflichtet.

Nicht weniger war dies mit dem französischen Lustspiel der Fall. Schon manche Titel der Komödien des P. Corneille weisen auf spanische Originale hin. Es war daher ganz natürlich, dass man diese Sache etwas mehr zu beleuchten suchte; und Nachforschungen über das Verhältniss französischer Komödien zu spanischen Originalien konnten dem Freund der Wahrheit nur angenehm sein, mochten sie die französischen Arbeiten nun in einem guten oder schlechten Lichte erscheinen lassen. Solche in treuem Sinn unternommene Vergleichungen in Beziehung auf Molière haben wir z. B. in den Werken einiger Italiener und des Franzosen Puibusque vor uns. Je nützlicher solche Forschungen in diesem Falle sein müssen, um so verderblicher werden sie jedoch, wenn sie, nur vom Parteistandpunkt aus angestellt, dazu dienen sollen, den einen Dichter

auf Kosten des andern zu erheben. Dann wird die wahre Sachlage nur dadurch verhüllt; und wenn nun gar das auf Kosten des französischen Dichters herausgestrichene Original oder vielmehr seinsollende Original dem Publicum in keiner Uebersetzung zugänglich ist, und selbst Manche, die wohl fähig wären, es in der Ursprache zu lesen, es unterlassen, selbst einen Vergleich anzustellen, so kann ein Kritiker, der sich eine solche Ungerechtigkeit hat zu Schulden kommen lassen, sicher erwarten, dass sein Verfahren eine Zeit lang ungeahndet bleiben wird und dass sein Urteil manchen Wiederhall hervorruft, besonders wenn ihn weder die dem Menschen inwohnende Scheu vor der Wahrheit, noch die jedem Gebildeten eigene Ehrfurcht vor dem Grossen im Reiche des Geistes zurückhällt von dem Versuche, die Wahrheit zu entstellen und den Mangel an Wahrhaftigkeit durch äusserliche Sicherheit, durch apodiktisches Aburteilen und durch die rücksichtslose Besudelung eines grossen Mannes zu ersetzen. Da man nicht gerne einem ordentlichen Menschen so Etwas zutrauen, und einem Kritiker, den man nicht von der entgegengesetzten Seite kennt, jenes Prädikat nicht von vorn herein streitig machen wird, so muss man solchen dreist ausgesprochenen Behauptungen wohl Glauben schenken.

In Deutschland hat, so viel ich weiss, zuerst A. W. von Schlegel diese Behandlung dem Molière widerfahren lassen, oder vielmehr Neigung zu einem solchen Verfahren gezeigt, denn er kannte die spanische Literatur zu wenig, um solche Vergleichungen anzustellen. Er, der den Shakspeare wegen seiner Entlehnungen pries, suchte Molière zu verdächtigen durch die blosse Vermutung, dass er die Spanier bestohlen hätte, und der Ausspruch Molière's: Je prends mon bien partout où je le trouve, den man übermässig bewundert haben würde, wenn er von Shakspeare oder Calderon herrührte, er musste gar beweisen, dass jener grosse Dichter ein eigentlicher Dieb gewesen; hatte er doch nach desselben Kritikers Ansicht seine diebische Gesinnung dadurch an den Tag gelegt, dass er sogar einen fremden Namen angenommen, eine bei Schauspielern damals ganz gewöhnliche Sitte. Dieselbe Bahn verfolgt der Herr von Eichendorff, der in seiner Geschichte des Dramas bemerkt, Molière habe es verstanden, gestohlene Sachen schlecht zuzurichten.

Solche Ausdrücke einem Manne wie Molière gegenüber, scheinen doch einer Begründung zu bedürfen. Waren die Herren Schlegel und von Eichendorff im Stande, sie zu rechtfertigen, so waren sie verpflichtet, dem Publicum auch den Beweis nicht vorzuenthalten, waren sie dazu nicht fähig, und dies ist wohl das Wahrscheinlichste, so zeugt jene Kritik von einer Gesinnung, die ich nicht näher charakterisiren will, da einem Jeden die bezeichnenden Ausdrücke wohl von selbst beifallen werden. Sollte jedoch Jemand in den gehörigen Ausdrücken nicht genug bewandert sein, so mag er in der Geschichte des spanischen Dramas des Herrn von Schack nachsuchen. Wo dieses Buch auf die Franzosen zu sprechen kommt, leistet es in der Hinsicht denselben Dienst, wie die Geheimnisse von Paris für die Diebessprache.

Dieser Herr von Schack hat dem äussern Umfange nach jedenfalls das Bedeutendste über den uns vorliegenden Punkt zu Tage gefördert. Seine Hauptforce besteht, wie man gleich beim ersten Blick erkennt, im apodiktischen Urtheilen und in der Kraft des Ausdrucks. Dazu hat er den Vorzug vor seinen Vorgängern, dass er sich nicht an Allgemeinheiten hält, sondern die Werke nennt, an denen Molière seine Plagiate verübt haben soll. Da sich also dieser Kritiker bei seiner wirklich grandiosen Geringschätzung französischer Schauspieldichter und Molière's insbesondere, auf wirkliche Thatsachen beruft, so ist es wohl der Mühe werth, an einem der von ihm genannten Beispiele die Wahrheit seiner Behauptungen zu prüfen. Hierzu haben wir das Lustspiel Calderon's ausersehen: No hay burlas con el amor, „Man darf nicht mit der Liebe scherzen," das Molière in seinen femmes savantes nachgeahmt haben soll. Schon der Franzose Viardot hatte bemerkt, die erste Idee zu seinem Stücke scheine Molière durch jenes Schauspiel gekommen zu sein. Ob der Herr von Schack zuerst durch diesen Ausspruch zu seiner Ansicht gekommen, können wir nicht beurteilen, es kommt auch wenig darauf an, denn das, was in der Art, wie es Viardot ausgesprochen, eine gute Bemerkung genannt werden kann, deren Richtigkeit aber auch mit allem Recht bezweifelt werden darf, das wird unter den Händen des Herrn von Schack zu etwas ganz Werthlosem und Verkehrtem, weil er einerseits jene

Vermutung als eine Gewissheit ausspricht, und andrerseits, vorausgesetzt, dass es mit jener Bemerkung auch seine Richtigkeit hätte, sein Mangel an allem Gefühl für komische Poesie oder seine Vorliebe für sein Fachstudium ihn so weit getrieben, das Werk Calderon's in den Himmel zu erheben und die femmes savantes als ein wahres Machwerk zu brandmarken. Ist er also selbst auf die Idee gekommen, so kann man ihm diesen Ruhm gern gönnen, hat er sie aus dem Viardot, so müsste man ihm dieselbe Fähigkeit zusprechen, die er und der Herr von Eichendorff dem Molière zuerkannt haben, gestohlene Sachen schlecht zuzurichten.

Da wir uns vorgenommen haben, im Gegensatze zu dem Herrn von Schack, jede unsrer Aussagen mit Gründen zu belegen, so haben wir, bevor wir an die Betrachtung der genannten Stücke herangehen, zu zeigen, dass der besagte Kritiker nicht bloss von einer Aehnlichkeit der femmes savantes mit dem No hay burlas con el amor spricht, sondern in Wahrheit behauptet, Molière habe den Calderon hier bestohlen; ob etwas Wahres an der Sache sei, werden wir erst untersuchen, nachdem wir dem Leser den Inhalt des spanischen Lustspiels vorgelegt haben.

Im III. Bd. S. 448 sagt er nur, neben zwei andern spanischen Stücken habe auch das genannte von Calderon dem Molière als Vorbild gedient. Dieser Ausdruck ist ziemlich gelinde, und könnte an sich eine der Ansicht Viardot's nahekommende Deutung zulassen, wenn nicht der verächtliche Ton, in dem er auf der folgenden Seite von allen den genannten „französischen Copien“ redet, auch jede mildere Deutung dieses Ausdrucks unmöglich machte. An einer andern Stelle jedoch, wo er die Chronologie der Calderon'schen Dramen näher zu bestimmen sucht, S. 293 sagt er, es lasse sich aus äusseren Umständen beweisen, dass obiges Lustspiel vor 1672 entstanden sei, in diesem Jahre seien nämlich die femmes savantes auf die Bühne gekommen. Wenn die Aehnlichkeit dieser Stücke ihn ermächtigt, Folgerungen über die Zeit der Entstehung des einen daraus zu schliessen, so muss nach seiner Ansicht wohl nicht von einer allgemeinen Aehnlichkeit, sondern von offenbarer Nachahmung die Rede sein. Wir thun dem Herrn daher gar nicht unrecht, wenn wir annehmen, er habe dem Molière directe Nachahmung

vorgeworfen. Ein Urteil hierüber möglich zu machen, diene folgende Inhaltsangabe des Calderon'schen Stücks.

Act I.

1.

Alonzo tadelt seinen Diener Moscatel, dass er nie zur rechten Zeit erscheine, aber wohl, wenn man ihn nicht gerufen, und wundert sich, ihn seufzen zu sehen. Dieser meint, letzteres sei ihm wohl erlaubt, da er eine Seele habe. Alonzo behauptet dagegen, seinesgleichen hätten keine Seele, um zu seufzen, sondern nur um auf grobe Manier ihren Schmerz auszusprechen, Seufzen sei aber eine Handlung, einer edlen Leidenschaft würdig. Da kommt nun endlich der Diener damit heraus, dass grade eine solche, die Liebe nämlich, über ihn gekommen sei. Alonzo, der von einem wahren Geist des Widerspruchs beseelt zu sein scheint, zweifelt, wie früher an des Dieners seufzender Seele, so jetzt an dessen Liebe. Dieser wirft dem Herrn vor, dass er mit der Liebe überhaupt seinen Spott treibe. Alonzo will jedoch den Diener, der es wagt, verliebt zu sein, verabschieden, obgleich dieser sich weiterhin sehr geistreich mit dem Schicksal entschuldigt. Dieses habe sich vergriffen, da doch gewöhnlich auf dem Theater der Herr und nicht der Diener verliebt sei. Der Neuheit halber solle er ihn doch behalten, damit die Welt doch einmal einen verliebten Diener und einen nicht verliebten Herrn sehe. Dieses geistreiche Gespräch wird durch Juan, einen Freund Alonzo's, unterbrochen.

2.

Er fragt, was es gäbe. Alonzo erzählt ihm, der Diener habe die schändlichste, niedrigste und gemeinste That begangen, die man sich denken könne, und bemerkt noch dazu, mit Recht gebe er ihm diese verächtlichen Bezeichnungen, denn Nichts sei gemeiner für den Menschen, als sich zu verlieben. Juan meint freilich, die Liebe mache muthig etc., doch Alonzo fährt von Neuem so dagegen los, dass dieser, der ihn eigentlich in Liebessachen um Rath fragen wollte, gar nicht mehr damit heraus darf, denn den Freund werde Alonzo doch noch mehr tadeln

als den Diener. Nach Alonzo's Ansicht ist's aber umgekehrt, ein Ritter dürfe sich wohl verlieben, nur nicht der Pöbel. Nun erzählt ihm D. Juan, was er ja schon wisse, dass er nämlich in Leonor Enriquez, Tochter des Pedro Enriquez, verliebt sei. Er dürfe nicht um deren Hand anhalten, weil der Vater, da er die ältere Tochter Beatrix doch erst verheirathen wolle, ihm dann sein Haus ganz verbieten möchte. Die Beatrix sei sehr schön und klug, aber eitel auf Beides, treibe Latein und mache castilianische Verse, nehme alle neuen Moden an und spreche so, dass man sie nicht ohne Commentar verstehen könne. Seit einiger Zeit sei sie immer um die Leonor; so habe sie ihn mit dieser im Gespräch überrascht und gedroht, es dem Vater zu sagen. Ob sie ihn erkannt, weiss er nicht. Er wagt nicht, hinzugehen, fürchtet aber auch Gefahr für Leonor, wenn er sie nicht unterstützen könne. Er will deshalb durch Moscatel der Dienerin Leonor's, Ines, einen Brief bringen lassen; natürlich ist grade diese Moscatel's Geliebte. D. Alonzo willigt ein.

3.

Sie sehen zwei Edelleute, D. Luis und Diego, herankommen, die nach Leonor's Hause sehen. Juan ist dem Luis schon oft daselbst begegnet und spricht seinen Aerger darüber aus. Juan und Alonzo gehen ab und Moscatel geht zur Ines.

4.

D. Luis spricht in hyperbolischen Ausdrücken von seiner Geliebten Beatrix. Sie gehen.

5.

Leonor erklärt der Ines ihre Furcht, Beatrix möchte dem Vater vom Gespräch mit D. Juan erzählen, beschliesst jedoch, Nichts zu gestehen.

6.

Beatrix tritt auf, sich im Spiegel betrachtend, und fordert, dass ihre Handschuhe von ihr genommen werden. Ines soll den Ovid holen, nicht die Metamorphosen, nicht Ars amandi, sondern remedium amoris; sie kann aber nicht lesen, worüber

sich Beatrix wundert, da Ines doch ihren Umgang geniesse. Wie Leonor von ihrer nächtlichen Unterredung anfängt, wird Beatrix zornig, sie sei eine Viper etc. Den Mann hat sie nicht erkannt, will auch den Namen gar nicht von Leonor erfahren, und flieht, wie diese ihn nennen will.

7.

Moscatel bringt der Ines den Brief und spricht von seiner Liebe. Sie flieht, da sie Pedro kommen sieht.

8.

Pedro fragt Moscatel, was er sei, und Moscatel erwidert, er sei ein geachteter oder achtungswürdiger Diener, wenn es deren jetzt gebe. Durch seine dummen Witze erregt er verdientermassen den Zorn des Pedro. Zuletzt sagt er doch, er sei Alonzo's Diener.

9.

Alonzo und Juan sehen den Zwist und dieser nähert sich. Moscatel findet zuletzt eine Entschuldigung für seine Anwesenheit im Hause, und Pedro stellt sich zufrieden, da er vor D. Juan keinen Verdacht zeigen will.

10.

Ines vertraut der Leonor ihre Sorgen wegen Moscatel, und erzählt, was wir gesehen, sie gibt ihr den Brief. Da kommt

11.

Beatrix, die den Brief sehen will. Sie reissen sich darum und zerreissen ihn in zwei Hälften.

12.

Pedro überrascht sie dabei und nimmt die Stücke: Beatrix sagt, das Papier werde seiner Ehre wehe thun, und Leonor meint, wenn sie das wisse, so müsse es wohl ihr Papier sein, denn sie selbst kenne nicht den Inhalt; sie erzählt nun, dass sie das Papier in Beatrix Händen gesehen und es habe nehmen wollen. Diese weiss sich nicht zu vertheidigen. Er lässt Alle abgehen ausser Ines.

13.

Letztere sagt, sie sei erst gekommen, als der Streit schon ausgebrochen, wisse also Nichts davon.

14.

Der Brief gibt ihm auch keine Auskunft. Doch hat er Verdacht auf Alonzo, und beschliesst, ihn zu beobachten.

Act II.

1.

Gespräch ohne Bedeutung zwischen Juan, Alonzo und Moscatel.

2.

Ines bringt dem Don Juan eine Antwort. Moscatel stellt sich so, dass Alonzo die Ines nicht sehe. Wie der sie doch bemerkt, meint Moscatel, er gebe keinen Dreier mehr für seine Ehre. Alonzo findet, dass Moscatel's Liebe zu entschuldigen sei, da seine Geliebte für eine Magd ganz hübsch sei. Moscatel gibt in einigen Apartés seine Eifersucht zu erkennen. Juan, der aus dem Brief ersehen, dass er ohne Gefahr hineingehen dürfe, verschwindet.

3.

Wie Alonzo mit der Ines bekannt zu werden sucht, kommen

4.

Don Luis und Diego wieder. Luis hat natürlich Verdacht, dass Alonzo die Beatrix liebe, weil er oft in der Gegend sei und mit der Magd Ines spreche, doch beschliesst er, nicht zu fechten, weil er ein unglücklicher Liebhaber sei. Nachdem er noch mit Diego gestritten, ob die Eifersucht edel sei, Wahrheit rede, gehen Beide ab.

5.

Alonzo geht auch. Moscatel soll die Ines begleiten. Im Auftrage seines Herrn sagt er ihr, indem er deutlich seine Eifersucht zu erkennen gibt, wenn sie des Morgens zu seinem Herrn

gehe, werde sie ein Frühstück, des Abends ein Vesperbrot bekommen. Erzürnt sagt Ines, sie lasse sich nicht bezahlen, und Moscatel befiehlt ganz betrübt seinen Augen, zu weinen.

6.

Juan erfährt von Leonor, wie es ihr mit dem Brief ergangen, und dass der Vater Nichts wisse.

7.

Beatrix reflectirt darüber, dass sie der Lüge Leonor's ihr Unglück verdanke, den Flecken an ihrer Ehre.

8.

Leonor kommt zu ihr, und unter vier Augen bekennt sie, dass der Brief für sie war.

9.

Don Pedro hat sie grade belauscht, wie sie sagt: ich liebe etc. Sie sieht ihn aber kommen und thut, als tadle sie die Beatrix. Wie? sagt sie, „ich liebe“ wagst Du mir in's Angesicht zu sagen? Das muss der Vater wissen etc. Sie thut ganz erzürnt und macht sich fort.

10.

Die arme Beatrix, ganz erstaunt, fragt, wer wohl je so Etwas gesehen? Auf diese nur rhetorisch gemeinte Frage erscheint der Vater mit der Antwort: Er habe Alles gehört. Ihre vermeintlichen Irrungen schreibt er ihrer Beschäftigung mit den Wissenschaften zu. Frauen sollten den Männern diese überlassen, von Latein Nichts wissen, ein Gebetbuch wäre genug für sie; sie müssten sich bloss mit Arbeiten abgeben. Beatrix verspricht gleich, gehorsam dies zu befolgen.

11.

Alonzo erfährt von Moscatel, dass Ines Nichts mit ihm zu thun haben will. Es folgen weitere Verhandlungen über Liebesangelegenheiten, die hätten wegbleiben können, mit einzelnen Anreden des Moscatel an seine Eifersucht gemischt.

12.

Um den Verdacht Pedro's auf Beatrix zu stärken, wünscht Don Juan, dass Alonzo sich in diese verliebt stelle. Erst empört, willigt er doch ein, da Alles nur Spass sei.

13.

Beatrix beschreibt der Ines ihren Schmerz über den unverdienten Verdacht, und freut sich zuletzt, in so einfacher Sprache es gethan zu haben. Der Vater würde sie loben, wenn er es gehört. Da Ines immer noch einige Ausdrücke daran zu tadeln findet, wünscht Beatrix, jedesmal, wenn sie fehle, von ihr am Kleid gezupft zu werden.

14.

Alonzo und Moscatel werden von Leonor hereingeführt. Diese geht wieder ab, um mit Juan zu sprechen und Wache zu halten. Beatrix ist empört, einen Mann in ihr Schlafzimmer treten zu sehen. Da sie wieder ein italienisches Wort gebraucht, wird sie am Kleid gezupft. Alonzo erzählt ihr, das durch den Moscatel gebrachte Papier sei von ihm und für sie bestimmt gewesen. Sie glaubt Alles, wünscht aber, er möge sich entfernen. Da sie von Neuem wegen eines lateinischen Ausdrucks gezupft wird, verlangt sie, Ines solle es sein lassen, sie scheine sie ganz stumm machen zu wollen. Sie hören Pedro, Leonor und Juan kommen. Alonzo muss sich mit Moscatel verbergen.

15.

Pedro fragt Juan, wann er nach Hause gehen wolle. Dieser versteht die Bedeutung, sagt: früh, und geht, obgleich besorgt für Alonzo.

16.

Pedro geht auf sein Zimmer mit Leonor und Beatrix. Diese flüstert Ines zu, die Männer solle sie entfernen, damit Leonor Nichts davon merke.

17.

Ines lässt Beide hervorkommen, und sie entfernen sich, nachdem Alonzo sie erst umarmt und Moscatel wieder seine Eifersucht ausgesprochen hat.

Act III.

1.

Als Beatrix vernimmt, dass Alonzo beim Fortgehen von Jemand angefallen und verwundet worden, will sie ihm durch Ines eine kleine Erinnerung zuschicken, eine Schärpe. Sie geht, dieselbe zu holen. Leonor darf es aber nicht wissen und Alonzo soll auch nicht erfahren, dass sie ihm die Schärpe zuschickt.

2.

Leonor erfährt es von Ines, und Ines geht, die Schärpe in Empfang zu nehmen.

3.

Don Juan hat gesehen, wie zwei Männer den Alonzo angriffen; da Beatrix keine wirkliche Liebschaft hat, weil Leonor ihr ja eine unterschieben muss, so glaubt er, es stecke eine Untreue der Leonor dahinter.

4.

Alonzo, der sich urplötzlich in die Beatrix verliebt hat, glaubt natürlich seinerseits, dass es der Beatrix gegolten habe.

5.

Ines kommt von der Beatrix zurück und gibt in einem Aparté den Entschluss zu erkennen, ein Wenig die Eifersucht des Moscatel zu erregen. Zwischen ihr und Alonzo geht's gleich an ein Umarmen. Sie wünscht sogar, mit Alonzo allein zu sein. Moscatel soll die Thür bewachen; da er nicht fort will, wird er mit Gewalt weggeschafft.

6.

Nun, meint Alonzo, solle sie ihn erst recht umarmen. Da sie aber jetzt erklärt, sie sei nicht aus eignem Antrieb zu ihm gekommen, ist der feurige Liebhaber, der nebenbei freilich auch in die Beatrix verliebt ist, gleich wieder beruhigt. Er ist ganz erstaunt, dass Beatrix ihm eine Schärpe zuschicke.

7.

Moscatel kommt zurück, weil es nicht so schrecklich sei, sein Unglück selbst zu sehen, als es sich auszumalen, und Alonzo entfernt sich auf einen Augenblick, um ein Billet an die Beatrix zu schreiben. Der erzürnte Moscatel beruhigt sich, da Ines sagt, es sei Alles nur Scherz gewesen.

8.

Sie tritt ab, nachdem Alonzo ihr den Brief überreicht, und Moscatel belustigt sich jetzt über seinen verliebten Herrn, er wolle ihn verlassen, weil er nicht auf seinen Diener höre, die niedrigste und gemeinste That begangen etc.

9.

Damit Alles dem Anfang entspreche, erscheint auch hier Don Juan, und der Diener spricht gegen ihn von seinem Herrn, wie im Anfang der Herr vom Diener. Zwischen den Herren hat sich auch das Verhältniss umgekehrt. Juan will Nichts mehr von Leonor hören, sie weder sehen, noch sprechen, er sei von seiner Liebe curirt. Da Alonzo ihn nun nicht bewegen kann, mit ihm zu Beatrix und Leonor zu gehen, gesteht er ihm, er müsse zur Beatrix, und jetzt solle Juan nebst Leonor seinen Rücken decken. Da willigt denn Juan ein, wie früher Alonzo.

10.

Don Diego und Don Luis treten wieder auf; später kommt Pedro und bietet Don Diego die Hand seiner Tochter an. Diego weist es jetzt mit einem Scheingrund von sich.

11.

Beatrix fragt die Ines, wie Alonzo dazu gekommen, ihr einen Zettel an sie zu übergeben. Sie fürchtet, Ines möchte dem Alonzo entdeckt haben, dass sie von ihr beauftragt gewesen, ihm die Schärpe zu überbringen. Ines leugnet es, Beatrix belauscht sie aber gleich darauf in einem Gespräch mit Leonor, wo sie sich rühmt, es gethan zu haben.

12.

Juan erscheint mit Alonzo und Moscatel, erklärt jedoch gleich der Leonor, dass er nicht um ihretwillen hergekommen. Er geht und sie folgt ihm.

13.

Beatrix tritt auf, und Alonzo sucht, sich bei ihr zu rechtfertigen.

14.

Leonor unterbricht sie mit der Nachricht, dass der Vater komme. Alonzo und Moscatel müssen sich wieder verstecken.

15.

Don Pedro beklagt sich bei Beatrix, dass Luis sie nicht mehr habe zur Frau nehmen wollen.

16.

Don-Juan bittet Pedro um Schutz und Beistand gegen einige Leute, die ihn bei des Letztern Hause angefallen hätten, und sagt der Leonor leise, sie solle indess die Andern entfliehen lassen.

17.

Wie Pedro sich mit Juan entfernen will, hört er Lärm und Gepolter nebenan, und Alonzo und Moscatel lassen sich sehen. Nun verlangt Pedro, dass Juan ihn gleichfalls gegen diese unterstütze. Da aber Alonzo die Beatrix zu heiraten bereit ist, und Juan, den inzwischen Leonor von seiner Eifersucht curirt hat, die Leonor, so endet Alles zu allgemeiner Zufriedenheit.

Da wir weder unsre, noch unsers Lesers Zeit durch unnütze Auszüge verschwenden wollen, und voraussetzen können, dass Jeder, den diese Frage interessirt, Molière und seine femmes savantes kennen werde, so wollen wir es bei diesem einen Auszuge bewenden lassen.

Der Unterschied der zwei Stücke springt bei der oberflächlichsten Betrachtung klar in die Augen. Die Komödie

Molière's ist eine Charakterkomödie, die einzig und allein den Zweck hat, die Blaustrümpfe in den verschiedensten Abstufungen der Lächerlichkeit preiszugeben. Schon der Titel deutet es hinlänglich an. Das Calderon'sche Stück ist eine reine Intriguenkomödie. Der Titel: „Man darf nicht mit der Liebe scherzen" zeigt allein schon, dass dem Dichter nicht die Schilderung der Blaustrümpfe als Hauptgegenstand vorschwebte. Der Inhalt des Stücks zeigt klar, dass hier überhaupt nicht von Charakteren die Rede sein kann. Die beiden Liebhaber unterscheiden sich nur dadurch von einander, dass der eine anfangs mit der Liebe seinen Spott treibt; am Schluss, wo beide verliebt sind, hört aller Unterschied auf. Don Pedro unterscheidet sich von Beiden nur durch seine Stellung als Vater. Als Liebhaber würde er sich ebenso benehmen wie sie, und als Väter würden jene sich gar nicht von ihm unterscheiden. Der Don Luis und Don Diego sind erst recht ohne alle Farbe. Sie dienen nur dazu, die beiden Liebhaber eifersüchtig zu machen und dadurch die Sache zum Schluss etwas mehr zu verwickeln. Welchen Werth das Stück als Intriguenlustspiel beanspruchen dürfe, wollen wir hier nicht näher untersuchen. Wir haben es zweimal durchgelesen und selbst beim zweiten Lesen ward es uns sehr schwer, die verschiedenen Personen auseinander zu halten; obgleich die Intrigue im Grunde höchst einfach ist, wird sie doch unklar durch das Farblose der Charaktere. Da das Stück uns von Anfang bis zum Ende gelangweilt hat, und da wir es dem Leser durch die Inhaltsangabe möglich gemacht haben, sich selbst ein Urteil zu bilden, so wird er uns hoffentlich der Mühe gern überheben, ein solches Werk noch ausführlich zu kritisiren. Wie hoch es hinsichtlich der eigentlichen Komik zu stellen sei, was es an wahrer Komik biete, ist wieder eine andre Frage. Wie in den meisten andern Calderon'schen Stücken beschränkt sich die Komik ganz auf die Dienstboten. Alle schlechten Witze des Moscatel konnten wir nicht wiedergeben. Damit der Leser aber einen Vorgeschmack davon bekommen könnte, haben wir uns in der ersten Scene und an einigen andern Stellen etwas dabei aufgehalten. Sie sind nicht besser und nicht schlechter als die Bedientenwitze in der von Schlegel übersetzten und vielgepriesenen „Andacht zum Kreuze."

Sie sind wirklich geeignet, ein Gefühl des Mitleids für die armen Bedienten oder vielmehr für den Dichter zu erregen, denn man merkt gleich, dass ein wirklicher Dienstbote nie solche Witze machen würde. Sollte Jemand jedoch die von uns gegebene Probe gefallen haben, so steht es ihm immer frei, auch die übrigen Witze an der Quelle aufzusuchen.

So viel über das Stück im Allgemeinen. Herr von Schack nennt es III. S. 246 eine Posse, zählt es also auch nicht ohne Weiteres zu den Charakterkomödien, bemerkt jedoch, dass das Bild einer gezierten und mit ihrer höheren Bildung prahlenden Dame mit unvergleichlicher Kraft der Komik ausgeführt sei. Da nun Molière's Komödie im Ganzen mit der Calderon's gar keine Aehnlichkeit hat, so muss sich die Nachahmung auch nach der Ansicht des Herrn von Schack wohl ganz auf diesen Einen Charakter beschränken. Wir wollen daher diesen Charakter in den einzelnen Scenen näher betrachten. Vorher erlaube man uns nur noch die Bemerkung, dass der Herr von Schack, obgleich er nur acht Zeilen auf die Beurteilung des Calderon'schen Stücks verwandt hat, in diesen acht Zeilen sich eines Irrthums schuldig gemacht hat, der die Vermutung erwecken möchte, er habe das Stück gar nicht ordentlich gelesen. Er behauptet nämlich, Don Juan, der, in die Leonor verliebt, die Gegenbemühungen der Beatrix zu fürchten habe, stelle sich in letztere verliebt und fördere so seine wahre Neigung zum erwünschten Ziele. Aus der Inhaltsangabe wird der Leser ersehen haben, dass nicht Don Juan sich in die Beatrix verliebt stellt, sondern dass Alonzo Liebe gegen sie heuchelt, um sie von der Beobachtung der Leonor abzuhalten, und dass sich Alonzo dabei wirklich in sie verliebt, woher denn auch der Titel des Stücks herrührt, man solle nicht mit der Liebe scherzen. Der Herr hat also die beiden Personen Juan und Alonzo vollständig mit einander verwechselt, er hat sie nur für eine einzige Person angesehen, Alonzo scheint für ihn gar nicht dagewesen zu sein. Das ist einerseits ein klarer Beweis von der Charakterlosigkeit beider Charaktere, die wir so eben gerügt haben, andrerseits zeigt es auch den Charakter des Kritikers in einem nicht grade vortheilhaften Lichte, da er zugleich von der Intrigue behauptet, sie sei mit einer unvergleichlichen Kraft

der Komik durchgeführt. Er hat sich nicht einmal von dem Inhalt des Stücks eine klare Anschauung verschafft und erlaubt sich, ein Urteil darüber auszusprechen, es über alle Gebühr zu preisen, und die femmes savantes von Molière, die er vielleicht gar nicht einmal gelesen hat, als eine schlechte Nachahmung dieses Stücks zu brandmarken.

Doch jetzt zu dem Charakter der Beatrix. In der zweiten Scene des ersten Acts erfahren wir durch Don Juan, dass sie schön und klug, aber auf Beides eitel sei, dass sie Latein treibe und castilianische Verse mache, alle neuen Moden annehme, und so spreche, dass man sie nicht ohne Commentar verstehen könne. Daraus, dass sie die Leonor zu bewachen sucht, lässt sich auch etwas auf ihren Charakter schliessen; wir erfahren freilich weder durch die andern Personen, weshalb sie es thue, Don Juan sagt, er wisse es selbst nicht (yo no sê Si es necia envidia, ó si zelo), noch direct von ihr selbst. Aus den Vorwürfen, die sie ihrer Schwester macht (I. 6), lässt sich jedoch schliessen, dass das Ehrgefühl sie treibt. Ihre Eitelkeit geht aber, wie Don Juan sagt, so weit, dass sie niemals einem Mann in's Gesicht sieht, weil sie fürchtet, der, den sie ansehe, würde gleich vor Liebe todt hinfallen.

I. 6. Wahrscheinlich um zu zeigen, dass der Dichter Recht gehabt hat, sie eitel zu nennen, erscheint sie gleich bei ihrem ersten Auftreten mit einem Spiegel in der Hand, in dem sie sich betrachtet. Länger sich darin besehen will sie doch nicht. Dieselbe Absicht scheint bei den Handschuhen zu Grunde zu liegen, denn diese will sie auch nicht länger behalten. Man könnte freilich annehmen, sie wäre draussen gewesen und hätte deshalb Handschuhe angezogen gehabt, die sie jetzt zu Hause wieder ausziehen wolle. Aber woher dann der Spiegel? Den würde sie doch nicht mit auf die Strasse genommen haben. Sie scheint daher von ihrem Zimmer zu kommen und hat ohne Zweifel dem Dichter zu Gefallen Handschuhe angezogen, den Spiegel mitgenommen, um sie gleich wieder an die Dienerin abzugeben. Das thut sie dann in ihrer gesuchten Redeweise: „Nimm von meiner freigebigen Rechten diese Handbedeckungen und das Fabricat oder Zaubermittel von Glas.“ Ihre Gelehrsamkeit und ihren Stolz im Punkt der Liebe zeigt sie dadurch,

dass sie grade nicht die ars amandi, sondern remedium amoris lesen will, Heilmittel gegen die Liebe. Doch auch dies scheint sie nur dem Dichter zu Gefallen zu thun; dadurch, dass sie ausdrücklich verlangt, die Ines solle ihr nicht „die Kunst zu lieben," sondern die „Heilmittel gegen die Liebe" holen, will sie oder will vielmehr der Dichter uns glauben machen, dass sie in diesem Punkte sehr strenge sei. Die Beatrix scheint aber trotz ihrer grossen Gelehrsamkeit das Buch nur dem Titel nach gekannt zu haben, denn im Grunde ist das letztere Buch ebenso wenig erbaulich wie das erste. Will man daher nicht an ihrer Gelehrsamkeit oder gar an ihrer Sittsamkeit zweifeln, so muss man annehmen, auch dies habe sie nur auf ausdrückliches Geheiss des Dichters und nicht aus eigenem Antrieb gethan. Sie scheint selbst auch weiter wenig Gewicht darauf zu legen; denn wie sie hört, dass die Ines nicht lesen und das Buch ihr daher nicht aussuchen kann, redet sie nicht weiter davon. Obgleich sie an der Lectüre Ovid's Gefallen zu finden scheint, geht sie, ihrer Schwester gegenüber, in ihrer Sittsamkeit so weit, dass sie von ihr nicht einmal den Namen des Liebhabers hören will und sich erzürnt davon macht. Selbst dies scheint ihr der Dichter in's Ohr geraunt zu haben, denn, damit in der folgenden Scene der Diener Moscatel der Ines den Brief für Leonor übergeben konnte, musste erst freies Feld gemacht werden. Aus freien Stücken würde sie es sicherlich gethan haben: denn sie drohte einen Augenblick vorher der Ines, sie wolle dem Vater die Sache offenbaren, damit der Schande vorgebeugt werde, und dazu konnte es ihr doch von grossem Nutzen sein, wenn sie den Namen des Liebhabers erführe.

I. 11. Dieselbe Beatrix, die früher nicht einmal den Namen des Liebhabers wissen wollte, überrascht jetzt Leonor, wie letztere im Begriff ist, den Brief Don Juan's zu lesen, und will durchaus diesen Brief sehen. Da sie ihn nicht durch Güte erhalten kann, versucht sie es mit Gewalt, und eine jede bekommt ein Stück davon.

I. 12. In dieser Scene benimmt sich die Beatrix bei aller ihrer Gelehrsamkeit sehr einfältig. Die schuldige Schwester weiss alle Schuld auf sie zu wälzen, und sie, welche die nächt-

liche Zusammenkunft ihrer Schwester mit Don Juan belauscht hat, denkt gar nicht daran, ihrem Vater jetzt das Gesehene zu entdecken. Freilich mag der Herr v. Schack einwenden, dass Gelehrsamkeit und Belesenheit nicht immer mit gesundem Menschenverstand gepaart geht, und leider möchte es ihm leichter werden, diese Behauptung, als manche andere, mit Beispielen zu belegen; doch eine solche Einfalt geht doch etwas zu weit. Führt sie uns der Komiker vor, so darf er es nur im Lichte der Komik thun, daran hat aber Calderon am allerwenigsten gedacht.

II. 7—10. Auch hier erscheint der Verstand der Beatrix wiederum nicht im vorteilhaftesten Lichte. Einen Augenblick scheint es, als werde der Vater jetzt den wahren Stand der Dinge erkennen, aber auch das diente nur dazu, seinen Verdacht gegen sie zu stärken. Wiederum steht die Beatrix stumm und verwirrt da; komisch wird sie aber auch hier nicht. Unsre I. 6 ausgesprochene Vermutung, dass es auch mit der Gelehrsamkeit der Beatrix nicht besonders aussehen müsse, findet hier noch neue Nahrung. Der Vater verbietet ihr, sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen, und sie ist gleich bereit, seinem Gebot Folge zu leisten. Ihre Begeisterung für Literatur und Kunst muss nicht weit her sein, sie weiss wenigstens den Worten des Vaters, dass Frauen sich um solche Sachen nicht kümmern müssten, Nichts zu erwidern. Man könnte vielleicht glauben, dies sei nur eine Folge ihrer augenblicklichen Verwirrung.

II. 13 zeigt sich jedoch, dass es ihr wirklich damit Ernst ist. Sie spricht, in Gegenwart der Ines, ihre Freude darüber aus, dass es ihr gelungen, in einfacher Sprache ihren Schmerz über den unverdienten Verdacht ausgesprochen zu haben. Wir wollen weiter kein Gewicht darauf legen, dass ihr Schmerz doch nicht sehr tief sein muss, wenn er ihr Zeit lässt, solche Betrachtungen darüber anzustellen. Da es ihr aber natürlich doch schwer wird, auf einmal ihrer gesuchten Redeweise zu entsagen, so bittet sie die Ines, sie jedesmal, wo sie sich vergehen sollte, am Kleide zu zupfen, eine ganz eigenthümliche Art, sich zu curiren. Das geschieht nun auch mehrmals in der

II. 14 folgenden Scene, wo sie denn schliesslich der Ines gebietet, es sein zu lassen. Hier scheint nun gleichfalls, wie

wir anfangs vermutheten, ihre strenge Sittsamkeit mit ihrer Gelehrsamkeit gleichen Schritt zu halten. Anstatt ihrem Vater zu sagen, dass ein Fremder in's Haus eingedrungen, sucht sie es ihm zu verbergen; fürchtet sie vielleicht, der Vater würde sich nur dadurch in seinem Verdacht bestärkt fühlen? Das wäre doch sehr sonderbar. Sie fühlt ohne Zweifel, dass der Dichter erst beim zweiten Act ist, dass der Knoten also noch nicht gelöst werden darf, und dass Alonzo sie heiraten soll, um den Titel zu rechtfertigen: „Man darf nicht mit der Liebe scherzen.“ Sie kann vielleicht auch so gehandelt haben, um Blutvergiessen zu vermeiden, oder weil sie sich urplötzlich in Alonzo verliebt hat. Sicher aber ist, dass ihr äusserliches Benehmen nicht die Strenge zeigt, die sie früher gegen ihre Schwester an den Tag gelegt hat, und dass man, bei dem Mangel an aller festen Charakteristik, nicht weiss, zu welcher der genannten Erklärungen man sich hinneigen soll.

III. 1. Ob Beatrix den Alonzo liebt, erfahren wir auch hier noch nicht ganz bestimmt. Sie reflectirt ein Langes darüber, ob sie sich über den ihrer Ehre angethanen Schimpf ärgern, oder ihm für seine Liebe Dank wissen soll. Sie entschliesst sich zu letzterem, und schickt daher die Schärpe.

III. 11. Diese Scene gibt weder einen neuen Beitrag zur Charakteristik der Beatrix, noch ist etwas Komisches darin enthalten.

III. 13—15. Dasselbe gilt von diesen. In der 14. erklärt sie endlich der Leonor, dass sie jetzt Alles dem Vater entdecken wolle, sie gibt aber doch nach; weil Leonor droht, allen Verdacht wieder auf sie zu lenken, glaubt sie, es bliebe ihr kein Mittel, sich zu retten; also auch hier scheint Liebe nicht der Beweggrund zu sein. In den letzten Scenen des Stücks bleibt sie auf der Bühne, spielt aber weiter keine Rolle.

So viel ist aus dieser Betrachtung klar geworden, dass das Stück, so weit es sich auf den Charakter der Beatrix bezieht, in zwei Teile geteilt werden kann. Zuerst erscheint sie als eine Frau, die sich besonders mit Wissenschaften beschäftigt, und durch eine gezierte Sprache absichtlich diese Gelehrsamkeit zur Schau trägt. Das geht bis zur 10. Scene des II. Actes,

wo der Vater sie deswegen tadelt. Von da an bemüht sie sich, diesen Fehler abzulegen.

Der letztere Teil kann gar nicht bei einer Vergleichung mit Molière's femmes savantes herbeigezogen werden, denn da helfen alle Ermahnungen des gutmütigen Chrysale an seine Frau und Familie gar nichts. Keine ist von ihrem Irrtum zu heilen. Das, was sich auf die Eitelkeit der Beatrix bezieht, ebenso wenig; denn die gelehrten Frauen Molière's halten wirklich zu viel von der Wissenschaft, um einerseits sich von der Beschäftigung mit derselben abhalten zu lassen oder andererseits auf ihre körperliche Schönheit viel Gewicht zu legen. Dass Beides bei der Calderon'schen Beatrix der Fall ist, zeigt allein schon, dass es ihr mit ihrem wissenschaftlichen Treiben nicht sehr Ernst ist, dass es eigentlich nicht mit ihrer innern Natur so fest verwachsen, sondern höchstens nur eine Spielerei oder gar etwas ihr vom Dichter Angeklebtes ist.

So, hat denn auch ihre Beschäftigung mit den Wissenschaften auf ihr Benehmen in Allem, was Bedeutendes im Stücke vorfällt, nicht den geringsten Einfluss; oder man müsste denn annehmen, der Dichter habe zeigen wollen, dass die Gelehrsamkeit die Frauen verdumme, und ihre Unbehülflichkeit und Verlegenheit in den bedenklichen Lagen, in die sie hineingeräth, daher schreiben wollen. Das wird man dem Calderon doch nicht zumuten. Molière wirft man vor, dass er durch die Carikirung der gelehrten Frauen die Wissenschaft lächerlich zu machen gesucht habe, obgleich er sich doch sehr gehütet hat, so etwas zu behaupten. Man müsste daher Calderon erst recht diesen Vorwurf machen. Auch kommt Nichts in dem Stück vor, woraus man auf jene Absicht des Dichters schliessen könnte. Fast überall ist ihr Benehmen durchaus passiv. Sie hat das Geheimniss ihrer Schwester belauscht, sagt ihrem Vater aber gar nichts davon; sie entreisst ihrer Schwester den Brief, doch ohne Erfolg. Dasselbe Schweigen beobachtet sie, als Alonzo in ihr Gemach eingedrungen. Auf Befehl ihres Vaters beschliesst sie, den Wissenschaften zu entsagen und den Alonzo zu heiraten. In alle dem zeigt sich Nichts von Charakter, und am wenigsten der Einfluss ihrer Bildung, und das sind doch die einzigen Handlungen von Bedeutung, die im Stück vorkommen.

Höchstens könnte man den Streit um den Brief mit ihrer Schwester aus sittlicher Entrüstung über deren Betragen und diese Entrüstung, wie gesagt, aus ihrer wissenschaftlichen Bildung herleiten. Dafür spricht aber auch Nichts: denn sie liest den Ovid, und durch dessen Lectüre konnte schwerlich ihr sittlicher Charakter gestärkt werden. Der Einfluss ihrer Bildung zeigt sich also in keiner einzigen bedeutenden Handlung, sondern nur in ihrer Sprache, darin, dass sie den Ovid lesen will und doch nicht liest, und dass sie der Magd Vorwürfe macht, weil sie nicht lesen könne. Da möchte man nun, ohne selbst dies Stück gelesen zu haben, versucht sein, von vorn herein dem Calderon dies Recht und die Fähigkeit abzusprechen, die gezierte Sprache einer gelehrten Dame, wie Beatrix, lächerlich zu machen, da er selber fast in allen seinen Stücken das Grösste in diesem Punkte geleistet hat. Sein Gongorismus wird selbst von Herrn v. Schack nicht geläugnet. Sollte derselbe Dichter, indem er sonst von Ausdrücken wie Schneevulkan und Flammengletscher wimmelt, der die Nachtigallen befiederte Trompeten, die Trompeten eherne Nachtigallen, der das Schiff einen Fisch ohne Schuppen, den Fisch ein Schiff ohne Segel nennt, sollte der Dichter fähig gewesen sein, diesen Fehler komisch darzustellen; sollte er nicht in den andern Personen des Stücks, die er nicht tadeln will, dieselbe Ziererei und Gesuchtheit an den Tag legen, die er an der Beatrix tadelt; das war mein erster Gedanke, als ich die rühmende Kritik des Herrn v. Schack las, und meine Erwartung hat mich nicht getäuscht. Diese Gesuchtheit und Ziererei tritt uns gleich in der ersten Scene in den Witzen des Alonzo und seines Bedienten entgegen; man erkennt gleich, dass man es nicht mit Menschen von Herz, Verstand und Charakter, sondern mit reinen Phantasten zu thun hat. Selbst der Vater, der der Beatrix doch über ihr gelehrtes Treiben Vorwürfe macht, befleissigt sich nicht sehr einer recht natürlichen Sprache. Wir wollen nur einige Beispiele anführen, da die Sache eigentlich für Jeden, der den Calderon aus andern von Schlegel, Schack und Dohrn übersetzten Werken kennt, gar keines Beweises mehr bedarf. Als D. Pedro I. 12 den zerrissenen Brief in den Händen hält, sagt er, er wünsche die Teile dieser Viper, dieser Schlange,

die das Gift in zwei Hälften getrennt enthalte, wieder zu vereinigen. Der Liebende, D. Alonzo, macht es III. 13 nicht besser. Um sich bei Beatrix zu entschuldigen, sagt er, freilich habe er anfangs nur sich in sie verliebt gestellt, sei aber darüber wirklich verliebt geworden. Er vergleicht da sein Unternehmen mit dem eines Seefahrers, der sich ohne Scheu auf's Meer begebe, das ihm erscheine wie ein Garten von Schaum, wie ein Wald von Schnee, weshalb er es denn auch nicht für gefährlich halte. Wie aber mit dem Meer, so solle man auch nicht mit der Liebe scherzen. Zweitens vergleicht er sich mit einem, der sich aus Spass oder Lernbegierde mit Brennstoff und Feuer abgebe und dabei umkomme, wie aber mit dem Feuer, so solle man auch nicht mit der Liebe scherzen. Drittens mit einem, der zusammen mit einem Freunde sich im Gebrauch des Degens üben will und ihn tödtet, als wäre er sein Feind, wie aber mit dem Degen, so solle man auch nicht mit der Liebe scherzen. Viertens mit einem, der, ein wildes Thier für gezähmt haltend, sich in dessen Nähe begebe. Die Liebe sei aber auch ein wildes Thier, und wie mit einem wilden Thier, so solle man auch nicht mit der Liebe scherzen. So, schliesst er nun, habe er sich aus Spass auf's Meer begeben, Feuer entzündet, mit einem Degen sich geübt, mit einem wilden Thiere gespielt; und so sei er auch im Meere ertrunken, habe sich an Feuergluth verbrannt, die Wuth des Erzes und des Wildes gefühlt; wenn daher wilde Thiere, Erz, Feuer und Meer einem das Leben nehmen könnten, solle man nicht mit der Liebe scherzen.

Don Juan bleibt auch nicht zurück. Er sagt III. 16 zu D. Pedro, er wisse, dass D. Pedro's Brust der Aetna sei, der inwendig glühe, obgleich er von aussen mit Schnee bedeckt sei. Diese nach der Schablone verfertigten Redensarten, von denen Calderon's Stücke wimmeln, sind ebenso gesucht wie die Sprache der Beatrix. Komisch ist aber das eine ebenso wenig wie das andere.

Herr von Schack, der behauptet, dass hier das Bild einer gezierten und mit ihrer höheren Bildung prahlenden Dame mit unvergleichlicher Kraft der Komik ausgeführt sei, würde uns daher einen grossen Dienst leisten, wenn er nachweisen

wollte, wo dies eigentlich geschehen. Wir haben im ganzen Stück keine Spur dieser Komik entdecken können.

Nun soll aber das Stück Molière's gar nur eine elende Nachahmung dieses herrlichen Werkes sein. Wir halten es für eine schwere Aufgabe, das Calderon'sche Werk zu verschlechtern, es möchte selbst dem Herrn v. Schack, bei all seinem Sinn für die Komik, schwer fallen, sie zu lösen. Wir wollen uns daher nicht bemühen zu zeigen, dass das Werk Molière's besser ist, es könnte auch dann noch sehr schlecht sein, sondern wir begnügen uns, die Hauptpunkte anzugeben, wodurch sich Molière gänzlich von seinem angeblichen Vorbild unterscheidet.

Wie Aristophanes, sah Molière ein, dass jeder komische, wie tragische Charakter, sich durch Handlungen offenbaren, dass er daher ein Gebiet haben müsse, auf dem er sowohl selber frei seine innere Natur entfalten, als auch die aus ihr hervorgehenden Lebensansichten in dem Leben Anderer praktisch zu verwirklichen suchen könne. Bei den Athenern durfte Jeder im öffentlichen Leben mitsprechen und ein Jeder machte sich diese Freiheit im vollsten Masse zu Nutze. Zu Molière's Zeiten war das anders. Seit Richelieu war es nicht bloss gefährlich geworden, sich zu sehr um die öffentlichen Angelegenheiten zu kümmern, sondern man spürte auch wenig Neigung dazu. Nur die Grossen, deren Macht immer mehr geschwächt wurde, suchten von Zeit zu Zeit darauf einzuwirken. Unter Ludwig XIV. waren sie aber schon zu sehr geschwächt, um es mit irgend einer Aussicht auf Erfolg zu versuchen. Der Bürger hingegen, der von den frühern innern Streitigkeiten so viel zu leiden gehabt hatte, freute sich, einen tüchtigen, kräftigen Herrscher am Ruder zu sehen, der die Grossen im Zaume zu halten wusste. Er wusste es ihm Dank, dass er in seinem Privatleben sich einer Ruhe und Sicherheit erfreuen konnte, die man früher nicht gekannt hatte. Die glänzende Stellung des Vaterlandes dem Auslande gegenüber, die selbst die Grossen mit ihrer Lage versöhnte, musste dem Bürger erst recht schmeicheln. Warf er bisweilen einen Blick in die Politik, so war es sicher nicht, um Klagen zu führen. Darum stimmen auch die verschiedenartigsten Schriftsteller der damaligen Zeit in der Bewunderung des Königs überein, selbst seine politischen Gegner,

wie z. B. St. Simon in seinen Memoiren. Anstatt Boileau, Racine, Molière u. A. wegen ihrer Begeisterung für den König zu tadeln, hätte man diese Begeisterung sich deshalb lieber aus den Verhältnissen erklären sollen.

Molière durfte und konnte also nicht daran denken, die Politik auf's Theater zu bringen. Der Bürger begnügte sich, auf seinem Gebiet, in der Familie, dieselbe Herrschaft auszuüben, wie der König auf dem seinigen; und da fielen denn auch wohl Kämpfe vor, die für ihn nicht weniger Interesse haben mochten, als die seines Königs mit den fremden Mächten. Auch büsste Molière Nichts dadurch ein, denn dieselben geistigen Mächte, die sich zu Aristophanes' Zeit um die Herrschaft im Staatsleben stritten, mussten sich auch hier wiederfinden. Daher spielen die meisten Charakterkomödien Molière's im Familienleben, der Tartuffe, der Avare, der Bourgeois gentilhomme, les femmes savantes, le malade imaginaire, also seit 1667 alle ohne Ausnahme, die frühern l'école des maris, l'école des femmes, le misanthrope wenigstens in Beziehung darauf. Ausser dem vorliegenden Stück finden wir seit 1667 überall einen Familienvater, der, nirgend einer Einseitigkeit verfallen, nach seinen Ansichten sein Leben und das der Familienglieder zu regeln sucht. Er stösst bei ihnen auf Widerspruch, und dadurch entsteht der komische Conflict.

Dasselbe finden wir in den femmes savantes. Da hier aber eine Schwäche der Frauen komisch behandelt werden sollte, so finden wir hier eine Hausfrau, die ihre Ansichten vom Leben im häuslichen Kreise zu verwirklichen sucht. Da ein Mann von energischem Charakter sie aber von vorn herein an diesem Versuche gehindert haben würde, so hat Molière der gelehrten Frau einen Mann zur Seite gestellt, dem es an aller Willenskraft mangelt. Wie in den frühern Stücken den Mann, so sehen wir also hier die Frau das Regiment führen. Der Hausvater sieht wol die Thorheit seiner Frau ein, in ihrer Abwesenheit fasst er den Entschluss, ihr kräftig entgegenzutreten; sobald sie erscheint, stehen ihm nur Worte zu Gebote. Hätte er den Muth der That, so würde er es nicht einmal so weit haben kommen lassen. Da Calderon sich in seiner Komödie damit begnügte, die Beatrix in gesuchten Ausdrücken

reden zu lassen, da es ihr gar nicht einfällt, ihre Ansichten auch im Leben Anderer praktisch durchzusetzen, da sie nur, um ihre Phantasie zu ergötzen, zum Zeitvertreib sich mit den alten Schriftstellern beschäftigt; das Bewusstsein von dem hohen Werth der Wissenschaften geht ihr ganz ab, daher sie auch auf Befehl des Vaters gleich davon ablässt; da es ihr mit einem Worte gänzlich an Verstand und Willenskraft fehlt: so war sie durchaus nicht geeignet: die Partei der gelehrten Frauen auf die gehörige Weise zu vertreten, sie gegen etwaige Angriffe zu rechtfertigen und ihr im Leben Geltung zu verschaffen. Der Philaminte Molière's mangelt es hingegen ebenso wenig an Verstand wie an Willenskraft; sie weiss nicht bloss ihren Willen durchzusetzen, sie versteht es auch, ihre Sache mit Gründen zu verfechten. Es ist daher unbegreiflich, wie Herr v. Eichendorff hat behaupten können, Molière greife in diesem Stücke die wahre Wissenschaft an. Wahrscheinlich hat es den Herrn irre gemacht, dass Molière die Philaminte eine durchaus nicht verächtliche Rolle spielen lässt, und dennoch ihre Schwächen angreift. Er hat geglaubt, in ihr eine Vertreterin der Wissenschaft überhaupt zu entdecken. Bei dem Calderon'schen Stück könnte man nicht auf den Gedanken kommen, da die Beatrix eine Närrin ist, in der sich schwerlich irgend ein Blaustrumpf, geschweige denn eine Frau, der es mit der Wissenschaft ernst ist, wieder erkennen wird. Grade hieraus hätte aber der Herr v. Eichendorff schliessen sollen, dass Molière einen viel höhern Begriff von einer gelehrten Frau hatte, sie besser nach ihrem wahren Werthe zu schätzen wusste, als Calderon, dass er es also am wenigsten auf eine Herabsetzung der Wissenschaft überhaupt abgesehen haben konnte. Zu Molière's Zeit fassten es nicht einmal diejenigen, die sich am meisten durch dass Stück hätten getroffen fühlen können, von dieser Seite auf. Ménage, der für das Urbild des Gelehrten Vadius gehalten wurde, sagte selbst: J'ai vu la pièce, on n'y peut trouver rien à redire ni à critiquer, und Frau de Sévigné, die doch selbst für eine gelehrte Frau galt, urteilte nicht weniger günstig über das Stück.

Molière hat sich selber an mehreren Stellen deutlich genug darüber ausgesprochen, dass er nicht die Wissenschaft als solche herabsetze, auch nicht einmal sie den Frauen verschliessen

wolle. Clitandre, ein junger Mann, der eine Tochter der gelehrten Frau, Henriette heiraten will, sagt dieser I. 3:

> Je consens qu' une femme ait des clartés de tout:
> Mais je ne lui veux point la passion choquante
> De se rendre savante afin d'être savante; — — —
> De son étude enfin je veux qu'elle se cache,
> Et qu'elle ait du savoir sans vouloir qu'on le sache,
> Sans citer les auteurs, sans dire de grands mots,
> Et clouer de l'esprit à ses moindres propos.
> Je respecte beaucoup madame votre mère. — —

Es liessen sich noch andere Stellen ähnlichen Inhalts anführen, doch diese genügt schon, um zu zeigen, dass Molière die Beschäftigung der Frauen mit den Wissenschaften nicht durchaus tadelt. Er ist hierin viel milder als Calderon, der den Don Pedro zu Beatrix sagen lässt, II. 10, die Frauen sollten nur in einem Gebetbuch lesen, das Studium den Männern überlassen.

Molière hat also von vorn herein das Thema ganz anders aufgefasst als Calderon. Er tadelt es nicht, dass die Frauen sich in ihren Mussestunden auch mit wissenschaftlichen Sachen beschäftigen, er tadelt es aber, dass sie sich die Wissenschaft zum Hauptziel ihres Lebens machen. Er sah ein, dass das eigentliche Gebiet der Frau das häusliche Leben ist, dass sie ihre Freude und das Glück ihres Lebens darin suchen muss, in diesem engen Kreise durch Arbeit in der Haushaltung und durch Sorge für die Ihrigen, durch gute Frziehung der Kinder, das geistige und leibliche Wohl ihrer Angehörigen zu befördern, und suchte daher in den femmes savantes zu zeigen, dass eine Frau, die die Wissenschaft zur Hauptbeschäftigung ihres Lebens macht, ihre wahre Bestimmung verfehlen muss, dass sie die eigentlich weiblichen Tugenden einbüsst, und dass dasjenige, was sie dafür in anderer Hinsicht gewinnt, doch nicht im Stande ist, dafür zu entschädigen. Wir wollen den Charakter der Philaminte, wie ihn der Dichter darstellt, nach beiden Seiten durchgehen.

Zuerst betrachten wir, wie sie sich der eigentlichen Bestimmung des Weibes gegenüber verhält. Die Frau soll für das leibliche Wohl der Familie sorgen, sie soll, wenn sie auch nicht selbst in der Haushaltung Hand anlegt, doch wenigstens darauf sehen, dass durch Andere gethan wird, was sie selbst

nicht wahrnehmen kann oder mag. Selbst denkt sie natürlich gar nicht an die Haushaltung. Man höre darüber den unglücklichen Ehemann I. 7:

> Et l'on sait tout chez moi, hors ce qu'il faut savoir.
> On y sait comme vont lune, étoile polaire — —
> Et dans ce vain savoir, qu'on va chercher si loin,
> On ne sait comme va mon pot, dont j'ai besoin. — —
> L'un me brûle mon rôt, en lisant quelque histoire;
> L'autre rêve à des vers, quand je demande à boire,
> Enfin je vois par eux votre exemple suivi,
> Et j'ai des serviteurs et ne suis point servi.

Hieraus sieht man zur Genüge, wie sie sich um's Hauswesen kümmert; selbst verrichtet sie Nichts, und die Dienstboten machen es ihr nach. Nur eine alte Magd war noch nicht von dem Uebel ergriffen; diese suchte gut zu machen, was die Andern versäumten. Man hätte sie also zu bewahren suchen müssen. Aber unglücklicher Weise hat sie keine Grammatik studirt, und so wird sie denn von der Madam, der schwache Ehemann kann es nicht hindern, aus dem Hause getrieben; nicht, weil sie vielleicht Etwas zerbrochen, durch Unachtsamkeit Etwas hat entwenden lassen, das wäre ja nicht so schlimm gewesen, nicht, weil sie selber etwas entwendet oder sich sonst etwas zu Schulden kommen lassen; nein, ihr Vergehen ist weit ärger, selbst nachdem man ihr 30 Stunden Unterricht gegeben, beleidigt sie noch das Ohr der Madam durch niedrige Ausdrücke, die von den Grammatikern verpönt sind, und versündigt sich an der Grammatik, der selbst Könige gehorchen müssen (II. 6.). So weit über die Beziehung, in der Philaminte zum Hauswesen steht. Nebenbei bemerken wir, dass diese beiden Scenen (II. 6. 7.) die einzigen sind, die mit zwei andern Stellen in Calderon entfernte Aehnlichkeit haben (I. 6. und II. 10.). Dass Molière diese Stellen vorgeschwebt, lässt sich gar nicht behaupten. Beide Scenen mussten schon ohne weiteres aus dem Plan, der ihn leitete, hervorgehen; aber selbst derjenige, der, wie ohne Zweifel Herr v. Schack, hier Nachahmung wittern wollte, wird gestehen müssen, dass er den Calderon weit hinter sich gelassen hat. Die Beatrix begnügt sich ganz einfach damit, ihr Erstaunen darüber auszusprechen, dass die Ines nicht lesen könne, obgleich sie ihren Umgang genossen, und Don Pedro sagt seiner Tochter

nur, dass die Frauen die Wissenschaften den Männern überlassen müssten. Von der Komik, die in den beiden Scenen Molière's herrscht und die aus der derben Sprache des Ehemanns, aus dem Mangel an Bildung und den daraus hervorgehenden Missverständnissen bei der Magd, so wie aus der übertriebenen Wichtigkeit, die Philaminte den Studien zuschreibt, und aus der Schwäche des Ehemanns, der wider seinen Willen doch die Magd fortschicken muss, hervorgeht, wollen wir hier gar nicht weiter reden.

Um das innere Wohl ihrer Familie kümmert Philaminte sich eben so wenig. Ein ehrenhafter junger Mann bewirbt sich um die Hand ihrer Tochter Henriette. Ungeachtet der Liebe, mit der sie sich gegenseitig zugetan sind, verwirft ihn die Philaminte, weil er nicht mit ihren Ideen über Frauenbildung übereinstimmt und unfähig ist, ihr zu schmeicheln. Sie hat ihr hingegen einen an Jahren schon etwas vorgerückten Gelehrten ausersehen, den die Tochter verabscheut. Die Schwäche des Hausvaters, der gern seine Tochter glücklich sehen will, und in Abwesenheit seiner Frau stets fest entschlossen ist, sich ihren Absichten zu widersetzen, aber, sobald sie erscheint, unwillkürlich sich zurückzieht, gibt wieder Stoff zu manchen komischen Scenen. Zum Schluss sieht sie freilich von ihrem Plane ab, aber nur, weil der Gelehrte sich selber zurückgezogen. da er vernimmt, dass die Familie ihr Vermögen verloren hat.

Sie hat also über ihrem Studiren das wahre äussere und innere Wohl ihrer Angehörigen aus dem Auge verloren. Sie gibt sich aber alle mögliche Mühe, das was in ihren Augen für das einzig wahre Wohl gilt, in ihrem Kreise zu befördern, den Ihrigen dieselbe Lust zum Studium einzuflössen, von der sie selbst erfüllt ist. Bei ihrer ältesten Tochter ist es ihr teilweise gelungen, bei der Henriette stösst sie auf unbeugsamen Widerstand. Desshalb wünscht sie, dieselbe auch an einen Gelehrten zu verheiraten. Mit der ungebildeten Magd geht's ihr noch schlimmer, obgleich sie sich herabgelassen hat, sie in Grammatik etc. zu unterrichten. Ihr Mann legt gar mehr Gewicht auf einen guten Braten, als auf alle Gelehrsamkeit. Sie sucht gelehrte Leute in ihren häuslichen Kreis hineinzuziehen, so zuerst den Trissotin; sie und die gleichgesinnte Schwester

und Tochter bewundern die von diesem Poeten gemachten Verse. Die jüngere Tochter, Henriette, findet keinen Gefallen daran, diesen Zusammenkünften beizuwohnen, wird aber von der Mutter dazu gezwungen. Hier zeigt sich nun, wie sich die gelehrte Frau auf dem Felde des Geistes zu bewegen weiss. Schon früher II. 7. haben wir von dem Hausvater gehört, dass es mit der wissenschaftlichen Bildung seiner Frau nicht blosser Schein sei; „man weiss Alles,“ sagt er, „nur nicht das, was noth thut;“ an Kenntnissen scheint es ihr also nicht zu fehlen, aber über alle dem Trachten nach Gelehrsamkeit hat sie den natürlichen einfachen Sinn eingebüsst. Sie findet keine Freude am Einfachen, sondern was ihr gefallen soll, muss den Stempel der Forschung, der Gelehrsamkeit, des Gesuchten an sich tragen. Diese Fehler zeigen sich schon in ihrer eigenen Sprache, aber vor Allem in der des Gelehrten, den sie begünstigt, der nur Ein Ziel im Auge hat, geistreich zu sein. Das von ihm vorgelesene Sonnet, das von den Damen bewundert wird, trägt den Stempel der Gesuchtheit auf der Stirn. Das Epigramm ist ein inhaltsloses Wortspiel. Da die Frauen aber bei ihrem Suchen nach Gelehrsamkeit die einfache Ursprünglichkeit der weiblichen Natur eingebüsst haben, sind sie auch nicht mehr im Stande, diese Eigenschaften in der Poesie zu schätzen. Ihr Gemüt ist durch den Verstand verdrängt; sie suchen daher auch wie in der Poesie nicht die Sprache und die Gefühle des Herzens, sondern nur Combinationen des Verstandes. Ueber die eigentlich geistige Bildung des Trissotin werden wir III. 5. aufgeklärt, wo er einen grossen Gelehrten, Vaduis, in den Kreis der Philaminte einführt, und beide sich gegenseitig auf die unverschämteste Weise herausstreichen, um sich zum Schluss der Scene, eines kleinen Missverständnisses wegen, weil nämlich der Vaduis das eben besprochene Sonnet, dessen Verfasser er nicht kennt, getadelt hat, auf eine noch weit unverschämtere Weise herunterzumachen. Doch der Bildung ist ja Alles erlaubt, das denkt wenigstens Philaminte, die gleich nach diesem Vorfall dem Trissotin ihre Tochter anbietet. -Zuletzt stellt sich aber heraus, dass Trissotin nur das Vermögen der Henriette hat heiraten wollen, und da verliert sie alle Achtung vor seinem Charakter. Sie hat ihn aber bis dahin wegen seiner sein sollenden Poesie,

wegen seiner prosaischen und poetischen Werke, in denen er sich mit den Federn des Horaz, Virgil, Terenz und Catull geschmückt hat, ausserordentlich bewundert und geschätzt.

So zeigt sich denn, dass Philaminte, gemäss dem französischen Sprichwort

> Qui n'a pas l'esprit de son âge,
> De son âge a tous les malheurs,

grade deshalb, weil sie sich durch das Streben nach Gelehrsamkeit der echten Weiblichkeit entäussert hat, auch den einfachen gesunden Sinn für die Leistungen auf dem Felde verloren hat, auf dem sie sich vorzugsweise bewegt. Sie sieht die werthlosen Leistungen eines trocknen Pedanten, eines geistlosen Plagiators für reine Poesie an. Ebenso ist es zu unsrer Zeit der G. Sand in der Politik ergangen.

Selber hat sie in der Poesie oder vielmehr in Versen sich noch nicht versucht, doch wol in der Prosa (III. 2.). Entrüstet darüber, dass die Männer den Frauen die Fähigkeit absprechen, auf Geistigem Gebiet Bedeutendes zu leisten, will sie eine Frauenakademie stiften, und den Plan derselben hat sie in Prosa zu Papier gebracht. In dieser Akademie sollen alle möglichen Seiten vertreten sein und ihre neuen bedeutenden Entdeckungen auf wissenschaftlichem Gebiete besprochen werden. Philaminte hat schon eine solche Entdeckung gemacht. Sie ist fest überzeugt, Menschen auf dem Monde gesehen zu haben. Dann will sie mit ihren Gesinnungsgenossen die Sprache von manchen unzarten, zu materiellen Ausdrücken reinigen; alle neuern Werke sollen vor das Forum dieser Akademie gezogen werden und nur die gleichgesinnter Freunde sollen Gnade finden.

So artet denn das Streben nach dem Geistigen in einen auf die Spitze getriebenen Hass der Materie aus, wie wir besonders bei ihrer ältesten Tochter Armande sehen werden. Diese Verachtung der Materie zeigte sich schon in der Vernachlässigung alles dessen, was auf das Hauswesen Bezug hat, und zeigt sich zum Schluss auf eine für den Charakter der Philaminte, so weit die Sache sie allein angeht, ehrenvolle Weise in dem Gleichmut, womit sie die Nachricht von dem völligen Ruin ihres Vermögens aufnimmt. Aber auch hier ist ihr Benehmen als Hausfrau und als Mutter nicht ganz zu billigen.

Wenn sie die Gefühle einer Mutter für ihre Kinder bewahrt hätte, würde sie bei der Gelegenheit die Ruhe eines Stoikers, für deren Moral sie eine besondere Vorliebe hat, nicht bewahrt haben.

Ungeachtet ihrer Verachtung alles dessen, was nur irgend an Materie erinnert, hatte die Philaminte sich verheiratet und da sie den Herrn im Hause spielt, an Nichts Mangel leidet, musste sie sich äusserlich glücklich fühlen. Wie es nun wesentlich leichter ist, bei wolbesetzter Tafel als mit hungrigem Magen und vor leeren Schüsseln eine Lobrede auf die Mässigkeit zu halten, wie man erst durch die Entbehrung etwas recht schätzen lernt, so musste das äusserliche, materielle Glück, dessen sich die Philaminte erfreute, ihr die Verachtung aller Materie so wie das Hinaufsteigen zu den Ideen Plato's und zu den Dogmen der Stoiker bedeutend erleichtern.

Anders verhält es sich mit der ältesten Tochter Armande. Auch diese hat sich lobenswerthe Mühe gegeben, dieselben Höhen zu erklimmen. Sie hat es aber noch nicht vermocht, sich zu der ruhigen Verachtung der Materie zu erheben, die ihre Mutter charakterisirt. Sie fühlt unwillkürlich ihre Flügel im Fluge zu dem Reiche der Ideen erlahmen. Innerlich verschmäht sie durchaus nicht das häusliche Glück, dessen ihre Mutter sich erfreut, in der Philosophie hat sie sich erst zu den Sätzen des Epikur erhoben, sie merkt zu ihrem Schrecken, dass sie nicht reiner Geist ist, sondern dass der Geist in einem materiellen Körper wohnt; und daher ist ihre Verachtung aller Materie mit einer Bitterkeit verknüpft, die erkennen lässt, dass sie sich noch nicht rühmen kann, mit ruhigem Siegesbewusstsein auf den Feind, den sie verfolgt, herabzusehen. Wäre ihr dasselbe häusliche Glück beschieden, wie ihrer Mutter, so würde sie es mit grösserer Ruhe geringschätzen können und sich ohne Zweifel auch zu den platonischen Ideen erheben. Ihr Charakter offenbart sich vorzüglich in ihrem Verhältniss zu Clitandre, der lange Zeit um sie geworben hatte. Sie war von Natur dem jungen Mann gar nicht abgeneigt. Ueber ihrem gelehrten Treiben, über ihrem Streben nach den idealen Regionen hatte sie jedoch ihre Weiblichkeit eingebüsst. Das Familienleben erscheint ihr nicht mehr als die eigentliche Bestimmung des Weibes.

Das blosse Wort „Heirat“ flösst ihr einen wahren Horror ein. Das eheliche Leben widert ihre nach dem Reinen, dem Idealen strebende Seele an. Sie fühlt sich zu gross, um in der Leitung des Hauswesens, in der Liebe eines Gatten und gar kleiner Meerkatzen, wie sie die Kinder nennt, ihre Befriedigung zu finden. Das sei nur etwas für materielle Geister. Sie will nicht als Sclavin einem Manne dienen, sondern sich lieber mit der Philosophie verbinden, um durch diese die Welt und die Materie zu beherrschen (I. 1.). Es war ihr nicht unangenehm, sich von dem jungen Mann geliebt zu sehen; seine Liebe war ihr aber zu materiell; wenn er von Heirat sprach, so hielt sie ihm die platonischen Ideen entgegen. Dies Verhältniss dauerte einige Jahre, bis sie durch ihr wunderliches Benehmen die Liebe Clitandre's verscherzte, der sich dann der liebenswürdigen, echt weiblichen, nicht so gelehrten Schwester Armande's, Henriette zuwandte. In dieser Lage finden wir sie im Anfang des Stücks. Clitandre will die Henriette, welche seine Liebe erwiedert, heiraten. Da zeigt sich denn, dass es der Armande doch noch nicht gelungen ist, sich ganz von der Materie los zu machen und sich zu der Höhe der Abstraction zu erheben, auf der wir ihre Mutter erblickt haben. Sie sucht mit aller Macht ihrer Beredtsamkeit die Schwester von der Heirat zurückzuhalten. Sie ist sogar bereit, selbst auf die materiellen Ideen Clitandre's von Heirat einzugehen; aber jetzt ist es zu spät; sie hat seine Liebe unwiderruflich verloren. Da sucht sie durch ihre Mutter die Heirat zu hintertreiben; und diese, die ja die Henriette für einen Gelehrten bestimmt hat, geht auf ihre Gedanken ein (IV. 2.). Ihre Pläne scheitern aber an der Treue der beiden Liebenden. So verscherzt sie durch ihr gelehrtes Treiben das häusliche Glück, das sich ihr an der Seite Clitandre's darbot. Sie verfehlt ihre Bestimmung als Weib, und zeigt sich doch auch wieder unfähig, auf dem Standpunkt der Ideen, den sie erreicht zu haben stolz ist, zu verharren, da sie doch ihre menschliche Natur nicht verleugnen kann. Die Erklärung, die sie zuletzt abzugeben genöthigt ist, dass sie bereit sei, den Clitandre zu heiraten, jetzt, da er seine Liebe ihrer Schwester zugewandt hat; die Leidenschaft, mit der sie die Heirat zu verhindern sucht, zeigen, dass die äusserlich zurückgedrängte

Materie weit mehr Gewalt über sie hat, als über die bescheidene Henriette, da dieselbe sie zwingt, aller weiblichen Sittsamkeit und allem Anstand zu entsagen. Sie hat also sowohl das Ziel verfehlt, was sie sich selbst, als das was die Natur ihr vorgesteckt hatte. Sollte sie sich späterhin doch noch in's häusliche Leben begeben, so wird sie ohne Zweifel ganz dem Beispiel ihrer Mutter folgen, wenn es ihr die Umstände erlauben. Dann wird ihr Geist nicht mehr mit der Materie zu kämpfen haben; sondern von hohem philosophishen Standpunkte aus auf alles Niedrige und Materielle herabsehen.

Sollte ihr das aber nicht geboten werden, so wird sie wahrscheinlich eine solche Närrin werden, wie wir sie in der dritten Gelehrten, Belise, vor uns sehen. Diese mag vielleicht als junges Mädchen in derselben Lage gewesen sein und durch ein ähnliches Benehmen ihre Bewerber verscheucht haben. Wir finden sie jetzt als alte Jungfer. Man sollte denken, sie hätte nun Musse gehabt, ihren Geist von allen Banden der Materie zu befreien, sie würde in dieser Beziehung ihre Schwiegerin Philaminte weit überbieten; aber grade umgekehrt. Letztere brauchte sich nicht nach dem Glück des häuslichen und ehelichen Lebens zu sehnen, konnte es daher mit Ruhe verachten, die Belise hingegen fühlt sich unwillkürlich unglücklich in ihren rein wissenschaftlichen Beschäftigungen, obgleich sie es nirgends direct ausspricht, im Gegenteil, sie raisonnirt ebenso arg wie die Andern; aber ihr durch diese Gelehrsamkeit nicht befriedigtes Herz spielt ihr einen argen Streich. In ihrer Phantasie sucht sie sich für das häusliche Glück, das sie entbehren muss, zu entschädigen. Ihre Phantasien gehen so weit, dass sie ihren Verstand, der doch durch die Beschäftigung mit den Wissenschaften gestärkt sein sollte, gänzlich umnebeln. Wie Clitandre ihr seine Liebe zu Henriette bekennen und sie um Fürsprache bei deren Mutter bitten will, glaubt ihr liebebedürftiges Herz, sobald er von Liebe spricht, er wolle ihr selber eine Erklärung machen. Da sie aber nur von einer rein geistigen Liebe etwas wissen will, gebietet sie ihm, im Stillen zu seufzen. Er beteuert ihr, dass er nur an die Henriette gedacht habe, aber Alles umsonst, sie hält es nur für reine Verstellung (I. 4.). Auch späterhin, da sich Clitandre wirklich um die

Hand Henriettens bewirbt, glaubt sie, es wäre nur eine Folge seiner Verzweiflung (II. 3, V. 3.). Von dem Gelehrten Trissotin glaubt sie dasselbe (III. 6.). Da ihr Streben nur dahin geht, ihre Liebhaber still für sie seufzen zu sehen, so vermutet sie Liebe selbst bei Solchen, die nie von Liebe zu ihr geredet haben. Ein zufällig auf sie geworfener Blick scheint ihr zu genügen (II. 3.). So glaubt sie von Damis, Dorante, Cleonte, Lycidas geliebt zu sein. Damis kommt freilich fast nie in ihr Haus. Das ist aber nur ein Beweis grösserer Achtung. Dorante macht allerorten seine Witze über sie. Das ist nur eine Folge der Eifersucht. Cleonte und Lycidas haben sich verheiratet. Die Verzweiflung hat sie zu diesem Schritt getrieben. In ihren wissenschaftlichen Entdeckungen bleibt sie nicht hinter der Philaminte zurück. Sie hat freilich keine Menschen, aber doch Kirchthürme auf dem Monde gesehen. Nicht weniger empört als jene zeigt sie sich über die Sprachfehler der Magd. (II. 6.). Als schliesslich der Notar die Aussteuer der Henriette in französischem Gelde berechnet hat, und Philaminte sich beklagt, dass der Contract in so ungebildeter Sprache abgefasst sei, bittet sie ihn, statt Thaler, Pfund, Franken, den Ausdruck Minen und Talente zu gebrauchen, und statt der gewöhnlichen Ausdrücke für die Zeitrechnung nach Iden und Kalenden die Zeit zu bestimmen. In ihrer Bewunderung der schlechten Verse des Trissotin bleibt sie auch nicht hinter ihrer Schwiegerin zurück.

So hat der Dichter, der uns nicht nach dem System Shakspeare's ein ganzes menschliches Leben in einem Lustspiel aufrollen wollte, uns an drei verschiedenen Personen gezeigt, wohin die einseitige Beschäftigung der Frauen mit der Wissenschaft führt. Von Natur dazu angewiesen, im häuslichen Kreise den Mann und die Kinder durch ihre Liebe und Fürsorge zu beglücken, suchen sie das Glück auf einem Wege, wo sie es niemals finden werden. Sie suchen in ihrem Dünkel zu vergessen, dass der Mensch nicht reiner Geist oder Verstand ist, nnd bilden sich daher von ihrer Bestimmung und ihren Pflichten eine ganz falsche Vorstellung. Das Gefühlsleben suchen sie ganz in sich zurückzudrängen. Anstatt den Körper und den Geist in inniger Verbindung zu sehen und das Körperliche

durch das Geistige zu adeln, reissen sie es gewaltsam auseinander. Den kalten Verstand stellen sie überall als Richter hin; was nicht reiner Verstand ist, wird als Materie verachtet; daher die Bewunderung einer rein gekünstelten Poesie; daher die ganz falsche Auffassung der Liebe und Ehe, der wir bei allen drei Frauen begegnen. Als rein geistige Wesen dürfen sie sich die Liebe wol gefallen lassen, sie muss aber selbst rein geistig sein, darf sich nur in Seufzern und Sonetten äussern; in der Ehe sehen sie nur das Materielle; daher denn die Armande von ihrem Standpunkt aus ganz mit Recht einen wahren Abscheu davor ausspricht. Da sie aber natürlich nicht aus reinem Verstand besteht, reagirt der Körper seinerseits dagegen; und darin, dass sie, ungeachtet ihrer Ansicht von der Ehe, doch sich bereit erklärt, auf eine solche Verbindung einzugehen, zeigt sich, dass sie bei ihrem vermeintlichen Aufschwung in die abstracten Regionen des Verstandes erst recht der eigentlichen durch kein Geistiges geadelten Materie anheimgefallen ist. Sollte sie nun in eine solche für sie rein körperliche Verbindung treten, und und nicht so viel geistige Gesundheit und Gemüt bewahrt haben, um auf den richtigen Weg wieder zurückzukommen, so wird sie, wie die Philaminte, sowohl ein einseitig materielles wie ein einseitig geistiges Dasein fristen, von einer auf der engen Verschmelzung von Leib und Seele beruhenden Liebe zu ihrem Manne und zu den Kindern kann nicht die Rede sein. Für das körperliche Wohlbefinden ihres Kreises wird sie keine Sorge tragen, für ihr eigentlich inneres Wohl eben so wenig, nur die Ausbildung des Verstandes wird sie einseitig zu befördern suchen, den echt weiblichen Sinn, wie wir ihn bei der Henriette finden, gar nicht zu schätzen wissen. Fehlt es ihr dabei nicht an Energie, so wird sie, wie die Philaminte, als kalte Despotin in ihrem Hause herrschen, und das Glück ihres Mannes und ihrer Kinder ihren einseitigen Ansichten vom Leben zum Opfer bringen. Tritt sie hingegen nicht in den heiligen Stand der Ehe, so kann es ihr ergehen wie der Bélise. Die einseitige Verstandesthätigkeit rächt sich an dem Verstand selber. Herz und Gemüt finden bei der kalten Beschäftigung nichts, woran sie sich anklammern können, sind auch schon durch die Entwickelung ihrer Natur zu sehr

daran gewöhnt, sich von der Materie, d. h. von der Wirklichkeit abzuwenden, um sich dort an einen wirklichen Gegenstand halten zu können. Da bleibt ihr denn nichts übrig, als sich durch erträumte Liebschaften zu entschädigen, und diese laufen dann natürlich auf eine blosse Spielerei der Phantasie hinaus. Da ihre ideellen ganz körperlosen Vorstellungen von Liebe aber von dem Liebhaber vor Allem Achtung und rein geistige Huldigung verlangen, selbst in Worten darf er nicht einmal seine Gefühle vor ihr aussprechen, nur aus der Ferne darf er für sie seufzen, so wird es ihr leicht in einem Jeden, der sie ansicht oder gar mit ihr spricht, einen stummen Liebhaber zu erkennen, und so zerstört denn die einseitige consequent durchgefürte Verstandesbeschäftigung nicht bloss Herz und Gemüt, sondern auch das verständige, von der Wirklichkeit getragene Denken und endet in einem halben Wahnsinn. Das ungeregelte Denken, die Phantasie, hat Alles überwuchert und jede geistige Gesundheit untergraben.

So geben uns diese drei Frauencharaktere ein vollständiges zusammenhängendes Bild dieser Krankheit. Als Mädchen sind die Philaminte und Bélise der Armande ähnlich gewesen. Als verheiratete Frau wird die Armande es ihrer Mutter gleich machen, als alte Jungfer bedroht sie dasselbe Schicksal, das über die Bélise hereingebrochen ist. So kann man, dem Ausspruch unsers Goethe gemäss, aus den in dem Stück selbst gegebenen Andeutungen die Vorgeschichte so wie die weitere Entwickelung der einzelnen Charaktere in der Zukunft verfolgen.

Ob dies Stück nun in irgend welcher Beziehung eine Nachahmung und irgend eine Verschlechterung des Calderon'schen Machwerks zu nennen sei, hoffen wir, dem gesunden Urteil des Lesers überlassen zu können. Das Thema ist von Molière auf eine psychologische Weise aufgefasst und durchgeführt, von der Calderon's gepriesener Geist nicht einmal eine Ahnung gehabt hat. Da wir jetzt den Leser mit dem Charakter der Bélise bekannt gemacht haben, können wir schliesslich noch auf einen Berührungspunkt dieses Charakters mit dem der Beatrix aufmerksam machen. Die Beatrix glaubt auch, dass Jedermann sich gleich beim ersten Blick in sie verlieben müsse. Wir wissen das aber bloss von Hörensagen. In der ganzen

Rolle merken wir Nichts davon. Ausserdem steht diese Eigenschaft nicht in der geringsten Verbindung mit ihrem gelehrten Treiben, sie geht bloss aus ihrem Bewusstsein von ihrer Schönheit hervor, das mit Eitelkeit gepaart ist. Auf ihre Schönheit konnte in dem Molière'schen Stück höchstens Armande eitel sein, da sie noch jung ist. Bei ihr finden wir aber keine Spur davon. Noch weniger, wo möglich, bei der Philaminte. Die Bélise hingegen macht unwillkürlich den Eindruck, als wenn sie die älteste Person im Stück wäre, älter selbst als die Philaminte. An Jahren vorgerückt ist sie sicher und hübsch keineswegs. Man sehe nur das Erstaunen ihrer beiden Brüder, des Chrysale und Ariste, wo sie ihnen berichtet, dass Clitandre in sie verliebt sei (II. 3, 4.). Sie glauben fast, sie wäre verrückt geworden, um so etwas denken zu können. Dass bei ihr nicht von Schönheit die Rede sein kann, ist also klar. Dass sie von Natur eitel sei, davon hören wir auch Nichts. Wir sehen in ihrer Narrheit einfach die letzte Stufe jener einseitigen Verstandesbildung.

Wir wollen nicht wieder auf eine Würdigung der v. Schack-schen Kritik zurückkommen, wir ersuchen nur den Leser, eine noch hierher gehörige Stelle aus einem frühern Aufsatz in diesem Blatt (1845 oder 1846, p. 95 etc.) ansehen zu wollen, und wenden uns schliesslich an den Herrn v. Schack mit der Bitte, uns doch seine Weisheit nicht vorenthalten zu wollen. Wir verlangen von ihm keine Kritik beider Werke, d. h. keine neuen Schimpfwörter auf Molière und seine Freunde, darin hat er schon das Genügende geleistet, sondern eine poetische Uebersetzung des herrlichen Calderon'schen Werks. Wir haben es über uns vermocht, der Wahrheit und Molière zu Liebe, das Stück zweimal durchzulesen, um einen Auszug daraus machen zu können, es von Neuem durchgelesen, um es näher zu kritisiren, obgleich es uns viel Ueberwindung gekostet hat, für den Herrn wird es sicher ein poetischer Genuss sein ohnegleichen, die herrliche Poesie des Spaniers auch dem deutschen Volke geniessbar machen zu können, und dann wird man auch nicht mehr über den Werth des Werkes und den Geschmack des Uebersetzers streiten.

II.

Molière und der conventionelle Standpunkt seiner Zeit.

a. In moralischer Hinsicht.

Die Selbständigkeit, die Molière seinen Vorgängern gegenüber sich zu wahren wusste, lässt von vornherein erwarten, dass er auch einen über die moralischen und intellectuellen Vorurteile seiner Zeitgenossen erhabenen Standpunkt eingenommen habe. Wenn daher echte Originalität, den Vorgängern wie den Zeitgenossen gegenüber, das Hauptkennzeichen des Genies ist, so scheint es, man werde ihm diese Eigenschaft nicht streitig machen können. Dennoch wird ihm von manchen Seiten das Genie abgesprochen durch die allgemein gültige deutsche Kritik, und zwar nicht bloss wegen seiner vorgeblichen sclavischen Nachahmung, sondern auch wegen seiner Befangenheit in den moralischen und intellectuellen Vorurteilen seiner Zeit. Wie überall sonst, so hat auch hier zuerst Schlegel die Bahn gebrochen, und seine Nachtreter haben nur mit andern Worten seine Gedanken wiederholt. In Beziehung auf den sittlichen Standpunkt Molière's, den wir zuerst näher betrachten werden, haben wir es natürlich, ausser mit Schlegel und Kreyssig, besonders mit der katholischen Richtung des Herrn von Eichendorff zu thun. Am redlichsten ist überall Herr Kreyssig zu Werke gegangen, der sein Urteil möglichst mit Gründen zu belegen sucht und dadurch zeigt, dass er die von ihm beurteilten Sachen auch wirklich gelesen hat.

In der allgemeinsten, am schwersten verständlichen, und deshalb für uns Deutsche am meisten imponirenden Form hat den Vorwurf auf indirectem Wege Hr. Prof. Laun ausgesprochen in einem Artikel über Komödie in einer hannöverschen Zeitung, wo es heisst, es sei bloss dem Genie Shakspeare's gelungen, die Komödie zu einem Weltspiegel zu erheben. Darin liegt natürlich, Molière habe es nicht gekonnt. Soll dies heissen,

Shakspeare habe in einer Komödie die Welt abgespiegelt, so möchte ihm das wohl kaum Herr Dr. Sievers glauben; meint er einen Teil der Welt, so hat das Molière auch getan. Herr Laun hat aber wahrscheinlich gemeint, Molière gebe im Gegensatz zu Shakspeare nur einen Spiegel der Gesellschaft, und zwar der Gesellschaft der damaligen Zeit. Der Vorwurf scheint also darauf hinauszukommen, als habe Molière nicht die allgemein ewige Natur des Menschen geschildert, sondern nur die conventionelle Seite desselben. Es wäre demnach dasselbe, was der Herr von Eichendorff meint, wenn er sagt, Molière habe die Stoffe hofmässig zugerichtet; und wie sich später zeigen wird, hat der Angriff der Herren Schlegel nnd Kreyssig vom Standpunkt der Moral aus denselben Inhalt. Da jener Ausspruch Laun's möglicherweise auf zweierlei Art gedeutet werden kann, einerseits so, dass Molière seine Motive grade vorzugsweise aus dem Conventionellen, nicht aus der allgemeinen menschlichen Natur hergenommen, andrerseits dass er beliebige Motive vom conventionellen Standpunkt aus behandelt habe, so wollen wir diese Frage nach beiden Seiten betrachten, und zwar zuerst von der wichtigsten: ob Molière die Welt vom conventionellen höfischen Standpunkt angesehen.

Hier wird ihm nun von allen drei Kritikern, den Herren Schlegel, von Eichendorff und Kreyssig, eine gewisse Kammerdienermoral vorgeworfen. Bei Schlegel enthält dieser Ausdruck eine Anspielung auf Molière's Stellung am Hofe; diejenigen, die nach ihm sich dieses Ausdrucks bedient, haben ihn wahrscheinlich in aller Unschuld von Schlegel entlehnt.

Das vom Herrn von Eichendorff hierüber Gesagte wollen wir nicht wörtlich citiren, da es dem Leser vielleicht schwer werden möchte, Alles gleich zu verstehen. Uns wenigstens ist es so ergangen. Nachdem er die französische Tragödie abgefertigt, fährt er Seite 87 fort: „So war denn aus einer oberflächlichen Poesie (ohne Zweifel unter Ludwig XIV.) die Irreligiosität entstanden (mit Voltaire u. A.); aus ihr entstand eine allgemeine Sittenlosigkeit, und aus ihr das französische Lustspiel.“ Das Lustspiel entstand also erst nach der Zeit Voltaire's. Die Shakspeare'schen Anachronismen scheinen auch in der Kritik Mode zu werden. Darauf bemerkt er, dasselbe lehne sich le-

diglich an die Corruption der höhern Stände; der Inhalt der darauf folgenden Auseinandersetzung zeigt, warum die untern Stände nicht dagegen reagirt. Er gibt zwei Gründe an: erstens den Mangel aller Franzosen an schaffender Phantasie; zweitens Nationaleitelkeit. Dass die Franzosen mehr als andre Nationen an diesen Fehlern leiden, beweist er nicht. Er hat es seinen Vorgängern geglaubt und darf also mit Recht verlangen, dass man es ihm wieder glaube. Wir bemerken nur, dass man dasselbe, was man bei den Franzosen als Eitelkeit tadelt, bei den Engländern und Spaniern als Nationalstolz zu rühmen pflegt. Wie der Mangel an Phantasie mitgewirkt, zeigt er auch nicht weiter; jene Eitelkeit hatte aber nach ihm zur Folge, dass die untern Stände sich nach dem Adel, dieser nach Paris und Paris nach dem Hofe richtete, also Alle nach dem Hofe, weil dieser die Regeln des Anstands gegeben und Niemand habe lächerlich erscheinen wollen. So habe das Lustspiel mit eitler Selbstgefälligkeit die Verkehrtheit des Hofes als einzig fashionable Welt zur Schau getragen. So fühlt er denn auch bei Molière schon den fatalen Druck der Hofatmosphäre. Da aber damals die Sittenlosigkeit noch durch Scheinheiligkeit notdürftig gebunden gewesen, habe Molière den Spass, was hier nur die Unsittlichkeit bedeuten kann, mit Salbung versetzen müssen, so im Tartufe und dem misanthrope. Auf diese Weise habe sich bei ihm eine Kammerdienermoral entwickelt, eine beständige, verdeckte Concession an die Prätensionen der hochadligen Verderbtheit. So nehme er in den femmes savantes Partei für die Unwissenheit. — Im Tartufe, glaubte man bis jetzt, sei Molière grade jener Scheinheiligkeit offen entgegengetreten. Vielleicht ist aber der Tartufe wirklich ein Heiliger, und Molière, der ihn als einen Schuft schildert, ist der wahre Scheinheilige. Er hat den frommen Mann verleumdet und ihn nur so geschildert, um die wahre Frömmigkeit gehässig zu machen; und das empört natürlich das Gefühl des Kritikers, der den Tartufe besser gekannt hat als der Verfasser des Stücks selbst. Ueber diese Schlauheit unsrer Kritiker wird nachher bei Herrn Kreyssig's Urteil über den Misanthrope weiter die Rede sein. Ferner sagt Herr von Eichendorff, Molière feiere im Dandin die Vorrechte der höhern Stände durch den Triumph ihres Uebermuts; und

so seien seine meisten Stücke veraltet, weil sie nur den höfischen Schein der menschlichen Natur abspiegeln. Dieser letzten grundlosen Behauptung gegenüber, dass Molière's Stücke veraltet seien, wollen wir nur an den Ausspruch Goethe's erinnern, (Bd. 33 S. 106), „dass dem Molière schon über ein Jahrhundert seine Stücke das beste Zeugniss geben, die ja noch, seiner persönlichen Darstellung entbehrend, die geistreichsten Künstler aufregen, ihnen durch frische Lebendigkeit genug zu thun.“ Der gelehrte Herr Kritiker, der dem Molière vorwirft, für den Stolz auf eigne Ungewissheit Partei zu nehmen, sollte sich doch so Etwas nicht zu Schulden kommen lassen. Aus dem ersten besten in Frankreich über Molière erschienenen Buch hätte er sehen können, dass die Achtung vor ihm wo möglich noch immer im Wachsen begriffen ist. Wenn er aber keins gesehen und nur dem Schlegel nachgebetet, so hätte er nicht den Schein annehmen müssen, als spräche er aus eigner Erfahrung. Molière gilt in Frankreich so wenig für veraltet, dass z. B. noch in diesem Jahre innerhalb vierzehn Tagen die femmes savantes, der Tartufe, der avare, der malade imaginaire, jedes zweimal bei vollem Hause aufgeführt worden sind. Herr Kreyssig stimmt im Allgemeinen mit dem Herrn von Eichendorff und Schlegel überein, nur beurteilt er die femmes savantes günstiger als beide, und den Tartufe günstiger als Eichendorff, denn dieser steht in seiner Kritik des Tartufe ganz allein da. Kreyssig bemerkt, dass Molière die „Gesellschaft“ richtig beobachtet, aber doch von Shakspeare geschieden sei durch die Kluft, die selbst das wunderbarste Talent vom Genie trenne; denn die Grundvorurteile seiner Zeit habe er in vollem Masse geteilt und das Lächerliche nur in dem Widerspruch gegen die Meinung der Mehrzahl gefunden, deren Moralphilosophie darauf hinaus komme, fremde Vorurteile zu schonen und daraus auf verständige Weise so viel Vorteil als möglich zu ziehen. Als Beweis dafür muss auch ihm besonders der Misanthrope dienen. Mit einer Selbstgefälligkeit, die nicht selten aus den Löchern der Diogenesmäntel unsrer Kritiker hervorguckt, bemerkt er S. 175, dass das ganze Stück zu sehr die Versailler Hofluft atme, als dass wir Deutsche diese philosophie morale nach unserm Geschmack finden könnten; und mit einem Seitenblick auf die

französische Kritik der alten Schule setzt er hinzu, es verstehe sich übrigens von selbst, dass jene den Misanthrope allen Stücken Molière's vorgezogen. Bei Dandin, bemerkt er, könne man sich eines peinlichen Gefühls nicht erwehren, wenn man bedenke, dass es einem bourgeois gut genug war, ohne den geringsten Sarkasmus die bittern Demütigungen zu schildern, zu denen die Herrschaft der „Ehre“ seinen eignen Stand verurteilte.

In diesen Worten von Eichendorff's und Kreyssig's liegen die Hauptpunkte der Anklage vor. Da der Misanthrope am meisten hat herhalten müssen, auch bei Schlegel, so erlaube man uns, um so vielen Autoritäten nicht bloss die mitleidig belächelte Kritik Laharpe's gegenüberzustellen, wiederum an Goethe zu erinnern, der doch ein Deutscher war, und auf eine seltsame Weise, ganz im Widerspruch gegen das Urteil des Herrn Kreyssig, jene Sorte von philosophie morale, die dem Misanthrope zu Grunde liegt, ganz nach seinem Geschmack gefunden zu haben scheint. Dieser Goethe wagt es, wo möglich, in seinem Lob noch über Laharpe hinaus zu gehen. Er sagt 33, 108: „Ernstlich beschaue man den Misanthrope und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dargestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieses Stücks tragisch nennen; einen solchen Eindruck hat es wenigstens jederzeit bei uns zurückgelassen, weil dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns oft selbst zur Verzweiflung bringt und wie ihn aus der Welt jagen möchte. Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener grosser Bildung doch natürlich geblieben ist, und wie mit sich, so auch mit andern, nur gar zu gern wahr und gründlich sein möchte; wir sehen ihn aber im Conflict mit der socialen Welt, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umhergehen kann.“ Er meint, im Vergleich mit ihm wäre Timon ein bloss komisches Sujet; ein Ausspruch, gegen den sich Gervinus natürlich in seinem Shakspeare sehr nachdrücklich erhoben hat. Da die Herren Kreyssig und von Eichendorff hier also nicht mit einem Franzosen, den sie allerdings geringschätzen durften, sondern mit einem ebenbürtigen Deutschen in Conflict geraten, so werden sie doch notgedrungen ihre Aus-

sage begründen müssen. Herr von Eichendorff hat sich wie gewöhnlich nicht auf solche Kleinigkeiten eingelassen. Herr Dr. Kreyssig hat seine Ansicht mit Reden des Philinte, der im Stück die Partei der Gesellschaft vertritt, belegt, ebenso wie man manche seinsollende Ansichten Goethe's bald mit Aussprüchen des Mephistopheles, bald mit solchen des Faust zu belegen gesucht hat. Da verfällt der deutsche Kritiker wieder in den an Franzosen so sehr gerügten Fehler, sich an Einzelheiten anzuklammern, anstatt den Eindruck des Ganzen zum Massstab zu nehmen. Mit demselben Rechte, mit dem Herr Kreyssig die Reden des Philinte als Beweis für die Richtigkeit seiner Ansicht anführt, könnte man die des Misanthropen Alceste als Beweis anführen, dass Molière grade der entgegengesetzten Ansicht gewesen. Es kann daher nur der Eindruck des Ganzen entscheiden.

Da begründet Herr Kreyssig nun seine Behauptung damit, dass der Misanthrope, ein rechtschaffener, verständiger Mann, die lächerliche Person des Stücks vorstelle, weil er sich lieber auf die Gerechtigkeit seiner Sache als auf heimliche Ränke verlasse, weil er nicht schmeichle, und an die Treue einer coquetten, sonst aber liebenswürdigen Dame glaube. Wie Herr Kreyssig behaupten kann, der Misanthrope zeige sich als einen verständigen Mann, können wir nicht begreifen. Rechtschaffen ist er durch und durch, er ist sogar zu rechtschaffen, um in seinem Umgange mit Menschen verständig zu erscheinen, da er von Allen dieselbe Rechtschaffenheit und Offenheit erwartet, die ihn selber auszeichnet. Kreyssig hat übrigens selbst gut eingesehen, dass er nicht überall verständig handelt; denn er bemerkt, dass Alceste's Charakterzeichnung, wo er wirklich lächerlich werde, über alle Wahrscheinlichkeit hinaus übertrieben sei. Wenn der Dichter einen verständigen Mann hätte darstellen wollen, so wäre das freilich richtig, dann wäre die Schilderung übertrieben, grade aus dem Grunde hätte aber Herr Kreyssig einsehen sollen, dass es hier nicht auf einen Verständigen abgesehen war. Dies hatte ja Molière auch schon durch den Titel angedeutet; denn einen Misanthropen wird Niemand verständig nennen. Anstatt also den Dichter missverstehen zu wollen und anzunehmen, dass er, um einen verständigen Mann

lächerlich zu machen, aus ihm einen Misanthrope gemacht hätte, durch dessen Schilderung ja nimmermehr jener Verständige lächerlich werden könnte, der sich grade durch seine Verständigkeit von einem Misanthropen unterscheidet, hätte der Herr Kritiker lieber dem Molière, der es doch wohl am besten gewusst hat, was er wollte, glauben sollen, dass wir es mit einem Misanthropen zu thun haben. Dann wird er die Charakterzeichnung nicht übertrieben nennen, und der hierher für seine Ansicht genommene Beweis fällt in sein Nichts zusammen. Mit grösserm Rechte könnte man Cervantes vorwerfen, er habe in seinem Don Quixote, dessen Irrtum wohl eine reine Unmöglichkeit ist, die Charakterzeichnung über alle Wahrscheinlichkeit hinaus übertrieben, um die Tugend lächerlich zu machen, denn der Don Quixote ist im Grunde auch ein ehrlicher Charakter; verständig ist er aber noch weniger als Alceste. Dass Molière nicht übertrieben, wird Jeder einsehen, der den Rousseau kennt und aus Taschereau's vie de Molière weiss, dass ein Herr von Montausier, der für einen Misanthropen galt, sich gefreut haben soll, für das Urbild des Alceste gehalten zu werden, und wie er es erfuhr, den Molière vor Freude umarmte. Nun bleibt nur noch die Frage zu beantwòrten, ob man über die T u g e n d des Misanthropen lache, wie Herr Kreyssig behauptet. Auch dies können wir durch seine eignen Worte widerlegen. Indem er in dem Alceste durchaus einen verständigen Mann erkennen will, sagt er, natürlich um Molière zu tadeln, überall, wo dieser Alceste lächerlich werde, sei sein Charakter, nämlich der des v e r s t ä n d i g e n Mannes, übertrieben, also n i c h t m e h r verständig. Das Stück ist daher so sehr das Gegenteil von dem, was man hat daraus machen wollen, dass die Worte der Tadler unwillkürlich in ihrem eignen Munde sich zu einem Lobe verkehren. Man lacht also nicht über ihn, w e i l er gerecht ist, nie schmeichelt u. s. w., sondern weil er bei seiner Tugend nicht verständig ist. Daher kommt die Kritik des Herrn Kreyssig zu demselben Resultat, das der von ihm so mitleidig belächelte Laharpe ausgesprochen: que la sagesse et la vertu ont besoin d'une mesure. Das Gemüt des Alceste ist edel, er will das Rechte; das lässt sich aber einmal in der Gesellschaft, wie sie besteht, nicht durchführen. Dies meinte ja auch Goethe, wenn

er sagte, dasjenige werde hier vor Blick und Geist gebracht, was auch ihn oft hätte aus der Welt jagen mögen.

Man lacht also nicht über die Tugend des Alceste an sich, z. B. wird er nie lächerlich, wo von seiner Liebe zu Célimène die Rede ist, wenigstens hat ihn Molière da nicht lächerlich dargestellt, im Gegenteil lässt er, was das Verhältniss zu Célimène betrifft, die andern männlichen Personen des Stücks, welche doch die Gesellschaft repräsentiren, die Sache ebenso ernst nehmen, wie den Misanthrope selbst, und auch sonst lässt er Alle sich um die Freundschaft des Alceste bewerben und ihm Achtung bezeigen. Wir müssen überhaupt ein für allemal bemerken, dass Molière nie absichtlich seine Charaktere lächerlich erscheinen lässt. Wenn sie uns so erscheinen, so liegt das an uns und jenen Charakteren selbst. Goethe bemerkt Wahrheit und Dichtung III. 137, „die wahre Darstellung habe keinen didaktischen Zweck. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie.“ Wenn also der Misanthrope dem Herrn Kreyssig wie auch uns an einzelnen Stellen Lachen erregt, so kommt das nicht daher, dass Molière, wie er sagt, gemäss „jener eleganten, aber oberflächlichen und beschränkten sociabilité française das Lächerliche nur im Widerspruch gegen die Mehrzahl fand;“ denn in dem Falle hätte nur Molière allein über ihn lachen können, sondern weil der Alceste auch u n s ein Lachen abnötigt, obgleich wir ihm in der Hauptsache Recht geben müssen, so scheinen auch wir, der Herr Kreyssig sowohl wie ich, nicht weniger an jener leidigen, für uns Deutsche so oberflächlichen sociabilité française zu leiden, für die das Lächerliche wesentlich in dem Widerspruch gegen die Meinung der Mehrzahl besteht. Vom absoluten Standpunkt aus wird es wohl schwerlich etwas Lächerliches geben.

Dass Molière nicht gesucht hat, die Tugend lächerlich zu machen, sondern selbst da, wo sie im Conflict mit der Welt Lachen erregt, ihre Würde zu bewahren gewusst hat, das zeigt sich nirgends deutlicher als in der Vorliebe der Herren Kritiker selbst für den Charakter des Misanthropen. Wenn sie es Molière zuschreiben, dass sie über ihn lachen, so müssen sie es ihm doch wohl auch zuschreiben, dass sie nichts desto weniger die

Achtung vor ihm bewahren. Sie stehen sich freilich persönlich besser dabei, wenn sie jenes dem Dichter allein zur Schuld legen, und dies allein von ihrer eignen Tugendhaftigkeit herschreiben, die sich so vorteilhaft von der sociabilité française Molière's unterscheidet. Die Anklage der Herren enthält also zugleich die Verteidigung Molière's eingeschlossen. Das Lachen, das der Misanthrope erweckt, thut seiner Würde keinen Eintrag; es ist vielmehr mit einer gewissen Freude und einem gewissen Wohlgefallen an seiner moralischen Natur verbunden, an jener Offenheit, mit der er den Hofmenschen die Wahrheit grade in's Angesicht sagt, so dass man ihn eigentlich gar nicht im gewöhnlichen Sinne lächerlich nennen kann. Ein französischer Kritiker, Namens Aimé Martin, hat nicht ohne Grund vermutet, Molière habe in dem Alceste sein eignes Innere verkörpert, eine Meinung, die der jener Kritiker grade entgegengesetzt wäre, und die auch Goethe geteilt zu haben scheint, wenn er sagt, kein Dichter habe sein eignes Innere vollkommener und liebenswürdiger offenbart, als Molière in seinem Misanthrope. Diese Ansicht findet keinen geringen Halt an dem, was Molière 1654 auf die Anfrage des Prinzen Conti, eine Secretärstelle bei ihm anzunehmen, erwiederte: „Pensez-vous qu'un misanthrope comme moi soit propre auprès d'un grand? Je n'ai pas les sentiments assez flexibles pour la domesticité.“ Ich bin auch stets der Ansicht gewesen, selbst bevor ich gesehen, dass jene beiden Kritiker dasselbe ausgesprochen, und der Umstand, dass Molière zu seiner Frau in demselben Verhältniss stand, wie Alceste zur Célimène, muss mich hierin bestärken.

Es scheint also, als wolle der Tadel, den man ihm wegen des Misanthropen gemacht, grade in sein Gegentheil umschlagen. Da Molière selber sich in der Hofluft nicht behaglich fühlte, so suchte er, ähnlich unserm Goethe, sich dieser Gefühle zu entledigen, indem er sie sich verobjectivirte, und auf diese Weise seine Gedanken, denen er im Leben keinen Ausdruck geben durfte, in einem Schauspiel niederlegte. Sollte der Dichter selbst befangen gewesen sein in der Schalheit jener geselligen Kreise (die, obgleich unsre Kritiker es nicht zu wissen scheinen, in Deutschland nicht weniger zu finden ist als in Frankreich), da er sie doch im Munde des Alceste mit solcher Kraft in

ihrer Leere aufgedeckt hat? Hätte er das thun können, wenn er selber an dem Uebel gelitten? Woher hätte er jene wahren kräftigen Herzenslaute der Liebe nehmen sollen, die er Alceste leiht, gegenüber der Célimène, wenn er sie nicht in seinem Herzen gefunden? woher jene kernhafte Sprache in der Schilderung der Laster seiner Zeit? und welche Thorheit wäre es gewesen, hiermit einen Charakter auszustatten, den er lächerlich hätte machen wollen! Wenn wir bedenken, mit welcher Freimütigkeit er die Verderbtheit und Nichtigkeit des Hoflebens schildert, so müssen wir den Menschen achten, der es wagte, einen solchen Spiegel seiner Zeit vorzuhalten und das Genie des Dichters bewundern, der mit solcher objectiven Wahrheit seine eignen Gefühle verkörperte, und von einem Standpunkt aus, auf den nicht jene Kritiker, aber wohl der gleichgeartete Geist unsers Goethe ihm folgen konnte, sine ira et studio die Tiefen seines eignen Innern und die Schäden der Gesellschaft offen darzulegen vermochte.

Um den Dichter vom Standpunkte des Komischen überhaupt zu rechtfertigen, diene noch Folgendes. Die ungerechten Urteile über den Misanthrope scheinen mir daherzurühren, dass man das Wesen und die Erscheinung eines Gegenstandes mit einander verwechselt. Von diesem Standpunkt aus beurteilt, müsste Molière, wenn er die Tugend, wie man behauptet, im Misanthrope Lachen erwecken lässt, diese Tugend selbst in ihrem Wesen lächerlich gemacht haben. Jener Standpunkt ist aber ganz falsch. Kein menschliches Laster und ebenso keine menschlichen Tugend kann i h r e m W e s e n n a c h lächerlich oder komisch sein, jenes wird immer verächtlich, dieses ehrenhaft bleiben. Das Lächerliche und Komische entsteht erst, wenn eine solche Eigenschaft in die Erscheinungswelt eintritt. Die Art, wie sie erscheint, k a n n komisch sein, und es ist die Pflicht des komischen Dichters, sie auf diese Weise erscheinen zu lassen. Wenn das Laster, z. B. der Geiz, bloss seinem Wesen nach ganz rein dargestellt würde, und desgleichen die Heuchelei, so würde sie nur Widerwillen erwecken, in diesen G e g e n s t ä n d e n liegt an sich gar nichts Komisches. Dieses Laster muss aber der Dichter läutern, indem er es in das Reich der Kunst und des Scheines erhebt. Durch den Schein,

durch die äussere Erscheinung, die er dem Gegenstand anhängt, muss er den unangenehmen Eindruck, den er in der Wirklichkeit macht, verwischen. Die komische Form, in der er ihn zeigt, als solche, darf Nichts mit seinem moralischen Werth zu thun haben. Die Form, in der ein Dichter, wie Molière, uns den Geiz zeigt, ergötzt, erfreut uns, das Laster an sich stösst uns nichts desto weniger ab. Diejenigen, die nun diese Form mit dem Wesen verwechselten, haben geglaubt, sie lachten über das Wesen des Geizes; und weil der Geiz keine Tugend ist, haben sie Nichts daran auszusetzen gefunden. Wie aber Molière auch das seinem Wesen nach Tugendhafte mit jener Form zu umhängen versuchte, da mussten sie aus jenem Grundirrtum glauben, hier lache man über die Tugend, wie sie früher über das Laster gelacht, und dies wollte ihnen natürlich nicht behagen. Freilich, wenn sie ihrem natürlichen Gefühle gefolgt wären, so würden sie sich selber haben sagen müssen, dass der Misanthrope Alceste darum nicht weniger liebenswürdig und achtungswürdig bleibe; vor ihrem kritischen Gewissen konnten sie es aber nicht verantworten. Wären sie jenem Gefühle gefolgt, und hätten nachgeforscht, weshalb sie am Misanthropen Alceste als einem edeln Mann Freude fänden, und dennoch über ihn lachten, so dass Keines dem Andern schadete, so würden sie erkannt haben, dass sie sich freuten an seinem innern Wesen, lachten über die äussere Form, in der es sich offenbart. Sie würden dem Dichter nur dann Vorwürfe gemacht haben, wenn er, um durch die Form Lachen zu erwecken, das Wesen beeinträchtigt und entstellt hätte. Aber im Gegenteil, während Molière da, wo er das Laster komisch behandelte, wenn auch nie das Wesen entstellte, so doch mit Recht, um den unangenehmen Eindruck zu vermeiden, es ganz durch die komische Form in den Hintergrund zu drängen suchte, hat er hier, weil jene edle Natur an sich Gefallen erregen muss, das Wesen grade hervortreten lassen, und, wo es sich bei Alceste um wirklich ernste, hohe Interessen handelte, in seiner Liebe, nichts Komisches eingemischt; nur an solchen Stellen, wo es sich mehr um gleichgültige Dinge handelte, die für sein Lebensglück von keiner Bedeutung sind, da lässt der Dichter sein Inneres in komischer Form sich entfalten; da aber auch hier hinter die-

ser Form sich immer ein edles Wesen zeigt, ist das Lachen über ihn kein solches, das mit Verachtung verbunden wäre; ein solches Lachen kennt die gute Komödie, daher auch Molière, überhaupt gar nicht (denn auch das Unangenehme des Lasters soll grade durch die komische Form besiegt werden); er wird daher nie lächerlich, wie Kreyssig meint, da ja mit dem Lächerlichen immer etwas Geringschätzendes verknüpft ist: sondern er wird nur komisch, er erregt ein Lachen, das von aller moralischen Verachtung frei bleibt; und nicht einmal das allein, sondern indem die Form, in der sich sein Wesen offenbart, uns erheitert, zwingt uns das Wesen, das dieser Form zu Grunde liegt, Liebe und Bewunderung ab. Vischer sagt in seiner Aesthetik I. 367: „Je wahrhafter erhaben der Gegenstand, desto echter, je mehr nur scheinbar erhaben, desto geringer die Komik. Das ist nicht Frivolität, denn durch das wahre Lachen wird der verlachte Gegenstand in's lachende Subject gerettet —, nicht das Erhabene in den Staub gezogen.“ Dasselbe sagt Herr von Eichendorff, wenn er meint, bei der tiefsten Komik liege der Ernst im Hintergrunde. Wenn auch beide hierbei nicht an Molière gedacht haben, denn Eichendorff ist ja ein heftiger Gegner und Vischer wenigstens kein grosser Bewunderer Molière's, da er ihn in seiner ganzen Aesthetik kein einziges Mal erwähnt hat, während Shakspeare und Aristophanes und andre weniger bedeutende Komiker und Humoristen öfter vorkommen; wenn sie also hierbei auch gar nicht an Molière gedacht haben, in ihren Worten, die auf keinen komischen Charakter so ihre Anwendung finden, wie auf den Misanthrope, liegt klar ausgesprochen, dass es keine echtere Komik geben kann, und keine tiefere als die des Misanthrope. Und dies stimmt wieder ganz mit dem Ausspruch Goethe's überein, der gerne Inhalt und Behandlung dieses Stücks tragisch nennen mochte. Sie sind freilich nicht tragisch und auch nicht bloss komisch, sondern beides zusammen, humoristisch. An sich ist Alceste wie ein wirklich tragischer Held von einem echten Pathos erfüllt. Nun liegt in allem Pathos, selbst bewusstlos, der Hochmut, sich allein im Rechte zu glauben. Daher gehen im Tragischen diese vom Pathos erfüllten Charaktere unter, weil sie sich gegen andre auch berechtigte Seiten

des realen Lebens vergehen. So Antigone und Romeo und Julie und die idealen Charaktere in den Wahlverwandtschaften. Weil sie sich nicht mit der Wirklichkeit vertragen können, verlieren sie selbst ihre wirkliche Ezistenz. Creon dagegen und die andern Hauptcharaktere stehen mit der Wirklichkeit im Einklang und bleiben am Leben. Dasselbe Verhältniss haben wir im Tasso, wo dieser selbst unterliegt, weil er sich nicht mit dem Leben ausser ihm in Einklang setzen kann, der Weltmann Antonio siegt. Ebenso wird nun auch Alceste, weil er in seinem Pathos das äussere Leben, die Sitten und die geselligen Regeln nicht anerkennt, diesen Regeln gegenüber komisch, während Philinte, weil er grade dieselben vertritt, ohne Alceste Unrecht zu thun, unmöglich komisch werden kann, da er von keinem einseitigen Pathos befangen ist. Denn was der Tod im Tragischen, das ist das Komischwerden im Komischen.

Das zweite Stück, in dem Molière sich zum Vertreter der Vorurteile seiner Zeit gemacht haben soll, ist der Dandin. Wie peinlich es dem Herrn Kreyssig gewesen, zu sehen, wie ein bourgeois da ohne den geringsten Sarkasmus die bittern Demütigungen schildern konnte, zu denen die Herrschaft der Ehre seinen eignen Stand verurteilte, haben wir schon gehört. Wie viel peinlicher würde es noch für ihn sein, wenn er wüsste, dass, wie Molière den Dandin schrieb, seine Frau schon lange mit Andern coquettirt hatte. Aehnliches bemerkten wir schon beim Misanthrope, der 1666 erschienen, während Dandin 1668 zuerst aufgeführt ward. Hier vermochte er also ohne den geringsten Sarkasmus zu schildern, wie eine Frau ihren Mann zu betrügen sucht, obgleich er sich selbst in derselben Lage befand. Das würde dem Herrn Kreyssig gewiss das Herz brechen. Herrn von Eichendorff, der ja bemerkt, Molière feiere hier den Triumph der höhern Stände, würde es wahrscheinlich nicht besser ergehen. Er glaubt also wirklich, dass Molière, der selber immer von dem Hochmut der höhern Stände zu leiden hatte, sowie von den Liebschaften seiner Frau, die er leidenschaftlich liebte, dass dieser Molière fähig gewesen wäre, in diesem Punkt die Partei jener galanten Marquise und Hofleute zu ergreifen, die er in andrer Hinsicht stets den Muth hatte, der Lächerlichkeit preiszugeben. Das heisst doch, die

Menschenkenntniss auf die Spitze treiben. Schon seit der école des femmes hatte Molière den Krieg gegen jene vornehmen Herren angefangen; in der ersten Scene des impromptu de Versailles bemerkt er ausdrücklich: Le marquis est aujourd'hui le plaisant (der Hanswurst, Lächerliche) de la comédie. Er sagt, wie früher der valet bouffon, so müsse jetzt ein marquis ridicule die Gesellschaft erheitern. Er schonte die Vornehmen daher nicht im Geringsten und sollte hier ihre Partei ergriffen haben? Woraus erkennt man, dass er es gethan? Weil er nicht sarkastisch wird? Schlegel hat ihm wohl vorgeworfen, er moralisire, hier wirft man ihm vor, dass er es nicht gethan. Da muss ich wieder an Goethe erinnern in Wahrheit und Dichtung III. 173: „Die wahre Darstellung billigt nicht, tadelt nicht etc.“ (cfr. oben). Am wenigsten gar darf es der Komiker, von dem man noch am ehesten erwarten kann, dass er frei über seinem Gegenstand schwebe. Vertuscht aber Molière vielleicht die Unsittlichkeit der Hofleute? Man lese, was Dandin selbst I. 1 und sonst darüber aussagt. Wir sehen hier in einem durchaus objectiven Bilde, dass es für einen Bürger nur schlechte Folgen haben kann, wenn er eine vornehme Dame heiratet. Molière stellt das Leben dar, wie es ist; für den einsichtigen Leser ergibt sich die Moral von selbst. Anstatt von Befangenheiten in Vorurteilen zu reden, sollte man ihn preisen, dass er hier dem Bürger den Uebermut und den Egoismus der Hofleute vorhält und seine eigne Thorheit, nach einer Verbindung mit ihnen zu streben. Von allen Stücken Molière's wird wohl keins mehr genützt haben als grade dies; denn mancher Bürger, der es gesehen, mag sich vor ähnlichen Schritten gehütet haben. Dass Dandin schlecht wegkommt, ist der natürliche Lohn für seine Thorheit und für seinen Hochmut. Den Rekruten in Heinrich IV., sowie den einfältigen Figuren im Reineke geht es Nichts besser; und doch hat Keiner dem Shakspeare vorgeworfen, dass er jene lächerlich mache, man hat ihn bewundert, dass er für den Falstaff sich interessire, der doch ein ebenso ausgemachter Taugenichts ist, wie Clitandre. Shakspeare wirft man da keine Unmoralität vor, dem Molière aber wohl, der doch nicht im Geringsten für die Liebschaften der Frau Dandin's interessirte. Grade in dem letzten Punkt zeigt sich der

reine Sinn Molière's zu seinem grossen Vorteil, wenn man andre ähnliche Werke herbeizieht, so z. B. Macchiavelli's Mandragola, den Boccaccio und Ariosto, wie le mariage de Figaro, und was für uns Deutsche am meisten Gewicht in die Wagschale legt, Troilus und Cressida von Shakspeare. In Vergleich mit diesen erscheint Molière's reine, ganz objective Darstellung im glänzendsten Lichte. Er hat sogar streng gemieden, dem Clitandre irgend etwas Geistreiches und Witziges in den Mund zu legen, wodurch man öfter in England für Ehebrecher zu interessiren gesucht hat. Nirgends ist die Heiligkeit der Ehe durch witzige Angriffe verhöhnt. Nur die Thorheit und der Hochmut Dandin's erhalten ihre natürliche Strafe. Es ist kein Zweifel, dass Molière's eignes Unglück in der Ehe ihn zu der Bearbeitung dieses Stoffes getrieben, dass er, ganz wie im Misanthrope, auf diese Weise sich über seinen tiefen Schmerz zu erheben versuchte; denn nicht genug, dass man für Dandin's Frau sich gar nicht interessirt, dies ganze Verhältniss ist so vom Dichter dargestellt, dass man gradezu für den Dandin Partei ergreift und ihn von Herzen bedauert.

Also weit entfernt davon, dass Molière in diesen beiden Stücken sich als einen befangenen Höfling gezeigt hätte, erkennt man grade aus ihnen, dass er den Zustand seiner Zeit mit einem freien, offenen Blick betrachtete, dass er ebenso wenig oder vielmehr noch weniger die Fehler der Hofleute als die des Bürgers verdeckte. Anstatt also zu zeigen, welche Kluft sein Talent von Shakspeare's Genie trenne, legen sie von seiner Unabhängigkeit das glänzendste Zeugniss ab, besonders der Misanthrope, indem er sein eignes Innere mit einer sonst von Keinem erreichten Objectivität darlegte, so dass er in den Stunden poetischen Schaffens derselben Freiheit und Klarheit in Beziehung auf sein eignes Innere sich erfreut haben muss, wie gegen die Aussenwelt. Molière zeigt sich hier und besonders im Misanthrope als einen Humoristen, mit dem sich selbst Shakspeare nicht messen kann. In dem Alceste schilderte er sich selbst auf eine so objective Weise, dass es unsern Kritikern, ausser Goethe, gar nicht einfiel, er habe sich selber geschildert, so dass sie ihn gegen seine eigne Darstellung verteidigten. Sonst legt noch der bourgeois gentilhomme ein Zeugniss von seinem Humor

ab. Es wundert mich, dass selbst Herr Zeising gar keine Ahnung hiervon gehabt hat, da doch der Misanthrope ganz seinem melancholischen (S. 457), der bourgeois seinem barocken Humor entspricht (S. 451). Man vergleiche seine ganze Darstellung des Humors in seinen ausgezeichneten ästhetischen Forschungen. Bei einem Franzosen konnte man freilich keinen Humor vermuten.

Dieselbe Kammerdienermoral, dieselbe höfische Bildung will Herr von Eichendorff an den femmes savantes entdecken, obgleich grade das Gegenteil darin liegt. Da wir aber nicht für Quintaner schreiben, so möge uns erlaubt sein, uns nicht weiter hierauf einzulassen. Andern möchte die Sache langweilig werden. Damit man jedoch erkenne, dass er so ziemlich wohl der einzige Anhänger dieser natürlich Schlegel'schen Ansicht ist, rathen wir nur, Herrn Kreyssig darüber zu lesen, oder was Herr Laun in Herrig's Archiv darüber geäussert.

Auf jener falschen Ansicht des Herrn Kreyssig über Molière's Standpunkt beruht auch, dass es eine Folge jener oberflächlichen sociabilité française sein soll, wenn Molière das Lächerliche nicht in der Eitelkeit an sich, sondern in der Eitelkeit verbunden mit Pedanterie finde, und dies habe Molière in der école des maris und des femmes darstellen wollen. Ich muss gestehen, dass ich, obgleich ich diese Stücke manchmal gelesen, nicht scharfsichtig genug gewesen bin, um die geringste Spur von Eitelkeit in ihnen zu entdecken, Pedanterie ebenso wenig; oder man müsste sich die Eifersucht als eine solche deuten. Damit verschwindet also auch die beschränkte Weltansicht, die sich darin zeigen soll. Wenn es sich übrigens mit dem Grundsatz, den Herr Kreyssig hier ausgesprochen, richtig verhielte, so würde er eher daraus schliessen können, dass das Talent Shakspeare's durch eine weite Kluft von Molière's Genie getrennt sei; denn die eiteln Leute in Shakspeare's Komödien sind, so weit sie mir jetzt gegenwärtig sind, alle Pedanten; ich erinnere nur an den Malvolio, an die karrikirten Figuren von love's labour's lost. Wenn wir also Herrn Kreyssig beim Wort nehmen wollten, so müssten wir annehmen, er werde jetzt Molière über Shakspeare stellen. Wir sind aber nicht so grausam, da wir einerseits erkennen, dass jene Ansicht nur Mittel

zum Zweck gewesen, und daher nicht mehr stichhaltig sein wird, sobald sie Molière zum Vorteil, Shakspeare zum Nachteil gereicht, andrerseits selber sie nur als eine Grille betrachten können. Es dürfte nämlich nach Herrn Kreyssig's Ansicht kein Komiker mehr einen eiteln Pedanten darstellen, ohne in den Verruf zu kommen, als ob er in den uns Deutschen so oberflächlich erscheinenden servilen, höfischen Grundsätzen eines Franzosen befangen wäre. Wie sehr Molière die Hofleute verhasst waren, zeigt sich besonders noch im bourgeois gentilhomme. Durch den eitlen Glanz derselben verblendet, sucht ein sonst ehrenhafter, aber nicht grade sehr kluger Bürger, den Edelmann zu spielen. Das benutzt ein Höfling, um ihn um sein Geld zu prellen. Auch hier interessirt man sich für den Bürger, obgleich man oft über ihn lachen muss. Der Höfling hingegen hat keine einzige Eigenschaft, durch die er unser Interesse in Anspruch nehmen könnte, weder Witz, noch List und Schlauheit, ganz wie der im George Dandin; und das sind doch die Eigenschaften, die uns in andern Werken, so im Reineke Fuchs zum Beispiel für den Betrüger einnehmen. Es scheint demnach, als ob es mit Molière's sogenannter Kammerdienermoral gar nicht so schlimm aussähe, dass es aber der Moral seiner Kritiker nicht schaden könnte, wenn sie die bekannten lettres provinciales von Pascal zur Hand nähmen, oder sich bescheiden lernten, wenigstens nicht über Sachen zu urteilen, die sie nicht verstehen, und ihren eignen Mangel an Einsicht einem Dichter nicht als moralischen Fehler anzurechnen. Wer einen Dichter als solchen beurteilen will, sollte erst gewissenhaft ihn zu verstehen suchen, noch mehr, wenn er zugleich mit dem Dichter den Menschen verdammt. Wie eine solche Handlungsart zu beurteilen, und welche Gesinnung ihr zu Grunde liege, hat Lessing in Beziehung auf die Verleumder des Horaz genügend ausgesprochen. Sein Vade mecum für den Herrn Pastor Lange verdient noch jetzt von unsern Kritikern beherzigt zu werden.

Nachdem wir den einen Teil der Frage erörtert, ob Molière die Welt vom höfischen Standpunkt aus betrachtet, kommen wir auf die andre Seite, ob er seine Motive aus der allgemeinen ewigen Menschennatur genommen, ob er die Gesellschaft ge-

zeichnet, so dass sie sich immer in ihm wieder erkennen wird. oder ob er nur eine vergängliche Seite derselben geschildert, wie sie sich damals gestaltet. Auch auf diesem Punkte basirt die Beschuldigung der Herren von Eichendorff und Schlegel, dass seine Stücke veraltet seien. Herr Kreyssig räumt den Vordersatz ein, ohne jedoch die daraus notwendig fliessende Folgerung anerkennen zu wollen; wenigstens scheint es mir so; deutlich hat er sich nicht darüber ausgesprochen. Vielleicht hat er selber nicht recht eingesehen, wie viel es zu bedeuten hatte. wenn er in Molière nur ein Bild der „Gesellschaft“ fand. Ebenso steht es vielleicht mit Herrn Laun. Schlegel sagt, Charakterzeichnung und Anlage des Plans seien auf Sitten Eines Zeitalters gebaut, seine Stücke in Ton und Sitten veraltet, zu seinen Porträten die Urbilder verschwunden. Da er keine Gründe angibt, könnte ich einfach erwidern, dass ich in meinem zwölften Jahre den ganzen Molière durchgelesen, und mich nichts Derartiges im Genuss störte, obgleich ich doch Nichts von der alten Sprache und von den Sitten der damaligen Zeit kannte, und ausserdem die verschiedene Nationalität den Eindruck hätte schwächen können. Das scheint jener Behauptung sehr zu widersprechen. Da wir es aber in der Kritik nicht mit Privateindrücken zu thun haben, mancher mutwillige Kritiker mir vielleicht auch keinen Glauben schenken möchte, so wollen wir weder hierauf, noch auf den schon im Anfang angeführten Ausspruch Goethe's (Bd. 33 S. 106) weiteres Gewicht legen.

Einzelne Ausdrücke und Wendungen in Molière's Sprache sind wirklich veraltet, sie verhindern aber nicht das Verständniss für den, der das jetzige Französich versteht: auch sind deren weit weniger als bei Shakspeare. Kann man aber das dem Schriftsteller als Fehler anrechnen? Ist doch die Sprache des Sophokles und Virgil ausgestorben: sind sie deshalb weniger gross in sprachlicher Beziehung? Es wäre nach Schlegel's Ansicht, consequent durchgeführt, nur der ein grosser Dichter, der in einer Sprache geschrieben, die nie veraltete, und von allen Nationen in allen Zeiten verstanden würde. Es könnte daher wohl von grossen Musikern und Malern, aber nicht von grossen Dichtern die Rede sein. Grade wahrhaft volksmässige Dichter nehmen manchen Ausdruck, manche Wendung aus dem

Volke, und das gibt ihnen ein frisches Aussehen, so pflegt man La Fontaine, der darin noch viel weiter gegangen als Molière, deshalb zu rühmen; und wenn unsre Kritiker Gefallen daran gefunden haben, Racine u. A. zu tadeln, weil sie, wie es heisst, sich eine eigne hofmässige Sprache gebildet; wenn sie sich weit erhaben fühlen über den Franzosen, der seine Sprache, wie sie meinen, durch die Akademie habe knechten lassen, so kann man es keineswegs als consequent loben, wenn dieselben Kritiker einen Dichter, der am meisten aus der Quelle schöpfte, als veraltet tadeln. Racine und Andre werden getadelt, weil sie hofmässig geschrieben, Molière wird getadelt, weil er nicht mit den Regeln der jetzigen Grammatik übereinstimmt, da man doch diesen Regeln vorwirft, dass sie die Sprache hofmässig schulen. Man muss des Dichters Sprache vom Standpunkt seiner Zeit beurteilen, und da erinnere ich an seine Kritik jener gezierten bombastischen, aus Spanien und Italien herübergekommenen Conversation in den précieuses ridicules, sowie an die femmes savantes, wo er jenen feinen höfischen Sprachreinigern, die man in Deutschland sonst lächerlich macht, offen entgegentritt, desgleichen an die Scene mit dem Sonett im Misanthrope. Er opponirte stets gegen alle Gesuchtheit und Ziererei, während Shakspeare nicht selten die einfachsten, alles Inhalts baaren Gedanken auf eine selbst Engländern unverständliche Weise ausdrückt, und das sogar da, wo er noch jetzt gebräuchlicher Wörter und Wendungen sich bedient. Molière's einfache, volksmässige Natürlichkeit hat, wie die Sprache Goethe's, darin einen grossen Vorzug vor der des freien Britten, sowie vor dem des freien Spaniers Calderon, diesen so gepriesenen Vertretern der Unabhängigkeit ihres Volkes. Uebrigens ist noch zu bemerken, dass Schlegel II. 245 das Lob, das man in Frankreich Molière's Sprache spende, zurückweist, weil sie in einem Schauspiel nur ein untergeordnetes Erforderniss sei; er tadelt es also als ein Kleben der Franzosen an Kleinigkeiten; hier macht er sich desselben Fehlers schuldig. Vorher sagt er, das Urteil hierüber müsse er einheimischen Kennern überlassen, hier erkühnt er sich, im Widerspruch mit der Wahrheit und jenen Kennern, Molière's Sprache zu verdammen.

Dass Molière ferner die Sitten seiner Zeit schildert, kann

man ihm nicht übelnehmen, denn die jetzigen konnte er wohl nicht schildern, ebenso wenig wie Aristophanes und die spanischen Dramatiker, denen Schlegel denselben Vorwurf in weit höherm Maasse hätte machen müssen. Solger hat das wohl eingesehen und grade das Gegentheil als Princip aufgestellt, um jene zu verteidigen, und zwar mit Recht; nur drängen im Spanischen die Sitten die allgemeine menschliche Natur oft in den Hintergrund, während sie selbst nur der Hintergrund sein müssen, auf dem diese hervortritt. Bei den Spaniern haben wir nur ein Bild der Sitten und mit diesen veraltet auch das Bild: Molière gibt uns nicht dies äusserlich durch Nationalität und Zeit an den Menschen Angeklebte, sondern die allgemeine menschliche Natur, wie sie sich in dieser Hülle bewegt; er zeichnet Charaktere.

Aber grade diese Charaktere sollen wieder veraltet sein, weil sie nur aus dem damaligen Leben aufgegriffen sind. Woher soll denn ein Dichter seine Motive nehmen? Racine und Andre tadelt man, weil sie mit Vorliebe Römer geschildert. Wahrscheinlich hätte also Molière, wie unsre Philosophen, apriorisch verfahren und aus seinem eignen Gehirn eine neue Welt fabriciren sollen, die damals nicht existirte; und wenn diese apriorische Welt nicht mit der im Gehirn unsrer Aesthetiker ausgebreiteten übereinstimmte, so würde er auch dann vor ihnen nicht Gnade gefunden haben. Jede Dichtung, die wahre Lebenskraft enthalten soll, muss in der Zeit und in der Nationalität des Dichters wurzeln, weil er selbst darin lebt, wirkt, und nur sie aus eigner Anschauung kennt, nur das, was sie erfüllt, selbst durchleben kann. Daher ist es natürlich, dass auch Molière, ganz wie Goethe, seine Stoffe meist aus der Gegenwart und der eignen Erfahrung nahm. Im Grunde haben das alle grossen Dichter getan, von Homer an bis jetzt; Corneille nicht weniger als Molière, selbst da, wo er Römer schildert; Racine ebenso gut wie Calderon und Shakspeare, wenn auch unsre Kritiker beteuern, die Römer des letztern seien wirklich die alten und Hamlet sei sogar eine Ahnung des jetzigen Deutschlands. — Wenn der Dichter nur nicht die Mängel seiner Nation als Gesetz hinstellt, wie es die von den Tadlern Molière's, den Herren Schlegel, Eichendorff, Schack so gepriesenen Spanier, und be-

sonders Calderon, auf eine für jeden gesunden Sinn Grausen erregende Weise getan haben; so kann man ihm nicht einen Vorwurf daraus machen, dass er sich in seinen Charakteren an seine Zeit und Nation lehnt. Stellt er diese Mängel mit freiem Geist, vom allgemein menschlichen Standpunkt aus dar, wie es Cervantes mit der phantastischen Richtung des spanischen Geistes getan, so werden seine Charaktere nicht veralten. Verschiedene Zeiten offenbaren freilich verschiedene Seiten der menschlichen Natur, bald herrschen diese, bald jene Fehler, aber da sie alle nur verschiedene Ausartungen, Abweichungen der Einen allgemein menschlichen Natur sind, so werden sie jedenfalls stets verständlich bleiben, einerlei, welchen Eindruck sie auf uns machen mögen, sei es nun den der Liebe, oder den der Verachtung oder des Grauens; denn grade das Gefühl, das sie in uns wecken, können sie nur wecken durch ihr inneres Wesen; und dass wir uns von diesem Wesen angezogen oder abgestossen fühlen, ist der deutlichste Beweis, dass wir sie zu beurteilen wissen, dass sie uns verständlich sind; so können z. B. die Andacht zum Kreuz und der Arzt seiner Ehre von Calderon, jenes einen Katholiken, dieses einen unruhigen, mehr mit Phantasie als mit Verstand begabten Menschen entzücken, in einem Protestanten und besonnenen Gemüt Grauen erregen; von beiden werden sie verstanden, nur von jedem in seiner Weise. Der wahre Komiker, der von vorn herein einen von den Fehlern, die er darstellt, freien Standpunkt inne hat (denn sonst könnte er sie nicht komisch behandeln), wird also dadurch nicht unverständlich, dass die Fehler, die er darstellt, seiner Zeit und Nation besonders angehören. Die von der Kritik getadelten Advocaten, Philosophen, Aerzte und Bedienten Molière's können also nicht bloss deshalb veraltet, d. h. uns unverständlich geworden sein, weil sie jetzt vielleicht nicht mehr so existiren. Wenn Molière in ihnen nicht bloss die Bedientenlivree, die Aeusserlichkeiten der Advocaten und andre Stände seiner Zeit geschildert hat, sondern wirklich ihre Charaktere, nicht bloss ihre äussern Manieren, sondern das Wesen, das ihrem Benehmen zu Grunde lag, so hat er nur eine besondere Modification der allgemeinen Menschennatur geschildert; und wenn er das auf eine wahrhaft komische Weise getan hat, so

werden sie noch jetzt den komischen Eindruck nicht verfehlen. Anstatt zu behaupten, sie seien veraltet, weil aus dem damaligen Leben gegriffen, hätte also die Kritik zeigen müssen, dass Molière nur das Aeusserliche des Lebens, nicht das Innere, die Charaktere geschildert hat. Die Advocaten, Philosophen, Aerzte, Bediente etc. mögen wohl nicht mehr überall so zu finden sein, wie Molière sie uns vorführt; und wenn der Stand dieser Leute allein Gegenstand seiner Komik gewesen, so wären sie vielleicht veraltet: aber es waren ihre Eigenschaften, die er komisch darstellte; und diese sind auch jetzt noch da; sind sie nicht mehr als Advocaten, Aerzte und Philosophen vorhanden, so haben sie sich nur eine andre Wohnung ausgesucht, sie erscheinen in andrer Kleidung, sonst sind sie dieselben geblieben: die Philosophen Molière's sehen gar manchen unsrer Philosophen und Kritiker noch zum Erschrecken ähnlich. Jene räsonniren in's Blaue hinein, reden in ihren terminis technicis und sprechen dem gesunden Menschenverstand Hohn. Ebenso wenig wie jene kümmern sich manche unsrer Philosophen um die wirkliche Welt: sie construiren sich eine Welt für sich, wie sie behaupten a priori, ohne alle Voraussetzungen, während sie in der That von beschränkten Ansichten ausgehen, und niemals ihre Vorurteile verleugnen. Ebenso unsre Kritiker, besonders diejenigen, die Molière tadeln; sie construiren sich eine Aesthetik a priori, d. h. in der Kritik von Shakspeare's Falstaff aus, ohne irgendwie auf Molière Rücksicht zu nehmen; und wo dieser daher das Unglück hat, von Shakspeare abzuweichen, wird er ohne Gnade verurteilt: weiterhin construiren sie sich einen vollkommenen Shakspeare a priori, und anstatt, wie Gervinus sagt, dem Speererschütterer seine Rüstung abzunehmen, legen sie ihm eine neue an, eine ganz philosophisch gebildete, so dass es dem armen Shakspeare oft selbst schwer werden möchte, sich in diesem Anzuge wieder zu erkennen. Jene Philosophen Molière's, die auf eine ergötzliche Weise die Selbstüberhebung der Wissenschaft personificiren, sind also noch gar nicht ausgestorben, und grade unsre Kritiker, die Molière jenen Vorwurf machen, sind der lebendige Beweis, dass die Philosophen und Aerzte Molière's nie aussterben werden. Ganz wie sie haben die Aerzte Molière's sich ein System bereitet,

wonach sie Alles behandeln; kann der Kranke nicht danach genesen, stirbt er gar dadurch eines gewaltsamen Todes, nun, so war Nichts an ihm verloren, die Würde der Wissenschaft ist aber aufrecht erhalten worden; es ist besser für einen Menschen, dass er den Gesetzen der Wissenschaft gemäss umkomme, als dass er im Widerspruch mit ihnen sich am Leben erhalte. Brüstet sich nicht auch in Deutschland mancher Aesthetiker mit einer Unfehlbarkeit, die niemals einem Einzelnen zu Teil werden kann, und glaubt sich berechtigt in Folge dessen, über Sachen abzuurteilen, um die er sich bloss oberflächlich gekümmert; wagt man nicht, einer ganzen grossen Nation alle Phantasie abzusprechen, sich über ihre Sprache und ihre Metrik lustig zu machen, ohne durch einen einzigen Grund für diese Behauptungen seine Berechtigung zu einem Urteil darüber nachzuweisen, und meist wirklich nur aus dem Grunde, weil man die besten Sachen nicht gelesen hat und die Verse selbst nicht zu lesen versteht? Dieselbe Kritik also, die behauptet, jene Charaktere seien veraltet, ist ein lebendiger Beweis dafür, dass jene von Molière dargestellten Fehler nicht aussterben können, sondern nur in etwas veränderter Gestalt noch jetzt sich breit machen. Schaden kann also jene zeitliche Hülle der allgemeinen Bedeutung nicht, wenn nur der Dichter, wie Molière es vor Allen verstand, erstere zu einer blossen Hülle, durch die in jedem Augenblick das Allgemeinmenschliche hervorleuchtet, zu verklären vermag.

Den Gegenstand seiner Behandlung aus der Gegenwart zu entnehmen, ist aber der Dichter, wie wir besonders an Goethe sehen, nicht bloss durch sein Herz getrieben, sondern weil er nur dies Selbsterlebte wirklich sich zu Herzen nehmen kann, so ist er auch nur fähig, dies in seiner vollen Bedeutung zu ergründen. Man denke nur an Goethe's Hauptwerke, den Götz und Faust, wie an Werther und Wilhelm Meister, desgleichen an die Iphigenie und Hermann und Dorothea. Das allgemeine Wesen der menschlichen Natur kann er daher am besten grade in der individuellen Form darstellen, die er selber vorgefunden oder selbst erlebt hat. Wer sich dagegen als Dichter ganz von seiner Nation ablöst und eine früher dagewesene Welt oder gar eine phantastische Märchenwelt darzustellen unternimmt, der

läuft Gefahr, Menschen zu schildern, die nie existirt haben und auch nie existiren werden, weil sie mit der allgemeinen menschlichen Natur im Widerspruch stehen. Das beste Beispiel hiervon liefern die dramatischen Märchen von Platen. Im Schatz des Rhampsinit z. B. heiratet die Königstochter den Dieb, der des Königs Schatz bestohlen. Eine solche Handlungsweise, die man sich in einem wirklichen Kindermärchen, wo man der Phantasie die Zügel schiessen lässt, wohl gefallen lassen kann, muss auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, wenn der Dichter sich nicht durch komische Behandlung über seinen Gegenstand erhebt, ganz unnatürlich erscheinen und den Zuschauer kalt lassen. Die dem Shakspeare nachgemachten Vorspiele in diesen Märchen sind nun gar das Frostigste, was man sich denken kann. Das deutsche Volk hat daher ganz mit Recht diesen Sachen keinen Geschmack abgewinnen können. Es sind Kunstwerke der Zukunft, die nie eine ihnen entsprechende Gegenwart finden werden. Wenn aber Herr von Schack diese Stücke wie Muster für unsre Dichter aufstellt, während er die französischen Stücke als elende Machwerke brandmarkt, so beweist dies nur, dass seine Vorliebe für die phantastische spanische Natur ihn gänzlich unfähig gemacht hat, wahre Komik zu geniessen. — Geht hingegen der Dichter von der Gegenwart und dem wirklich Nationalen aus, und weiss er nur, sich über den einseitig nationalen Standpunkt zu erheben, so dass er nicht auch die Schwächen seiner Nation für Tugenden hält, so fällt ihm die allgemeine Wahrheit von selbst zu, und das individuelle Leben, das diesen aus dem Volksleben hervorgewachsenen Gestalten anklebt, wird nur dazu dienen, einerseits jene allgemeine Wahrheit zu erhöhen, andrerseits dem Zuschauer den Glauben einzuflössen, als habe er wirkliche Gestalten vor sich. Man denke nur an Kleist's zerbrochenen Krug. Dass jene Charaktere zu Molière's Lebzeiten wirklich existirten und sich auch im gewöhnlichen Leben durch Würde in der Tracht und im ganzen Benehmen von Andern zu unterscheiden suchten, das musste das Ergötzliche dieser Figuren für das damalige Publicum bedeutend erhöhen. Da aber Molière sie nicht bloss äusserlich copirte, sondern sie zwang, in seinen Komödien ihr Inneres in jedem Gedanken und jeder Handlung noch weit voll-

ständiger und dazu reiner komisch darzulegen, als dies im gewöhnlichen Leben zu geschehen pflegt, so braucht man sie auch jetzt gar nicht vorher als wirklich gekannt zu haben, um an ihrem Bild bei Molière sich zu ergötzen. Ein wahres Kunstwerk bedarf wohl eines lebendigen Volkslebens, das ihm zur Basis diene, um entstehen zu können, und grade darum musste Molière seiner eigenen Zeit den Spiegel vorhalten, wie ja auch Hamlet zu den Schauspielern sagt; aber anstatt von demjenigen, der es geniessen will, zu verlangen, dass ihm die Nation und Zeit des Dichters bekannt seien, gibt es selbst ein viel reineres Bild davon, wie es der Geist eines Dichters auffasst, als man sonst durch jahrelange wirkliche Anschauung hätte gewinnen können.

Wir glauben, hiermit gezeigt zu haben, dass jene aus dem damaligen Leben aufgegriffenen Motive nicht veraltet sind und nicht veralten werden, und bemerken schliesslich, auf das zurückkommend, wovon wir ausgingen, dass eine solche Behandlung zeitgemässer Stoffe nur dadurch eben Molière möglich war, dass er sich über jene Vorurteile und Einseitigkeiten seiner Zeit erhoben, und nicht von dem conventionellen Standpunkt, den ihm seine Kritiker vorwerfen, sondern von dem rein menschlichen Standpunkt aus die Schwächen seiner Nation, seiner Zeit, wie seine eigenen, dargestellt hat. Er hat die allgemeine ewige Natur abgespiegelt in der Form, die ihm sein Jahrhundert an die Hand gab.

b. In künstlerischer Beziehung.

Indem wir Molière in seinem Verhältniss zu den moralischen Ansichten seiner Zeit betrachteten, ob er die Welt von dem höfischen Standpunkt aus dargestellt oder statt der Welt uns in seinen Komödien nur einen Spiegel des Hofes oder der damaligen Gesellschaft vorgehalten, haben wir uns auch schon etwas auf seinen Standpunkt in intellectueller Hinsicht einlassen

müssen, da sich das Moralische und Intellectuelle unwillkürlich vermischt und Freiheit von moralischen Vorurteilen auch eine grosse Entwickelung der Intelligenz voraussetzt. Im Folgenden jedoch werden wir uns bloss auf das Intellectuelle einlassen, indem wir jetzt einen andern Vorwurf zu beseitigen suchen müssen, welcher mit allen vorhergehenden dasselbe Ziel gemein hat, ihm den ursprünglichen Trieb zur Poesie, das Genie streitig zu machen, diesmal aber nicht von Plagiat moralischer Befangenheit ausgeht, sondern davon, dass Molière in den künstlerischen Vorurteilen seiner Zeit befangen gewesen und bloss, um auch unter den grossen Dichtern mitgerechnet zu werden, um correcten Ruhm zu erlangen, seine feinern Charakterkomödien gedichtet haben soll. Der letzte Grund nämlich, durch den Schlegel Molière's Ansprüche auf Genialität zurückzuweisen sucht, ist, dass er nicht aus wirklichem innern Antriebe seine Charakterkomödien gedichtet habe, sondern aus blossem Ehrgeiz. Herr von Eichendorff stimmt natürlich auch in diesem Punkte mit seinem Lehrer überein, denn darin, dass Molière ohne Erfindungsgabe befohlene oder gestohlene Stoffe hofmässig zugerichtet haben soll, liegt jene Beschuldigung deutlich ausgesprochen. Da das Genie seine Werke mit innerer Notwendigkeit aus sich selbst hervortreibt, nicht durch eine blosse Operation des Verstandes, so würde man, wenn jener Ausspruch wahr wäre, Molière's Komödien nicht als Werke eines schöpferischen Genius betrachten können. Natürlich müssen wir nach der nähern Begründung dieses Satzes uns nicht bei Herrn von Eichendorff umsehen, der sich bekanntlich mit solchen Kleinigkeiten wenig abgibt. Um diese zu finden, müssen wir auf die Quelle zurückgehen, aus der jener Herr seine Behauptung geschöpft hat. In der Posse, gesteht Schlegel, habe Molière aus wirklich innerm Antriebe Ausgezeichnetes geleistet. Gegen die unerschöpfliche gute Laune, die er da bewährt (II. 230), konnte selbst ein Schlegel sich nicht wehren. Er denkt also nur an das, was man feinere Charakterkomödie genannt hat.

Der erste Grund, den er anführt, ist indirect: Molière habe nämlich in seinen letzten Jahren lose Possen, Zeichen von Mangel an künstlerischer Reife, leichtsinnig hingeworfen, da er doch wohl Musse gehabt hätte, die Nachwelt zu bedenken (II. 244—45).

Wir könnten diesen Umstand einfach daraus erklären, dass er wirklich im Gegenteil keine Musse gehabt hätte, an die Nachwelt zu denken, dass sein Geschäft als Theaterdirector, sein Leben am Hofe ihn sehr in Anspruch genommen, und dass er ausserdem auch schon um das Bestehen seiner Truppe willen verpflichtet war, Possen zu verfertigen. Er würde also die losen Possen aus dem Grunde haben schreiben können, wie ja auch Lope de Vega Manches hingeworfen, und, seinem eignen Geständniss zufolge, alle seine Schauspiele ohne Rücksicht auf die Regeln geschrieben hat, bloss um des leidigen Geldes willen. Daraus würde dann aber noch keineswegs folgen, dass die feiner ausgearbeiteten Charakterstücke bloss mit dem Verstand erdacht wären, aus blosser Sucht nach Correctheit. Bei Lope u. A. würden weder Herr Schlegel noch sein Schüler diese Logik gelten lassen, sie würden den Dichter, wo möglich, noch desto mehr bewundern, weil er inmitten aller äusserlichen Nötigungen so viel Kunstsinn bewahrt hätte, und daraus, dass er 1672, ein Jahr vor seinem Tode, noch eine solche Charakterkomödie gedichtet, die femmes savantes, würden sie schliessen, dass er bis an seinen Tod jenen Kunstsinn bewahrt; das würden sie thun, man verstehe mich wohl, wenn Molière ein Engländer - oder Spanier wäre; sein Franzosentum muss er büssen. Diese Antwort allein würde schon genügen. Aber Molière bedarf derselben nicht, wenn Aehnliches auch bei Lope der Fall sein sollte. Um von diesen losen Possen einen freilich sonst schon unlogischen Schluss auf die Charakterkomödien schliessen zu können, müsste man erst zeigen, dass jene Possen, die er in den letzten Jahren dichtete, wirklich lose gearbeitet sind. Das hat Herr Schlegel leider zu beweisen vergessen. Hält er vielleicht die Posse überhaupt für eine lose Arbeit? Nach seinen Ausdrücken scheint es fast so. Das müsste aber auch doch erst bewiesen werden. Daran hat Schlegel ebenso wenig gedacht. Im Gegenteil scheint er der Posse, weil mehr Phantasie darin herrsche, vor der Charakterkomödie den Vorzug zu geben (natürlich an andern Stellen, und auch bloss um den Charakterstücken Molière's als solchen ihren Werth zu schmälern), und er gibt zu, dass Molière im Possenhaften ausgezeichnet gewesen, dass grade darin seine vorzügliche Stärke bestanden

(II. 230—33). Da er also den Possen vorzüglichen poetischen Werth zuspricht und gar Molière in dieser Hinsicht sehr preist, so bleibt nur noch der Ausweg übrig, dass die von ihm in den letzten Jahren gedichteten besonders schlecht wären; und auch dann wäre nur gezeigt, dass Molière in diesen keinen Kunstsinn an den Tag gelegt habe. Von der einen damals geschriebenen Charakterkomödie wäre noch Nichts bewiesen, und die vielen andern wären doch alle früher geschrieben worden. Hat Herr Schlegel sich nun die Mühe gegeben, zu zeigen, dass jene Possen schlecht und lose hingeworfen sind? In den fünf letzten Jahren schrieb Molière deren vier, den Pourceaugnac 1669, bourgeois 1670, Scapin 1671, Malade imaginaire 1673. Vor dem bourgeois scheint Schlegel grossen Respect zu besitzen. Er, der sich sonst nicht sehr vor apodiktischen Behauptungen scheut, wagt es nur in Form einer Frage, ihm den miles gloriosus gleichzustellen. Von den übrigen hat er Nichts bewiesen, nur dem Malade imaginaire gibt er im Vorbeigehen einen Hieb, indem er sagt, dass Molière hier die ekeln Zustände eines eingebildeten Kranken geschildert. Er scheint zu vergessen, dass es nicht auf das Was, sondern das Wie ankommt, dass der Gegenstand des Tartufe noch viel widerwärtiger ist und grade bei solchen Gegenständen die Kraft eines komischen Genies sich am besten offenbaren kann. Körperliche Zustände eignen sich freilich an sich gar nicht für die Poesie, die es nur mit dem Geiste zu thun hat, und sind diese Zustände gar noch krankhaft, so machen sie einen widerwärtigen Eindruck, wie z. B. in dem vielgepriesenen „Armen Heinrich.“ Körperliche Kränklichkeit hat aber gewöhnlich geistige Krankheit zur Folge, und die letztere eignet sich sehr gut zu einer komischen Behandlung. In seiner Aesthetik sagt Vischer I. 340 und II. 168: Krankheit müsse geistig behandelt werden. Ich erinnere nur an den Philoktet und den Wahnsinn des Lear und der Ophelia. Shakspeare hat Schlegel aus dem Stoff keinen Vorwurf gemacht. An sich durfte also Schlegel Molière deshalb nicht tadeln. Er musste beweisen, dass Molière die Krankheit bloss körperlich aufgefasst hat. Er schildert aber nie bloss äusserliche Zustände, sondern das Innere des Menschen kehrt er heraus, und so auch hier. Ausführlicher hat er sich nur über die fourberies de

Scapin ausgesprochen, die er in der Kürze mit dem lateinischen Original, dem Phormio des Terenz, zusammenstellt. Wir behalten uns vor, später eine genaue Vergleichung beider Stücke anzustellen. Derselbe Schlegel, der bei Shakspeare jede Unwahrscheinlichkeit, selbst in ernstern Werken, zu verdammen vermochte, der den Franzosen sonst Mangel an Phantasie vorwirft, wo es gilt, die spanischen Intriguenstücke mit ihren Unwahrscheinlichkeiten zu verteidigen, legt hier an eine Posse den Massstab der Wahrscheinlichkeit an. Wo er von Aristophanes spricht, meint er, die komische Handlung dürfe sogar unzusammenhängend und widersinnig sein, wenn sie nur komisch wäre. Die tölpelhaften Handwerker im Sommernachtstraum und in andern Werken Shakspeare's, die doch anspruchsvoller auftreten als eine blosse Posse, finden seinen vollen Beifall, und doch wird es sicherlich weder in der wirklichen Welt, noch in der Literatur irgendwo so ganz erbärmliche Tölpel gegeben haben und jemals geben als sie. Mit diesen verglichen sind die beiden Alten im Scapin wahre Genies. Uebrigens ist keine einzige Posse Molière's so lose hingeworfen, wie die Merry wives von Shakspeare, in denen dreimal hintereinander dieselbe Handlung wiederkehrt. Bei diesem Stück weiss aber Schlegel natürlich des Lobes kein Ende. Ueber den Scapin bemerken wir nur noch, dass Schlegel meint, seine Streiche machten ihn unliebenswürdiger, als der Phormio des Terenz sei; diesem sähe man es gern nach, weil er ein Sclave wäre, zu Molière's Zeiten wären aber die Bedienten besser gestellt gewesen. Hier bringt derselbe Kritiker, der dem Molière vorwirft, sich zu sehr an die prosaische Wirklichkeit gehalten zu haben, diese Wirklichkeit selber in das Stück hinein, während Molière sich absichtlich davon entfernt und die Scene nach Italien verlegt hat. Seine in den wirklichen Verhältnissen der damaligen Zeit im socialen Leben sich bewegenden Stücke, wie der bourgeois, haben auch Diener, die diesem Leben angemessen sind. In den reinen Phantasiestücken, wie z. B. auch im medicin malgré lui, gilt nur das Recht des Stärkern. So droht im Scapin der Herr seinem Diener, ihn zu tödten, so dass der arme Scapin da gar Nichts vor dem Phormio voraus hat. Man muss übrigens gestehen, dass diese Beweisführung des Herrn v. Schlegel

sehr schlau eingerichtet war; denn er tadelt die Possen, sie vom Standpunkt der feinern Charakterkomödie aus als lose Arbeiten behandelnd, und zugleich verdächtigte er die Charakterstücke selbst, indem er aus der den Possen eigentümlichen freiern Haltung den Schluss zog auf Mangel an Kunstsinn im Allgemeinen. Auf einige Widersprüche und logische Sprünge kam es ihm nicht an. Die directen Gründe, die er anführt, sind durch dieselbe Taktik erfunden, nur die Anwendung ist umgekehrt. Er wendet hier nämlich auf die Charakterkomödie den Massstab der Posse, der freien Lustigkeit an (II. 253—54). Daher rührt erstens Klage über Einzelheiten, correcten Spass, gravitätisches Lächeln. Schlegel hat aber kein Beispiel citirt und ich glaube, selbst Herrn Schack und Eichendorff möchte es schwer werden, welche aufzufinden. Calderon, der Liebling dieser beiden Herren und Schlegel's, hat solche Spässe in Fülle, man sollte ihm eigentlich dafür dankbar sein, denn man sieht es ihnen an, dass sie ihm Mühe gemacht haben. Die Witze Calderon's findet Schlegel zierlich, ein sehr zweideutiges Lob für einen Witz, wofür man oft geziert sagen könnte. Gesundere Witze hat wohl noch nie Einer gemacht als Molière, kernig und derb, ohne aber, wie Shakspeare, den Anstand zu überschreiten; obgleich er, wo die künstlerische Absicht es mit sich brachte, die Grenze zu berühren sich nicht scheute. Dazu sind seine Witze stets nach den Charakteren verschieden.

Der zweite Vorwurf über Vereinigung von Würde und Lustigkeit, die nach Schlegel unmöglich sein soll, kann mehr auf das Ganze der Stücke gehen. In dem Sinne, wie man bei Shakspeare Beides in einem Stücke vereinigt findet, wird er es aber nicht verstanden haben, denn dann fiele der Tadel auch auf diesen. Er tadelt daher wohl nur die Vereinigung beider in Einer Person, so im Misanthrope. Aber Napoléon sagte mit Recht: du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas; und wenn der Misanthrope auch nicht eigentlich lächerlich wird, so hat Molière doch hier Würde und Komik vereinigt, und nach Schlegel's Ausdruck das Unmögliche geleistet, und zwar so sehr Beides verschmolzen in Einer Persönlichkeit, dass Schlegel, wie er selbst sagt, nicht die Grenzlinie hat entdecken können. Ueber diese Grenze wie über die Berechtigung Molière's, im

Misanthrope das scheinbar Widerstrebende zu vereinigen, wozu ihn sein Thema zwang, siehe das schon früher Gesagte. Man erlaube uns, eine Stelle aus Herrn von Eichendorff's Geschichte des Dramas zur Verteidigung Molière's gegen diesen Herrn selbst anzuführen. „Das Komische," heisst es da S. 24, „ist überall nur da von Bedeutung, wo es auf einer grossen sittlichen Grundlage beruht, der es zur Folie dient, wie bei Aristophanes, bei Shakspeare's Narren, bei dem wesentlich tragischen Don Quixote." Im Grunde ist der Misanthrope noch viel tragischer als der Don Quixote, der eigentlich so gut wie verrückt und somit eines eigentlich tragischen Eindrucks nicht fähig ist. Dass man in Molière's meisten Charakterstücken die Lustigkeit nicht findet, die in seinen Possen herrscht, ist ein Beweis von dem Kunstsinn, mit dem er Alles am gehörigen Orte anwandte, und, verschieden hierin von Shakspeare, bei dem die Witze stets derselben Art sind und oft an ungehöriger Stelle auftreten, Alles dem Charakter des Ganzen, sowie der einzelnen Personen unterordnete. Die Fähigkeit, gute Witze zu machen, hat er in den Possen genugsam offenbart. Soll ihm nun die ausgelassene Heiterkeit in der Posse als Mangel an Kunstsinn, die Einschränkung darin aus künstlerischen Gründen in den Charakterstücken als Gesuchtheit ausgelegt werden? Gehören doch seine école des femmes und der avare auch zu den letztern, und welches Stück enthielte wohl herrlichere Komik als diese beiden? Hat Molière doch in jenem Charakter der Agnes, nach Schlegel's eigner Ansicht, wieder das Unmögliche geleistet, Würde und Lustigkeit zu vereinen. Da Herr von Eichendorff den Vorwurf Schlegel's nur mit andern Worten wiederholt hat, ohne irgend Etwas zu beweisen, so werden seine Ausstellungen in dem Gesagten auch ihre Würdigung finden.

Zuletzt tadelt Schlegel das Zwanghafte in Anlage und Ausführung. Da auch hier keine Beispiele von ihm angeführt werden, so müssen wir suchen, was er wohl gemeint haben mag. Die école des femmes tadelt er bloss wegen der etwas willkürlichen Auflösung durch Wiedererkennung. Dasselbe lässt sich auf den avare anwenden. Das sei ein fremder Hebel und zufällige Einmischung. Ebenso in dem Tartufe und den femmes savantes. Gewiss versteht es kein Dichter besser als Molière,

Alles aus den Charakteren der Personen herzuleiten. Keiner hat dem blossen Zufall so wenig zugeteilt wie er. Wenn die Herrschaft des Zufalls zu tadeln wäre, so würde hingegen die spanische Komödie fast ganz zusammenstürzen. An einem andern Orte sagt aber Schlegel selbst, in der Komödie herrsche Durchkreuzung der Absichten und Zufälle (I. 342). Molière scheint mir hier grade seinen feinen Kunstsinn bewiesen zu haben. Durch die ganze Länge des Stücks hindurch lässt er hauptsächlich die Charaktere hervortreten, Alles dient nur diesem Zweck. Am Schluss war der Zweck der Charakteristik erreicht, und die Personen brauchten sich in der Benutzung des Zufalls nur ihrem Charakter gemäss zu zeigen. Letzteres ist aber stets bei ihm der Fall. Der Tadel über die Wiedererkennung löst sich auf in ein Lob, wenigstens nach Schlegel's Sinn, wenn man liest, was er S. 375 über die Griechen und Römer sagt: „Die verflochtene Intrigue spielt in der Gegenwart, aber der seltene, unwahrscheinliche Vorfall, worauf sich ihre Anlage gründet, ist in die Ferne der Zeiten und Oerter gerückt, und so hat oft das aus dem täglichen Leben aufgefasste Lustspiel dennoch einen gewissermassen wunderbaren, romanhaften Hintergrund." Die Auflösung der femmes savantes wird übrigens nicht durch einen Zufall herbeigeführt. Vom Tartufe wird später die Rede sein. Wir bemerken hier nur, dass ein Heuchler zu widerwärtig ist, als dass man sich mit einer gelinden Busse bei ihm hätte begnügen können. Indem Molière ihn durch die Polizei einstecken lässt, kommt er dem Wunsch des Zuschauers entgegen. So sagt denn auch Goethe 33, 109: „Der Tartufe des Molière erregt Hass, es ist ein verbrecherischer Mensch, der Frömmigkeit und Sitte heuchelt, um eine bürgerliche Familie in jedem Sinn zu Grunde zu richten; deshalb uns denn auch der polizeiliche Ausgang willkommen erscheinet."

Vielleicht hat Schlegel auch an die satirische und didaktische Ader gedacht, die der komischen Gattung fremd sei, von der er schon in den Advocaten und Aerzten der prosaischen Stücke Andeutungen findet, wo Molière wirklich rügen, nicht belustigen wolle. Ich muss hier wieder die Gewandtheit bewundern, mit der Schlegel einen Vorzug Molière's, das individuelle Leben jener Gestalten, das sie grade ihrem Hervorgehen aus dem

wirklichen Leben verdanken, zu einem Fehler zu verdrehen weiss. Weil jene Figuren wirklich existirten, wittert er hier gleich eine satirische Ader, denn da er gar keine andern Gründe vorbringt, so können wir es uns nur auf diese Weise deuten. Durch das Wesen, das besonders seinen Aerzten zu Grunde liegt, muss Molière freilich wohl belehren für den, der über dieses Wesen nachdenkt, ebenso wie beim Geizhals, dem Misanthropen etc.; jede Poesie, die wirklich Menschen darstellt, und nicht blosse Gestalten der Phantasie, wie manche spanische Komödie und der Sommernachtstraum, enthält einen ernsten Sinn, und das ist es ja auch grade, was Herr von Eichendorff gleichfalls von der Komödie fordert. Dieser hinter dem Spiel verborgene Ernst ist also nie ein Tadel, wenn die ernsthafte Tendenz nicht in der Form hervortritt; thut sie das, so ist freilich die komische Wirkung dahin. Molière's Advocaten etc. bleiben aber stets komisch, nie tritt die satirische Tendenz als solche hervor, und das rührt zwar daher, dass er nie hinter seinen Personen steckt, sondern einen Jeden seiner eignen Natur nach reden lässt. Am meisten ist diese reine Komik, die alle Tendenz überwindet, in dem Médicin malgré lui zu bewundern, wo leicht etwas Satirisches und Sarkastisches hätte hineinkommen können, da ja der Médicin da nicht selbst auf dem Standpunkte der Aerzte steht, sondern nur den Arzt selbst spielt. Dieser hätte leicht in Versuchung kommen können, sich wie ein selbstbewusster, lustig übertreibender Komiker zu gebehrden. Im Grunde hat er natürlich etwas davon, in der Form weiss er aber so die angenommene Rolle durchzuführen, dass auch da von dem Selbstbewussten Nichts durchschimmert. Da bei einer Satire, wie bei einer Komödie, wenn beide sich an die Wahrheit halten sollten, das Wesentliche dasselbe sein musste, z. B. dass die Aerzte ihre Kranken um's Leben bringen, so kann sich der Unterschied nur in der Form offenbaren. Die Satire macht die Aerzte gehässig, zeigt sie als furchtbar, Molière hingegen macht sie zu Gegenständen des Wohlgefallens, hüllt sogar den Gedanken, dass sie morden, in ein komisches Gewand, so im Médicin III. 1 und 2, woraus wir nur citiren: „Il y a parmi les morts une honnêteté, une discrétion la plus grande du monde; jamais on n'en voit se plaindre du médecin.

qui l'a tué. — Il est vrai que les morts sont fort honnêtes gens sur cette matière." Ist das der Ton der Satire oder nicht vielmehr Ernst im Hintergrunde, verhüllt durch komische Form? Es ist ein Wunder, dass unsre so moralisch gesinnten Kritiker Molière nicht auch hier getadelt, dass er über solche Sachen habe spassen können, ebenso wie beim Misanthrope und Dandin. Unsre lieben Kritiker sind grade nun einmal seine Komiker. Man muss hier am meisten Molière's komisches Talent bewundern; je mehr der Gegenstand aus dem Leben gegriffen war, um so schwerer musste es sein, das naheliegende Tendenzmässige des Stoffs von allen prosaischen Reflectionen rein zu halten, Alles in das Reich des Scheins und der komischen Form hinüber zu spielen. Molière hat dieser Forderung, so viel ich weiss, stets genügt. So hat er z. B. die Aerzte nicht so gehässig dargestellt, wie sie in der Wirklichkeit sind. Die meisten Pfuscher unter ihnen treiben doch wohl nur ihr Geschäft, um Geld zu verdienen. Damit ist aber den Aerzten Molière's ausser im médecin malgré lui, wo es übrigens seinen guten Grund hat, gar nicht gedient. Er legt ihnen bei ihrer Dummheit ein edles Pathos bei, nämlich die Begeisterung für die Wissenschaft, der sie auch ihr eignes Leben opfern würden. Dadurch erwecken sie in uns gleich die Idee der wahren Wissenschaft und erscheinen als die ergötzlichsten Karrikaturen. Molière hat sich also hier weit über das Gehässige, was ihnen in der Wirklichkeit anklebt, erhoben, und ebenso hat er es bei den Advocaten etc. gemacht. Wenn aber ein Leser nicht so viel ästhetisches Gefühl hat, dass er, wo der Ernst des Lebens im Hintergrunde liegt, an der Form sich ergötzen kann; wenn er sich überall durch eigne Reflection und prosaischen Sinn den poetischen Genuss stört, so fehlt es ihm selbst an der wahren Gesundheit des Geistes, um ein komisches Kunstwerk ruhig zu geniessen. Bei Molière wird es einem solchen natürlich leicht unbehaglich, weil da überall das wahre Leben im Hintergrunde liegt; da wird ihm stets die Illusion gestört werden; dagegen werden leichte Gebilde der Phantasie, wo keine wirklich aus dem Leben gegriffenen Menschen ihn an's Leben erinnern, seine Bewunderung erregen. Dadurch ist aber ein solcher Romantiker nicht berechtigt, anzunehmen, dass deshalb der Dichter, der

wahre Menschen schildert, hinter dem phantastischen zurückstehe; er muss erst nachsehen, ob die verschiedene Wirkung beider Dichter auf ihn nicht vielmehr die Folge seiner eignen Natur sei, ob das Prosaische, Tendenzartige, das er dem einen vorwirft, nicht in ihm selber liege.

Besonders sind es die feinern Charakterkomödien, in denen Schlegel absichtliche Didaktik und Satire wittert. Die école des femmes ging natürlich frei aus, weil da das Ganze sich um die naive Agnes dreht, und also dort die Darstellung eines moralischen oder intellectuellen Fehlers nur nebenbei im Arnolphe direct hervortritt. Da konnte Molière weniger in den Schein der Didaktik verfallen. Im avare hätte es wohl geschehen können, wie das Beispiel des Plautus zeigt; es herrscht aber da eine solche Komik, dass Schlegel sogar auf den Einfall gerathen konnte, das Stück eine Posse zu nennen. Dass im Misanthrope, den femmes savantes und dem Tartufe nicht so sehr das Komische herrscht, lag im Stoffe begründet. Das Streben des Alceste, wie das der femmes savantes, geht nicht auf etwas Aeusserliches, sondern auf Intellectuelles; daher konnte der Natur des Gegenstandes nach das Komische sich nicht direct als Handlung entwickeln, sondern in Reden. Die Handlung ist mehr innerlich. Dass aber Molière in diesen Reden oder vielmehr Gesprächen stets wo möglich das Komische hat vorherrschen lassen, spricht ihn auch hier von aller absichtlich satirischen Tendenz frei, da sich diese ja nur in der Behandlung des Gegenstandes zeigen kann. Wenn er seine Tendenz in der Behandlung zu klar hätte hervortreten lassen, so würden die Ansichten über seine Tendenz in beiden Stücken doch nicht so weit haben auseinandergehen können, dass z. B. die eine Partei behauptet, er habe im Misanthrope die Tugend lächerlich gemacht, in den femmes savantes Partei ergriffen für die Dummheit, die andre beides gradezu leugnet und sogar behauptet, im Misanthrope habe er sein eignes Innere auf die liebenswürdigste Weise offenbart. Im Tartufe zeigt sich am meisten die künstlerische Kraft, mit der er dem widerlichsten Gegenstande eine komische Seite abzugewinnen vermochte; man vergleiche ihn nur mit den ekelhaften Heuchlern englischer Humoristen, so in des vielgepriesenen Thackeray vanity fair und Boz' Martin

Chuzzlewit; dann wird man die Kunst des Dichters bewundern lernen. Auch hier sind die Urteile der Kritiker das beste Zeugniss für die Objectivität und Tendenzlosigkeit der Darstellung. Einige haben behauptet, Molière mache die Religiosität und die Frömmigkeit lächerlich, zu diesen scheint Herr von Eichendorff auch zu gehören. Andre haben das Gegenteil behauptet. So schrieb Saint-Evremont einem Freunde: „Si je me sauve je lui devrai mon salut. La dévotion est si raisonnable dans la bouche de Cléante, qu'elle me fait renoncer à toute ma philosophie... Sainte piété que vous allez apporter de bien au monde!" Fénélon meinte dasselbe und viele Andre nach ihm. Diese widersprechenden Urteile legen für Molière's Objectivität die besten Zeugnisse ab. Im Hintergrunde liegt freilich die Tendenz oder Ansicht des Dichters klar zu Tage für Jeden, der das Ganze unparteiisch betrachtet, in der Form tritt sie zurück. Molière ist daher ganz, was Schlegel II. 235 von einem Dichter verlangt, und ebendaselbst bei Molière vermisst, Moralist, ohne zu moralisiren. Letzteres werden Herr von Eichendorff und Andre ohne Zweifel leugnen, Schlegel hat schon das Gegenteil durch einzelne Stellen zu beweisen gesucht, und so sehen wir den deutschen Kritiker, der, im Widerspruch gegen die Franzosen, nur an einem Ganzen Gefallen finden kann, sich wieder an Einzelheiten heften. Moralisirt Goethe nicht auch im Faust? Reflectirt Shakspeare nicht im Hamlet, und moralisiren ist doch wohl weiter Nichts als über Moral reflectiren? Da Shakspeare auch reflectirt hat, wird jeder deutsche Kritiker, der es sonst nicht eingesehen, auf der Stelle erkennen, dass es nicht überall zu tadeln sei, dass es auch hier eigentlich auf das Wo und Wie ankomme.

Da sind nun die Erörterungen, die Schlegel besonders am Misanthrope tadelt, nicht kalte Abwägungen des Für und Wider, sondern aus den Charakteren und Situationen hervorgegangen. So sind die im Anfange des Misanthrope hitzigen Ausbrüche der Leidenschaft, die in der Situation begründet, uns gleich seinen Charakter offenbaren und auf den Ursprung seiner Misanthropie deutlich hinweisen, nämlich den Zorn eines edlen, aber leidenschaftlichen Gemüts über die Verworfenheit der Zeit, so dass Herr Laun mit Unrecht die Motivirung derselben ver-

misst, und Goethe's Ansicht, dass man ohne Weiteres die Vorgeschichte der Molière'schen Charaktere aus Andeutungen in den Stücken selbst entziffern könnte, sich auch hier bewährt. Auch ist die Kunst zu bewundern in der Sprache des Misanthrope, die durch ihre originelle Kraft ergötzt, und somit den Widerwillen besiegt, den die dargestellten Gegenstände sonst erregen möchten, so in der energischen, unübertrefflichen Schilderung des Heuchlers in dem: Non, elle est générale etc. Durch diese Scene werden uns gleich der Zustand der Gesellschaft, die Natur des Misanthropen und seine Verhältnisse, in denen sie sich nachher vor uns entwickeln wird, vor Augen gebracht. Für einen deutschen Kritiker auf dem Dreifuss bleibt freilich in solchen Erörterungen Nichts zu erraten, wie Schlegel selbst sagt (II. 235), denn ein solcher thront zu hoch und sieht am leichtesten, was nicht dasteht, wie bei Shakspeare; was dasteht, bleibt ihm verborgen; für den aber, der an der Scholle klebt, wie Jene sich ausdrücken würden, der auch solche Kleinigkeiten einer nähern Betrachtung würdigt, für den ist auch in diesen Sachen Etwas zu erraten. Wenn also nach Schlegel die grösste Feinheit darin besteht, „dass sich die Charaktere unbewusster Weise kundgeben durch Züge, die ihnen unwillkürlich entschlüpfen," so gehören diese Erörterungen, wie es scheint, zum Allerfeinsten, denn ihre Bedeutung ist selbst Schlegel verborgen geblieben. Wenn er ferner tadelt, dass diese Erörterungen das Thema nicht erschöpfen, so widerspricht er sich selbst, denn darin grade zeigt sich, dass wir hier nicht den moralisirenden Dichter sehen, der ohne Zweifel zu einem Resultat gekommen wäre, sondern zwei lebende Wesen, die uns ihr Inneres enthüllen, dass es keine kalten Erörterungen des Für und Wider sind. Wenn er ferner meint, es fehle die dramatische Bewegung, weil kein Resultat herauskomme, so ist da nur einzuwenden, dass die dramatische Bewegung bei solchen Reden in der Leidenschaftlichkeit der Personen liegt, die grade jene Vereinigung zu Einem Resultat für sie selbst unmöglich macht, selbst am Schlusse des Stücks, wo der Dichter, wenn er wirkliche Menschen darstellt, das Resultat nur den Leser erraten lassen darf; man denke an die Antigone und den Tasso im Ganzen, wie an die einzelnen Gespräche zwischen Antigone und Ismene,

Kreon und Antigone, Haemon und Kreon. Wenn sie selbst zu einem Resultat kämen, so müssten sie ihre Natur verleugnen, und das wäre nicht dramatische Bewegung, sondern die logische Bewegung eines Aufsatzes. Grade dann hätte man den Fehler des kalten Abwägens, den Schlegel an Molière rügt, und dass solche Personen nicht dramatisch wären, kann man daraus erkennen, dass jeder Conflict unmöglich und mit der ersten Scene Alles zu Ende sein würde; oder Molière müsste denn ein spanisches Intriguenspiel haben schreiben wollen, wo Puppen durch die Intrigue bewegt werden, wie Kegel beim Kegelschieben. Molière ist also glücklich zu schätzen, dass er sich besser auf seine Sachen verstanden hat als sein Kritiker. Alle Gespräche in den Molière'schen Charakterkomödien sind der Art, in den Umständen und Charakteren begründet, weshalb sie denn auch nie zu Einem Resultat sich vereinigen. Daher rührt denn auch, dass jene Kritiker unfähig gewesen sind, den Dichter zu verstehen. Sie, die dem Franzosen prosaischen Sinn und Mangel an Phantasie vorwerfen, dringen überall auf ein Resultat, wie bei einem Rechenexempel, ein Resultat, das am Schluss jeder Scene und des Ganzen genau ausgesprochen würde. Bei Molière und allen wahren Dichtern ist es jedoch wie in einigen der dramatischen platonischen Dialoge, das Resultat ist nirgends ausgesprochen, und ist doch überall zu entdecken. So haben die Herren von Schlegel und von Eichendorff, weil sie durchaus das Resultat an einzelnen Stellen ausgesprochen finden wollten, und unfähig waren, das Kunstwerk als ein Ganzes zu beurteilen, aus einzelnen Stellen des Misanthrope und der femmes savantes geschlossen, dass dort die Tugend lächerlich gemacht, hier die Dummheit verteidigt werde. Aber grade durch dies Urteil beweisen sie, dass Molière ganz dramatisch zu Werke gegangen, und, statt selbst zu moralisiren, seine Charaktere sich hat frei vor uns entfalten lassen.

Somit wären auch die Vorwürfe über Tendenz, Sucht zu belehren und Streben nach correctem Ruhm zurückgewiesen, und so fällt denn auch dieser Grund zusammen, mit dem man hat beweisen wollen, dass Molière seine Charakterstücke nicht aus innerm Antriebe gedichtet, sondern aus blossem Ehrgeiz.

Als positiven Grund dagegen könnten wir selbst den von

Schlegel ihm gemachten Vorwurf der Tendenz gebrauchen: denn wo eine Tendenz war, wird der innere Antrieb nicht gefehlt haben. Wenn sich auch in der Form das Tendentiöse nie bemerklich macht, so lagen doch meistenteils positive Erfahrungen, wie Erscheinungen des Lebens, seinen Werken zu Grunde. Der Gegenstand, den er behandelte, lag ihm am Herzen; daher finden wir einige zweimal bearbeitet, so die Blaustrümpfe und die Heuchelei. Im Misanthrope schildert er sein eignes Innere. Im bourgeois III. 9 findet man eine Schilderung seiner eignen Frau und seiner Liebe. Seine Kränklichkeit lässt uns glauben, dass er im malade imaginaire sich über seine eignen Sorgen zu erheben suchte. Dass 1670 eine satirische Komödie auf ihn erschienen war, Elomire hypochondre, bestärkt uns in dieser Ansicht. Hierher gehört auch, dass er, wie Schlegel ohne Grund tadelnd bemerkt, den seinen Stücken widerfahrenen Tadel, die schlechten Manieren andrer Schauspieler, ja die Verlegenheit, nicht so schnell, als es der König verlangte, eine theatralische Vorstellung herbeischaffen zu können, dass er das Alles als Stoff der Belustigung behandelte. Den Dandin rechnen wir auch hierher. Dass er so überall die Stoffe aus wirklichen Erlebnissen hernahm, zeigt, dass die Wahl der Stoffe aus innerm Antrieb hervorging; dass jeder solche Stoff sich unter seinen Händen zu einem Lustspiel bildete, zeigt, dass er auch in der Wahl der Form einem innern Antriebe Folge leistete. Es bliebe also bloss noch zu erörtern, ob er bloss aus Willkür den einen Stoff als Posse, den andern als feinere Charakterkomödie behandelte, bloss aus falscher Ruhmsucht diese Form wählte, oder auch seinem innern Genius folgend. Dies lässt sich eigentlich zur Genüge nur durch eine eigne Betrachtung seiner Werke darthun, durch eine Auseinandersetzung der Principien, die er hierin befolgte. Das Unbegründete dieses Vorwurfs können wir jedoch gleich hier an einigen Beispielen zeigen, die auf Einzelheiten gehen, aus denen man erkennt, dass Molière gar nicht nach dem Ruhm einer falschen Correctheit strebte. Ich verweise hier erstens auf die école des femmes, die doch eine feinere Charakterkomödie ist, wo I. 1 das faire les enfants par les oreilles, I. 4 les puces, qui m'ont la nuit inquiétée, II. 3 die Definition von jalousie, II. 6 das il

m'a pris, und nachher noch Andres, gegen das, was man bei uns unter jener französischen Correctheit und falschem Anstand versteht, gradezu verstossen. Dass Molière hier stets aus Kunstsinn so geschrieben, und was er von jenen Regeln des Aristoteles gehalten, kann, wer will, aus seiner critique kennen lernen. Er sagt ausdrücklich VII.: „La grande règle de toutes les règles est de plaire ... Je regarde seulement si les choses me touchent ... et je ne demande point si les règles d'Aristote me défendaient de rire;“ und darauf führt er seine Sache mit Gründen. In den femmes savantes kommen einige Charaktere vor, die eher in die Posse als in die feinere Charakterkomödie zu gehören scheinen, nämlich die alte Jungfer Bélise und der Gemahl der Philaminte. Daraus sieht man, dass Molière nicht nach jenen conventionellen Regeln arbeitete, die Posse und Charakterkomödie so scharf trennten. Er folgte seinem feinen Kunstsinn, und der hat ihn stets sicher geleitet. In dem médecin malgré lui und Don Juan verletzte er sowohl die Regeln des Orts, wie die der Zeit, und selbst im Misanthrope, auf den jener Vorwurf wohl am meisten gemünzt ist, weigerte er sich, auf den Wunsch von Madame die Stelle zu streichen vom grand flandrin de vicomte qui crachait dans un puits pour faire des ronds, weil er sich um die falsche Correctheit nicht kümmerte, obgleich Jene meinte, diese Stelle verunziere ein so schönes Werk. Dieser feine Kunstsinn, diese Geringschätzung aller falschen Regeln, die sich selbst in solchen Kleinigkeiten offenbarte, ist zugleich, weil in einer geringfügigen Sache, ein Zeichen von Unabhängigkeit, das Schlegel hätte abhalten sollen, von ihm wie einem Lustigmacher zu reden, und das Lob des Königs im Tartufe als eine untertänigste Huldigung zu bespötteln. Wenn man weiss, wie ihn die Frömmler verfolgten, selbst nach seinem Tode, und dass der König nachher selbst ein Frömmler ward und das Edict von Nantes widerrief, wird man diesen Mann nicht servil schelten, wie es Herr Kreyssig und Andre getan, sondern den Mut bewundern, mit dem er so der Stimme seines Genius zu folgen wagte und Werke hervorbrachte, bei denen es einer solchen Empfehlung bedurfte. Seine deutschen Kritiker werden wohl niemals eine solche nötig gehabt haben. Einen thatsächlichen Beweis seiner Unabhängigkeit

und seiner Begeisterung für die Kunst gab er grade dadurch, dass er sich auf dem Theater selbst Schläge gefallen liess, wie im Scapin. Boileau that es weh, ihn in solchen Lagen zu sehen, ihn, l'auteur du misanthrope, und Schlegel würdigte ihn deshalb zu einem Lustigmacher herab. Molière fühlte aber zu sehr seine innere Würde, ganz wie unser Lessing, als dass er sie dadurch in seinen eignen Augen verloren hätte. Er, dem man vorwirft, nach correctem Ruhm gestrebt zu haben, verschmähte es, in die Akademie einzutreten, weil man die Bedingung daran knüpfte, er solle die Bühne verlassen. Ob seine deutschen Kritiker, die sich über ihn lustig machen, diese Probe bestanden haben, ob sie überhaupt vorurteilsfrei genug gewesen sein würden, um in den verachteten Stand eines Schauspielers einzutreten, wie er, das mögen die Herren selber entscheiden.

Molière lernte also von seinen Vorgängern, ohne seine Selbständigkeit aufzugeben, und nicht weniger frei zeigte er sich von der moralischen und künstlerischen Befangenheit seiner Zeit. Die Grösse seines Genies bewährt sich also überall da am glänzendsten, wo man am meisten geglaubt hat, es antasten zu können.

Elberfeld.

Dr. C. Humbert.

Bemerkungen
über den Vicar of Wakefield.

Der Vicar of Wakefield, mit dem man die englische Lectüre früher zu beginnen pflegte, gehört ohne Zweifel zu den schönsten Erzeugnissen der ganzen englischen Literatur und wird vorzugsweise in unsrem Vaterlande sicherlich immer viele Freunde finden. Schönheit der Form und Reichthum des Inhaltes vereinigen sich hier zu einem harmonischen Ganzen von seltener Vollendung und Lieblichkeit. Die Darstellung des Buches ist ruhig, schlicht und schmucklos und doch lebendig und von bezaubernder Anmuth, die Sprache überall kraftvoll, kernig und volksthümlich und doch edel und keusch. Was uns aber das Buch vor Allem werth macht, ist der edle und gesunde Geist, der das Ganze durchweht, sowie die Wahrheit und Lieblichkeit des Familiengemäldes, das vor unsern Augen entfaltet wird. Unser Wohlgefallen an den dargestellten Charakteren trägt sich hier ganz unwillkürlich auf das Buch selbst über, und zwar um so entschiedener, je grösser die Meisterschaft des Verfassers in der Darstellung jener Charaktere ist. Um daher die allgemein verbreitete Vorliebe für das Buch richtig würdigen zu können, haben wir unsern Blick zunächst auf die dargestellten Charaktere zu richten, vor Allem auf den Vicar of W. selbst, der den Mittelpunkt des Gemäldes bildet und in welchem der Geist des Ganzen am reinsten und klarsten ausgeprägt ist.

Der schönste Zug in dem Charakter des Dr. Primrose, des eifrigen Monogamisten, ist wohl die treue Liebe zu seiner Familie, die er überall als seinen grössten Schatz bezeichnet. Wenn er nach längerer Trennung sich seiner stillen Wohnung wieder nähert, dann ist alles Leid und Unglück vergessen, und sein Herz schwillt von unaussprechlicher Glückseligkeit. Wie

ein Vogel, der aus seinem Neste aufgescheucht worden ist, so eilt seine Sehnsucht seinem Schritte voraus und umschwärmt seinen kleinen Herd mit allem Entzücken der Erwartung“ (S. 300 fl.).*) Im schönsten Lichte zeigt sich diese Liebe da, wo er nach seiner verlorenen Tochter auszieht und sie endlich in Elend und Schande wiederfindet. „Welcome, any way welcome, my dearest lost one, my treasure, to your poor old father's bosom,“ ruft er (S. 290) der Unglücklichen entgegen, indem er sie aus den Händen der unbarmherzigen Schenkwirthin befreit, von der sie eben an den Haaren aus dem Hause geschleift wird — „though the vicious forsake thee, there is yet one in the world that will never forsake thee; — though thou hadst ten thousand crimes to answer for, he will forgive them all.“ Und als bald darauf während der Nacht sein Haus mit Hab' und Gut in Flammen aufgeht und er seine beiden Kleinen vermisst, die, zu spät erwachend, in dem brennenden Hause zurückgeblieben sind, da kann nichts ihn von dem kühnsten Rettungsversuche zurückschrecken. „Where, where are my children?“ ruft er (S. 302), indem er sich in die Flammen stürzt und bis zum Schlafgemach der Kinder vordringt, dessen Thür er sprengt. „Where are my little ones?“ Schnell reisst er sie aus dem schon brennenden Bette, und kaum hat er sie durch die Flammen, die ihn selbst bereits erfasst und seinen Arm bis zur Schulter hinauf schrecklich versengt haben, wohlbehalten in's Freie gebracht, als auch das Dach des Hauses zusammenbricht. Doch nun mag Alles verbrennen, da sie gerettet sind. „Now, cried I, holding up my children, now let the flames burn on and all my possessions perish; — here they are, I have saved my treasure“ cet. Wahrhaft rührend aber ist die Langmuth und Selbstverleugnung, womit er die Schwächen und Thorheiten seines Weibes und seiner Töchter erträgt, die auch in der Armuth den Schein einer gewissen Wohlhabenheit retten und die vornehmen Gewohnheiten einer besseren Zeit nicht ganz aufgeben möchten. Zwar thut Dr. Pr. Alles, sie von dieser lächerlichen Sucht zu heilen und hört nicht auf, sie zur Einfachheit, Demuth und Genügsamkeit zu ermahnen (S. 26. 48. 58. 60 etc.), aber wenn

*) Ausgabe von Dr. C. M. Winterling, Nürnberg 1833.

trotz seiner Lehren und Warnungen die Familie wieder einmal in den alten Fehler zurückfällt, dann macht er sich stets zum Mitschuldigen der begangenen Thorheiten und erzählt dieselben stets in der Art, dass er **sich** mit einschliesst.*) **Die Familie** (Primrose nennt sie stets **the** family, *κατ' ἐξοχήν*, nicht my family), die Familie erscheint ihm überall als untrennbares Ganzes, wo jeder für alle einstehen muss. Wie Pr. überhaupt „an admirer of happy human faces" ist, so sieht er vor Allem diejenigen gern glücklich, die ihm am nächsten stehen, und stört daher nie die harmlosen Illusionen, an denen sie ihre Freude finden (S. 42). „To say the truth, I was tired of being always wise and could not help gratifying their request, because I loved to see them happy," sagt er, als seine Töchter von ihm Geld verlangen zu einem Zwecke, der in seinen Augen eigentlich lächerlich genug war (für eine wahrsagende Zigeunerin), doch weiss er ihnen gleich darauf das Thörichte in ihrem Thun mit köstlichem Humor bemerklich zu machen. Als ihm nämlich die Mädchen voll Jubel erzählen, welches hohe Glück ihnen die Sibylle verkündet habe und dass die eine von ihnen einen Squire, die andere gar einen Lord zum Mann bekommen soll, da fragt er sie, ob das Alles sei, was sie für ihre zwei Schillinge bekommen hätten. „Only a lord and a squire for two shillings? You fools, I could have promised you a prince and a nabob for half the money." Manchmal weiss er diesen milden Spott auf sehr wirksame Weise gegen etwaige thörichte Gelüste seines Weibes oder seiner Töchter in Anwendung zu bringen: vgl. S. 48 fl. 58.*) Wo es ihm nöthig scheint, setzt

*) We now began to think ourselves destined by the stars to something exalted — we now endeavoured to cope with our betters — we looked upon our fortunes as once more rising — **the family** resolved to hold up their heads cet. — diese und ähnliche Wendungen kehren häufig wieder.

) Trotz aller seiner sumptuary edicts erscheint Deborah mit ihren Töchtern doch gleich am ersten Sonntag nach der Uebersiedlung in die neue Pfarre wieder mit all dem Flitter aus einer bessern Zeit, mit Schminkpflästerchen, langen Schleppkleidern etc. I could not help smiling at their vanity, sagt Pr., particularly that of my wife, from whom I expected more discretion. In this exigence therefore, fährt er fort, my only resource was to order my son, with an important air, **to call our coach. The girls

er aber seinen Willen oft auch mit Ernst und Entschiedenheit durch, ohne sich an die missbilligenden Seitenblicke oder Winke seines Weibes oder an die Bitten seiner unerfahrenen Töchter zu kehren: vgl. S. 100. 104. 106. 108. 306. 326. — Eine ähnliche Gesinnung wie gegen seine Familie zeigt Dr. Pr. gegen seine Gemeinde, wie gegen alle, mit denen er in Berührung kommt: vgl. S. 12. 32. 330. 344. 372. Seine Menschenfreundlichkeit ist stets zur Hilfe bereit und sucht auch im Kerker noch Segen zu verbreiten. In my opinion, sagt er S. 354., the heart that is buried in a dungeon, is as precious as that seated upon a throne. Darum lässt es ihm keine Ruhe: er muss sehen, ob er vielleicht eine verirrte Seele vom Abgrunde retten kann. Denn, sagt er, gibt es wohl ein köstlicheres Kleinod auf der Erde als die menschliche Seele? Und S. 334 bezeichnet er es als a constant rule in his life never to avoid the conversation of any man, who seemed to desire it; for if good, fährt er fort, I might profit by his instruction, if bad, he might be assisted by mine. — Ein andrer Grundzug in dem Charakter des Dr. Pr. ist seine kindliche Frömmigkeit und sein unerschütterliches Gottvertrauen, das ihn auch im

---

were amazed at the command, but I repeated it with more solemnity than before. Nun merkt Deborah endlich den Spott. Surely, my dear, you jest, cried my wife, we can walk it perfectly well; we want no coach to carry us now. — You mistake, child, returned I, we do want a coach; for if we walk to church in this trim, the very children in the parish will hoot after us. Deborah wendet ein, sie habe geglaubt, ihr Mann sähe seine Kinder immer gern reinlich und nett um sich. You may be as neat as you please, unterbricht er sie, and I shall love you the better for it, but all this is not neatness, but frippery cet. — Schon am andern Tage ist der Flitter verschwunden, und die Töchter sind damit beschäftigt, aus den langen Schleppen Sonntagswesten für Dick und Bill zu machen. — An den andern Stellen hat Deb. wieder Luftschlösser für die Zukunft ihrer Töchter gebaut und spricht dann die Ansicht aus, sie sehe keinen Grund, warum die beiden Miss Wrinklers reiche Heirathen machen sollten und ihre Töchter nicht. As this last argument was directed to me, fährt der Erzähler fort, I protested I could see no reason for it neither, nor why Mrs. Simpkins got the ten thousand pound prize in the lottery, and we sat down with a blank. Diese Art von Beweisen ist aber der guten Deborah sehr zuwider und sie beklagt sich bitter, dass ihr Mann auf solche Weise stets ihren und ihrer Töchter Frohsinn dämpfe.

äussersten Unglück nicht verlässt. „We may yet be happy, may yet see happier days“ — das bleibt sein Wahlspruch, wenn Alles um ihn her verzweifeln will. Uebrigens vgl. über seine Frömmigkeit: S. 46. 74. 208—10. 340. 344. 354. 374. 386. 451. 472 fl.*). Im innigsten Zusammenhange mit seiner Frömmigkeit steht sein Edelmuth und seine Versöhnlichkeit, die selbst dem bittersten Feinde zu vergeben bereit ist: S. 366. 372. 386. Nur ein oder zwei Mal überwältigt ihn auf Augenblicke der Zorn, so dass ein Fluch seinen Lippen entschlüpft, aber schnell gewinnt die Versöhnlichkeit in seinem Herzen wieder die Oberhand: S. 210. 384. Die vorherrschende Stimmung seiner Seele ist der Friede einer heitern Sonntagsstille, wie er nur in schuldlosen und reinen Gemüthern wohnen kann. Selbst im schwersten Unglück möchte er deshalb nicht mit dem reichen, mächtigen, aber schuldbeladenen Squire, seinem Unterdrücker, tauschen. „Observe this bed of straw and unsheltering roof, sagt er S. 316 zu seinem Sohne, those mouldering walls and humid floor, my wretched body, thus disabled by fire and my children weeping round me for bread — you have come home, my child, to all this, yet here, even here you see a man that would not for a thousand worlds exchange situations (sc. mit dem Squire). O my children, fügt er dann hinzu, if you could but learn to commune with your own hearts, and know what noble company you can make them, you would little regard the elegance and splendour of the worthless.“ — Wahrhaft erhebend ist die Art und Weise, wie er sich und seinen Sohn Georg zum nahen Tode vorbereitet. „I am now raised above this world and all the pleasures it can produce, sagt er S. 386; — from this moment I break from my heart all the ties that held it down to earth, and will prepare to fit us both for eternity. Yes, my son, I will point out the way, and my soul shall guide yours in the ascent; for we will take our flight together“ cet. — Des Dr. Primrose „weak side“ (S. 14) ist bekanntlich seine Schrift-

*) Sehr bezeichnend für den ernsten Sinn, mit dem er ernste Dinge behandelt wissen will, ist die Stelle, wo er sich darüber ausspricht, wie sehr ihm das Gelächter der glücklichen Brautpaare vor der Trauung missfallen habe (S. 352 fl.) und wie er sie wiederholt zu einem ernsten und würdevollen Benehmen habe mahnen müssen.

steller-Eitelkeit, die auch von dem Gauner Jenkinson bei dem Pferdehandel mit grosser Schlauheit benutzt wird, um den armen Pfarrer zu betrügen: vgl. S. 62. 158. Mit seiner Schriftsteller-Eitelkeit hängt wieder zusammen der Stolz auf seine Ueberlegenheit im Disputiren. In diesem Punkte ist der Dr. Pr. sehr empfindlich: vgl. S. 62.*) Aber diese seine Schwäche macht uns den Pfarrer nur um so liebenswürdiger, wenn wir zugleich bemerken, wie er für seine Ueberzeugung alle äusseren Vortheile zu opfern bereit ist: vgl. S. 20—22.

In Primrose's Weib, Deborah, sehen wir das Urbild einer treuen, verständigen Hausmutter, die nur in und für ihre Familie lebt. Sie ist von sehr beschränkter Bildung (S. 1.), besitzt wenig Erfahrung und Menschenkenntniss, hält sich aber nichts destoweniger für sehr weltklug, schlau und umsichtig und sucht diese ihre Eigenschaften zum Nutzen der Familie bei verschiedenen Gelegenheiten, aber in der Regel mit wenig Glück, geltend zu machen: vgl. S. 114. 130. 182. 188 fl.**) Sie ist

*) Bless me! cried my wife, here comes our good friend Mr. Burchell, that saved our Sophia and that run you down fairly in the argument. Diese in aller Unschuld gesprochenen Worte werden von ihrem Manne sehr übel aufgenommen. Confute me in argument, child! cried I; you mistake there, my dear. I believe there are but few that can do that. I never dispute your abilities at making a goose-pie, and I beg you will leave argument to me.

**) Sehr ergötzlich ist besonders die letzte Stelle, wo sie es übernimmt, den Squire Thornhill hinsichtlich seiner Absichten auf Olivia zu sondiren. Sie entwickelt dabei ihrer Meinung nach eine bewunderungswürdige Schlauheit und ist fest überzeugt, dass kein sterbliches Auge ihre Absichten zu durchschauen im Stande sei. — Wenn sie ihr Ziel erreicht zu haben und etwas recht Kluges ausgeführt zu haben glaubt, dann versäumt sie nie, ihr Verdienst gebührend hervorzuheben und sich dessen gegen ihren Mann zu rühmen: vgl. u. A. S. 132, wo sie ihren Töchtern die guten Stellen bei den „vornehmen Stadtdamen" durch ihre Klugheit und Entschlossenheit verschafft zu haben meint. When they came to talk of places in town, sagt sie zu ihrem Manne, you saw at once how I nailed them. Tell me, my dear, fügt sie hinzu, don't you think I did for my children there? — In ihrer ganzen Glorie aber zeigt sich Deborah's Schlauheit S. 114 fl., wo sie im Einverständniss mit ihren Töchtern gegen ihren Mann selbst zu operiren anfängt, von dem sie gern „das Füllen" und seinen einäugigen Gefährten Blackberry zum Ritt nach der Kirche geliehen haben möchten. Mit unnachahmlicher Geschicklichkeit weiss der gute Pfarrer den wohlberechneten

stets voll stolzer Hoffnungen und Pläne für die Zukunft ihrer Töchter und liebt es, dieselben durch allerhand unbestimmte und geheimnissvoll klingende Redensarten anzudeuten, die uns zugleich eine hohe Meinung von ihrem prophetischen Scharfsinn beibringen sollen. „Who knows how this may end? Who knows what may happen? Who knows what Olivia may be able to do? Stranger things happen every day“ und andre geistreiche Bemerkungen hat sie stets zur Hand, um ihre Hoffnungen zu rechtfertigen. Dr. Pr., der den Sinn jener Bemerkungen gewöhnlich wohl durchschaut, weiss doch in der Regel nicht recht, was er darauf erwidern soll und hilft sich manchmal damit, dass er die Worte seines Weibes wiederholt, aber in anderem Sinne: „Ay, who knows that indeed! answered I with a groan; for my part, I don't much like it“ cet. cet. — Zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Deborah gehört ferner die schon oben erwähnte Vorliebe für vornehme Sitten und Lebensgewohnheiten, unter denen sie gern die Dürftigkeit ihrer Verhältnisse verbergen möchte: 48 fl. 58. 110. 114 und öfter. Diese Erhebung über ihren Stand, dieses Streben nach eitlem Flitter ist es auch, was dem schlichten Pfarrer die meiste Noth macht und womit er am häufigsten in seiner Familie zu kämpfen hat, aber weder Belehrung, noch Strenge und Spott sind im Stande, das Uebel ganz zu beseitigen: 50. 60. 108. 110. 112. 116 fl. 144.*) Was

Angriffen seines Weibes auszuweichen und sie dadurch fast zur Verzweiflung zu bringen. Als sie sich gar nicht mehr zu helfen weiss, springt sie plötzlich von ihrem bisherigen Angriffs-Systeme ab und geht ohne Umschweif auf ihren Gegner los. Phoo, Charles, interrupted she, all that is very true, but not what I would be at... You know, the church is two miles off, and I protest I don't like to see my daughters trudging up to their pew all blowzed and red with walking and looking for all the world as if they had been winners at a smock-race. Und diesmal setzt Deb. ihren Willen wirklich durch.

*) Such as are poor and will associate with none but the rich, are hated by those they avoid and despised by those they follow, sagt er S. 144. Unequal combinations are always disadvantageous to the weaker side, the rich having the pleasure and the poor the inconveniencies — eine Behauptung, die little Dick durch die Fabel von dem Riesen und dem Zwerge, die ein Bundniss mit einander schliessen und zusammen auf Abenteuer ausgehen, näher erläutern muss.

uns aber mit dieser Schwäche der Deborah aussöhnt, das ist ihre treue Liebe zu ihren Kindern und zu ihrem Manne. Deborah ist stolz auf ihre Söhne wie auf ihre Töchter. Sie ist glücklich, wenn jemand dieselben lobt und hat ihre Freude daran, die Vorzüge derselben aufzuzählen und in's günstigste Licht zu stellen; 82. 130. 182.*) Wenn es gilt, ihnen irgend einen Vortheil zu sichern, da ist sie schnell zur Hand und zeigt nicht geringe Beredtsamkeit: 128. 430. Ueber Alles aber geht ihr ihr Mann: wenn sie ihn behält, will sie gern jeden andern Verlust verschmerzen, selbst den ihrer Kinder: 376. — Neben dieser treuen Liebe aber und in auffallendem Gegensatze dazu bemerken wir bei Deborah eine gewisse Härte gegen ihre Kinder, die oft sehr plötzlich zum Ausbruch kommt, sobald eins von ihnen sich irgendwie vergangen oder ihre hohen Erwartungen getäuscht hat. Wir erinnern hier bloss an den Empfang, der dem vom Markte zurückkehrenden Moses zu Theil wird, als seine Mutter entdeckt, dass er betrogen ist: S. 140 fl. Der arme Moses, den sie eben noch als den verständigsten und gewandtesten Burschen gerühmt hat (I'll warant, sagt sie von ihm, we'll never see him sell his hen on a rainy day cet.), der erscheint ihr nun auf einmal als der ärgste Dummkopf und Tölpel und muss sich die gröbsten Schimpfwörter gefallen lassen. Den schönsten Contrast gegen die leidenschaftlich aufbrausende Mutter bildet in solchen Fällen das ruhige und besonnene Benehmen des Vaters. So auch hier. Deborah will in ihrem Aerger die kupfernen Brillen sammt den Futteralen ohne Weiteres in's Feuer werfen, Dr. Pr. aber bemerkt ganz trocken, auch darin habe sie nicht Recht, da kupferne Brillen jedenfalls besser seien als nichts. — Bei einer andern Gelegenheit streift das Benehmen der Mutter gegen eins ihrer Kinder

*) They can read, write, and cast accounts, they understand their needle, broad stitch, cross-and-change and all manner of plain work, they can pink, point and frill, and know something of music, they can do up small clothes and work upon catgut; my eldest can cut paper, and my youngest has a very pretty manner of telling fortunes upon the cards. Aehnlich S. 182: If the cakes at tea ate short and crisp, they were made by Olivia; if the gooseberry-wine was well knit, the gooseberries were of her gathering; it was her fingers which gave the pickles their peculiar green cet.

an Grausamkeit. Es ist da, wo die tiefgebeugte, kranke Olivia im Bewusstsein ihrer Schuld bleich und zitternd vor die Mutter tritt und nicht wagt, ihr Auge zu ihr emporzuheben. „Ah madam, ruft sie ihr spöttisch entgegen (S. 306), this is but a poor place you are come to after so much finery. My daughter Sophia and I can afford but little entertainment to persons who have kept company only with people of distinction“ cet. Vgl. S. 212. „Never, cried she, shall that vilest stain of our family again darken these harmless doors. I will never call her daughter more. No, let the strumpet live with her vile seducer“ cet. Man würde der Deborah aber sehr unrecht thun, wenn man ihr deswegen die Liebe zu ihren Kindern absprechen wollte, vielmehr ist auch diese leidenschaftliche Härte im Grunde nur ein Ausfluss der Mutterliebe, die keinen Makel an ihren Kindern dulden will.*)

Die bedeutendste Rolle neben dem Aelternpaar spielen in dem Werke die beiden Töchter Olivia und Sophia. Es sind dies zwei einfache, unschuldige, unerfahrene, in jugendlichem Frohsinn aufwachsende, mit Schönheit des Leibes wie mit den edelsten geistigen Anlagen ausgestattete Landmädchen, die fleissig in der Wirthschaft mit angreifen müssen und selbst härtere Arbeiten nicht scheuen dürfen (S. 66). Doch haben auch sie grosse Vorliebe für Putz und schöne Kleider und lassen sich leicht durch den Schein verblenden: vgl. S. 56 fl. 124 fl. Dabei sind sie abergläubisch und legen viel Gewicht auf Wahrsagereien und Träume: vgl. S. 110. 112. 114. Ueber die Verschiedenheit in der Erscheinung wie im Charakter der beiden Mädchen gibt uns Dr. Primrose selbst einige Andeutungen (S. 10). Olivia ist schön und üppig gewachsen wie Hebe, lebhaft und für alle äusseren Eindrücke leicht empfänglich. Sie gewinnt die Herzen wie im Sturm, während die Vorzüge ihrer stilleren und sanfteren Schwester erst bei genauerer Bekanntschaft nach Verdienst gewürdigt werden. Aber trotz ihrer Lebhaftigkeit besitzt Olivia doch auch einen grossen Stolz und

*) Der Erzähler erklärt sich diese Härte aus dem Erfahrungssatze, dass Weiber über weibliche Fehltritte viel strenger zu urtheilen pflegen als Männer – eine Erklärung, die hier wohl nicht ganz ausreichen möchte.

viel Selbstbeherrschung und weiss die Regungen ihres Innern, wo es ihr nöthig scheint, sehr geschickt zu verbergen. Dies beweist sie namentlich durch ihr Verhalten gegen den Squire Thornhill und den Pachter Williams (S. 194 fl.). In gradem Widerspruch mit ihrem wahren Gefühl wendet sie alle ihre Aufmerksamkeiten dem letzteren zu und erscheint heiter und unbefangen, während ihr Inneres von Sorge und Schmerz zerrissen ist. Aber die Verstellung wird ihr schwer, und wenn die beiden Nebenbuhler fort sind, dann sucht sie die Einsamkeit, und bittere Thränen brechen aus den eben noch lächelnden Augen (S. 196). Ihre jüngere Schwester ist schon von Natur zurückhaltender, und ihre Seele ist nicht so leicht aus dem ruhigen Gleichgewicht zu bringen, doch ist ihre Empfindung darum nicht weniger lebhaft und tief: vgl. S. 70 und besonders 448.

Eine sehr liebenswürdige Erscheinung, obwohl von ganz andrer Art, ist auch ihr zweiter Bruder Moses. Moses ist ernst, altklug und gesetzt; er hat eine ganz besondere Vorliebe für gelehrte Gespräche und wissenschaftliche Disputationen, auf die er zu jeder Zeit mit grossem Eifer einzugehen pflegt. Er fühlt sich nicht wenig geehrt und geschmeichelt, wenn er dabei Gelegenheit findet, seine Kenntnisse an den Mann zu bringen, aber er lässt sich leicht auf's Glatteis führen und von irgend einem oberflächlichen Schwätzer zum Besten haben. Wir sehen dies u. A. bei der höchst ergötzlichen Disputation, zu welcher ihn der Squire herausgefordert hatte, um der Gesellschaft auf seine Kosten einen Spass zu bereiten. Im stolzen Bewusstsein seiner Würde und der ihm widerfahrenen Ehre schaut poor Moses rings im Kreise umher und geniesst schon im Voraus den Triumph seines Sieges, als er aber endlich bemerkt, dass er von seinem Gegner auf das schmählichste düpirt worden ist und dass dieser die Lacher auf seiner Seite hat, da geräth er ganz aus der Fassung, und er, der sonst so gesprächig ist, gibt während des ganzen Abends keine Silbe mehr von sich und spielt in dem frohen Kreise der Andern eine sehr unglückliche Figur. Uebrigens hat Moses ein sehr lebhaftes Gefühl für Recht und Unrecht, und es wird ihm schwer sein Urtheil zurückzuhalten. Selbst sein Vater muss sich manch-

mal von dem strengen Moralisten zurechtweisen lassen: vgl. S. 68 fl. 208 fl.

Der älteste Sohn Georg, der früh das väterliche Haus verlassen hat, um selbständig sein Brot zu suchen, greift erst gegen Ende der Erzählung handelnd in den Gang der Begebenheiten mit ein und ist daher für das Ganze weniger wichtig als seine Geschwister. Er zeigt sich uns als ein offener, edler und ritterlicher Charakter, der freudig sein Leben für die Ehre der Familie zu opfern bereit ist: S. 382 fl. Die Geschichte der vielen Widerwärtigkeiten, mit denen er auf seinen Wanderungen zu kämpfen hatte, erfahren wir durch ihn selbst S. 242 fl., und dieser Abschnitt belehrt uns auch am besten über seinen Charakter.

Damit unsre Bekanntschaft mit der liebenswürdigen Familie des Landpredigers zu Wakefield vollständig sei, dürfen wir auch die beiden Jüngsten, die little ones, nicht ganz mit Stillschweigen übergehn, zumal da auch sie von dem Verfasser, selbst in den unbedeutendsten Kleinigkeiten, mit unverkennbarer Vorliebe gezeichnet sind. Dick und Bill, die Lieblinge ihres Vaters und die zärtlichen, aber zuweilen etwas zudringlichen Freunde des gingerbread spendenden Mr. Burchell, wissen ihre Stelle in der Familie durch mancherlei nützliche Dienste auszufüllen, z. B. als Vorleser am Krankenbett ihres Vaters oder als Neuigkeitsboten und Ankündiger nahender Besuche: vgl. S. 100. 172. 208. Bei dem älteren, Dick, tritt als charakteristisch am meisten hervor eine gewisse Dienstfertigkeit. Wenn ein Fremder in's Zimmer tritt, gleich ist der artige Dick mit einem Stuhl zur Hand (S. 62); auch ist er erbötig, sein Bett abzutreten, als man wegen der Unterbringung eines Gastes für die Nacht in Verlegenheit ist (S. 64). Der Kleinste, Bill, ist ebenfalls artig und gefällig, wartet aber mit seinen Artigkeiten gewönlich erst so lange, bis Dick das Beispiel dazu gegeben hat. Diesen Unterschied erkennt auch der Vater gebührend an, wenn er bei einer solchen Gelegenheit (S. 66) seinem Weibe befiehlt, jedem der beiden Kleinen als Lohn für ihre Dienstfertigkeit ein Stück Zucker zu verabreichen, dem Dick aber das grössere zukommen zu lassen, weil er „zuerst gesprochen habe“. Wie in ihrer Dienstfertigkeit gegen Fremde,

so wetteifern Dick und Bill auch in der Liebe zu ihrem Vater, die sie namentlich während seiner Gefangenschaft mehrmals in kindlich rührender Weise bewähren. Sie sind mit der ganzen Familie dem Vater in's Gefängniss gefolgt, und dieser hat ihnen in einem Winkel seiner Zelle ein dürftiges Lager zurecht machen lassen, fürchtet aber, die Kleinen würden sich durch die düstre Umgebung des Kerkers wohl allzusehr schrecken lassen. „Well, cried I, my good boys, how do you like your bed? I hope, you are not afraid to lie in this room dark as it appears?" — „No papa," antwortet ihm Dick, „I am not a fraidto lie any where where you are. And I, says Bill, who was yet but four years old, love every place best that my papa is in." Als Dr. Primrose die (allerdings falsche) Nachricht von dem Tode seiner geliebten Livy erhält, trösten ihn die Kleinen in kindlicher Frömmigkeit (S. 370). „And is not my sister an angel now, papa? cried the eldest, and why then are you sorry for her? I wish, I were an angel, out of this frightful place, if my papa were with me. — Yes, added my youngest darling, heaven, where my sister is, is a finer place than this, and there are none but good people there, and the people here are very bad." —

Ein näheres Eingehen auf die übrigen (nicht zur Familie des Landpredigers gehörenden) Persönlichkeiten müssen wir uns versagen, um noch einige Worte über den Gebrauch des Vicar of W. als Schulbuch hinzufügen zu können. Wir sind nämlich der Ansicht, dass der Vicar sich zur Lektüre für jüngere Schüler durchaus nicht eignet, und zwar aus folgenden Gründen:

1. wird man mit Anfängern immer nur einen kleineren Theil des Ganzen lesen können, dies ist aber bei einem Kunstwerke von so fein berechneter Gliederung wie der Vicar of W. immer ein grosser Uebelstand.

2. bewegt sich das Werk in einer Sphäre, die eigentlich nur dem Verständniss von Erwachsenen zugänlich ist, denen eine reiche Lebenserfahrung und nebenbei auch einige Bekanntschaft mit manchen Eigenthümlichkeiten der englischen Nation zu Gebote steht. Das Buch ist voll von Beziehungen auf politische, kirchliche und literarische Verhält-

nisse, die ganz ausserhalb des Horizontes von Knaben liegen: vgl. S. 86. 220 ff. 226—36. 248 ff. 356 ff. 360. 388. Dasselbe gilt von vielen der hin und wieder eingeflochtenen Reflexionen und Betrachtungen. Aber auch abgesehen von solchen Einzelnheiten ist die ganze Entwicklung des Romans von der Art, dass zu einem mehr als oberflächlichen Verständniss ein tieferes Eindringen in psychologische Vorgänge und in die innersten Regungen des menschlichen Herzens erforderlich ist. Jedenfalls werden jüngeren Schülern gerade die eigenthümlichen Schönheiten des Buchs ganz verloren gehen. Denn nicht der Verlauf der Begebenheiten an sich ist das Interessanteste am Vicar of W., sondern die Entfaltung der Charaktere in und mit den Begebenheiten und die Wechselbeziehung, in welche die verschiedenen Charaktere zu einander und zur Aussenwelt treten.

3. kommt auch Vieles in dem Buche vor, was sich aus sittlichen Gründen zur Lectüre für Knaben nicht recht eignen will. Dahin gehört u. A. das Verhältniss zwischen Olivia und dem Squire Thornhill, welches sich durch einen grossen Theil des Buchs hindurchzieht und zu mancherlei für Knabenohren nicht passenden Bemerkungen Veranlassung gibt. Endlich

4. ist noch aufmerksam zu machen auf eine Eigenthümlichkeit in der Darstellung des Vicar of W., die einen nicht geringen Antheil an dem zauberhaften Reize des Buchs hat, für die ein Knabe aber noch gar keinen Sinn haben kann. Wir meinen den feinen Humor, der einen ganz eigenthümlichen Duft über das Gemälde verbreitet, etwa wie die Abendbeleuchtung über eine Landschaft. Durch diesen Humor erhält der Erzähler sich selbst und in Folge dessen auch seinen Leser stets über den Begebenheiten und erzeugt dadurch in unsren Seelen jene heitere Stimmung, die uns auch da nicht verlässt, wo Bilder des Elends und der Leiden an uns vorübergeführt werden. Eben dieser Humor aber, wie das Verständniss desselben, ist immer nur das Erzeugniss reiferer Jahre, wo man einerseits die Nichtigkeit menschlicher Bestrebungen durch eigne Erfahrung kennen gelernt, andrerseits aber auch einen Standpunkt erreicht hat, der hoch und fest genug ist, um von dort aus mit Ruhe in das wechselnde Spiel

des Lebens hinabschauen zu können. Wie kann man aber Sinn für eine solche Betrachtungsweise von dem erwarten, der seine Fahrt auf dem Ocean des Lebens kaum noch begonnen hat? —

Nach dem Allen lässt sich der Vicar of W. zur Lectüre für Anfänger durchaus nicht empfehlen, und wir würden zu diesem Zwecke einer guten Chrestomathie den Vorzug geben.

Luckau.

Ad. Wagler.

———

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

Nach Festsetzung der Statuten und Wahl des Vorstandes hielten in der Sitzung am 1. December 1857 die Herren Sachs und Andresen Vorträge, ersterer über eine Encyklopädie der modernen Sprachen, letzterer über ein Verzeichniss von Wurzelwörtern in Becker's Grammatik. Beide Vorträge sind in diesem Hefte des Archivs abgedruckt.

Am 15. December berichtete Herr Kleiber über die auf den Unterricht im Deutschen bezüglichen Bücher des Herrn von Thraemer. — Herr Herrig besprach die Remarques sur la langue française von Vaugelas. In der Einleitung zeigte er die Wichtigkeit, welche ein eingehendes Studium der bekannten Remarques für jeden Freund der französischen Sprache überhaupt haben müsse, eines Werkes, dessen Verfasser gleichsam die Doctrin derjenigen Epoche in sich zusammenfasst, welche mehr als jede andre von nachhaltigem Einflusse auf die ganze Enwickelung der französischen Sprache gewesen sei. Der Vortrag skizzirte hierauf die gesellschaftlichen Verhältnisse, welche zur Zeit des V. bestanden, und schilderte den lebhaften Antheil, welchen damals jeder Gebildete an grammatischen Untersuchungen genommen. Hierauf wurden die beiden Sammlungen grammatischer Bemerkungen von Vaugelas näher in's Auge gefasst und die Echtheit der von Aleman im Jahre 1690 veröffentlichten Remarques nachgewiesen. Es ergab sich, dass der Styl und die ganze Denk- und Ausdrucksweise in beiden Arbeiten ganz dieselbe sei, und in dem untergeordneten Interesse, welches der Inhalt der zweiten Sammlung hat, wurde der Grund gefunden, weshalb Vaugelas diese Bemerkungen nicht selbst in den Druck gegeben.

Hierauf fasste der Vortrag die eigentliche Methode des V. näher in's Auge und analysirte die Grundsätze, nach denen er bei seinen grammatischen Untersuchungen verfahren. Als Cardinalpunkt seiner ganzen Methode ergab sich die Theorie des Gebrauchs, einer Autorität, welche nach V. frühere und höhere Geltung hat als die Grammatik. In seinem Vorwort schildert V. freilich den Gebrauch als veränderlich, aber er sei doch nicht eigentlich Modesache und treibe nicht etwa auf der Bahn des Zufalls; er ist, sagt er, nicht eigentlich incon-

sequent, und wenn gleich man nicht immer im Stande ist, das geheimnissvolle Ziel zu erschauen, welchem er zustrebt, so liegt das doch meistentheils an der Schwäche unsrer Einsicht. „Die Grammatik hat, wie die Geschichte, ihre Philosophie, durch welche sich viele Ereignisse vollständig erklären lassen, welche beim ersten Anblick ganz seltsam erscheinen, aber doch nur Resultate einer instinctmässigen Logik der Sprache sind." Der Vortrag erläuterte hierauf ausführlich die Mittel, deren sich V. bediente, um den richtigen Gebrauch zu constatiren, wobei er stets die Werke guter Schriftsteller, der Sprachgelehrten seiner Zeit und die Ausdrucksweise des Hofes sehr gewissenhaft zu Rathe zog. Sodann ward die Art charakterisirt, mit welcher V. in Beziehung auf den Gebrauch neuer Wörter verfuhr. Nach der eignen Angabe des Grammatikers wird ein neues Wort nicht improvisirt. „Es kommt nicht in voller Rüstung aus dem Haupte des Schriftstellers. Wäre das der Fall, so würden wir bald mit gewagten und unbekannten Ausdrücken ganz überschwemmt sein." Eine gewisse Anzahl von Wörtern, welche V. aventuriers nennt, sind in der Welt in Circulation, deren man sich bedient, „ohne eigentlich recht zu wissen, wo und wann sie zuerst gebraucht wurden." Sie sind vorhanden und warten auf Beschäftigung; es gibt demnach in der gewöhnlichen Sprache eine langue expectante, welche in Nothfällen aushilft. Einzelne Wörter, welche man für schlecht oder mittelmässig erkennt, lässt man vegetiren und duldet sie vielleicht höchstens in der Sprache des gewöhnlichen Lebens, aber in stylistischen Arbeiten dürfen sie nicht vorkommen; andre dagegen nimmt man nach und nach auf, weil man ihre Anwendung für nützlich hält. Um die Probezeit neugewagter Wörter abzuschliessen, müssen sie mehrere Bedingungen erfüllt haben. Sie müssen dem Geiste der französischen Sprache angemessen sein, sich leicht unter eine der grösseren Wortfamilien classificiren lassen, einen präcisen Sinn haben und das Mittel gewähren, irgend einen Begriff kurz zu bezeichnen, wofür früher eine Umschreibung erforderlich war. Der Vortrag würdigte am Schluss das Verdienst, welches sich V. um die französische Sprache erworben, und rechtfertigte ihn gegen manche Anschuldigungen, welche einzelne Grammatiker gegen ihn ausgesprochen. — Herr Büchmann berichtete über den Plan der philologischen Gesellschaft in London, ein Lexikon der englischen Sprache zu veranstalten und über die Vorarbeiten dazu. — Herr Mahn besprach zwei Bücher: Brandes, das ethnographische Verhältniss der Celten und Germanen, und Holzmann, Celten und Germanen.

In der Sitzung vom 12. Januar ward von Herrn Sachs noch einmal das Bedürfniss einer Encyklopädie der modernen Philologie in Erörterung gebracht. — Herr Andresen trug Bemerkungen über die Benennungen der Spielkarten vor. — Herr Herrig unterzog das Dictionnaire de l'Académie einer scharfen Kritik. — Herr Mahn theilte darauf aus seinem, nur in zweihundert Exemplaren abgezogenen Buche:

Denkmäler der Baskischen Sprache mit einer Einleitung, welche von dem Studium der Baskischen Sprache handelt und zugleich eine Beschreibung und Charakteristik derselben enthält, eine Kritik dieser Sprache mit, welche sehr günstig für dieselbe ausfällt und sich an Steinthal's Eintheilung der Sprachen anlehnt. „Ihrer intellectuellen Anlage entspreche ein angemessenes morphologisches Element; sie scheide Stoff und Form; Nomen und Verbum trenne sie schärfer, als andere herabgekommene Sprachen, wie das Deutsche und Romanische; die in ihr gehandhabte Agglutination komme der Flexion im weiteren Sinne fast gleich." Im Gegensatz zu Wilhelm von Humboldt weist er darauf vielfachen Einfluss des Baskischen auf das Romanische sowohl in lautlicher als grammatischer Beziehung nach. „Das spanische Verfahren, in gewissen Fällen das persönliche Fürwort pleonastisch und zwiefach darzustellen, sei dem Baskischen entlehnt; ebenso die doppelte Bezeichnung des Zeitwortes sein durch ser und estar." Endlich setzt er die baskische Sprache mit den sanskritischen Sprachen in Parallele. Diese hätten, so weit sie analytisch geworden, durch Abstreifung der Formen immer mehr Aehnlichkeit mit an sich und von vorn herein unvollkommeneren Sprachen gewonnen. Namentlich erörtert er, wie durch solche Formenverluste das Englische immer mehr zu einer Sprache würde, in der es unmöglich sei, den Sinn des Satzes ohne Nachhülfe der Reflexion, die sich die nöthigen Beziehungen aus dem Zusammenhang aufsuchen muss, an der blossen Form zu erkennen. Wichtige und nothwendige Redetheile, wie das Relativum und die Conjunction, würden launenhaft und willkürlich aufgegeben. Wichtige Verba hätten ihren Infinitiv verloren; ein Conjunctiv existire nur in zwei Formen. Das Englische wäre in grammatischer Beziehung so ziemlich wieder auf dem Standpunkte angekommen, auf dem das Chinesische stets blieb. Natürlich kann sich der Vortragende nicht mit J. Grimm's Ansicht, das Englische sei die vorzüglichste Sprache zum zweckmässigen Ausdruck des menschlichen Gedankens, einverstanden erklären.

Am 2. Februar hielt Herr Andresen einen Vortrag: Zur Logik der deutschen Sprache. — Herr Sachse las darauf über Aufnahme und Behandlung fremder Wörter, vorzugsweise der Länder- und Völkernamen im Deutschen. Er fand sich dazu angeregt durch die Wahrnehmung, dass in der neuesten Zeit manche deutsche Gelehrte ohne Princip, ohne Beruf und Geschick Fremdwörter aufnahmen, daher zu den vorhandenen oft mancherlei Nebenformen sich einzuschleichen suchten, z. B. neben Phönizier, Perser und Araber: Phönikier, Phoinikier, Phoiniker, Phöniken, Persier, Arabier. Unter Berücksichtigung von Angaben J. Grimm's im 10. Bande der Wiener Jahrbücher von 1835, gab er beispielsweise eine Uebersicht über die Veränderungen und Umwandlungen des Wortes Roma bei den deutschen und romanischen Völkern. Dann theilte er aus einem ihm angehörenden Glossarium, einem Manuscript des 13. oder 14. Jahrhunderts,

eine Uebersicht über die verschiedenen Arten von Ländernamen mit, z. B. Judenland, Walchenland (Italia), Wellischland (Gallia), Pullenland (Apulia), Deutschland und Teutsland, Liffland, Morenland; neben Frankreich, Osterreich, Dannemark auch Franken (Franconia), Lamparten, Payrun, Durgen (Thuringia), Hessen, Norwegen, Durcken, Caldeen (Chaldaea), Egipten und ferner Arragon, Pigardia, Portugal, Westval, Praband (Brabancia). Endlich besprach er noch nach Abweisung des unhistorischen und geschmacklosen Verfahrens in Leo's neuestem geschichtlichen Werke eine interessante Behandlung des Gegenstandes von A. Schmeller aus dem Jahre 1846 und verlangte möglichste Consequenz in der Aufnahme fremder Wörter, und zwar dergestalt, dass, abweichend vom Verfahren der Engländer und Franzosen, dem Worte sein ursprünglich nationales Gepräge erhalten bleibe, dass aber bei Wörtern, die uns durch das Griechische oder Lateinische überliefert sind, der Umbildung des Wortes durch das eine oder andere Volk Rechnung getragen werde. Namentlich verlangt er die Ausstossung des i in allen Wörtern, in denen es sich ursprünglich nicht findet, z. B. in Galler, Makedoner, Phöniker u. a. m., so wie für die Beibehaltung desselben in Aegyptier, auch wohl in Böotier u. dgl. m.

Der Vortrag bezweckte mehr das Interesse für den Gegenstand zu erregen, als denselben auch nur übersichtlich erschöpfend zu behandeln.

Herr Heller sprach darauf über den griechischen Metaphrasten der Commentarien des Julius Caesar. Das Resultat seiner Forschungen ist: Der Metaphrast ist eine nach der Ausgabe des Robert Stephanus vom Jahre 1544 angefertigte, in manchen Stellen gelungene, häufig aber fehlerhafte griechische Uebersetzung eines wahrscheinlich in Paris gebürtigen Franzosen, vielleicht des Parlamentspräsidenten Paulus Petavius; denn aus der Bibliothek des letzteren war er hervorgegangen. Jungermann, der denselben 1606 zu Frankfurt a. M. in seiner Ausgabe des Caesar zuerst herausgab, schreibt ihn mit Scaliger dem Planudes zu, und Casaubonus nannte die Uebersetzung eine glückliche Nachbildung der einfachen Schreibweise Caesar's. Der Vortragende stellt nun das allmälige Sinken der Achtung dar, zu der dem Metaphrasten das glänzende Urtheil jener berühmten Philologen verholfen hatte. Schneider sprach zuerst aus, dass der Metaphrast nicht nach Manuscripten, sondern gedruckten Exemplaren des 16. Jahrhunderts verfertigt ist. Diese Behauptung erhebt Herr Heller zu wissenschaftlicher Gewissheit durch eine genaue Vergleichung des Jungermannschen Metaphrasten mit dem Caesar des Robert Stephanus. Darauf weist er an Sprachschnitzern nach, dass der Verfasser kein Grieche gewesen sein kann. Dass er ein Franzose gewesen sein müsse, wird darauf aus den vielfach zu rügenden Gallicismen, aus der Verwechselung des französischen Genus mit dem griechischen Genus, aus fehlerhaften griechischen Constructionen, denen eine richtige französische zu

Grunde, liegt und aus der französirenden Schreibung der Eigennamen augenfällig bewiesen. Derartige Fehler sind: *αἱ ἵπποι* (jumenta) wegen la jument, *διφυεῖς* (deformia) wegen difforme, *ὀλίγων ἐκτὸς* (perpaucis vulneratis) wegen hors, das sowohl dem *πλὴν* als dem *ἐκτὸς* entspricht, *ἐν ταὐτῷ μεινάντων τόπῳ* (qui in eodem occiderint castello) wegen rester sur la place, *ἑαυτὸν ἕπεσθαι* wegen suivre quelqu'un, *ἡ πίναξ* wegen une table, *ἐδεῖτο αὐτὸν* wegen il le pria u. s. w. Der Vortrag, der der Auszug einer ausführlicheren Abhandlung im 1. Hefte des Jahrgangs 1858 des Göttinger Philologus ist, beschränkte sich natürlich auf eine geringere Auslese der in jener Zeitschrift aufgeführten Belegstellen, genügte jedoch vollständig, die Behauptung des Vortragenden zu rechtfertigen, dass hier eine Frage der classischen Philologie durch die Beihülfe einer neueren Sprache zum Abschluss gebracht worden ist. — Herr Regierungsrath Schulz (San Marte), den die Gesellschaft die Ehre hatte, an diesem Abend zu ihren Gästen zu zählen, ergriff darauf das Wort, um seine Ansicht der Namen im Parzival zu begründen. Die überwiegende Mehrzahl dieser Namen sei französischen Ursprungs; schon dadurch widerlege sich die Annahme, dass der Inhalt der Dichtung auf Wales zurückzuführen sei; einige Namen seien allerdings keltisch, einige deutsch. Eine streng wissenschaftliche Zurückführung dieser Namen auf ihre Grundform nach den Gesetzen der Lautverschiebung und des Umlauts sei kaum räthlich; ihre Deutung würden sie meistens einem glücklichen Zufalle der Divination zu verdanken haben, wobei die allegorische Bedeutsamkeit des Namens in dem seinem Wesen nach allegorischen Gedichte einen Anhaltepunkt gewähre.

In der fünften Sitzung am 16. Februar stellt Herr Andresen ein reichhaltiges Verzeichniss von Wortpaaren zusammen, die aus derselben Wurzel einer fremden Sprache fliessen, wie Probst, Profoss — Papst, Pfaffe — Pact, Pacht — Parole, Parabel — Triumph, Trumpf — Tunica, Tünche u. s. w. Herr Sachs referirt 1) über die neueste Shakespearliteratur (Dingelstedt, Kreissig, Bodenstedt), 2) über die von F. Guessard, Professor an der Ecole des Chartes, correspondirendem Mitglied unsrer Gesellschaft, herausgegebenen, alten provenzalischen Grammatiken: Donatz Proensals des Uc Faydit und Las rasos de trobar von R. Vidal. — Herr Heller unterzieht, mit Anknüpfung an Herrn Herrig's frühere Vorträge über Vaugelas und die Académie beide Gegenstände einer nochmaligen Untersuchung.

Am 2. März trägt Herr Andresen eine Arbeit über die Anlehnung und das Anwachsen des Artikels an das Substantivum im Romanischen und Germanischen vor. — Herr Mahn widerlegt die namentlich von Macaulay behauptete Herleitung des Wortes Kabale aus den Anfangsbuchstaben des englischen Ministeriums dadurch, dass er das Vorkommen des Wortes vor 1670 in Racine (Il faut affaiblir la cabale, 1669) und in Molière (Tout marche par cabale, Misanthrope) nachweist. — Herr Büchmann regt eine Besprechung des Prüfungs-

reglements für das Abiturientenexamen der Realschulen, so weit sich dasselbe auf den Nachweis von Kenntnissen in der französischen und englischen Literaturgeschichte bezieht, an. Im Anfange dieser Sitzung überreicht der Vorsitzende das erste der Gesellschaft eingesendete Buch, eine Abhandlung über die Namen im Parzival von dem ordentlichen Mitgliede der Gesellschaft, dem Regierungsrath Schulz.

Am 16. März vertheidigt Herr Heller von ihm gemachte Emendationen zu vier Stellen aus Shakespear. — Herr Pröhle, stellvertretender Schriftführer der Gesellschaft, spricht über seine Sammlungen norddeutscher Volksüberlieferungen. Nachdem er der Thätigkeit anderer Sammler (Sommer's, Kuhn's und Schwartz's) lobende Erwähnung gethan, setzt er auseinander, welches Verfahren er selbst einschlug, um die Sagenschätze unmittelbar aus dem Munde des Volks zu gewinnen, hebt hervor, dass es ihm nicht bloss um mythologische Zwecke zu thun ist, sondern dass er bei seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete zugleich die Absicht verfolgt, Denkmäler für die Auffassungsweise und die Art der Gedankenentwicklung unsers heutigen Volks zu geben, und geht dann, indem er ausdrücklich betont, dass man seine Arbeiten ausser der: „Aus dem Harze,“ nicht als belletristische betrachten möge, zu einer Charakteristik der sieben von ihm veröffentlichten grössern Schriften über. Wir erfahren dabei zu unsrer Freude, dass schon seit einer Reihe von Jahren das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten in Folge des lebhaften Antheils des Herrn Geheimerath Johannes Schultze an denselben, die Sammlungen auf eine dankenswerthe Weise immer in etwas gefördert und von Jahr zu Jahr einen Bericht über das Fortschreiten derselben erhalten hat. — Herr Andresen, Stellvertreter des Vorsitzenden, erörtert darauf an einer Reihe von Beispielen den häufigen Uebertritt von ft im Deutschen in cht. — Herr Mahn theilt eine etymologische Untersuchung über labarum und couard mit; das erstere leitet er aus dem keltischen lavar, Wort, Ausspruch. „Die neben dem Kreuze gesehene Inschrift, ja, selbst der Befehl dazu, diese in die Fahne zu setzen, war ein Ausspruch Gottes, und so nannte Constantia nun die ganze Fahne.“ Er nahm die Benennung aus der ihm durch langjährigen Aufenthalt bei den Kelten in Britannien und Kelten geläufigen keltischen Sprache, weil sein Heer aus Kelten, Britten und Galliern bestand. Couard sei aus der Thierfabel entlehnt, wo couard (Kurzschwanz) Bezeichnung des Hasen gewesen sei, so dass das Wort eigentlich: Hase bedeute, in demselben Sinne, in dem wir letzteres Wort für Feigling anwenden.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Parcival. Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male übersetzt von San-Marte (Albert Schulz). Zweite verbesserte Auflage. Leipzig 1858. 2 Bde.

Seit dem ersten Erscheinen dieser Uebersetzung, welche dem grösseren Publicum den Parcival Wolfram's zuerst zugänglich zu machen suchte, sind mehr als zwanzig Jahre verflossen, eine Zeit, welche für das Studium der mittelhochdeutschen Literatur nicht ohne wesentlichen Einfluss geblieben ist, so dass auch die Ansprüche, welche man an eine Uebersetzung wie die eben genannte jetzt stellen darf, weit höhere sein müssen, als die waren, mit welchen man die erste Ausgabe der vorliegenden Arbeit aufnahm. Der Herr Verfasser, von dessen unablässigem Studium in dem einschlagenden Gebiete noch vor kurzem zwei Aufsätze in Pfeiffer's Germania (II, S, 84 und S. 286 ff.), betreffend das richtige Verständniss einzelner Stellen im Parcival und die Bedeutung der Eigennamen in demselben, Zeugniss ablegten, hat sich auf das sorgtältigste bemüht, diesen Anforderungen zu entsprechen. Die vorliegende neue Auflage ist von dem Verfasser nur als eine verbesserte bezeichnet worden, während sie, wie schon eine oberflächliche Vergleichung zeigt, eine gänzlich umgearbeitete ist, freilich mit Ausnahme der Einleitung, welche bis auf einige Aenderungen, die jedoch nur den Ausdruck, nicht die Sache treffen, beibehalten worden ist. Neu hinzugekommen ist eine Uebersicht des Inhaltes, sowie die Lachmann'sche Verszählung zur Seite des Gedichtes.

Die Uebersetzung selbst hat gegen die erste Auflage den entschiedenen Vorzug des genaueren Anschliessens an das Original; aus dem sinngemässen Uebertragen, das sich nicht bloss sehr grosse Freiheit in der Wahl des Ausdruckes, sondern sogar Auslassungen und Erweiterungen gestattete, ist jetzt eine Uebersetzung geworden, der man das Streben nach möglichster Treue auch im Ausdruck und in den Worten überall deutlich anmerkt. Freilich beruht dieses Streben auf anderen Grundsätzen und ist auf ein anderes Ziel gerichtet, als dasjenige ist, welches sich Simrock in seiner Uebersetzung gesteckt hat; denn während Letzterer die eigenthümliche Farbe des Originals in möglichster Frische dadurch wiederzugeben suchte, dass er die dem Mittelhochdeutschen eigenen Redewendungen, ja sogar Worte, die der jetzigen Sprache fremd geworden sind, beibehielt und auch im Versmasse dem Urtexte gleichzukommen suchte, hat der Verfasser der vorliegenden Uebersetzung es vorgezogen, dem jetzigen Sprachgebrauche so wenig als möglich entgegenzutreten und in fliessender Sprache und nach den jetzt üblichen Regeln der Metrik sein Vorbild zu übertragen. Dass er

dennoch bei Simrock vielfache Belehrung gefunden, erkennt er in der Vorrede selbst an, obgleich er, wie er sagt, die Grundsätze, die jenen leiteten, nicht zu theilen vermag. Ich glaube auch, er thut recht daran, dass er es dem Geschmacke der Leser überlässt, zwischen beiden Arbeiten zu wählen, da doch ein unumstösslicher Grundsatz, in welcher Art eine solche Uebertragung anzufertigen sei, schwerlich sich wird aufstellen lassen. Es wird stets Leser geben, denen die San-Marte'sche Uebersetzung auch in ihrer jetzigen Form zu modern ist, während Andern die Simrock'sche, ich will nicht sagen zu alterthümlich, sondern wegen der eigenthümlichen Mischung von altem und neuem zu fremdartig sein wird.

Nun ist es ein grosses Lob, das die Simrock'sche Uebersetzung verdient, dass sie an den meisten Stellen, allerdings in der ihr eigenthümlichen Weise, mit sicherem Tacte den rechten Ausdruck gefunden hat, so dass es einem Uebersetzer nach ihm, auch wenn er jene alterthümliche Färbung für seine Arbeit nicht angemessen erachtet, an vielen Stellen doch nicht leicht werden wird, einen entsprechendern Ausdruck zu treffen. Es ist aber längst auf anderem Gebiete anerkannt worden, dass es ein falsches Streben nach Originalität sei, wenn ein Uebersetzer, nur um seinem Vorgänger keinen Ausdruck zu entlehnen, einen andern wählt als den, welchen jener gebraucht, selbst wenn er sich sagen muss, dass der seinige kein Fortschritt, ja vielleicht ein Rückschritt ist. In richtiger Erkenntniss dieses Satzes hat Herr A. Schulz öfter die von Simrock gegebene Uebersetzung, soweit sie seinem Principe nicht zuwiderlief, unverändert oder mit geringen Abänderungen aufgenommen; natürlich kann, eben bei der Verschiedenheit der Grundsätze, diese Uebereinstimmung sich nur über wenige Zeilen, öfter kaum über eine Zeile, ja meistens nur auf einen einzelnen Ausdruck erstrecken. Zuweilen gab auch der Urtext selbst, wo er sich mit geringen Abänderungen in unsre Ausdrucksweise übertragen liess, Veranlassung zur Gleichheit beider Uebersetzungen.

Die Sprache der vorliegenden Uebersetzung ist überall angemessen und fliessend; nur selten wird man den Zwang bemerken, den Versmass und Reim auf dieselbe ausgeübt haben, aber bei einer so schwierigen und umfangreichen Arbeit, wie diese Umarbeitung der ersten Uebersetzung war, konnte wohl Manches der sorgsamen Aufmerksamkeit des Verfassers entgehen. Ich will einige Beispiele für das Gesagte anführen. Es heisst 74, 2 Lachm. im Text:

> waz do taeten di sîn?
> die beschutten in mit swerten:
> die helde strîtes gerten.

Die Uebersetzung lautet:

> Was thaten die Seinen? Mit Streitbegier
> Sie deckten ihn schirmend mit Schwertern schier.

So auch die erste Ausgabe, nur dass dort schützend statt schirmend steht. Abgesehen davon, dass der lebhafte Rhythmus dem einfachen Gange des Originals nicht entspricht, bilden die Verba d e c k t e n und s c h i r m e n d eine dem Urtexte fremde Tautologie, die durch das offenbar durch den Reim herbeigezogene Wort s c h i e r noch mehr hervorgehoben wird. — 74, 19 heisst es in der Uebersetzung:

> Ihn schirmten Die, die mit ihm stritten,
> Und ward manch' heftiger Gang geritten.

Im letzten Verse verlangte man doch entweder: u n d e s w a r d m a n c h' h e f t i g e r G a n g g e r i t t e n, oder u n d m a n c h e r h e f t i g e G a n g w a r d g e r i t t e n, wenn der Uebersetzer die Partikel da des Originals: dâ wart grôz hurten niht vermiten nicht aufnehmen wollte. Solche Umstellungen der

gewöhnlichen Wortfolge, die allerdings auch in unsrer neueren Originaldichtung eine grosse Rolle spielen, machen, wenn sie nicht besondere Gründe haben, gewöhnlich den Eindruck, als habe der Dichter im Kampfe mit dem Versmasse die Worte nicht zu bezwingen verstanden. Ich will und kann dies nicht gradezu von der vorliegenden Uebersetzung behaupten, da ich dergleichen ungewöhnliche Wortstellungen auch zuweilen gefunden habe, wo der Vers die gewöhnlichere ebensowohl zuliess, z. B. 118, 7: Doch schoss er einen ihrer nieder, und ebenso 120, 28: Der Knabe wähnte sonder Spott Ein jeder ihrer sei ein Gott! — 121, 10:

Wer sein Geschick in diesen beiden Landen
Zur Welt mitbringt — ein Wunder ist vorhanden.

Man vermisst in diesen Worten, die in beiden Auflagen gleich lauten, durchaus die Construction, so dass man selbst über den Sinn im Zweifel sein kann, während das Original ganz deutlich sagt:

swer in den zwein landen wirt,
gefuoge ein wunder an im birt.

Aehnlich verhält es sich 122, 13:

Aller Männerschönheit Blüthenkranz,
Den Knappen fragt Karnahkarnanz.

Man ist ungewiss, ob die Apposition im ersten Verse zum Subject oder Object des Satzes gehört; im Urtexte fehlt das Wort Knappen, und indem dadurch das Wort den die Bedeutung des Pronomen demonstrativum erhält, ist jedes Bedenken über die Beziehung des ersten Verses unmöglich gemacht. In der ersten Auflage stand klarer, freilich dem Sinne des Originals unangemessen: „Bezwungen von der Schönheit Glanz des Knaben, drauf Karnahkarnanz."

Ich will ohne besondere Auswahl noch ein ähnliches Beispiel anführen: 172, 8:

Wenn Gott nun Streit
Zu würd'gen weis, muss ohne Wahl
Er mich ernennen, und beim Gral
Die Schaar wird bald bei mir entdecken,
Dass mich kein Kampf zurück kann schrecken.

Die Ausdrücke beim Gral und bei mir sind für den mit dem Original unbekannten Leser kaum verständlich; vergleicht man das Original, so findet man, dass dort einerseits das ernennen näher bestimmt ist, andrerseits das ohne Wahl fehlt, die Schaar beim Gral nur eben angedeutet ist, und der Sinn der letzten Verse klar und deutlich ist:

ist got an strîte wîse,
der sol mich dar benennen,
daz si mich dâ bekennen:
mîn hant da strîtes niht verbirt.

Doch es sei genug mit den Ausstellungen, die keineswegs einen Tadel oder eine Verkleinerung des höchst verdienstlichen Werkes bezwecken, sondern nur dazu dienen sollen, die Schwierigkeiten des Unternehmens deutlicher zu zeigen, die selbst ein jahrelanges eifriges Studium nicht ganz überwältigen konnte. Der höchsten Anerkennung werth ist das Streben des Verfassers, mit dem er zuerst für einen grösseren Leserkreis Wolfram's Werk, das wir unter die Perlen deutscher Dichtung zählen müssen, zugänglich machte, und mit dem er unablässig gearbeitet hat, um aus jenem ersten Versuche ein vollkommneres und lebendigeres Abbild jener alten Dichtung herzustellen.

Berlin. B. Büchsenschütz.

Der Harfner am Heerd. Ein lyrischer Cyclus von Ad. Schults. Weimar, Hermann Bohlau, 1858.

Ein neues Bändchen unsers lieben Ad. Schults, des in der deutschen Lesewelt rühmlich bekannten Dichters, bedarf keines einführenden Wortes, denn es findet eine bereite Stelle neben den früheren Gedichten, von denen einzelne in mehreren Auflagen erschienen, componirt und illustrirt sind und jetzt in schönem Gewande auf dem Schautische zur Hand liegen.

Der „Harfner am Heerd" erscheint im bescheidenen häuslichen Gewande, dem Titel und Inhalt angemessen und schliesst sich an des Dichters frühere, zur Zeit bei ihrem Erscheinen und auch jetzt als Theil der dritten Auflage seiner Gedichte sehr günstig aufgenommene, unter dem Titel „zu Hause" bekannte Sammlungan, unterscheidet sich aber von jenen und zwar nicht zu ihrem Nachtheil durch eine weniger melancholische Färbung und durch eine Stimmung, welche mehr die Sonnenseite des Familienlebens hervorkehrt. An Wärme der Empfindung, bescheidener Weltanschauung, durch die ein sanfter Zug der Wehmuth das Gemüth ergreift, so wie an klarer Abrundung des lyrischen Gedankens stehen sie ihnen aber völlig gleich, und der Ausdruck ist so frisch, natürlich und kernig, dass die Lieder, welche oft wie hingehaucht scheinen, sich spielend in Herz und Kopf des Lesers einschmeicheln, und doch so durchaus frei von aller Absichtlichkeit und Gesuchtheit sind, dass man von ihnen sagen kann: sie gefallen in ihrer Einfachheit, Natürlichkeit und Innerlichkeit.

Wir schlagen, um eine Probe zu geben, gleich die erste Seite auf und finden das Gedicht:

Gottes Segen, siebenfach.

Gottes Segen, siebenfach
Ist herabgekommen;
All' mein enges Wohngemach
Hat er eingenommen.

Mägdlein drei und Knaben vier —
Sieben blühende Reiser!
Schön'rer Stammbaum grünte schier
Selten einem Kaiser.

Knaben vier und Mägdlein drei —
Sieben schwellende Ranken!
Und sie regen sich frisch und frei,
Keine siechen und kranken.

Send', o Sonne, den hellsten Schein
Nieder auf die Lieben,
Dass sie wachsen und gedeih'n,
Meine blühenden Sieben!

Gönn', o Erde, den freiesten Raum
Allen zum Entfalten,
Dass sie reihen sich, Baum an Baum
Um den Stamm, den alten!

und noch siebenzehn andere herzliche Familienlieder, die unter dem ersten Theil „Siebenfacher Segen" zusammengefasst sind und sich im letzten abrunden: „Sieben, Sieben galt die Zahl!" Sie sind eigenthümlich, diese Lieder, die keine andere Ueberschrift haben und brauchen, als die erste Zeile, und die das Herz des Vaters und der Mutter seltsam ergreifen. Ein frommer Sinn von echt deutscher und christlicher Art ist in wohlthuender Durchdringung in dem „Du liebst das Händefalten" gepaart mit reger Thätigkeit im Leben.

Die Hände sollst Du regen,
Drum hast Du sie empfahn!
Sie falten, bringt erst Segen,
Wenn Du Dein Werk gethan.

Die zweite Abtheilung „Neue Jugend" ist in nähester poetischer Beziehung zum Sänger, der von einer langwierigen Krankheit, in der mehrere seiner elegischen Lieder geschaffen sind, wir wollen von Herzen hoffen, so völlig und so dauernd hergestellt ist, wie er sich in frischer Jugendkraft genesen fühlt in den Liedern „O und sollt ich auch nicht jung." O dass wieder Sang und Klang und dass dann ihm bliebe, was er in dem schönen Liede wünscht:

Jugendmuth, o, bleib' mir treu.

Jugendmuth. o, bleib' mir treu
In der Welt, der alten!
Jugendgluth, o, steh mir bei
In der Welt, der kalten!

Jugendgluth! und muss ich arm
Auch durch's Leben wandern,
Halte Du das Herz mir warm
Für das Loos der Andern!

Jugendmuth! und steh ich klein
Vor der Grossen Blicken,
Lehre Du mich stolz zu sein,
Nicht mich feig zu bücken.

Jugendgluth! o, lasse heiss
Für das Schöne glüh'n mich!
Jugendmuth, des Wahren Preis
Lehre laut und kühn mich.

Jugendgluth! o, gieb mir Muth,
Dass ich steh für's Rechte.
Jugendmuth! o, gib mir Gluth,
Dass ich hass' das Schlechte.

Jugendgluth, o steh mir bei
In der Welt, der kalten!
Jugendmuth, o, bleib mir treu
In der Welt der alten!

In der dritten Abtheilung Leid und Lust entrollt sich eine ganze Familien-Idylle von der Krankheit der Gattin bis zum Familienfest:

Nun nimm aus Deinem Schrein
Dein bestes Feierkleid,
Und hol' den Schlauch mit Wein
Und halt ein Mahl bereit.

Der echt deutsche Sinn für den Werth des Familienlebens, den Ad. Schults in seinen frühern Gedichten ausspricht, namentlich in seinen Liedern aus Wisconsin, tritt hier in seiner eigensten Weise lebendig hervor und diese ist so melodisch wie jedes wahre Lied, das nur auf den rechten Tonsetzer harrt, um sich ihm ganz zu ergeben. Lieder aber, wie

Treuer Liebe Werth zu preisen,
Welche Weisen heb' ich an?

werden nicht lange zu harren brauchen, die Melodie schlummert schon im Geiste des Kunstlers.

Gedichte von Carl Stelter. Leipzig, Carl Cnoblauch. 1858.

Wir können zur Einführung dieser schönen Lieder keine bessern Worte wählen, als diejenigen, welche der Dichter selbst auf der ersten Seite ausgesprochen hat, indem er seines „Herzens Lieder, welche die Blumenpfade den Knaben führten, dem Jüngling die Brust schwellten, den Mann bisher durchs Leben geleiteten“ nicht mit stolzem Namen und in prunkendem Gewande, sondern in anspruchsloser, aber in desto mehr ansprechender Weise, zuversichtlich in die Welt führt, und ihnen zuruft:

Geht euern Weg nur einfach und bescheiden,
Sucht euch die stille Welt der Herzen auf.
Dort theilt die Lust — dort weint, wenn bitt're Leiden
Das Leben reicht im wechselvollen Lauf.
Ihr kennt ja Beides, habt in langen Jahren
Des Herben wie des Guten viel erfahren.

Wir führen auch unsern Lesern keinen fremden, sondern einen heimathlichen Sänger vor, wenn auch Manchem vielleicht unter einem neuen Namen; aber dieser findet Anklang, wenn wir sagen, dass Oscar Lester, dessen Gedichte hier schon Viele erfreut, wenigen ganz unbekannt geblieben sind, der Pseudonym Stelter's ist; dass in dieser Sammlung daher liebe Remininiscenzen vorkommen und Stimmungen angeregt werden, welche das Gemüth schon in poetische Schwingungen gesetzt haben: denn die Lieder sind der Brust entstiegen und dringen deshalb auch in verwandte Herzen.

Wie nachfolgende Liedchen, so greifen viele in die Seele:

Ein grünes Blatt.

Am Tage, wo ich ungekannt
Dich, Blume aller Blumen fand:
Da sprosst' aus meinem Lebensbaum
Ein blatt- und blüthenreicher Traum.

Und um den jungen Stamm sogleich
Schlang sich ein junger Epheuzweig,
Der trug zur Lenz- und Winterzeit
Sein immergrünes Hoffnungskleid.

Ein welkes Blatt.

Das war der Tag, an dem ich schied,
Als thränenschwer mein Augenlied,
Als stumm ich in Dein Aug' geblickt
Und fortgewankt, von Schmerz geknickt.

Da fiel von meinem Lebensbaum
Ein grünes Blatt mit rothem Saum:
Dies Blatt, seitdem verwelkt und fahl,
Birgt ewig der Erinn'rung Qual.

Diese erste Sammlung des unter uns lebenden Dichters enthält Lyrisches, Episches und Didaktisches, wenn wir die mitgetheilten recht artigen Räthsel in die letzte Gattung rechnen wollen, aber das Lyrische überwiegt, wie denn auch Stelter vorzugsweise lyrischer Dichter ist und eine einfache reine Empfindung in sinniger Anschaulichkeit ausdrückt. Aber sein Gefühl ist nirgends überschwänglich, seine Auffassung nie überspannt, ein wohlthuendes Mass tritt in jedem Gedichte entgegen und wirkt um so lebhafter auf den gleichgestimmten Leser, je seltener in unsern Tagen Gefühl und Phantasie der lyrischen Dichter in besonnener Gedankenreihe gehalten werden und je häufiger gerade geniale Naturen sich in ihren Leistungen darin gefallen, für

das zu gelten, was man im gewöhnlichen Leben ein Genie nennt. Von dieser Manie ist in Stelter keine Spur, wie auch schon aus den Gedichten erkannt wurde, die von Oskar Lester Beifall fanden: ein edles treues Gemüth, ein klarer offener Sinn und eine zarte empfindende Seele spricht sich in feiner, runder und gefälliger Form mit keinem andern Anspruch aus, als den aufrichtigen Wohlwollens und reger Theilnahme. Daher sind seine Stoffe solcher Natur, die allenthalben Anklang finden, wie er selbst bezeichnet:

Liederstoff.

Mir ist so manches liebe Lied
Wie über Nacht im Traum gekommen,
So manches Lied, das nicht verrieth,
Woher es seinen Stoff genommen.

Und doch ist so ein sinnig Lied,
Das aus der tiefsten Brust erklungen,
In manches Herz, sobald es schied,
Mit seinem Zauber eingedrungen.

Und wieder andre Lieder hab'
Geschöpft ich aus des Denkens Quelle —
Die fanden ein vergessen Grab,
Gleich wie im Strom die leichte Welle.

Das echte Lied allein erklingt
Wie Harfenton im Waldesrauschen.
Es strömt mit Allgewalt und zwingt
Die Geister, seinem Ton zu lauschen.

Doch wie es geht — woher es stammt —
Willst Du des Liedes Heimath kennen?
Die Herzen frag', die es entflammt,
Ob sie Dir ihr Geheimniss nennen.

Ein nicht geringer Vorzug eines lyrischen Gedichtes ist seine Kürze und Anschaulichkeit. Nur eine Empfindung soll geweckt, nur ein Gedanke erzeugt werden. Je frischer dies geschieht, desto tiefern und bleibendern Eindruck macht das Gedicht, je anschaulicher, desto leichter schmiegt es sich an Seelenzustände an, die in Tönen und in Bildern den entsprechenden Ausdruck finden. Viele Lieder sind wirklich recht sangbar und viele Situationen wahre Genrebilder, wie in dem „Wahnsinn" oder dem sinnigen Sonnet: dem Achtzigjährigen. Die schönsten und gelungensten dieser lyrischen Ergüsse finden sich unter den Naturbildern und Blumen, von denen wir gleich die ersten als Proben folgen lassen:

Regenbogen.

Regenbogen, Himmelsbogen,
Deiner Farben Pracht
Hast den Blumen Du entzogen,
Heimlich über Nacht.

Blumen, wie sie auf den Fluren,
In den Beeten sind —
Aller Blumen Farbenspuren
Trägst Du Himmelskind.

Hast sie sorglich schön gestaltet,
Künstlerisch gewählt,
Allen Schmuck und Glanz entfaltet,
Der Dein Bild beseelt,

Wenn der Sonne Feuerstrahlen
Sich im Tropfen Thau
Brechend, Demantbogen malen
Wie der Aether blau.

Blau der Himmel, blau die Fluthen,
Die Dein Spiegel sind —
Deines Glanzes Strahlengluthen
Löscht kein rauher Wind.

Regenbogen, Himmelsbogen,
Deiner Farben Macht
Hat um mich ein Band gezogen
Märchenhafter Pracht.

Und das Land, es zieht mich nieder
In der Blumen Reich,
Und da find' ich immer wieder,
Dass die Farben gleich.

Blumen am Wege.

Mir armen Blum' am Wege,
Mir wird kein Freundschaftsgruss,
Wo ich das Köpfchen rege,
Tritt mich des Wandrers Fuss.

Ich blühe unbeachtet
Die kurze Sommerzeit.
Vor Sonnengluth verschmachtet,
Im staubbestreuten Kleid.

So sinkt mein junges Leben
In's ungeschmückte Grab,
So sterb' ich, wenn ich eben
Mich erst erschlossen hab'.

Wer gleicht der Blum' am Wege,
Wem wird ein solches Loos? —
Dem, dessen Herzensschläge
Für diese Welt zu gross; —

Der mit der reinen Seele
Möcht Allen Muster sein —
Die Seele ohne Fehle
Schläft unbeachtet ein.

Wenn wir oben die charakteristischen Merkmale Carl Stelter's in seiner echt lyrischen Stimmung erkannten, so müssen wir nicht minder treffliche Züge aus den lyrisch-epischen Gedichten hervorheben, die der zweiten Abtheilung der Sammlung der Romanzen und Balladen entlehnt sind. Den Uebergang zu denselben bilden die sieben Wanderlieder, und den sinnigen Schluss macht „Spielmanns Lebenslied“, welches in acht Romanzen die schlichten Wanderklänge in Scene setzt. Dass die Gedichte unserer Zeit angehören, spricht unter Andern die Romanze „der Zuave“ aus und dass sie vom Wupperthale ihre örtliche Färbung hergenommen, ist in manchem unverkennbar, und daher für den von besonderem Reiz, der die poetische Seite unserer Berglandschaft — im wahren Sinne des Worts eine Mannigfaltigkeit in der Einheit — auch im Vergleich mit weitern und grossartigern Gegenden zu würdigen weiss. So heisst die erste Strophe:

Nebelschichten undurchdringlich
Deckend das geschäft'ge Thal,
Glaubt ihr wohl euch unbezwinglich
Selber von der Sonne Strahl?

und die letzte, welche von den Vorhergehenden bedeutsam entwickelt wird:

Sonnenstrahl für Nebelschichten —
Klarheit für des Zweifels Wahn —
Jedes Dunkel muss sich lichten,
Ebnen jede steile Bahn!

Spricht eine elegische Stimmung in dem Gedichte „das einzige Kind“ durch die rührende Wehmuth an, die der Situation entnommen, so durch den ergreifenden Gegensatz in dem Abschiede, den wir uns nicht enthalten können, mitzutheilen:

Abschied. I.

Es war ein Abschied worteleer,
Sie konnten nicht mehr sprechen,
Die Augen nass, das Herz so schwer,
Als wollt's der Kummer brechen.

So standen sie im herben Leid —
Ein letztes stummes Grüssen,
Ein Händedruck, noch lange Zeit
Seh' diese Thrän' ich fliessen.

Ob die im Herzen wohl sich lieb,
Ob Treue sie gehalten? —
Wo so der Schmerz an's Herz sich schrieb,
Dann kennt man kein Erkalten.

II.

Es war ein Abschied wortereich
Von Wiederseh'n und Liebe,
Ein Herzen, Küssen und zugleich,
Dass nicht zu lang er bliebe.

Er grüsste lächelnd, winkte fern
Noch immer Abschiedszeichen,
Sie ebenso, und möchte gern
Nochmals die Hand ihm reichen.

Ob die im Herzen sich so lieb,
Ob sie die Treu gehalten?
Ich hörte, dass er lang' nicht schrieb,
Es sei nicht mehr beim Alten!

Nachdem wir nun einzelne Gedichte selbst mitgetheilt haben, hiesse es dem Urtheil der Leser vorgreifen, wollten wir uns weiter über Sprache, Versbau und poetischen Ausdruck äussern, die wir in vollem Einklang mit dem Inhalt finden. Dagegen wird es uns gestattet werden, schliesslich der schönen Ausstattung Erwähnung zu thun, die den Gedichten durch den rühmlich bekannten Verlag zu Theil geworden ist.

Elberfeld. Dr. C. A. W. Kruse.

A. Das ethnographische Verhältniss der Celten und Germanen nach den Ansichten der Alten und den sprachlichen Ueberresten dargelegt von Dr. H. B. Chr. Brandes. Leipzig, 1857.

B. Celten und Germanen. Eine historische Untersuchung von A. Holtzmann. Stuttgart 1855.

Die in No. B. aufgestellte Meinung, dass die Celten Germanen, oder dass Celten und Germanen eins, und dass die für Celten gehaltenen Britten und Iren keine Celten, sondern etwas anderes Unbekanntes seien, wird wohl hier und da, durch Holtzmanns gewandte und bestechende Sophistik verführt, einige einzelne Anhänger gewonnen haben, im Allgemeinen hat sie jedoch überall mit Recht lebhaften und motivirten Widerspruch hervorgerufen. Zu den Gegnern der Holtzmannschen Ansicht gehört auch der Verfasser von No. A. Schon früher hatte sich derselbe in einer Recension der Holtzmannschen Schrift gegen ihn erklärt. In dieser neuen Schrift lässt sich der Verfasser sowohl auf die historischen als auf die sprachlichen Beweismittel für seine der Holtzmannschen entgegengesetzte Ansicht ein. Er liefert hauptsächlich eine sehr gründliche Kritik aller Stellen der Classiker, die für die Verschiedenheit des Celten- und Germanenthums sprechen. Man kann wohl sagen, dass er in dieser Beziehung fasst überall den Sieg gegen Holtzmann davon trägt und dessen paradoxe Sophistik aus dem Felde schlägt. Viel schwächer ist aber der linguistische Beweiss, auf den hier das meiste, ja alles ankommt. Hier stützt er sich weder auf Zeuss noch Diez, obgleich er sie namhaft macht, sondern auf die unzuverlässigen und unkritischen Arbeiten eines Edwards und Chevallets und auf eigene Ergänzungen. Man wird es uns ersparen, dass wir ihm die Fehler seiner Etymologien, die jedem Kenner sogleich in die Augen springen, nachweisen. Denn wer wird z. B. Wörter wie franz. ambre, bâtard, changer, chaque, cogner, coint, conte, couper, débat, délai, derrière, dîner, falloir, gêner, guède, nappe, oignon, parole, payer, perche, perle, quitte, rage, rincer, riz, robe, rôder, sac, suie, talent, tiède und viele andere für celtisch halten? Im Linguistischen, d. h. hier im Celtischen, ist Brandes also schwächer als Holtzmann. Sehr naiv rückt ihm Holtzmann dieses auch vor, obgleich er selbst im Celtischen doch auch durchaus nicht stark ist. Holtzmann hat auf eine gewiss absichtliche Weise nicht alle von den Alten für celtisch gehaltenen Wörter angeführt, sondern nur solche, die sich mit Hülfe einer gewaltsamen Verrenkung allenfalls gezwungen aus dem Deutschen erklären liessen. Eine solche Tendenz findet sich leicht ein, wenn man in einer Sprache stark, in der andern aber schwach ist. Im Deutschen ist Holtzmann offenbar stärker als im Celtischen, das sieht man gleich auf den ersten Blick. Mit seinem Verfahren wäre es ihm auch gelungen, eben so viele dieser Worte für Slavisch auszugeben, wenn er des Slavischen eben so mächtig als des Deutschen gewesen wäre. Wenn jedoch auch sämmtliche Stellen der Alten das beweisen sollten, wie sie es eben nicht thun, was Holtzmann dadurch bewiesen zu haben wünscht, so wird der vollständig und richtig geführte linguistische Beweiss eben sowohl die unrichtige Ansicht der Alten widerlegen als auch Holtzmanns mühsam errichtetes Sophistengebäude über den Haufen werfen, und ihn selbst für immer darunter begraben. Aber einzelne unter den Alten waren viel klüger und besser unterrichtet als Holtzmann glaubt. Im Anfange zwar vor Cäsar konnte man Celten und Germanen noch nicht gut unterscheiden; damals war der Ausdruck Celten noch ein grosser Gesammtname und die Germanen steckten mit darin. Später aber, nachdem man diese Celten in ihren einzelnen Bestandtheilen näher kennen lernte und einsah, dass man einen ganz verschiedenen Volksstamm mit einer ganz verschiedenen Sprache mit dazu gerechnet hatte, so schied man denselben unter

dem Namen der Germanen, der ihnen von den Celten selbst gegeben worden war und der Nachbarn bedeutet, aus, und benannte nur den Rest noch Celten, der sich durch eine verschiedene Sprache, durch Körperbau, Haut- und Gesichtsfarbe, Religion, Sitten und Gebräuche von den Germanen unterschied, die grösser, blonder und wilder waren. Obgleich nun aber die meisten Alten die zwei grossen Völkerschaften fast immer gehörig unterscheiden, so verwechseln doch auch einzelne minder unterrichtete dieselben wieder, oder fassen den Unterschied derselben nicht genau und allgemein genug, sondern nur relativ auf, so dass sie den Celten oft eine hellere Farbe zuzuschreiben scheinen als ihnen in Wirklichkeit zukommt. Die Celten zerfielen in zwei grosse Stämme, in den ältern gadhelischen, der auf einer geringeren Bildungsstufe stand, und sich mehr an die Römer anschloss, und den jüngeren kymrischen, der gebildeter war und in einem gewissen verwandtschaftlicheren Verhältniss zu den Griechen stand. Die Theile des kymrischen und gadhelischen, die in Gallien wohnten, waren wiederum civilisirter als die in Britannien, die mehr in ihrem älteren roheren Zustande verharrten. Ganz verkehrt ist die Ansicht, dass die noch heut zu Tage übrigen Celten in der Basse Bretagne alle aus Britannien erst eingewandert seien. Eine solche partielle Einwanderung fand Statt, als ein Theil der Britten vor der barbarischen Grausamkeit Hengist's seine Zuflucht in Armorica nahm, dem sie allerdings dadurch den Namen Nieder-Britannien mittheilten; aber es war nur ein neuer Zuzug zu ihren alten Brüdern und nahen Verwandten. Eben so unrichtig und verkehrt ist es, wenn Holtzmann glaubt, dass alle britischen Städte erst in der Zeit der Römerherrschaft gegründet wurden und ihren Namen von den gallischen Soldaten des römischen Heeres und den gallischen Ansiedlern erhielten, die von den Römern auf britischen Boden verpflanzt wurden, wie es z. B. mit Camulo dunum unter Claudius der Fall war. Hier nimmt eine zügellose Einbildungskraft den Theil für das Ganze, und denkt sich, das einzelne Spätere muss auch das frühere Allgemeine sein. Wir verstehen daher, im Gegensatz zu Holtzmann, unter Celten diejenigen Völker, welche die Alten, so oft sie klar in der Sache sahen, so nannten, d. h. diejenigen, die im Wesentlichen und Ganzen die unter sich eng verwandten Sprachen redeten, deren Ueberreste in Niederbritannien, Wales, Hochschottland und Irland noch fortleben, und durch deren Sprache sich alles was davon in den geographischen Namen der für celtisch gehaltenen Länder, wozu Gallien, Hispanien, Oberitalien, ein Theil der Schweiz, das südliche Deutschland und Grossbritannien und Irland gehören, so wie in den Sprachen ihrer Nachfolger, der Romanen, Engländer und zum Theil auch der Deutschen, steckt, ausschliesslich und einzig regelrecht und befriedigend erklären lässt. In Beziehung auf diesen letzteren Punkt stimmt Holtzmann einen Triumphgesang an, indem er zu seiner Unterstützung anführt, dass eine so grosse Autorität wie Diez aufs entschiedenste läugne, dass die sogenannten celtischen Sprachen einen erheblichen Antheil an der Bildung der romanischen hätten, und dass derselbe sich in der neuen Auflage des ersten Bandes seiner Grammatik sogar der Benennung celtisch für die britischen Sprachen enthalte, zum deutlichen Zeichen, dass er die Iren und Schotten, die Walliser und Bretagner nicht für Celten hält. Es ist wahr, in seinem etymologischen Wörterbuche spricht Diez noch vom celtischen Element der Romanischen Sprachen, und bringt auch eine nicht unerhebliche Anzahl von Wörtern herbei, die er für celtisch hält; aber in der neuen Auflage seiner Grammatik steht nur p. 134 die Bemerkung, dass die britischen (und iberischen) Bestandtheile so spärlich sind, dass sie nur zu einzelnen Bemerkungen, nicht zu einer systematischen Darstellung Stoff gewähren würden, so dass es allerdings scheint, als wenn Diez für Holtzmann's Ansicht gewonnen wäre. Schon in der ersten Auflage seiner Grammatik hat Diez dem celtischen und iberischen Element der Romanischen Sprachen keine grosse Bedeutung beigelegt, indem er es bis dahin eigentlich auch noch gar nicht untersucht hatte. Später für

sein Wörterbuch hat derselbe das Celtische bloss nach Zeuss einer Prüfung unterworfen, und doch schon manches gefunden, was nicht ganz unbeträchtlich genannt werden kann. Aber im Ganzen kann man jedoch sagen, dass bis jetzt weder das Celtische noch das Iberische von Diez so vollständig und umfassend untersucht worden ist wie der allerdings beträchtlichere deutsche Bestandtheil des Romanischen, und dies gibt Diez in der Vorrede zu seinem Wörterbuche gewissermassen selbst an und zu. Aber Diez führt zugleich auch selbst an, dass, nach Abzug aller Elemente, die den grössten Theil des romanischen Sprachstoffes ausmachen, immer noch ein kleiner Theil übrig bleibe, der sich nicht erklären lasse. Nun, wohlan, man mache sich einmal ernstlich daran, den Gegenstand ausreichend zu untersuchen, und man wird finden, dass dieser rebellische Bestandtheil sich zum Theil nur aus dem Celtischen erklären lässt. Ich will zum Beweis aus Mangel an Raum nur ein Beispiel anführen: das spanische Wort colmena, der Bienenkorb, wurde von den Etymologen auf die Tortur gespannt, um aus ihm etwas herauszupressen, und nach langer Folterung gab es als seinen Vater das arabische kuâr men na'hal, Bienenkörbe von Bienen, an. Diesem Worte sieht man die Folterqualen an, um das zu werden, was es soll, und obendrein ist es nicht einmal recht arabisch. Im Niederbritannischen dagegen heisst der Bienenkorb unter anderen kôlôenwenan, von kôlôen, Korb, und gwénanen, Biene, pl. gwénan, dem in Zusammensetzungen sein g nach einem Gesetz der celtischen Sprache verloren gehen muss. Zahlreiche Beispiele sind vorhanden, dass sich ein b, p und v im Iberischen und Celtiberischen Munde zu m gestaltet. Ist ein solches auf natürlichem Boden erwachsende Product wie ein Bienenkorb, den die Araber nicht erst in Spanien einführen und der Bevölkerung desselben ihren Namen dafür aufzwingen konnten, abgesehen von der Formschwierigkeit, hier nun nicht viel natürlicher aus einer celtischen Sprache erklärt, da es aus der Geschichte bekannt ist, dass celtische Völkerschaften in Spanien in Masse waren, und dass sich einige derselben so mit den Iberern mischten, dass neue Völkerschaften, die Celtiberer genannt wurden, daraus entstanden? Alle Romanischen Sprachen und auch das Spanische enthalten viele celtische Ausdrücke, d. h. Wörter, die sich nur mit den für celtisch gehaltenen Sprachen in Grossbritannien und Frankreich erklären lassen; aber natürlich liegen sie versteckter und sind in geringerer Anzahl vorhanden als die deutschen oder gar lateinischen. Sie lassen sich daher auch nicht gleich wie Kieselsteine auf der Landstrasse auflesen, sondern wollen wie Diamanten, die roh und unscheinbar im Staube liegen, scharf angesehen und dann hinterdrein polirt und geschliffen werden. Es ist auch natürlich, dass je älter ein Sprachbestandtheil in Sprachen, die mehrere Mischungen und Umwälzungen erfahren haben, ist, desto geringer ist er vorhanden, und desto mehr ist er verändert und schwieriger zu entdecken. Aber vom Versteckliegen und in geringerer Anzahl Vorhandensein ist noch ein weiter Schritt bis zum gar nicht Vorhandensein. Es wäre zwar eine mühevolle, aber dankbare Aufgabe, erst negativ alles Regelwidrige, Unhaltbare und Ungenügende in den linguistischen Beweismitteln von Brandes und Holtzmann nachzuweisen und zu entfernen, und dann positiv das glänzende und stattliche Gebäude des untergegangenen Celtenthums linguistisch aufzuführen und den verwunderten Augen der Ungläubigen und jetzt in der Sache nicht klar Sehenden darzulegen. Denn so lange der vollständige und regelrechte linguistische Beweis nicht geführt ist, wird das Zweifeln und Hin- und Herrede auf diesem Gebiete kein Ende nehmen; denn es werden sich immer Leute finden, die die historischen Zeugnisse der Griechen und Römer, die nach den Zeitaltern verschieden und nicht alle gleichen Werth haben, indem sie nicht immer auf genügender Sach- und Selbstkenntniss, sondern auf bloss äusserem Schein und Hörensagen beruhn, anzuzweifeln und nach ihren vorgefassten Meinungen auszulegen verstehen. Die Linguistik wird noch von den meisten Historikern, die sich auf primitive Völkerverhältnisse einlassen, nur mit schelem und halbem Auge angesehen und wie die sauren Trauben des Fuch-

ses behandelt, indem sich allerdings auf diesem Felde mit dauerndem Erfolg nicht so leicht etwas improvisiren lässt, als auf dem eigentlichen historischen Felde, wo selbst Thatsachen, die vor unseren Augen geschehen, von dem einen so und von dem anderen so aufgefasst werden könnnen. Holtzmann nennt schon das vortreffliche und meisterhafte Buch von Zeuss, woraus er eine grosse wissenschaftliche Kenntniss der Celtischen Sprache in verhältnissmässig geringer Zeit schöpfen konnte, ein dickes und trockenes Buch. Wie sollten sich also Leute wie Holtzmann und die ihm gleich denken, dazu entschliessen, ein Dutzend anderer noch dickerer und trocknerer Werke durchzugehen, und deren Kern und Inhalt in sich aufzunehmen?

Zum Schluss erlaube ich mir, nur an einem Beispiel unter den vielen die Art und Weise der Holtzmannschen celtischen Sprachforschung darzulegen, deren Charakter man resumirend und kurz so bestimmen kann: a) Holtzmann's Kenntniss des Celtischen ist mangelhaft und ungenügend. b) Er verschweigt eine Menge der von den Alten erwähnten celtischen Wörter, weil er sie auch mit den allergewaltsamsten Mitteln nicht in germanische hat verwandeln können. c) Bei denen, die er auszuwählen für gut findet, verschweigt er auch oft doch die ähnlichen celtischen Wörter, entweder weil er sie nicht kennt, oder absichtlich, um seinen aus dem Germanischen hergeholten Zeugen keine unbequeme Gegenzeugen gegenüberzustellen. Eine solche Beschaffenheit und ein solches Verfahren ist aber nicht dazu angethan, der bisherigen Ansicht über Celten und Germanen auf die Länge gefährlich zu werden: Holtzmann hat wohl aufgeregt, aber nichts erschüttert. Die Säulen des Celtenthums nach der Vorholzmannschen Auffassung stehen fester als je. Jetzt also das Beispiel. Das celtische Wort für Meile findet sich in allen romanischen Sprachen, im Englischen, und im Spät- und Mittellateinischen, franz. lieue, prov. lega, legua, ital. lega, span. legua, port. legoa, engl. league, spät- und mittellat. leuca, leuga, lega, lewa, levia. Es wird als gallisches Wort mit der Bedeutung eine gallische Meile (leuga) von 1500 Schritten zuerst von Ammian (im 4 Jahrh. p. Chr.) erwähnt, dann von Hieronymus (leuca), von Hesychius: *λεύγη μέτρον τι Γαλακτικόν*. Das Wort findet sich in allen celtischen Dialecten, den Bretannischen ausgenommen, der es eingebüsst hat. Es bedeutet ursprünglich einen platten Stein. Die Meilen wurden wie bei den Römern (lapis) und zum Theil auch bei uns durch Stein (daher Meilenstein) bezeichnet. Irisch heisst das Wort leac, gälisch leac, leachd, kymrisch llech. Sogar das Geschlecht stimmt überein; denn sie sind alle weiblichen Geschlechts. Verwandt damit sind irisch leug, leig, ein Edelstein, ein Kieselstein. Von diesem Worte sagt nun Holtzmann Folgendes aus: das Wort leuca ist nicht britisch: denn Bretonisch leo ist doch wohl erst aus lieue entlehnt. Man hat aber auch bis jetzt kein deutsches Wort herbeizuziehen gewusst. (Ganz natürlich, weil noch niemand diesem Irrwahn huldigte, das Celtische und Germanische für identisch zu halten.) Ich glaube das Wort zu finden im veralteten deutschen Wort lachu, divisio, bei Graff 2, 100. Dazu gehört angels. leove, das ich übrigens nur aus Graff unter leuga kenne. So weit Holtzmann. Das Wort lleoune steht aber nicht bloss bei Graff, sondern auch bei Bosworth und in jedem angelsächsischen Wörterbuche, ist aber weiter nichts als die germanisirte Form des mittellateinischen lewa. Und damit glaubt Holtzmann nun, indem er alles oben von mir Beigebrachte nicht kennt oder mit Fleiss ignorirt, den celtischen Ursprung im früheren Sinn beseitigt und den germanischen festgestellt zu haben. Das Bretonische leo, lev, leu, ist allerdings entlehnt, eben weil es schon Miele, und nicht Stein bedeutet, und seine Form verdächtig ist, indem sie zu dem Französischen, aber nicht zu den übrigen drei celtischen Sprachen stimmt; aber warum erwähnt Holtzmann das irische, gälische und kymrische Wort gar nicht? Also, um seinem seltenen germanischen lachu, welches nur in der mittellateinischen Form lachus bekannt ist, und welches incisio arborum, divisio, scil. agrorum, qui hisce incisionibus terminantur, bedeutet, und wohl als

Grenzbestimmung, aber nicht als Zeichen einer Entfernung, eines Masses diente, das im Milttellateinischen und den Romanischen Sprachen mit der Bedeutung Meile vorkommenden Wort zuzuweisen, gibt er den drei Zeugnissen der Alten, die ausdrücklich sagen, dass es ein Gallisches oder Celtisches Wort sei, einen anderen Sinn, und kennt die Formen des Worts in den drei celtischen oder doch bei Andern für celtisch geltenden Sprachen, im Irischen, Galischen und Kymrischen, nicht oder ignorirt sie absichtlich. Dagegen kennt er sonderbarer Weise die niederbretannische Form, vielleicht eben, weil er sie mit Recht verwerfen kann, und die anderen nicht.

Dr. C. A. F. Mahn.

Zur Shakspeare-Literatur.

Referent braucht sich nicht wie Adolf Stahr in einem den gleichen Gegenstand behandelnden Artikel der Nationalzeitung vom 24. December 1857 gegen den bekannten Goethe'schen Vorwurf „Shakspeare und kein Ende“ zu vertheidigen, wenn er über drei verdienstvolle Werke berichtet, deren zwei sich direct mit dem grossen Barden beschäftigen, während das dritte ihn aus seinen Zeitgenossen zu erklären bezweckt. Ich spreche zunächst von „Dingelstedt, Studien und Copien nach Shakspeare. Pesth, Wien, Leipzig 1858,“ durch welches der Verfasser eine innigere Aneignung Shakspeare's für die deutsche Nation anzubahnen strebt, als dies bisher geschehen, und zwar auf doppeltem Wege: 1) durch eine neue Reproduction in künstlerischer Uebertragung, 2) durch vollständige angemessene Vorführung auf der Bühne. Um die Nothwendigkeit der ersten zu beweisen, zählt Dingelstedt S. 6 die bisherigen zehn Uebersetzungen auf, von denen genau genommen die von Benda, Mayer und Döring, Körner, Böttger, Ortlepp, Keller und Rapp, sowie die literarhistorische Curiosität der Wieland-Eschenburg'schen Arbeit nicht mehr mitzählen, während Voss einem Holzschnitt, Schlegel-Tiek einem Kupferstiche, Kaufmann aber einem Lichtbilde verglichen wird, das jede Warze und Sommersprosse treulich wiedergibt. Die beste der genannten Uebertragungen, die Schlegel-Tiek'sche, reicht bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft nicht mehr aus und kann bei der Fülle neuer Lesarten und Commentare und bei der vorgeschrittenen philologischen Kenntniss jetzt sehr wohl übertroffen werden. Die Lösung einer solchen Aufgabe bezweckt nun Dingelstedt im Verein mit den tüchtigsten Uebersetzern, die er auffordert, sich unter Gervinus Fahne zu schaaren, recht bald in's Werk zu setzen, um so das fünfhundertjährige Geburtsfest Shakspeare's im Jahre 1864 mit einem würdigen Geschenk zu begrüssen. Von diesem hofft er die wesentlichste Anregung für unsre dramatische Originalpoesie und echten Durchbruch und Aufschwung zu neuem und wahrem Leben, und schlägt, ein solches Unternehmen zu fördern, einen Shakspeare-Verein und ein Shakspeare-Jahrbuch vor, welche einen mehr poetischen Zweck zu verfolgen haben würden als die Londoner Shakspeare-Society, bemüht für Auffindung und Wiederzugänglichmachung alter Shakspeare-Quellen und ihn erläuternder Schriften. — In Bezug auf seinen zweiten Plan, eine Bearbeitung Shakspeare's für die deutsche Bühne, bespricht er zunächst frühere Bearbeiter, von denen Schröder den Dichter originalisirt, Schiller ihn idealisirt, Goethe realisirt, Schlegel-Tick ihn nationalisirt haben. Er soll nun universalisirt werden. Wie das geschehen und dem bei den jetzigen Shakspeare-Aufführungen oft noch fühlbaren Mangel abgeholfen werden könne, darüber gibt der kenntnissreiche Theaterintendant (19, 20) die praktischsten Winke und schliesst daran eine eigene Bearbeitung des Macbeth und des Sturmes „nicht als Muster, sondern als einseitige Vorläufer, mundrecht, bühnengerecht, praktisch.“ Seite 146—165 enthalten

höchst interessante Noten mit dramaturgischen Winken, auch eine Kritik von Schiller's Behandlung des Dramas, 165—254 folgt der Sturm, der in ähnlicher Weise für die Bühne zurecht gemacht ist und durch eine bis 276 gehende Geschichte seiner Aufführung und Inscenesetzung abgeschlossen wird.

Das zweite Werk ist das auch nach Gervinus noch höchst verdienstliche „Shakspeare, seine Zeit und seine Werke; Vorlesungen von F. Kreyssig. Berlin, Nicolai, 1858. Erster Band, von dem Stahr enthusiastisch sagt, es sei ein würdiges Gegengeschenk, das die deutsche Literatur der englischen für Lewes' vortreffliches Werk über Goethe entgegenbringe. Diese Vorlesungen rechnen darauf (VI), der Verurtheilung als Dilettantenarbeit auch vor dem Forum billigdenkender Fachmänner wohl zu entgehen — sie bekennen aber offen, dass sie vorzugsweise an strebsame und gebildete Dilettanten (im guten Sinne) sich wenden, an Männer und Frauen, welche ihrem Shakspeare, ohne die Musse und die Hülfsmittel zu langjährigen, strengen Studien zu besitzen, doch einen nachhaltigern Genuss verdanken möchten, als die unvermittelte und unvorbereitete Lectüre ihn gewähren kann. Wie das besprochene Dingelstedt'sche Werk will Kreyssig das ethische, echt humane Lebenselement der Shakspeareschen Dichtungen flüssig machen für die Befruchtung unsers nationalen Bewusstseins, Shakspeare in möglichst ausgedehnte Kreise einführen als einen Anreger zu männlichem Denken und Wollen, zu klarer und scharfer Beobachtung der wirklichen Welt nicht weniger als zu einem reinen und hohen Cultus des Erhabenen und Schönen. Er beginnt zu dem Ende in seiner ersten Vorlesung mit einem lebensvollen Bilde von Shakspeare's Zeitalter und Volk, denn Shakspeare ist (23) keine Ausnahme von der Regel, dass man Feigen nicht lesen kann von den Dornen, noch Trauben von den Disteln. Wie jedes echte Genie war er erst ein guter, vollbürtiger Sohn seiner Zeit, ehe ihm, weniger vielleicht der Gedanke und Plan, als die Kraft und die Nothwendigkeit kam, sich kühnen Schwunges über sie und über alle Zeit zu erheben. Seine Kunst steht im innigsten Zusammenhange mit dem Leben und der Bildung seiner Epoche. Er war kein Revolutionär auf dem Gebiete des Dramas, sondern vielmehr ein Reformator und genialer Schöpfer. Dies deutlicher zu zeigen, gibt Kreyssig in der zweiten Vorlesung eine kurze Geschichte des mittelalterlichen Dramas, seiner Entwicklung in England bis auf Shakspeare und einen Ueberblick über die englische Bühne zu seiner Zeit, ihre sociale Stellung, Technik, Publicum und Hülfsmittel, wesentlich nach Thomas Nash's von Sillig (in Shakspeare, sein Leben, seine Werke und seine Zeit. Leipzig 1855) benutzten Werke: Shakspeare and his times. Die dritte Vorlesung stellt die dürftigen Nachrichten von Shakspeare's Biographie zusammen, die vierte behandelt Wiedererweckung, Ausbreitung und Wirkungen des Shakspeare-Studiums und stellt die Grundzüge zur Würdigung der künstlerischen und sittlichen Bedeutung des Dichters auf, den Kreyssig (S. 127) „als den sittlichsten, männlichsten und geistig gesundesten Dichter verehrt, wie er als der phantasiereichste, anziehendste, lieblichste und erschütterndste längst von Beurtheilern und Lesern aller Bildungsstufen und Farben anerkannt und genossen wird.“ Als Einleitung zu den nun folgenden historischen Stücken (denn Kreyssig hat nicht die doch nur unsichre chronologische Ordnung befolgt, sondern nach innern Gründen die verschiedenen Stücke zusammengestellt) gibt er ein Gesammtbild des in ihnen dargestellten Zeitraums und handelt von den Quellen, besonders Holinshed und Sackvilles Mirror, denen Skakspeare folgte, ohne wie Schiller handelnde Hauptcharaktere zu erfinden; zum Schluss dieses Abschnitts weist er mit Recht die Ansicht zurück, Shakspeare sei kein Engländer gewesen, wie Christus kein Jude, er arbeitete und dachte vielmehr für sein Vaterland. Die sechste bis zwölfte Vorlesung behandeln nun in präciser und dabei kerniger Sprache die sieben grossen englischen historischen Dramen, mit Richard II. beginnend und ab-

schliessend mit dem in mehrfacher Beziehung den andern fern liegenden König Johann, welches Stück besonders geeignet ist, Shakspeares historischen Standpunkt, sowie die Methode seiner Schöpfungen auf diesem Gebiete zu erkennen und resumirend zusammenzufassen Wir wollen nicht weiter eingehen in das mit 492 Seiten abgeschlossene Buch, das entschieden zu dem Bedeutendsten zu rechnen ist, was die Shakspeare-Literatur aufzuweisen hat, und wir wollen hoffen, dass die Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung, welche durch die Veröffentlichung von Kaulbach's herrlicher Shakspeare-Galerie und Carrières Commentar dazu sich schon so grosses Verdienst um alle Freunde des grossen Dichtess erworben hat, recht bald die zwei übrigen Bände von Kreyssig's geistreichem Werke nachfolgen lassen werde.

Wir kommen jetzt drittens zu der Besprechung eines ersten Bandes von einem Werke, dessen Autor dem Publicum als Dichter schon länger bekannt ist, der aber bisher wie ein flüchtiger Schmetterling an den duftigsten Blüthen des Orients seine Nahrung gesogen hatte, wir meinen — Shakspeare's Zeitgenossen und ihre Werke. In Charakteristiken und Uebersetzungen von Fr. Bodenstedt. (Erster Band. John Webster. Berlin 1858. 8. Oberhofbuchdruckerei.) Das Buch ist bestimmt, durch vergleichende Charakteristiken der hervorragendsten Zeitgenossen Shakspeare's und Uebertragungen ihrer eigenthümlichsten dramatischen Schöpfungen neue Beiträge zur Kenntniss der altenglischen Bühne zu liefern, und in den vier ersten Bänden ausschliesslich Uebersetzungen und übersichtliche Auszüge der vorzüglichsten Dramen, nebst Nachrichten über das Leben ihrer Dichter zu bringen, während es dem fünften Bande vorbehalten bleibt, den Zusammenhang dieser Dichter mit Shakspeare und seinen Vorläufern nachzuweisen, endlich in grossen Zügen ein anschauliches Bild der altenglischen Bühne zu geben, mit Hinblick auf die Ursachen ihres Aufschwungs und Verfalls. Die Stücke sind je nach ihrem Werthe mehr oder weniger vollständig gegeben, am Ausführlichsten aber ein Ueberblick über das Scenische. Mit Ausnahme des Faust von Marlowe ist keins der gegebenen Stücke bisher vollständig übertragen, da Tick, Baudissin, Kannegiesser, Bülow mit wenigen Ausnahmen grade die besten Dramen weniger beachtet haben; viel verdankt Bodenstedt bei seiner Auswahl dem Urtheil des in altenglischer wie in spanischer Dramatik überaus bewanderten Schack; dass er übrigens sein Werk grade mit Webster eröffnet, hat seinen Grund darin, dass dieser Mann am wenigsten in Deutschland bekannt ist und es doch zu sein verdient. In der Einleitung gibt Bodenstedt über Webster, dessen Werke er nach der neuesten Ausgabe von Dyce zu Grunde legt, die wenigen, bei ihm wie bei den meisten Zeitgenossen überaus spärlich ausfallenden biographischen Notizen; es folgt dann nach genauer Angabe der älteren Ausgaben und anderweitiger Behandlung desselben Sujets, nach drei poetischen zum Lobe des Stückes an den Autor gerichteten gleichzeitigen Zuschriften und Websters Zueignung seines Dramas an den Baron Berkeley S. 27—200 die Herzogin von Amalfi in vollständiger, theils poetischer, theils prosaischer Uebersetzung, die sich bis auf einige (absichtlich?) unvollzählige Quinare ganz gut liest und den gewandten Uebersetzer, als den sich Bodenstedt schon so vielfach bethätigt hat, wieder von Neuem bekundet. Weshalb Bodenstedt grade dieses Stück gewählt hat, erklärt er S. 8 der Einleitung, wo er bemerkt, Appius und Virginia sei unstreitig die reinste und edelste Schöpfung Webster's, und er würde dieses Werk statt der Herzogin, die sich in Reinheit des Stils und Einfachheit der Composition damit nicht messen kann, nicht gewählt haben, wenn es sich hier darum gehandelt hätte, dem regelrechtesten und nicht vielmehr dem eigenthümlichsten Stücke des Dichters den Vorzug zu geben. Nach 22 exegetischen, meist auf Parallelstellen hinweisenden Noten folgt S. 210 eine ausführliche Inhaltsangabe nebst längeren Stücken aus „Vittoria Accorombona, der weisse Teufel," welche wieder durch bibliographische Notizen eingeleitet

wird; wir erfahren, dass das Stück von den meisten Literarhistorikern ausser Büchner mit Unrecht herabgesetzt ist, und in der That bestätigen die gut gewählten Auszüge des Autors Urtheil. 265—285 folgt eine viel abgerissenere Uebersicht des unbedeutenderen Stückes: Des Teufels Recht-handel, 287—322 eine mit zerstreuten Uebertragungen ausgestattete Inhaltsangabe von Appius und Virginia, „das nicht nur zu den besten Dramen Webster's, sondern überhaupt zu den besten Dramen der englischen Bühne gehört" (S. 290), und dessen verhältnissmässig geringere Behandlung wir daher nur bedauern können. 323 folgt Sir Thomas Wyatt, ein nur unvollständig erhaltenes Stück, das aber zu Webster's gelungensten Schöpfungen gehört; endlich Westward Ho, eine ideale Komödie, die es mit der Wahrscheinlichkeit nicht so genau nimmt und der Phantasie des Zuschauers weiten Spielraum lässt, und Northward Ho (S. 361), das wie jenes fünfactig und in Prosa, derselben niedern Sphäre angehört, aber geringern poetischen Werth hat. Den Schluss machen drei Stücke, welche Webster in Gemeinschaft mit Andern schrieb: S. 367 Eine Kur für einen Hahnrei, von Webster und W. Rowley, ein Stück, dem es nicht an Witz und Laune fehlt, Der Unzufriedene, von Webster und John Marston (S. 377—384) und endlich Das thrazische Wunder, das aber höchst wahrcheinlich nur in Folge eines Missverständnisses John Webster zugeschrieben ist, da William Webster 1617 den Rowley'schen Lustspielstoff poetisch behandelte. Das an lyrischen Schönheiten reiche, als Drama nur unbedeutende Werk mit höchst mangelhafter Charakteristik und mehr epischer als dramatischer Behandlung des Stoffs schliesst die Gesammtausgabe von Webster's Werken und den ersten interessanten Band von Bodenstedt's Arbeit.

Dr. S.

Grammaires provençales de Hugues Faidit et de Raymond Vidal de Besaudun (XIIIe siècle). Deuxième edition revue, corrigée et considérablement augmentée par F. Guessard. Paris. Frank. 1858.

Es ist ein auffallendes Factum, dass, während unsre deutschen Buchhändler hier wie in Leipzig einen wahren Horror vor der Verlegung eines provençalischen Werkes haben, da dergleichen Sachen nicht gehen und die Kosten nicht heraus bringen, während sie glauben, schon als Märtyrer der Wissenschaft aufzutreten, wenn sie ein derartiges Werk, ohne Honorar zu zahlen, nur drucken — es ist auffallend, sage ich, dass daneben Guessard seine Vorrede mit folgenden Worten des Dankes für seinen Verleger schliessen musste, der sein Werk in Braunschweig bei Westermann drucken liess: Il faut encore, pour m'acquitter entièrement (dies bezieht sich auf einige Worte über Galvani, der die Grammatiken nach Guessard edirte, ohne ihn zu erwähnen, und über den verstorbenen Minister Fortoul, dessen Andenken dieses Buch gewidmet ist), que j'adresse des remerciments à mon courageux éditeur. Ceux des libraires mes compatriotes à qui j'ai demandé timidement s'ils voulaient bien consentir à se charger de cette publication, se sont empressés de me répondre non. Le premier éditeur allemand auquel j'ai eu recours m'a repondu jawohl avec une extrême courtoisie. Grâces lui en soient rendues, à lui et à la docte Allemagne, qui étudie plus que nous et parfois mieux que nous les origines de notre langue et de notre littérature. Aehnliche Gefühle haben den Autor bewogen, die im Jahre 1840 im ersten Bande der Bibliothèque de l'école des chartes nach dem unvollständigen Pariser Manuscripte edirten Grammatiken jetzt nach genauen Collationen in den italienischen Bibliotheken verbessert und durch ein Reimlexikon vermehrt herauszugeben, nach einer sehr mühsamen Arbeit des vielfältigsten Collationirens, von dem man auch gewöhnlich in Frankreich behauptet, que

c'est aux Allemands que revient de droit cette tâche pénible et fastidieuse. Die neuen Forschungen haben in Verbindung mit einer Stelle der erst nach 1840 edirten Leys d'amor die früher von Guessard ausgesprochene Vermuthung, dass Raymond Vidal de Besaudun, der als Lyriker und besonders als Autor von Novellen bekannte Troubadour, der Verfasser des zweiten Tractates sei, zur Gewissheit erhoben. Die beiden Grammatiken vorangehende ausführliche Vorrede ist im Wesentlichen dieselbe als die der früheren Ausgabe, nur mit Auslassung einzelner unwesentlicher Punkte und Hinzufügung neuer wichtiger Notizen; sie legt zuerst die leitenden Grundsätze des Verfassers vom Donat proensal dar und entwickelt die daraus abzuleitenden grammatischen Regeln für die verschiedenen Hauptbestandtheile der provençalischen Sprache; auf S. XLIII geht er auf die Rasos de trobar des Vidal über, der nicht bloss Grammatiker ist wie Faidit, sondern Literator und Kritiker, und seine grammatischen Lehren mit höheren Vorschriften über Composition und Stil und mit Betrachtungen über den Werth der langue lemosine untermischt. Sehr wichtig ist besonders die Stelle (S. 71): La parladura francesca val mais et es plus avinenz a far romanz et pasturellas, mas cella de Lemosin val mais per far vers et cansons et serventes. Nach einer Nachweisung der benutzten Manuscripte (LVII — LXIV) folgt S. 2 — 39 der Donatz proensals, links der provençalische Text, rechts die lateinische Uebersetzung, unten wenige, meist kritische Noten; 40 — 65 der zum Donat gehörige Abschnitt de las rimas, ein höchst interessantes Reimlexikon, welches den Hauptwerth der neuen Ausgabe bildet; endlich 69 — 86 der provençalische Text der Rasos de trobar mit zahlreichen Nachweisungen der Stellen in den Troubadours, wo sich die vielfach citirten Verse finden. Möge der Herausgeber nicht durch seine Betheiligung an der Publication der Anciens poëtes de la France verhindert werden, seine weiteren Arbeiten auf dem Gebiete des Provençalischen zu veröffentlichen, und ihm ein gleich freundliches Jawohl in diesem Falle zugerufen werden.

Dr. S.

Flowers of poetry. A selection of english poems chiefly modern by Dr. M. Luedecking. Wiesbaden, Kreidel & Wiedner 1857.

Der Herausgeber führt uns in chronologischer Folge eine grosse Anzahl Dichter und Dichterinnen vor. Auch von weniger bekannten Dichtern gibt er eine oder einige Proben ihres Geistes. In Bezug auf den Inhalt ist viel Mannichfaltigkeit. Balladen, wie „John Barleycorn,“ Nationallieder, „Rule Britannia,“ the mariners of England, kräftig-fröhliche Seemannslieder, wie das von Allan Cunningham mit dem englischen Haupt-Gedanken „The world of waters is our home — And merry men are we,“ sanft melancholische Gefühle und Melodien von Moore und Gedichte mit religiösem Schwunge von Mrs. F. Hemans, sind geeignet, die Seele eines empfänglichen Schülers mannichfach anzuregen. Die englische Poesie oder die englische Literatur überhaupt hat, wie die der beiden grossen Staaten des Alterthums etwas sehr Patriotisches. Dem Jünglinge oder schon dem Knaben wird dies durch lyrische Gedichte am deutlichsten, am fühlbarsten.

Die vom Herausgeber gewählten Gedichte sind aber wegen ihrer Reinheit ebenso geeignet, auch gereifteren Mädchen eine gesunde Nahrung zu geben. Nur ein einziges Gedicht oder die im Gedichte ausgesprochene Ansicht eines Dichters klingt mir wie ein Misston in die schöne Harmonie. Davon weiter unten.

Die chronologische Zusammenstellung bringt aber bei einem Schulbuche, wie vorliegendes, einiges Unangenehme oder etwas Störendes mit sich. Wenn auch die poetischen Talente, welche in verschiedenen Zeiten aufstehen, mit der Entwikelung und Fortbildung der Jahrhunderte im Allgemeinen höhere

Aufgaben haben hauptsächlich in Bezug auf die Erforschung der Seele, so müssen doch die verschiedenen Aufgaben, welche die Einzelnen sich wählen, sehr verschieden behandelt werden. Der eine Dichter umfasst mehr, was die höhern Stände bewegt, ein anderer ergründet das Gemüth des Volkes. Der letztere muss natürlich, weil er wieder zu den unteren Ständen sprechen will, einfacher sein in seiner Darstellung und leichter verständlich. Ein Dichter nun, welcher in einer früheren Zeit die Tiefe des Menschen auf dem Throne, im Felde, im Cabinet, etc. ergründet hatte, muss in einer solchen Gedicht-Sammlung mit seinen Schöpfungen früher aufgestellt werden, als der spätere Dichter, welcher nur ein kleines Theilchen des Menschen zu seiner poetischen Thätigkeit sich ausgewählt und weil er etwa hauptsächlich das Dorfleben schilderte, einer deutlicheren Darstellung sich befleissigen musste, weil er von den Dörflern wollte verstanden werden. Das Schwerere muss also der Chronologie wegen früher in diesem Falle mitgetheilt werden, als das Leichtere, für Schüler Verständlichere, was in einer späteren Zeit erst geschrieben wurde.

Unter solche leicht verständliche Gedichte gehört das irisch-komische Gedicht S. 183 „die alte Frau und ihre Eier“. Eine Bäuerin, welche wahrscheinlich an kalten Tagen ein Schlückchen nahm, schlief nach einem Jahrmarkt auf der Chaussee ein. Ein Spassvogel schneidet ihr ein gutes Stück von ihrem Kleide ab. Der Frost weckt sie auf. In dieser beschnittenen Ausgabe ihres Kleides kommt sie sich gar nicht mehr als dieselbe vor. Sie entdeckt aber mit ihrem Scharfsinne ein Mittel, zu ergründen, ob sie wirklich dieselbe Person ist. Sie hat ein Hündchen welches knurrt, wenn eine fremde Person kommt, aber schmeichelt, wenn die Besitzerin selbst kommt. In ihrem Eifer fasst sie das Hündchen unsanft an, so dass es knurrt. „Nun sehe ich, dass ich es nicht bin,“ d. h. die Beschnittene. Ebenso gehört in die für Knaben verständliche Abtheilung der Gedichte „König Johann und der Abt von Canterbury“. Die Pfiffigkeit eines Knechtes, welcher dem Abt aus seinen Nöthen hilft, spielt darin die Hauptrolle. Unser Volksdichter Bürger hat die Hauptsache beibehalten und nur anstatt Canterbury St. Gallen gesetzt. Aber wenige Seiten weiter unten werden der chronologischen Folge wegen zwei Stellen aus Shakspeare eingereiht.

Die erste dieser Stellen ist eine Anrede an den Schlaf. Der Knabe, welcher bei der Pfiffigkeit des bischöflichen Knechtes ganz Ohr war, wird das Shakspearische Gedicht sehr langweilig finden und am Ende eher dem Schlafe in die Arme sinken, als dass er mit dem Dichter darüber nachdenkt, warum der süsse Schlaf die schwellenden Polster der Vornehmen vermeidet und dafür in die niedrigen oft nicht sehr sauberen Hütten der Dürftigkeit sich desto mehr einzunisten den Eigensinn hat. Um Shakspeare bei seinem Forschen des menschlichen Gemüthes folgen zu können, muss der Leser selbst schon mehr beobachtet haben. Der Leser oder Hörer von Shakspeare muss wissen, wie manche Vornehme geistig und leiblich leben, um des natürlichen Geschenkes des Schlafes verlustig zu gehen. Einem Knaben kann aber der Lehrer in der Schulstube die Gründe nicht erklären. Ich vermuthe nämlich aus dem Inhalt mehrerer Gedichte, dass diese Sammlung schon Knaben von dreizehn Jahren in die Hände gegeben werden soll.

Was wir von den Betrachtungen über den Schlaf sagten, gilt auch von einem andern aus Shakspeare gewählten Stücke, Polonius ertheilt seinem nach Frankreich reisenden Sohne Verhaltungsmassregeln, welche aber für ein schon reiferes Alter berechnet sind. Eine gewisse vornehme Zurückhaltung, welche der abreisende Sohn sich als Norm vorhalten soll in dem Zusammentreffen mit Menschen, wird von dem gemüthlichen Knaben nicht verstanden und wenn sie verstanden werden könnten, würde sie verabscheut werden. Denn bei einem kräftigen Knaben will das volle Gemüth rücksichtslos durchbrechen in Liebe und Hass.

Der abreisende Sohn des Polonius (etwa sechsundzwanzig Jahre alt)

würde sich an der Pfiffigkeit des bischöflichen Knechtes nicht so sehr ergötzt haben als ein dreizehnjähriger Knabe. Und der Knabe wird an den väterlichen Ermahnungen des Polonius kein Interresse finden, weil er sie nicht versteht. Die nahe an einander stehenden Gedichte sind also nicht für dieselben Leser, nicht für dieselben Jahre geeignet.

Eben so verschieden ist z. B. „der wandernde Knabe“ White's von Byron's „Childe Harolds Abschied von England“. Der wandernde Knabe, der seine Eltern verloren, von Allen, denen er begegnet, hart behandelt wird, dem, mitten im Winter, der harte Hüttenbewohner die Thüre verschliesst, und der, weil er nirgends Mitleid findet, sich nach dem Grabe sehnt, wo seine Eltern liegen, dieser verlassene, wandernde Knabe ist sicher, dass er die Sympathie eines Lesers von dreizehn Jahren erregt und sehr lebhaft erregt.

Auf der folgenden Seite lesen wir Byron's Worte „Mit dir, meine Barke, will schnell ich gehen durch die schäumende Fluth, unbekümmert, zu welchem Lande du mich bringst, wenn es nur nicht zur Heimath ist“ Die Liebe, die Anhänglichkeit an den heimischen Boden, wo wir „die erste Lust, den ersten Schmerz empfanden,“ ist Allen angeboren und es ist höchst auffallend und schwer zu begreifen, wie ein Byron mit solchem Hasse von seinem Vaterlande sprechen kann. Einem Schüler, welcher an dem Geschick des „wandernden Knaben“ der keine Heimath hat, aber eine sucht, den innigsten Antheil nimmt, ist die Stimmung des stolzen, sein Vaterland verachtenden oder hassenden Britten ganz unverständlich. Was hilft das Uebersetzen der Wörter, wenn der Sinn nicht erfasst wird! Ich bin überhaupt der Ansicht, dass nichts dem Schüler geboten werden darf, wozu er nicht reif ist und was er nicht nach allen Seiten hin durchdringen oder durchfühlen kann. Ich finde bei zu schweren Aufgaben der Lectüre dieselbe Ungerechtigkeit ausgeübt, deren man sich so oft schuldig macht, wenn man etwa sechzehnjährigen Schülern Aufgaben zu deutschen Aufsätzen gibt, welche, wenn sie gut behandelt werden sollen, die Erfahrung und den erweiterten geistigen Kreis eines Fünfundzwanzigjährigen erfordern.

Ein Jüngling von siebzehn oder achtzehn Jahren muss mit der englischen Geschichte schon vertrauter sein, er muss die Vorzüge, aber auch die Schattenseiten dieser Inselbewohner kennen gelernt haben. Einem solchen wird es begreiflich werden, wie Byron, fast identisch mit seinem Helden Childe Harold, ein Vaterland, dessen Bürger zu sein Viele für ein Glück halten würden, hassen konnte, weil seine Landsleute neben vielen guten Eigenschaften auch grosse Neigung besitzen, bei grösseren Unternehmungen, wie in den letzten Napoleonischen Kriegen, mehr ihren materiellen Vortheil, als die Humanität, die Menschenrechte oder das rein Menschliche zu berücksichtigen. Ausserdem beherbergen die englischen Gemüther, was dem freisinnigen Byron besonders widerlich sein musste, ein ziemlich grosses Quantum von Pedantismus, namentlich in religiösen Dingen. Der Buchstabe gilt ihnen mehr, als der Geist, eine Beobachtung, die man eben so in der Handhabung der englischen Justiz nur zu oft machen kann. Seiner Ansichten wegen war Byron von pedantischen Landsleuten vielfach angefeindet worden. In Bezug auf seine Person, seine Herzensneigungen hatte unser Dichter ebenfalls Bitteres in seinem Vaterlande erlebt. In seiner ersten Liebe war er spröde zurückgewiesen worden. Die zweite Geliebte wurde zwar ehelich mit ihm verbunden, aber ein rechter Einklang der Seelen wollte sich nicht zeigen. Dazu kam noch eine bitterböse Sieben von Schwiegermutter.

Dergleichen Gründe der Abneigung gegen sein Vaterland, von der Handlungsweise des Volkes, von der engherzigen Beurtheilung in Religionssachen und zuletzt von persönlichen Begegnissen hergenommen, können wohl einem achtzehnjährigen Jünglinge deutlich gemacht werden; ein Knabe von dreizehn Jahren wird aber die Gründe nicht verstehn, und also auch das Gedicht selbst nicht. Die beiden Gedichte „der wandernde Knabe“ von

White und „der Abschied an England" stehen in der Sammlung unmittelbar neben einander, aber in Bezug auf das Verständniss derselben liegt in der Seele des Schülers ein Unterschied von wenigsten vier Jahren.

Indessen wird dieses durch die Beachtung der Chronologie herbeigeführte Verhältniss, dass sehr kindliche und sehr männliche Gedanken neben einander stehen, dem Gebrauche des Buches keinen Eintrag thun.

Der Lehrer wird dem Bedürfnisse gemäss für jüngere Schüler die leichteren Gedichte auslesen und die schwereren, grösserer Reife des Urtheils zum Verständniss erheischenden, den reiferen Schülern aufheben.

Der Herausgeber hat den Gedichten das Geburts- und Sterbejahr der Dichter, soweit solches bekannt, beigefügt. Das scheint mir nicht zweckmässig, weil es zu mager ist. Wäre es nicht zweckdienlicher gewesen, wenn der Herausgeber noch einige Seiten dazu angewendet hätte, eine kurze Biographie oder einige Notizen aus dem Leben oder von den Werken der Dichter zu geben? Eine solche gelegentliche Angabe nach dem Vorausgang einiger Gedichte bleibt besser im Gedächtnisse, als wenn in einer besonders angeordneten Stunde die Literaturgeschichte im Zusammenhange gelehrt wird. Die Literaturgeschichte hat überhaupt für Schüler, die noch nicht das siebzehnte Jahr erreicht haben, und die nicht leicht dahin geführt werden können, den grossen Entwickelungsgang in den fortschreitenden Jahrhunderten zu verfolgen, etwas Langweiliges. Ein Grund dieser Langweiligkeit für Knaben liegt mit darin, dass während ein Dichterleben sehr reich sein kann an Freuden und Genuss, aber ebenso auch gequält durch herben Schmerz und nicht bloss wegen der eigenen Person, dass doch in Bezug auf das äussere Leben oft sehr wenig Interessantes angegeben werden kann. Deswegen ist es wohl zweckmässig, dem Schüler, wenn er einige Gedichte gelesen und durch die ausgesprochenen Gedanken, Ansichten und Gefühle etwas mit dem Dichter bekannt geworden ist, nun demselben einige Notizen über des Dichters Leben und Wirken mitzutheilen. Diese Mittheilung würde am zweckmässigsten nach dem letzten Gedichte gegeben. Denn je mehr wir die Ansichten einer Person kennen gelernt haben, desto mehr interessiren wir uns für ihre Lebensverhältnisse. (Der Herausgeber hat nämlich das Geburts- und Sterbejahr immer nach dem ersten Gedichte angegeben.) Werden in den unteren Classen auf diese Weise einzelne Notizen über Dichter oder Schriftsteller überhaupt mitgetheilt und dem Gedächtnisse einverleibt, so ist es dann in der obersten Classe ein Leichtes, eine Uebersicht über die Entwickelung der ganzen Literatur zu gewinnen.

Ich weiss nicht, ob Andere in dieser Hinsicht mit mir übereinstimmen, vielleicht ist es nur eine Liebhaberei von mir, literarische Notizen den gelesenen Stücken beizufügen, wie ich es in einem Schulbüchelchen (Anecdotes, Jena, Frommann 57) gethan habe. In demselben hatte ich noch die Nebenabsicht, durch die deutsch beigefügten Notizen im Uebersetzen ins Englische zu üben. — Wenn Andere auch anders urtheilen, eins wird sich nicht abstreiten lassen, dass Knaben und angehende Jünglinge so auf eine angenehme, weniger auf ermüdende Weise zu einiger Kenntiss der fremden Literatur geführt werden können.

Das Gedicht, von welchem wir oben sagten, es sei wie ein Misston in der allgemeinen Harmonie, ist von Cowper, Seite 33. Die Ueberschrift „Mitleid für die armen Africaner" ist von dem, wie mir scheint, zur Unzeit spasshaften Dichter fast spöttisch angewendet. „Ich bemitleide sie höchlich, aber doch muss ich schweigen: denn was sollten wir thun ohne Zucker und Rum? Besonders ohne Zucker, der so nöthig uns ist. Wie sollten wir missen den Nachtisch, den Kaffe und Thee!"

„Wenn andere Nationen," singt der erhabene Dichter in einer anderen Strophe „wenn Andere Reichthümer sich sammeln durch den Handel mit Schwarzen, warum sollten denn wir nicht unser Theilchen uns nehmen?"

Dieses Gedicht ist nach meiner Ansicht aus einer solchen Sammlung

aus zwei Gründen zu verbannen, erstens, weil es einen Handel vertheidigt, welcher jeden unverdorbenen Menschen mit Ingrimm erfüllt, und zweitens, weil der Dichter darüber noch scherzen kann, dass die Menschenrechte der Africaner mit Füssen getreten werden. Man weiss, dass moralische Bedenklichkeiten auf eine spasshafte Weise bei Seite gelegt, auf muntere, mitunter übermüthige Knaben oder Jünglinge eine sehr üble Wirkung äussern. Zuerst werden solche Ansichten von ihnen nur bei Scherzen angewendet, aber unvermerkt gehen sie ins Leben über; für Knaben ist namentlich der im Gedichte gebrauchte Vergleich besonders schädlich. Der nicht edele Dichter sagt: Es waren einmal Knaben, welche in einem Obstgarten stehlen wollten. Sie forderten einen Kameraden auf, bei der Unternehmung sie zu begleiten und Theil am Raube zu nehmen. Dieser, gewissenhafter, als die Einladenden, stellt jenen vor, dass der Garten einem armen Manne gehöre und dass jener die Früchte für seine Familie sehr nothwendig brauche. „Wenn du nicht mitgehen willst, so thun wir es allein.“ Der Gewissenhaftere denkt, einmal wird doch gestohlen, also ist es am besten, du nimmst auch einen Theil. Die stehlenden Knaben werden mit den anderen Staaten, welche Sklavenhandel treiben, verglichen, der gewissenhaftere, aber doch nachgebende Kamerad, mit den Engländern. Passt ein solches Gedicht, mit einer solchen Moral für Schüler?

Aber nicht blos der Schulmann muss mit der Wahl eines solchen Gedichtes unzufrieden sein, ein Engländer aus unseren Tagen wird es ebenso sein, die Grundsätze, welche Cowper predigt, sind ja nach den napoleonischen Kriegen geradezu verpönt worden. Ob nur Humanität die Inselbewohner bewogen, den Sklavenhandel zu verbieten, oder ob das Ahnen einer Gefahr mit dazu gewirkt hat, wollen wir hier nicht untersuchen, aber verboten ist der Sklavenhandel und zwar hauptsächlich durch die Engländer.

Wenn die spanische Regierung sagt, der Sklavenhandel könne nicht aufgegeben werden, weil er dem Staate ein gewisses Einkommen sichere, so ist ein Land und ein Volk zu bedauern, das durch politische und kirchliche Verhältnisse gehemmt wird, durch regere Benutzung einer ergiebigen Natur auf andere Weise Wohlhabenheit zu erzeugen, und die Finanzminister mögen diess mit ihrem Gewissen abmachen, immer aber bleibt der Sklavenhandel ein schreckliches, an der Menschheit geübtes Unrecht. Daher meine Meinung, dass bei einer zweiten Auflage das Gedicht über den entschuldigten Sklavenhandel zu vernichten sei! Besser wäre es, die Gesinnungen eines Ministers, wie Canning zu schildern, als die Gefühle und Ansichten eines s o l c h e n Dichters.

Bei der schönen Schilderung unseres Rheinthales sagt Byron: „Und Hügel reich mit blühenden Bäumen, und Felder versprechend Korn und Wein, zerstreute Städte die Felder begrenzend, deren Mauern fernhin erglänzen gewähren ein Schauspiel, das mit doppelter Freude ich sähe, wärest du bei mir.“ Der Herausgeber gibt in einer Note an, die vertraute Seele, deren Gegenwart dem Dichter den Genuss an dem schönen Rheinthale verdoppeln würde, sei dessen Tochter Ada. Gewinnt diese Behauptung Wahrscheinlichkeit, wenn wir erwägen, was das sich sehnende Herz des Dichters verlangt? Er verlangt nach einer Seele, welche ihm gleichsteht, welche Erfahrung ger, macht hat, wie er selber, welche über den Werth des Lebens festerworbene Ansichten hat, welche oft unzufrieden mit den Menschen, zu einer höheren Welt sich erhebt und in der Schöpfung den Schöpfer ahnet, kurz, der Dichter sehnt sich nach einer Seele, welche entwickelt ist und als eine selbstbewusste Welt ihm entgegentritt. Kann diess die Tochter sein? Das Verhältniss des Vaters zur Tochter bleibt immer das des Beschützers zur Beschützten. Der Vater würde wohl dazu beitragen, dem edleren Gefühle der Tochter Nahrung zu geben. Er würde auch Freude empfinden, wenn er die Seele der Tochter sich heben sähe durch Eindrücke, welche auch auf ihn mächtig gewirkt haben. Aber gleichsam in Eins zusammenfliessen, wie es zwischen zwei vertrauten Seelen, welche zusammen jung gewesen,

möglich und gewöhnlich ist, kann bei dem Verhältniss des Vaters zur Tochter nicht angenommen werden. Dazu kommt, dass Byrons Tochter oder richtiger Töchterchen zu der Zeit, als er unser Rheinthal besuchte, noch ein Kind war. Da wäre das Sympathisiren vollends unmöglich gewesen.

Diess sind die inneren Gründe, welche gegen die Behauptung des Herausgebers sprechen. Wir wissen aber auch aus Byrons Briefen selbst und durch das Zeugniss eines Freundes des Dichters, dass das Gedicht „Der Drachenfels" nicht an sein Töchterchen, sondern an seine Schwester gerichtet ist. Es ist bekannt, dass ein sehr inniges Band die beiden Geschwister umschlang.

Uebel habe ich es dem Herausgeber genommen, dass er dem Americaner Longfellow siebenzehn Seiten in der Sammlung eingeräumt hat, während der durch ein volles Gemüth und eleganten Styl anziehende Goldsmith mit einer halben Seite abgespeist wird. Der Herausgeber hat freilich hauptsächlich die neuesten Dichter berücksichtigen wollen, aber, was gediegen ist, wird nie alt. Wenn ich von Longfellows „urkräftiger poetischer Fülle" auch nicht hingerissen, freilich auch noch nicht überzeugt bin, so leugne ich doch nicht, dass einzelne seiner Schöpfungen schön sind, z. B. das hier aufgenommene Gedicht „das offene Fenster", aber manchmal ist seine Poesie langweilig, wie eine ohne Hügel und Berge sich gleichgültig hinziehende americanische Ebene. Langweilig finde ich es, wenn er in seinem „Dorfschmied" singt: „Am Sonntag geht er in die Kirche und sitzt unter seinen Knaben; er hört den Pfarrer beten und predigen etc." Ist denn das so etwas Ausserordentliches, dass man am Sonntag einen Pfarrer predigen hört! Sehr geschmackvoll scheint mir auch folgende Stelle nicht: „Man kann ihn hören schwingen den schweren Schmiedehammer mit abgemessnem Schlag, wie der Küster läutet des Dorfes Glocke, wenn die Abendsonne versank!" Das Läuten der Abendglocke, welches auf das Gemüth des am Tage angegriffenen Erdenbewohners einen so wohlthätigen, beruhigenden Einfluss hat, wird verglichen mit dem einförmigen mechanischen Gepoch eines Schmiedes! So etwas Unpassendes, Geschmackloses schreibt Mrs. F. Hemans nicht. Unpassend, ich möchte fast sagen, läppisch finde ich folgenden Vergleich des Americaners: „Der Tag ist vorbei und die Dunkelheit fällt von den Flügeln der Nacht wie eine Feder niedergeweht wird von einem Adler in seinem Flug." Die Nacht wird sonst als Göttin vorgestellt, welche den Schleier sinken lässt oder über die Erde breitet, welchen sie am Morgen wieder aufhebt, aber die Feder, die niedergeweht wird, — bleibt doch auf der Erde. Also müsste ewige Nacht herrschen nach dem Falle der Feder! In solchen Gleichnissen kann ich nichts Geniales finden. Wenn ich nicht befürchtete, als Abtrünniger von unserem Geschlechte angesehen zu werden, so würde ich dem Herausgeber vorschlagen, bei der zweiten Auflage den Damen Hemans, Cook und Norton mehr Platz einzuräumen und dem Americaner etwas wegzunehmen. Der Herausgeber hat bei seltener vorkommenden Wörtern die Bedeutung beigefügt. Er hätte damit noch etwas freigebiger sein dürfen. Manchmal übersieht er es aber, wenn ein seltenes Wort zum erstenmal vorkommt, die Bedeutung beizufügen und thut diess erst, wenn das Wort das zweite oder drittemal vorkommt. Diess ist aber ein Versehen, dergleichen bei ersten Auflagen häufig vorkommen und welche bei zweiten Auflagen wegfallen, auch wenn die Herausgeber nicht vorher darauf aufmerksam gemacht worden sind.

Das Einzige also, was wir aus pädagogischen Gründen tadeln zu müssen glaubten (das Andere betrifft Kleinigkeiten), war das Gedicht über den Sklavenhandel. Die Blüthensammlung aber hat im Ganzen auf uns einen sehr wohlthuenden Eindruck gemacht und wir können aus voller Ueberzeugung das Buch dem Englisch-Lernenden, hauptsächlich höheren Töchter-

schulen empfehlen. Der Verleger selbst muss von dem Dufte dieser Blüthen angenehm afficirt worden sein, denn er hat das Buch sehr geschmackvoll ausgestattet.

Meiningen. Dr. Oswald.

Die Schauspiele Calderon's, dargestellt und erläutert von Friedr. Wilh. Val. Schmidt. Aus gedruckten und ungedruckten Papieren des Verfassers zusammengesetzt, ergänzt und herausgegeben von Leopold Schmidt. Elberfeld. 1857. Verlag von R. L. Friderichs.

Am 12. October 1831 starb Valentin Schmidt, einer der gründlichsten Kenner Calderon's, der sein schon im Jahre 1819 in dem Büchlein: „Ueber die Kirchentrennung von England, Schauspiel des D. Pedro Calderon de la Barca" gegebenes und später mehrfach erneuertes Versprechen, eine Schrift über Calderon's sämmtliche Werke herauszugeben, zu lösen durch seinen für die Wissenschaft viel zu früh erfolgten Tod verhindert worden ist. Wir verdanken seiner Feder eine 1820 erschienene Untersuchung: Ueber die italienischen Heldengedichte aus dem Sagenkreise Karl's des Grossen, womit er in Form eines Zusatzes eine Darstellung des letzten Erzeugnisses Calderon's, Hado y divisa de Leonida y Marfiso, verband, einen 1822 im Anzeigeblatt der Wiener Jahrbücher erschienenen Aufsatz: Kritische Uebersicht und Anordnung der Dramen des Calderon de la Barca, eine 1828 Bd. XLIII, S. 84 ff. veröffentlichte Recension der grossen Keil'schen Ausgabe des spanischen Dichters und manche wichtige Aufklärung in dem Gebiete der romanischen Literatur (siehe u. A. Diez, Poesie der Troubadours, S. 212). Glücklicherweise ist es seinem Sohne, Leopold Schmidt, möglich geworden, durch eine kritische und geistvolle Sichtung der hinterlassenen Papiere des Vaters diesem ein schönes, unvergängliches Denkmal in dem hier besprochenen Buche zu setzen. So weit es thunlich war, hat er des Vaters ursprüngliche Redaction benutzt, und wo, wie und warum er davon abgewichen ist, darüber erstattet er in der Vorrede die eingehendste Rechenschaft Die meisten Bemerkungen jedoch, mit denen er in Hinblick auf den seitdem fortgeschrittenen Stand der Wissenschaft das von dem Verfasser in den zwanziger Jahren Geschriebene zu begleiten für zweckmässig erachtete, hat er als Zusätze am Schlusse folgen lassen. Leider liessen ihn die Manuscripte des Vaters, wo es sich um eine Einleitung zu der Classe der geistlichen Dramen handelte, ganz im Stich. Dafür entschädigt uns jedoch der Herausgeber mit einem von ihm herrührenden, S. XXV der Vorrede beginnenden eingehenden Aufsatz über diese Dichtungen, aus dem wir leider nur den Anfang citiren können: „Diese Classe pflegt man in neuerer Zeit als die für Calderon vorzugsweise charakteristische anzusehen, und wer unter uns nicht näher über ihn unterrichtet ist, pflegt bei seinem Namen den sorgfältigen dramatischen Techniker der Intriguenstücke, den in die Vergangenheit seines Landes vertieften Patrioten der historischen Schauspiele, den sinnigen Nachbildner antiker Mythen beinahe zu vergessen über dem strenggläubigen Katholiken des siebenzehnten Jahrhunderts, den man dann je nach der verschiedenen Ansicht preist, verurtheilt oder mit der allgemeinen Tendenz seiner gleichzeitigen Volksgenossen entschuldigt. Und gewiss würde zum Verständniss Calderon's ein sehr Wesentliches fehlen, wenn man seine religiöse Stellung ausser Acht lassen wollte; allein damit ist es noch keineswegs gerechtfertigt, die in dieser unmittelbar wurzelnden Werke, bei deren Gesammtbetrachtung man die hier als Comedias divinas zusammengefassten nicht wohl von den Heiligenkomödien und den Autos trennen kann, ohne Weiteres als den

Mittelpunkt seiner Poesie zu betrachten, noch viel weniger aber ihn für den Repräsentanten des eigenthümlich excentrischen Glaubensgeistes der damaligen Spanier zu halten, wie so häufig aus Unkunde geschieht. Eine Geschichte der religiösen Dichtung der Spanier wäre eine Aufgabe von hohem, culturhistorischem Interesse, zu der es fast noch an jeder Vorarbeit fehlt, aber von welchen Voraussetzungen dieselbe auch unternommen werden und welche Resultate sie sonst ergeben möge, sicherlich wird sie in Calderon nicht den Brennpunkt sehen können, in dem alle Strahlen der gesammten Entwickelung zusammenlaufen. Soweit sich nach einer ganz allgemeinen Kenntniss des Gegenstandes urtheilen lässt, scheint vielmehr Lope de Vega an diesen Platz gestellt werden zu müssen, wenigstens finden sich bei ihm kindliche Glaubensnaivetät, träumerische Mystik, zugespitzte Dialektik in der Behandlung des Dogmas und finstere Verfolgungssucht in gleich hohem Grade.“ Es wird dann ausgeführt, wie Calderon sich, liess er Engel und Teufel zahlreich erscheinen, nur der stehenden Gewohnheit seiner Zeitgenossen gefügig gezeigt habe, wie er viel zu verständiger Natur für die Mystik sei, wie er häufig liebevolle Vertiefung in andre Religionsformen zeigt, wie ihm stets Religiosität, Sehnen und Suchen nach dem Erlöser weit über dem Dogma steht.

Das Werk des Herausgebers ist von mancher Seite her theilnehmend gefördert worden. So hatte Val. Schmidt die Parallelstellen, welche er zur Erklärung einzelner Verse oder Worte Calderon's anführen wollte, häufig am Rande eines ihm zum Handgebrauch dienenden Exemplars der Aponteschen Ausgabe der Comedias notirt, und dieses war mit dem grössten Theil seiner Bibliothek verkauft worden. Der gegenwärtige Besitzer, Herr Geheimerath Johannes Schulze, ein in dem Dichter bewanderter Freund der spanischen Literatur, vertraute dem Herausgeber mit der humansten Bereitwilligkeit das erwähnte Buch für seine Zwecke an. Auch N. Delius ist mit manchem Rath und Wink an dem Werke betheiligt. Die königliche Bibliothek zu Berlin und die Universitätsbibliothek zu Göttingen haben ebenfalls dem Herausgeber anerkennungswerthe Unterstützung geleistet; nur Zusendung von Büchern aus der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien wurde nicht gewährt, obwohl sich die preussische Regierung auf das Liberalste dafür verwandte. Der Abschnitt: Einleitendes, enthält: Zeit der Abfassung und Sprache, Calderon und Shakspeare, Ueber den Scherz, Ausgaben, Literatoren. Dann folgt die Erläuterung der 108 unzweifelhaft echten Schauspiele Calderon's mit der Eintheilung nach den Stoffen in zehn Classen (S. 1—447), dann als Anhang: Nachtrag zur kritischen Uebersicht der Dramen des Calderon, die Bemerkungen des Herausgebers und Register.

Das für das Studium des spanischen Dichters hinfort wohl unerlässliche Buch, das wir als eine der hervorragendsten Publicationen auf dem Gebiete der romanischen Literatur empfehlen müssen, zeichnet sich ausserdem durch treffliche Ausstattung aus.

Anleitung, dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen und sich dauernd anzueignen. Der Schule und dem Hause gewidmet von Dr. Ludwig Eckardt. Jena 1857.

Nach einer etwas stürmischen Vorrede über die Tendenz der Schrift, welche weit über die friedliche Sphäre eines harmlosen Gelehrten hinausgreift, die Generation der Zukunft im Auge hat und die Schranken zwischen Gelehrtenstand und Volk niederreissen will, die die Literaturgeschichte oder die historische Entwicklung der Dichtung (?) aus mehreren Gründen aus allen Schulen, die nicht Universitäten heissen, verbannt wissen will, geht der

Verfasser zur eigentlichen Aufgabe seines Büchleins über. Er gibt zuers S. 14 allgemeine Andeutungen über das Lesen und fordert nach kurzer Betrachtung über die Wichtigkeit guter, besonders dichterischer Lectüre: „1. Lies täglich etwas Poetisches, wenn auch nur wenig, aber Gediegenes; 2. je beseligender die Poesie und je tiefgreifender die Wirkung sein soll, desto wählerischer und sparsamer geniesse sie; 3. fliehe frühzeitig jedes Lesen, das bloss der Zerstreuung wegen getrieben wird."

Nach einigen speciellen Vorschriften darüber, wie man lesen solle, die ebenso wie die vorige Forderung nichts Neues bieten, aber sich wohl nie allgemein praktisch bewähren werden, sucht er an Beispielen seine Theorie näher darzulegen. Von S. 27—49 bespricht er kurz die lyrische Poesie und wählt Schiller's Ideale, durch Fragen und erläuternde Antworten den Inhalt des Gedichts von allen Seiten zu erfassen. Von S. 50—72 stellt er die „Fragen, welche beim Lesen einer epischen Dichtung (schriftlich!) zu beantworten sind." Er bezieht sich hauptsächlich auf Goethe's Hermann und Dorothea und würdigt auch noch von S. 72—77 als Beispiel einer didaktisch-epischen Schiller's Mädchen aus der Fremde einer eingehenden Behandlung. Auf S. 78—134 wird die dramatische Poesie behandelt. Wohl wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes werden mehrere Dramen mit einzelnen Bemerkungen bedacht. Der Verfasser schliesst mit einem auch jetzt noch bei richtigem Verständniss sehr beherzigenswerthen Worte Fr. Schlegel's: „Wenn wir nur recht viele classische Leser hätten, einige classische Schriftsteller fänden sich wohl noch." Ein Verzeichniss der in dem Buche besprochenen Dichter und Dichtungen ist recht zweckmässig am Schlusse beigefügt.

Was Gebrauch und Werth des Buches betrifft, so glaube ich, dasselbe wird Anfängern einer ernsten gediegenen Lectüre oder angehenden Lehrern des deutschen Unterrichts in den mittleren und oberen Classen der höheren Schulen von Nutzen sein. Diesen darf man es zur Anregung und Belehrung mit gutem Gewissen empfehlen.

Berlin. Dr. Sachse.

Bibliothek gediegener und interessanter französischer Werke, zum Gebrauche höherer Bildungsanstalten ausgewählt und mit den Biographien der betreffenden Classiker ausgestattet von Dr. A. Goebel, Studiendirector an der rheinischen Ritter-Akademie zu Bedburg. Münster, im Verlage der Theissing'schen Buchhandlung.

Es ist eine von den meisten Lehrern der französischen Sprache anerkannte Wahrheit, dass nur wenige Chrestomathien den Bedürfnissen höherer Lehranstalten vollständig entsprechen und man bei der Wahl einer passenden französischen Schullectüre in grosse Verlegenheit geräth. Besonders schlimm ist man aber daran, wenn man gern ganze Werke mit vorgerückten Schülern lesen möchte. Letzteren muss eine Lectüre geboten werden, wodurch eine gesunde deutsche Erziehung, wahre Bildung des Geistes und des Herzens gefördert wird, zugleich eine Lectüre, zu der sich die Jugend hingezogen fühlt. Nur gediegene, dabei interessante Werke von anerkannt grossen Classikern können diesen Anforderungen entsprechen. Welche Werke dieser Art aber, die aus sprachlichen, ästhetischen und pädagogischen Gründen zu empfehlen sind, stehen uns in correcten, schön ausgestatteten und billigen Schulausgaben zu Gebote? Diesem Mangel will der Herausgeber obiger Bibliothek abhelfen. Sie wird zunächst eine Reihe von zwölf

Bändchen umfassen, von denen vier historischen, vier belletristischen und vier oratorischen Inhalts sind. Bereits erschienen sind:

1. Histoire de Théodose le Grand par Fléchier. 2. Histoire de Charlemagne par Capefigue. 3. Histoire de la première Croisade par Michaud. 4. Mort de Louis XVI. par Lamartine. 5. Choix de Nouvelles du XIX. siècle (contenant: L'Ours de la Maledetta par Legouvé; Barthélemy et l'Étoile polaire par Bouilly; Le Lépreux de la cité d'Aoste par X. de Maistre: Le Grand Saint-Bernard par Töpffer). 6. Histoire d'Aladdin. Conte arabe traduit par Ant. Galland. 7. Choix de Contes et de Récits (contenant: Dasaratha par De Chézy; Morman par Thierry; Blanche et Isabelle par Legouvé; La tombe de l'homme mort par Nodier; Le Curé de Saint-Lyphar par de Walsh; L'Apprenti par Souvestre).

Jedes Bändchen bringt eine kurze, gediegene Biographie des betreffenden Classikers; die historischen Werke enthalten ausserdem historische und geographische Erläuterungen in alphabetischer Ordnung. Die oratorischen sind mit kurzen Erklärungen in französischer Sprache ausgestattet.

Wir enthalten uns einer Kritik der genannten Schriften; denn jeder Lehrer der französischen Sprache kennt sie als Perlen der französischen Literatur; wir fügen nur hinzu, dass der Herausgeber mit ängstlicher Sorgfalt Alles ausgeschieden hat, das irgendwie Religion, Sitte oder deutschen Sinn verletzen könnte. Dr. Weeg.

Vollständiger Lehrgang zur leichten, schnellen und gründlichen Erlernung der englischen Sprache, von H. Plate, ordentlichem Lehrer an der Bürgerschule in Bremen. Hannover, bei Louis Ehlermann. 1858.

Das Archiv hat schon früher, im neunten Bande, S. 245, des obigen Buches lobende Erwähnung gethan und damals kurz die Vorzüge desselben hervorgehoben. Seine schnelle Verbreitung, die seit seinem Erscheinen viele neue Auflagen erforderlich machte, liefert den Beweis, dass eine grosse Anzahl von Schulmännern diesem Werke den thätigsten Beifall zollte. Wir haben in diesem Augenblicke nur die Elementar- und Mittelstufe vor uns, da die Schlussstufe kaum die Presse verlassen haben wird. Bei Vergleichung dieser beiden Curse in ihrer jetzigen Gestalt mit den früheren Auflagen wird man sich sehr bald überzeugen, dass der Verfasser mit umsichtiger Sorgfalt gearbeitet hat. Der organische Zusammenhang ist durch passende Auslassungen hier, durch neu Hinzugebrachtes dort, durch Umstellung an einer dritten Stelle möglichst vollkommen hergestellt. Die der Elementarschule neu vorgesetzte Leseschule, das derselben angehängte Wörterbuch, sowie die in der Mittelstufe getroffene Anordnung des Stoffes zum Zwecke des Gebrauchs in Anstalten mit sechsmonatlicher Aufnahme von Zöglingen sind sehr gute und dankenswerthe Zusätze und Neuerungen. Bei der Leseschule jedoch möchten wir eine Ausstellung machen. Der Verfasser würde nämlich besser gethan haben, die von den deutschen abweichenden englischen Vocallaute durch beigesetzte deutsche oder französische Wörter oder Silben mit möglichst entsprechenden oder ähnlichen Lauten zu versinnlichen, anstatt einfach durch deutsche Vocale, die doch nun einmal nicht die englischen sind: ä ist kein $\overset{4}{a}$, ö ist kein $\overset{2}{u}$, o ist kein $\overset{4}{o}$. Stellt man dem Schüler nun etwas Derartiges ein für allemal gedruckt vor Augen, so führt man ihn von vorn herein auf etwas Falsches, das durch kein Raisonnement wieder wegzubringen, oder wenn, wenigstens nutzlos ist.

Görlitz. H. Schmick.

Elementarbuch der französischen Sprache für die erste Stufe des Unterrichts von Dr. C. A. Wittenhank, Rektor der höheren Bürgerschule in Rheydt. In zwei Abtheilungen. Erfurt, 1857. Verlag von Karl Villaret.

Vielleicht erinnern sich die Leser dieser Zeitschrift noch des Artikels, in welchem wir ihnen, vor einem Jahre etwa, die für die zweite Stufe des Unterrichts bestimmten Theile des vorliegen Elementarbuches empfahlen. Wir sprachen damals den Wunsch aus, dass der Verf. die in Aussicht gestellte erste Abtheilung seines Werkes recht bald veröffentlichen, und damit der zweiten die nothwendige Grundlage geben möge. Diese Ergänzung ist nun erschienen, und freut es uns, sie als eine treffliche, ihrem Zwecke in hohem Grade entsprechende Arbeit bezeichnen zu können.

Das Buch zerfällt, wie schon der Titel sagt, in zwei Abtheilungen, die indess nicht nur äusserlich verbunden sind, sondern in einem inneren Zusammenhange stehen. Was den Verf. zu dieser Anordnung bestimmt hat, hören wir am Besten von ihm selbst. Er sagt darüber (im Vorworte): „Da die zweite Stufe des Unterrichts, wenn von einer sechsklassigen Schule ausgegangen wird, für die Quarta bestimmt ist, so musste die erste Stufe das Pensum für Sexta und Quinta enthalten Das vorliegende Buch besteht daher aus zwei Abtheilungen, von welcher die erste die leichteren Abschnitte der Formenlehre und durchweg nur das behandelt, was im Deutschen ebenso vorhanden ist; die zweite aber, unter steter Zurückweisung auf die erste Abtheilung, die schwierigeren Abschnitte hinzufügt. Doch werde in Schulen, wo der französische Unterricht erst in Quinta beginnt, und in solchen, welche aus weniger Classen bestehen, beide Abtheilungen, bei grösserer Reife der Schüler, in einem Jahre durchgenommen werden können.“

Man sieht, die beiden Abtheilungen stehen keineswegs unvermittelt nebeneinander. Die zweite fängt nicht einfach da an, wo die erste aufhört; sie setzt einerseits den Inhahlt derselben voraus, während sie ihn andrerseits erweitert und vervollständigt. Eine solche Theilung des Stoffes kann, scheint uns, nur gebilligt werden. Der stufenweisse Fortschritt ist für den sprachlichen Unterricht, namentlich in seinen Anfängen, von der grössten Wichtigkeit, wir möchten sagen eine conditio sine qua non seines Erfolges. Der Geist des Kindes ist nicht so schwach, wie Manche glauben, die sich deshalb bemühen, ihm möglichst wenig zu bieten. Man kann ihm recht viel zumuthen; es darf nur keinen Augenblick ausser Acht gelassen werden, dass die Entwicklung des Geistes an das Gesetz des allmäligen Fortschritts vom Einfachen zum Complizirten gebunden ist. Allerdings gibt es gegenwärtig nicht wenige Lehrbücher auch für den sprachlichen Unterricht, die nach diesem Principe ausgearbeitet wurden. Die Durchführung indess lässt noch Vieles zu wünschen übrig. Unseres Erachtens hat dies besonders darin seinen Grund, dass die Gliederung des Unterrichtsstoffes noch nicht hinlänglich durchgeführt ist. Man vertheilt ihn zwar an eine Mehrheit von Stufen oder Cursen, doch ist die Zahl derselben nicht gross genug, was zur Folge hat, dass der ihnen zugewiesene Stoff nicht bloss zu vielschichtig und zu mannigfaltig, sondern auch, und das ist viel schlimmer, bald mehr, und bald weniger verständlich wird. Die Gleichartigkeit in Bezug auf das Verständniss ist aber nur durch Beschränkung zu erreichen. Es muss, wie der Verf. dies versucht hat, der für jeden Cursus bestimmte Stoff mit steter Rücksicht auf das vorhin erwähnte Gesetz in mehrere Abtheilungen gebracht werden.

Freilich wird eine solche Forderung immer ihre grossen Schwierigkeiten haben. Was einfach und fasslich, und was nicht, ist oft nicht leicht zu unterscheiden: man hat es hier eben mit relativen Begriffen zu thun. Der Verf. hat in dieser Beziehung einen Gesichtspunkt geltend gemacht, der soviel wir wissen, bisher wenig beachtet wurde, aber jedenfalls ganz am Orte ist.

wir meinen die grössere oder geringere Uebereinstimmung der fremden mit der Muttersprache. Es versteht sich von selbst, dass der Schüler sich das am Leichtesten aneignet, was von dem ihm Bekannten am Wenigsten abweicht, und ist es daher ganz zweckgemäss, dass namentlich im Beginne des Sprachunterrichts das Verwandte vorzugsweise betont und das Fremde möglichst ferngehalten wird. Selbst auf den höhern Stufen dürfte der in Rede stehende Unterschied eine grössere Beachtung verdienen, wie ihm gewöhnlich geschenkt wird. Es wäre ohne Zweifel sehr wünschenswerth, dass auch in den syntaktischen Lehrbüchern diejenigen sprachlichen Erscheinungen, welche dem fremden Idiome eigenthümlich sind, sowohl bei der Erklärung wie in den zugehörigen Uebungen ganz entschieden in den Vordergrund träten.

Was die Methode in der Behandlung des Einzelnen betrifft, so stimmt diese im Wesentlichen mit der überein, welche der Verf. in dem früher erschienenen zweiten Cursus befolgt hat. Nun ist er, und ganz mit Recht, bestrebt gewesen, den leitenden Grundsatz „soviel Material als möglich, von Regeln aber nur das Unentbehrlichste zu geben„, hier noch consequenter durchzuführen. So beginnt denn jeder Abschnitt mit einer Reihe französischer Sätze, welche die in Rede stehende sprachliche Erscheinung dem Schüler zur Anschauung bringen. Ihnen folgt die Erklärung oder die Regel, und dieser die deutschen Uebungen. Die Zahl der letzteren ist sehr beträchtlich; auch kann die Auswahl der Sätze im Ganzen als eine gelungene bezeichnet werden. Dass der Verf. „den deutschen Sätzen der französischen Construktion zu Liebe nirgends Gewalt angethan hat," verdient alle Anerkennung; der abgeschmackte Galimathias, den manche übrigens recht werthvolle Elementarbücher darbieten, ist in der That unerträglich. Die Regeln wurden dies Mal in deutscher Sprache abgefasst, womit wir uns nach dem, was wir früher über diesen Punkt sagten, nur einverstanden erklären können. Wichtiger ist, dass sie fast durchgängig kurz, präzis und leicht verständlich sind — Eigenschaften, die man in andern Werken dieser Art nur zu oft vermisst. Auch wird ihre Anzahl dem nicht zu gross erscheinen, der die Aufstellung von Regeln auf den ersten Unterrichtsstufen überhaupt billigt. Wir unsererseits glauben nicht, dass sie gut zu entbehren sind. Gäbe es nur tüchtige Lehrer und begabte Schüler, so möchten sie vielleicht dem mündlichen Unterrichte ausschliesslich überlassen bleiben können. Da sich aber die einen nicht gerade häufig und die andern nur selten finden, halten wir es für unbedingt besser, dass sie den Beispielen, in welchen sie zur Anwendung kommen, hinzugefügt werden. Noch wollen wir bemerken, dass der Verf., sobald es sich eben thun lässt, zusammenhängende französische Lesestücke einflicht, auch deren einige am Schlusse der zweiten Abtheilung angehängt hat. Es sind Anekdoten und kleine Erzählungen, die sich durch ihren interessanten Inhalt der hier in Frage kommenden Altersstufe empfehlen, auch, da der Verfasser alle schwierigern Constructionen entfernt oder durch einfachere Wendungen ersetzt hat, für sie leicht verständlich sein werden. Wir würden dies nicht besonders hervorgehoben haben, hätten wir uns nicht der läppischen Geschichten erinnert, mit welchen selbst die gangbarsten Elementarbücher die liebe Jugend langweilen.

Wir wollen nun den Inhalt des vorliegenden Werkes etwas genauer durchgehen; man wird sich so am Besten über seinen Werth ein Urtheil bilden können. — Die ersten fünf §. der ersten Abtheilung beschäftigen sich mit der Aussprache, die der Verf. mit allem Rechte in den Kreis der „methodischen" Behandlung gezogen hat. Allerdings wird für sie der mündliche Unterricht immer das Beste thun müssen. Aber daraus folgt keineswegs, dass man sie in den Lehrbüchern übergehen oder nur nebenbei, etwa in einem Anhange, abfertigen darf. Auch ist die Art und Weise, in welcher sie gewöhnlich behandelt wird, durchaus nicht zu billigen. Der Regeln sind meist zu viele, der Beispiele zu wenig; überdem stellt man die ersteren in ununterbrochener Folge zusammen, ohne sich um den Unterschied des Leich-

teren und Schwierigeren sonderlich zu kümmern. — Der Verf. verfährt in anderer Weise. Er stellt zunächst eine beträchtliche Anzahl von Wörtern auf, an welchen die Aussprache der zu bestimmenden Laute praktisch eingeübt werden kann, und fügt dann die nothwendige Erklärung hinzu. Die Wörter sind so gewählt, dass sie nur solche Laute enthalten, die entweder schon bekannt sind oder es durch die betreffende Uebung werden sollen. Wir müssen es überhaupt als einen wesentlichen Vorzug unserer Schrift bezeichnen, dass der Verf. durchgängig bestrebt gewesen, erst dann zu etwas Neuem überzugehen, wenn die Voraussetzungen desselben vollständig gegeben sind. Uebrigens beginnt er mit denjenigen Lauten und Lautverbindungen, welche den Schülern die wenigsten Schwierigkeiten darbieten und kommt dem Ueberdrusse, den Uebungen dieser Art, zu lange fortgesetzt, stets erregen, dadurch zuvor, dass er sie möglichst bald unterbricht.

Schon §. 6 enthält das Présent der ersten Conjugation und zwar wird hier der einfachen Aussage sogleich die Frageform zur Seite gestellt. Dass es zweckmässig sei, das Verb sobald schon einzuführen, kann nicht füglich bestritten werden. Nur mit seiner Hilfe ist es möglich, die wünschenswerthen Uebungssätze zu bilden. Doch hat der Verf. mit Recht zunächst nur die einfachen Zeitformen aufgestellt und eben darum die Hilfsverben erst später behandelt. — Aber auch mit dem Verb lässt sich nicht viel anfangen, so lange die substantivischen Subjekte und Objekte fehlen. Der Verf. lässt diese daher alsbald folgen, was um so eher geschehen konnte, da ihre Formen im Singulier wie im Pluriel dieselben sind. Ueber die Bildung des Pluriel werden natürlich nur die einfachsten Grundlehren mitgetheilt; die Ausnahmen kommen in diesem wie in allen andern Fällen erst in der zweiten Abtheilung und auch hier in beschränktem Umfange zur Sprache. — §. 12 gibt die Formen des Imparfait und Défini, die ganz zweckmässig, wie uns scheinen will, nebeneinandergestellt werden. Es versteht sich von selbst, dass der Gebrauch dieser Zeitformen hier nicht erörtert wird; der Verf. gibt in den Uebungsstücken jedes Mal an, wo das Imparfait angewandt werden soll. — §. 16 wird eine Reihe von Präpositionen aufgeführt, die vielleicht Manchen nicht an ihrer Stelle zu sein scheinen. Man kann nicht verkennen, dass der Verf. hier seinem Principe in Etwas untreu wird, sofern der an sich sehr einfache Gebrauch der französischen Präpositionen doch dadurch für den Schüler sehr schwierig wird, dass die entsprechenden deutschen mit anderen, oft sogar mit mehreren Casus construirt werden. Andrerseits ist freilich zuzugeben, dass die gleichartige Construktion der französischen Präposition, wenn man sich einmal bis zu einem gewissen Grade an sie gewöhnt hat — und das ist hier um so eher möglich, da die Bildung des Genitiv und Dativ noch nicht bekannt ist — ihre Anwendung überaus leicht macht. Auch wird durch ihre Einführung der Weg zum Verständnisse der Casuspräpositionen du und à gebahnt, die der Verf. mit Recht zunächst in ihrer präpositionellen Bedeutung kennen lehrt.

In den folgenden §. werden, wie bisher in stetem Wechsel, die noch übrigen Sprachlaute, Plural- und Verbalformen erörtert. Zugleich wird für eine weitere Vermehrung des Wortvorrathes Sorge getragen. Es ist sehr möglich, dass der Eine oder Andere an dieser gleichzeitigen Behandlung verschiedener Gegenstände Anstoss nimmt. Uns scheint sie, namentlich auf den untersten Stufen des Unterrichts, wo die wechselnde Stimmung des Kindes die längere Beschäftigung mit ein und demselben Gegenstande nur gezwungen erträgt, ganz am Orte zu sein. Es kommt nur darauf an, dass die einzelnen Objekte nicht willkürlich zusammengestellt, sondern in eine nähere, auch äusserlich erkennbare Verbindung gebracht werden. Und das ist in dem vorliegenden Buche überall versucht und meist auch erreicht worden. Auch so freilich wird es eines Lehrers bedürfen, der mit einer gewissen lebendigen Frische des Geistes eine genaue Kenntniss und sichere Beherrschung des Stoffes verbindet. Wo diese Eigenschaften fehlen, muss man eben sehen, wie man ohne sie fertig wird.

§. 32 bringt das pronom possesif, §. 46 das démonstratif, doch werden beide nur in den einfachen Casus vorgeführt. Dann folgen die Formen des Hilfsverbs avoir (§. 52 fgg.), die durch ein vollständiges Paradigma abgeschlossen werden. Der Verfasser hat unseres Erachtens sehr Recht, wenn er hier wie später, nachdem die einzelnen Zeitformen eingeübt sind, sie zum Schlusse nochmals in geordneter Folge zusammenstellt. Der Schüler kann solcher Paradigmen nicht wohl entbehren. Abgesehen davon, dass er ohne sie mit dem Nachschlagen viel Mühe und Zeit verliert, hat auch die Totalanschauung einer durchgeführten Conjugation einen selbständigen Werth. Nachdem das Zeitwort avoir bekannt ist, können nun auch die zusammengesetzten Zeiten des regelmässigen Verbs zur Sprache gebracht werden. Verf. behandelt sie §. 69 fgg. und zwar mit steter Berücksichtigung der Frageform. §. 79 kommt das Verb être an die Reihe, zunächst in den einfachen Zeiten. Daran schliesst sich die vollständige Deklination zunächst des Possesiv- und Demonstrativpronomens, dann des unbestimmten und bestimmten Artikels — eine Aufeinanderfolge, die ohne Zweifel sehr geeignet ist, das Verständniss zu erleichtern. — Den zusammengesetzten Zeitformen von être folgen die Verba der zweiten und dritten Conjugation (123 fgg.), zwischen welche (§. 140) die Cardinalzahlen eingeschoben sind. — Aus der Lehre vom Adjectif, zu welchem der Verf. nun übergeht (§. 161 fgg.), wird hier mit Recht nur das Einfachste, die Grundregeln über Stellung, Bildung der weiblichen Form und Comparation, angeführt. Nachdem dann noch die Negation, auch in Fragesätzen, erörtert worden, womit zugleich ein natürlicher Anlass zur wiederholten Einübung sämmtlicher Zeit- und Verbalformen gegeben war, schliesst die erste Abtheilung mit einer Reihe von Uebungsstücken, in welchen die bis dahin vorgekommenen sprachlichen Erscheinungen nochmals in mannigfach wechselnden Verbindungen vorgeführt werden.

Repetitio est mater studiorum — das ist ein alter, ewig wahrer Grundsatz. Nur muss dafür gesorgt werden, dass die Wiederholung nicht langweilig wird. Und das geschieht gar leicht, wenn sie so schlechthin, ohne Hinzufügung eines Neuen, das immer am Besten in der weiteren Ausführung des schon Bekannten bestehen dürfte, vorgenommen wird. Indem der Verf. seinen Stoff in zwei Abtheilungen brachte, hat er die zweite so eingerichtet, dass sie einerseits eine beständige Gelegenheit zur Repetition darbietet, während sie andrerseits die nothwendigen Ergänzungen des ersten Theils liefert. Sie beginnt mit einer Anzahl von Uebungen über die drei Conjugationen und gibt dann die Formen der pronoms personnels. Was den Gebrauch derselben angeht, so hat sich der Verfasser auf das Nothwendigste beschränkt. Er gibt einige wenige leicht verständliche Regeln über die Anwendung der pr. disjoints, während er das Uebrige, namentlich die schwierige Lehre von der Stellung und Folge der pr. conjoints, dem zweiten Cursus vorbehält. — Folgt §. 231 die „Bildung der Formen des Verb", die allerdings bekannt sein muss, wenn die Conjugation der nun sich anschliessenden „gebräuchlichsten Verbes irréguliers", von welchen der Verf. nur die unregelmässigen Zeitformen in der ersten Person angibt, vom Schüler selbstthätig durchgeführt werden soll. — §. 276 handelt vom Participe passé, welches einen natürlichen Uebergang zu den Formen des Passivs bildet. Der noch übrige Theil des Buches hat vorwiegend den Charakter der Ergänzung. Es kommen hier die unregelmässigen Pluralbildungen, die Theilungsdeklination, die unregelmässige Comparation, das Adverb, sowie die bis dahin übergangenen Pronomialformen zur Sprache. Ohne auf das Detail näher einzugehen, bemerken wir nur im Allgemeinen, dass der Verf. auch in diesen Abschnitten nicht über das wünschenswerthe Mass hinausgegangen ist. — Von den französischen Uebungsstücken, welche diese zweite Abtheilung enthält, war schon oben die Rede. Wir schliessen daher mit der Notiz, dass die zu ihr gehörigen Vokabeln, nach §. geordnet, am Schlusse des Ganzen angehängt sind.

F. Brockerhoff.

Hand- und Hülfsbuch der Spanischen Sprache und Literatur im 19. Jahrhundert. Mit wort- und sachgemässen Erläuterungen so wie einer kritisch-literarischen Einleitung herausgegeben von Friedrich Booch-Arkossy. Leipzig. Brockhaus 1857.

Es möge mit Bezug auf später zu besprechende wie auch in diesen Heften bereits besprochene spanische Hülfsbücher die allgemeine Bemerkung vergönnt sein, dass sich die Verfasser derselben in einer einerseits erfreulichen, andrerseits misslichen Stellung befinden. Erfreulich, weil sich dieselben auf einem noch wenig bebauten Felde bewegen und so genöthigt sind bei dem Mangel an ausreichenden Vorarbeiten sich auf eigne Beobachtung der grammatischen Gesetze und auf eigene Thätigkeit im Sammeln der literarischen Musterstücke einzulassen. Es ist auf diesem Gebiete kaum möglich, dass, wie es im Französichen so häufig der Fall ist oder war — (denn jetzt scheint bereits auch hier die Scheu vor der in früheren Zeiten ja kaum, wenigstens in einem eigens dazu bestimmten Organe, vorhandenen Kritik heilsam gewirkt zu haben) — aus vier mittelmässigen Grammatiken oder Anthologien eine fünfte noch mittelmässigere Grammatik oder Anthologie gemacht werden kann, und daher kommt es denn auch, dass die Leistungen auf dem Gebiete des Spanischen fast nur Erfreuliches bieten. Misslich ist die Stellung der Verfasser aus einem andern Grunde. Wie immer die Einführung einer Sprache in die Schulen eines Volkes nicht aus dem innern Charakter jener Sprache, sondern aus einem historischen in der Entwicklung des Volkes wurzelnden Grunde hervorgegangen ist, so auch hier. Es gehört das Spanische zu jenem Kranze von modernen Sprachen. der ganz Deutschland umgibt, von Sprachen, die nur an den Gränzen Deutschlands schulmässig gelernt und gelehrt werden, wie polnisch, italienisch, holländisch, dänisch. Eine allgemein und allenthalben in Deutschland in Schulen eingeführte neuere Sprache ist nur die französische. Das Englische wird auf österreichischen Schulen kaum gelehrt, und es tritt das Italienische an seine Stelle. Neben dieser allgemein gelehrten neueren Sprache, dem Französischen, gibt es fast allenthalben eine moderne Nebensprache, deren Aufnahme in die Schullehrpläne dem praktischen Bedürfnisse des entsprechenden Landstriches genügen will. So ist denn das Spanische die moderne Nebensprache des nordwestlichen Randes von Deutschland geworden, namentlich aber die moderne Nebensprache von Hamburg und Bremen. Die überwiegend commercielle Richtung des genannten Landstriches begünstigt nun auch in geistigen Dingen alles dasjenige, was sich durch die Art seiner Behandlung als praktisch anwendbar und verwerthbar empfiehlt. Während man auf preussischen Schulen darüber einig ist, dass die rein praktische Fertigkeit in der Handhabung der modernen Sprache weder erzielt werden soll noch kann, schaden die kenntnissreichen Verfasser spanischer Lehrbücher gerade dadurch ihren Büchern, dass sie sie stets mit der grösstmöglichen Rücksicht auf ihre sogenannte praktische Brauchbarkeit anlegen. Schon früher ist in diesen Blättern erwähnt worden, wie selbst ein so geistvoller Grammatiker, wie Kotzenberg, es doch nicht vermocht hat, die spanische Sprache als etwas mehr als eine blosse Verkehrsprache anzusehen. Dass der kenntnissreiche Verfasser der vorliegenden Schrift ebenfalls durch die Rücksicht auf das Praktische verhindert worden ist, seinem Buche ein einheitlicheres Ansehen zu geben, wird in Folgendem ersichtlich werden.

Zuerst gebührt jedoch dem Verfasser der lebhafteste Dank für seinen Sammlerfleiss, mit dem er Geschmack und Sorgfalt in der Auswahl verbindet. Er ist der erste, der eine Anthologie der spanischen Schriftsteller unsres

Jahrhunderts für Deutschland zusammengestellt hat, in der er nicht nur dem Bedürfnisse des wissenschaftlichen Lesers genügt, sondern auch der Schule ein reichhaltiges und interessantes Material liefert. Wenn in neuerer Zeit für Chrestomathien der Grundsatz ausgesprochen worden ist, sie müssten nicht nur allgemein Richtiges und allgemein Interessantes zur Anschauung bringen, sondern zugleich ein Bild des Lebens und Treibens der Nation geben, so hat der Verfasser auch diesen Grundsatz gewissenhaft befolgt. Endlich hat sein Buch auch insofern eine grosse Wichtigkeit, als es uns in vielen Artikeln ein lebendiges Bild der heutigen Umgangssprache und familieren Ausdrucksweise liefert und uns gewissermassen den moralischen Ton der heutigen spanischen Gesellschaft reproducirt; leider müssen wir bekennen, dass dieser Ton im Ganzen ein sehr laxer und frivoler zu sein scheint, und dass aus diesem Grunde das Buch als Schulbuch mit nicht geringer Vorsicht gebraucht werden muss.

Wir sind ferner dem Verfasser für die biographisch-kritischen Notizen, die er den einzelnen Stücken voraussendet, und die von nicht geringer Wichtigkeit sind, da sie viel Unbekanntes aufhellen, sehr dankbar.

Möge uns nach diesem aufrichtigen Lobe der Verfasser gestatten, zu den Mängeln seines Werkes überzugehen, die nicht geringe sind. Zuerst hat der Verfasser dem oben gerügten Drange, ein recht praktisches Buch zu liefern, nicht widerstehend, sein Buch zu einer Sammlung allerlei sehr heterogener Dinge gemacht. Wir finden nach einem Vorworte und einer kritisch-literarischen Einleitung in einem ersten Abschnitte Anekdoten und (deutsche) Lesestücke, in einem zweiten namentlich dem Gil Blas von Sentillana entlehnte grössere Uebungsstücke, darunter wiederum deutsche, in einem dritten Schilderungen und Skizzen aus dem heutigen Spanien, eine sehr dankenswerthe Zusammenstellung. Der vierte Abschnitt: Musterstücke aus den Werken spanischer Schriftsteller in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist der wahre Kern des Buches, die „nata“ desselben. Dann finden wir noch in einem Anhange die Synonyme von Don Juan March, syntaktische Bemerkungen, Prosodie und Accentuation und eine Notiz über spanische Orthographie

Die beiden letzten Abschnitte des Anhanges: Prosodie und Accentuation, und Orthographie sind uns sehr willkommen. Recensent hatte Archiv XX, p. 451 bei Besprechung der Grammatik von Kotzenberg sein Bedauern darüber geäussert, dass in keiner spanischen Grammatik von Länge und Kürze die Rede sei. Booch-Arkossy stellt hier folgende Regel auf: Die lange Silbe eines Wortes hat zugleich den Redeton, alle übrigen sind kurz, mit andern Worten: die betonte Silbe allein ist lang. Ueber die Richtigkeit der kurzen, prägnanten Regel vermag ich nicht zu rechten; jedenfalls ist doch endlich eine Regel aufgestellt, die die Grammatiken von nun an aufzunehmen oder zu bestreiten und zu berichtigen haben. — Ebenso ist dankenswerth anzuerkennen, was der Verfasser über das Vermeiden der schwankenden Fälle in der Orthographie, namentlich das g (j) und des x (s) seit der Feststellung der Rechtschreibung durch die Akademie von 1815 sagt. In vorliegendem Buche hat er bereits den Fortschritt in der Vereinfachung derselben zur Anwendung gebracht. Eigentlich hätte dieser beiden Notizen oben Erwähnung gethan werden müssen, wo es sich um die löblichen Eigenschaften unseres Buches handelte.

Wir gehen jetzt auf die einzelnen Abschnitte ein. Die kritisch-literarische Einleitung, die den ungebührlichen Raum von 76 Seiten einnimmt, ist wenig mehr als eine unnütze Paraphrase und Amplification der gegebenen Musterstücke und trägt kaum irgend etwas zu dem Verständniss der letzteren bei. Was hin und wieder daselbst über das Leben der Schriftsteller gesagt wird, könnte füglich in den Hauptabschnitt des Buches gestellt sein. Der Abschnitt: Anekdoten und Lesestücke, 25 Seiten, möchte aus einem weiter unten zu entwickelnden Grunde gleich überflüssig sein. Wir bemerken hier,

dass die in diesem und im folgenden Abschnitte enthaltenen zwölf deutschen Lesestücke doch auch nur aus dem Wunsche, das Buch möglichst nach jeder Richtung hin brauchbar zu machen, entstanden sind, und dass sie, von der überwiegenden Masse spanischen Lehrstoffes wie zerdrückt und zerquetscht die Buntscheckigkeit des Buches nur vermehren helfen.

Damit aber diese noch in ein grelleres Licht trete, werden nach jetzt beliebter Mode den einzelnen Uebungsstücken Fragen beigefügt, durch die die Uebung im mündlichen Gebrauche erzielt wird. Man überlässt wohl schon der Raumersparniss halber solche Fragestellungen am Besten dem Lehrer. Es folgen endlich die Grössern Uebungsstücke, die dadurch, dass sie älteren Schriftstellern entlehnt sind, im schreienden Gegensatze zu dem ausgesprochenen Zwecke des Buches stehen, ein Hand- und Hilfsbuch der spanischen Sprache und Literatur im neunzehnten Jahrhundert zu sein. Dieser Abschnitt nimmt alsdann wiederum 48 Seiten ein, deren Weglassung wiederum ein nicht unwesentliches Raumersparniss geliefert haben würde. Referent hat seinen guten Grund, dem Verfasser dergleichen Weglassungen dringend anzurathen. Es würde nämlich die also frei werdende Seitenanzahl, gepaart mit weiser typographischer Benutzung des nachbleibenden Lehrstoffes dem Verfasser Raum genug zu einer andern Arbeit lassen, deren Ausführung ein Bedürfniss ist, und die nach der Meinung des Referenten nicht leicht in dazu tauglichere Hände, als die des Verfassers, gelegt werden kann. Es sind jetzt Vorarbeiten genug da, und dabei gedenke ich voraus des Ticknorschen Buches, die es möglich machen, auch für das Spanische in der Weise der französischen Herrig-Burguy'schen Chrestomathie ein Buch zu liefern, das zugleich mit gewählten Musterstücken ein zusammenhängendes Bild von der geschichtlichen Entwicklung der gesammten spanischen Literatur gibt. Möge der Verfasser sich hiemit für öffentlich aufgefordert ansehen, seinem Buche bei einer zweiten Auflage, die man ihm wohl mit Zuversicht voraussagen darf, diese wesentliche Umgestaltung zu geben. Vielleicht dürfte sich alsdann auch der Abschnitt III, dessen Reichhaltigkeit und Nutzen in die Augen springt, etwas methodischer in Abschnitt IV verweben lassen. Es folgt endlich die ausgezeichnete Sammlung der Musterstücke aus den Schriftstellern dieses Jahrhunderts, vertreten durch mehr als 30 Namen, von denen wir nur Breton, Hartzenbusch, Ochoa, Larra, Martinez de la Rosa und Zorilla anzuführen brauchen, um die Aufmerksamkeit auf diesen Abschnitt zu lenken. Nicht klar ist uns jedoch, warum der Verfasser diesen Theil mit einem im hohlsten Pathos geschriebenen Zeitungsartikel zu schliessen beliebt. Dass dieser Artikel ausserdem ununterzeichnet ist, lässt eine Vermuthung über seinen Ursprung aufkommen, die wir lieber verschweigen. In einer spanisch geschriebenen Anmerkung äussert sich alsdann unser Autor selbst über Spaniens Zukunft. Besser hätte er wohl diesen Schlusssatz, indem er wie einer der jüngsten spanischen Schriftsteller nach so vielen glorreichen Namen auftritt, ganz fortgelassen.

Gehen wir jetzt zu den erläuternden Anmerkungen und zum Texte selbst über. Auf die Correctur desselben ist sehr wenig Sorgfalt verwendet worden. Nur wenige Bogen, eigentlich nur die ersten und letzten, sind von sinnentstellenden Druckfehlern frei. Selbst den erläuternden Noten ist oft so wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden, dass durch sie der Text oft eher unklar als klar wird. Ueberhaupt vermag man nicht zu ermessen, nach welchem Princip der Autor seine lexikalischen Anmerkungen (und es sind nur wenige andre vorhanden) unten an der Seite angebracht hat. Dieses Princip war doch durch den dermaligen Stand der spanisch-deutschen Lexikographie von vornherein gegeben, so dass nur solche Wörter aufzunehmen waren, die der deutsche Leser vermittelst der vorhandenen Wörterbücher nicht zu entziffern vermochte. Umgekehrt finden wir dagegen manche von diesen nicht erklärt, viele leicht zu lösende Schwierigkeiten jedoch erklärt. Wir lassen Beispiels halber einige Berichtigungen folgen; dieselben um mehrere hundert zu ver-

mehren, würde eine geringe Mühe sein, die wir dem Verfasser selbst überlassen. p. 175 ist las fajas y entorchadas para los militares durch Binden statt Schärpen übersetzt. 179 ist poer pa maneja durch poner para manejar statt poder para manejar erklärt. 188 muss die Note 24 fünf Zeilen tiefer stehen. 208 wird zu amo y jaca, der Herr und sein Pferd durch „(Panzerhemd), Schutz, Sicherheit" erläutert. 319 libelo, Bittschrift statt Schmähschrift. 332 nuestra statt muestra. 338 caudal statt raudal; eben da reboso Ueberlaufen statt überlaufen. 340 atice hetzen statt schüren. 341 la viril caterva unordentlicher Haufe Menschen statt männlicher Pöbel. 342 bien für cien, derro char statt dorrochar, 351 lea statt tea. 359 wird sogar el solano durch schwarzer Nachtschatten statt „Ostwind" erklärt! Ein schlagender Beweis, wie wenig der Verfasser den Zusammenhang der betreffenden Stelle im Sinne hatte. 533 cuantiosos pechos muthvolle Herzen statt ungeheure Auflagen. Es folgt nun noch, nach dem Principe der praktischen Brauchbarkeit, unter dem Titel: Einige syntaktische Bemerkungen über die richtige Anwendung des spanischen Zeitwortes, eine Anmerkung über das presente, preterito absoluto und imperfecto, wie der Verfasser sagt, nach Salva's Lehrbuch. Wie es der Verfasser sagt, ist es weder neu, noch überhaupt klar. Eine Aeusserung wie: „Das Presente zeigt an, dass das, wovon eben gesprochen wird, im Begriffe steht gethan zu werden oder überhaupt zu geschehen, vorzufallen" wird durch fast jedes Beispiel, das man beibringen könnte, widerlegt. Eben so unklar ist: Wenn man das preterito anwendet, darf nie von einer Gegenwart mehr die Rede sein, und die Handlung muss bestimmt in der entschieden der Vergangenheit angehörigen Epoche, nicht früher und nicht später, vorgefallen und beendigt sein. Eine Epoche, die früher ist als die Vergangenheit? Man hat eine dunkle Ahnung von dem, was der Verfaser meint. Dass er aber irgendwie mit seinen Worten die Sache aufkläre, wird niemand behaupten. Und was soll dieses Bruchstück aus der Grammatik? Die spanischen Grammatiken bieten doch der Schwierigkeiten so viele dar, und ausserdem ist gerade jene Schwierigkeit von deutschen Grammatikern so lichtvoll behandelt worden.

Dann endlich ist noch der Marchschen Synonymik zu erwähnen. Dass diese sich durch Schärfe auszeichne, wird auch niemand, der sie kennt, zu vertheidigen unternehmen, obwohl sie fasslich und hübsch geschrieben ist. Auch der Raum, den sie einnimmt, möge sich der Verfasser für jene nützlichere und verdienstvollere Arbeit ersparen, die Referent sich ihm oben zu bezeichnen erlaubt hat, zu der er berufen zu sein scheint, und für die man ihm grossen Dank wissen wird.

Dr. Büchmann.

Neuer Lehrgang der spanischen Sprache nach der Robertsonschen Methode von Dr. August Boltz. Erste Abtheilung. Berlin. Peters. 1857.

Der Verfasser, bekanntlich einer der eifrigsten und glücklichsten Verfechter der Robertsonschen Methode, versichert uns in der Vorrede ausdrücklich, dass er es „an emsigem Fleisse, eiserner Beharrlichkeit und der bedächtig sten Verwendung jeder seiner freien Stunden" nicht fehlen lasse, um seinen Lehrbüchern die grösstmögliche Vollkommenheit zu geben. Es bedarf wirklich solcher Aeusserungen nicht. Auch ohne dieselben räumt man gern ein, dass es wohl kaum ein nach Robertsons Methode verfasstes Buch geben möge, das den durch diese eingeschlagenen Weg mit solcher Liebe zur Sache und mit solcher fast unerbittlichen Consequenz verfolge. Es wird in den Raum von 140 Seiten eine solche Fülle des Lehrstoffes, dem das Lustspiel von Hartzenbusch: La coja y el encogido zu Grunde liegt, in lexikalischer phraseologischer, etymologischer und syntaktischer Hinsicht zusammengepresst,

dass, wer sich denselben in der im Buche selbst mit pädagogischer Einsicht vorgeschriebenen Weise angeeignet hat, eine nicht unverächtliche Kenntniss des Spanischen besitzen muss, die er durch die zu erwartende zweite Abtheilung zu vertiefen begierig sein wird. Der innere Werth des Buches wird durch die in solchen Lehrbüchern unerlässliche Correctheit des spanischen Textes bedeutend erhöht.

Erlaube uns der Verfasser folgende Anmerkungen. Ist er der Meinung, dass es von wirklichem Nutzen sein könne, wenn er zur Aufklärung der Wurzel eines Wortes die entsprechende irländische, russische oder sanskritische Bezeichnung des Wortes bringt? Ist es wirklich ganz correct ausgedrückt, wenn er Seite 19 die Präposition in á la derecha, junto á él, de frente für adverbialisch gebraucht erklärt? Die ganze Phrase á la derecha, etc. ist allerdings adverbialisch; schwerlich lässt sich das aber von der in derselben figurirenden Präposition behaupten. Meint der Verfasser wirklich: que sei ein Demonstrativum in el que, la que? Eben so gut müsste es doch Demonstrativum sein in el hijo que. Er wird wohl que hier ein Relativum sein lassen müssen. Mitunter versucht der Verfasser neue Etymologien. Das spanische dejar leitet er ohne Weiteres von deserere ab und erwähnt noch die Diezsche Ableitung von desinere. Jedoch verfährt Diez etwas überlegter; er leitet dejar nicht von desinere, sondern von einem desitare, gebildet aus desitus, dem part. perf. von desinere ab Aus desitare wird des'tare, st geht aber mitunter in spanisches x (modernes j) über, worüber Diez Beispiele beibringt. Letzteres scheint doch sehr wesentlich. Der Verfasser geht dagegen über das etymologische Herumrathen nicht hinaus. Eben so leitet er wo anders izquierdo ohne irgend welchen Beleg von scaevus ab Selbst die Richtigkeit der Vermuthung einmal zugegeben, wie soll der Lernende irgend das Entstehen des spanischen aus dem lateinischen Worte begreifen? Abermals leitet er trabajo vom slavischen Worte rab ab. Daraus wird aber das t vor r in dem romanischen Worte nicht erklärlich. „Die kritische Methode der Etymologie unterwirft sich schlechthin den von der Lautlehre aufgefundenen Principien und Regeln, ohne einen Fussbreit davon abzugehen.“ Also Diez.

Dr. Büchmann.

Spanisch - Deutsches Lesebuch zum Schulgebrauch. Gesammelt von Guillermo de Duve y Huebener. Leipzig. Brockhaus. 1857.

Man ersieht aus dem Titel, dass der Verfasser, ein seit langer Zeit in Malaga lebender Deutscher mit sehr hispanisirtem Namen, sein Buch sowohl für Deutsche wie für Spanier geschrieben hat. Möchte eine solche Zwittergestaltung nicht von vornherein ein Fehler sein? Das Buch zerfällt in drei Theile. Der erste besteht aus abwechselnd deutschen und spanischen Anekdoten, von denen viele herzlich abgeschmackt sind, und wie deren seit langen Jahren die Lehrbücher für neuere Sprache veralteten Schlages füllen; man findet sie in italienischen, englischen, polnischen, französischen u. s. w. Grammatiken wieder, und sie bilden gewissermassen eine eigene, nicht sehr geistbildende Literatur für sich. Eben so alterniren im zweiten Theile, der längere Auszüge aus Classikern enthält, deutsche und spanische Stücke. Während im ersten Theile die Vokabeln einem jeden Stücke beigefügt sind, fehlen sie bei dem zweiten Theile ganz. Wenn nun auch der Verfasser hier den Gebrauch eines Wörterbuchs voraussetzen mag, so wird es dem überhaupt besser bedachten spanischen Schüler kaum möglich sein, nachdem er sich durch die Anekdoten hindurch gearbeitet hat, selbst mit Hilfe eines Wörterbuchs ohne weitere Anweisung Fragmente aus Götz von Berlichingen

Zriny und den Regulus von Collin zu übersetzen. Der dritte Theil enthält nur Proben deutscher Lyrik, ebenfalls ohne jegliche Anweisung zu richtiger Uebersetzung. Der Verfasser scheint ein Bewusstsein über die Planlosigkeit des Buches darin zu äussern, dass er uns dasselbe ohne jegliche Vorrede in die Hände gibt. Doch lässt sich allenfalls ob der anerkennenswerthen Correctheit des deutschen und spanischen Textes dem Verfasser sein Buch vergeben, da man schliesslich aus jedwedem correct gedruckten Lesebuche in sprachlicher Hinsicht zu lernen vermag.

Dr. Büchmann.

Deutsche Studien. Methodisch geordneter Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der deutschen Sprache. Bearbeitet und der spanischen Jugend gewidmet von H. Plate. Bremen. Heyse. 1857.

Obwohl dies Buch den deutschen Unterrichtskreis eigentlich nichts angeht, so möge dennoch hier erwähnt werden, dass es nach demselben verständigen Plane entworfen ist, wie die bekannte englische Grammatik desselben Verfassers, dem es hauptsächlich darum zu thun ist, durch anschauliche und leichte Sätze von vornherein den Schüler in den sichern Besitz der Formen zu setzen und ihn zur Reproduction kleiner und leichter Sätze zu veranlassen, daneben ihm aber zugleich einen kleinen Schatz unentbehrlicher Wörter methodisch zuzuführen. Dieser erste Theil enthält die gesammte Formenlehre.

Dr. Büchmann.

Programmenschau.

Schiller's Wallenstein, für den Unterricht behandelt. Vom Oberlehrer W. Winterstein. Programm der Realschule zu Burg. 1858.

Die oben benannte Abhandlung ist nach Angabe des Verfassers hauptsächlich dazu bestimmt, den Collegen desselben eine Mittheilung zu machen über die Art und Weise, wie einzelne Stücke unsrer deutschen Classiker in der Schule, an welcher er unterrichtet, behandelt werden, um einen Beitrag zu geben für die Beantwortung der Frage: Wie soll der Lehrer bei der vollständigen Lectüre eines Drama's in dem Unterrichte verfahren?

Der Verfasser legt mit Recht den grössten Nachdruck auf die Einsicht in den Zusammenhang der einzelnen Auftritte eines Drama und in deren Bedeutung für das Ganze; den Gang, welchen er nimmt, um die Schüler zu einem solchen Verständniss zu führen, gibt er in folgender Weise an: geschichtliche Einleitung (Vortrag eines Schülers); Vorlesen der einzelnen Aufzüge von Seiten des Lehrers (nämlich immer nur ein Aufzug und dann erst die vollständige Besprechung desselben); sprachliche und sachliche Erläuterungen von Auftritt zu Auftritt; Auffassen des Inhaltes der einzelnen Auftritte und dabei besondere Berücksichtigung des Zusammenhanges des Einzelnen; Hervorhebung der Bedeutung jedes Auftrittes für das Ganze; Zusammenfassung von dem Hauptinhalt eines ganzen Aufzuges; Lesen der so durchgearbeiteten Acte von der ganzen Classe mit Rollenvertheilung; Wiederholung des Hauptinhaltes sämmtlicher Acte; Zusammenfassung der Haupthandlung des Ganzen; nochmalige Betrachtung des Ganzen nach seinen Hauptmomenten (Act für Act) zum Behuf der Auffassung der innern Entwicklung der Handlung; und zum Schluss Besprechung des Gehaltes.

Nach dieser Methode hat nun der Verfasser mit Uebergehung der sprachlichen und sachlichen Erklärungen Schiller's Wallenstein bearbeitet, und zwar so, dass er den Inhalt jedes einzelnen Auftrittes in kurzen Worten angibt, dann hinter einem jeden Auftritt die Bedeutung des Einzelnen für das Ganze, am Schlusse jedes Aufzuges dessen Bedeutung für das Ganze darstellt; nach der ganzen Trilogie folgt die Andeutung der ganzen Handlung; nachdem noch eine Uebersicht der Aufzüge gegeben ist, dann die Entwicklung der Handlung und schliesslich noch eine Zusammenfassung derselben.

Von dem letzteren Theile des Aufsatzes, der übrigens der bei weitem grössere ist, können wir gänzlich absehen, da er eben nur die wirkliche Ausführung des vorgezeichneten Ganges enthält, und für den Lehrer nicht von besonderer Bedeutung sein kann. Denn wenn er die hier empfohlene Methode befolgen will, so kann er sich ohne grosse Mühe aus dem Drama selbst den Inhalt der einzelnen Auftritte ausziehen, ohne des hier gebotenen Wegweisers zu bedürfen; soll die Ausführung als eine Probe dienen, wie

der Verfasser selbst beim Unterricht damit verfährt, so ist dieselbe nicht ganz ausreichend, denn die mit wenigen Worten gegebenen Inhaltsverzeichnisse können doch in dieser Weise den Schülern unmöglich vorgetragen werden. Von grösserem Interesse ist nun die Methode selbst, und über diese wollen wir einige Bemerkungen machen.

Ich setze natürlich voraus, dass die Schüler mit dem zu erklärenden Drama, wenigstens zum Theil, unbekannt sind, eine Voraussetzung, deren Richtigkeit selbst für Schiller's Drama die tägliche Erfahrung bestätigt. Zuerst soll nun ein Schüler in einem Vortrage eine geschichtliche Einleitung geben. Dazu muss man schon einen Schüler wählen, der den Inhalt des Stückes genauer kennt, damit er die historischen Grundlagen desselben angeben kann; aber doch bleibt es sehr zweifelhaft, ob er den Zweck, den eine solche Einleitung haben soll, erreicht und erreichen kann, zumal wenn man bedenkt, dass der betreffende geschichtliche Zeitraum den übrigen Schülern vielleicht ganz fremd ist. Will aber der Lehrer überall ergänzend nachhelfen, so wird durch die zahlreichen Unterbrechungen weder die klare Einsicht der übrigen Schüler gefördert, noch die Uebung des Vortragenden von erheblichem Nutzen sein. Ich glaube, am zweckmässigsten gibt der Lehrer selbst, so gedrängt als möglich, eine solche Einleitung. Nun soll der Lehrer je einen Aufzug vorlesen, dann sachliche und sprachliche Erläuterungen geben, die nach der verständigen Ansicht des Verfassers nicht über das Nothwendige hinausgehen dürfen, dann soll der Inhalt der einzelnen Auftritte aufgefasst werden. Die Schüler werden aber, wie ich fürchte, nicht im Stande sein, nach der einmaligen Vorlesung eines ganzen Aufzuges den Inhalt der einzelnen Auftritte im Gedächtniss zu behalten und zu entwickeln; zweckmässiger möchte es sein, nach jedem einzelnen Auftritte den Inhalt entwickeln zu lassen, und zwar nachdem die Schüler selbst den Text gelesen haben, nicht mit verteilten Rollen, um die Gefahr zu vermeiden, dass nur ein Theil der Schüler mit voller Aufmerksamkeit den Worten folgt. Wer die Schwierigkeiten kennt, welche vielen Schülern das genaue Auffassen des Inhalts selbst bei Abschnitten von geringem Umfange macht, wird die Richtigkeit dieser Bemerkung nicht bestreiten. Höchst misslich scheint mir nun die folgende Hervorhebung der Bedeutung jedes Auftrittes für das Ganze zu sein, da die Schüler eben das Ganze noch nicht kennen; nach der Ausführung, die der Verfasser gegeben hat, scheint er jedoch auch nichts weiter damit zu bezwecken als eine kurze Zusammenfassung des Inhaltes wobei dann freilich noch grösseres Gewicht auf den Zusammenhang der einzelnen Auftritte und die fortschreitende Entwicklung der Handlung zu legen wäre Was endlich die zum Schluss des Ganzen gegebene Uebersicht der Aufzüge, die Angabe der Handlung, die Entwicklung der Handlung, die Zusammenfassung betrifft, so möchte wohl die Vereinigung aller dieser Betrachtungen in eine einzige zweckmässiger sein, da ja im Grunde in jedem dieser Abschnitte immer wieder dasselbe gesagt werden muss.

Fragen wir nun, was ist am Ende einer solchen Behandlung des Drama's erreicht, so ergibt sich als Resultat nur eine genaue Kenntniss des Inhaltes und des Ganges der Handlung. Die ganze Entwicklung des Verfassers ergibt nichts weiter, als eine Disposition. Es lässt sich nicht leugnen, dass dadurch die Verstandesthätigkeit des Schülers gebildet und seine Auffassungskraft geschärft wird, aber warum zu einer solchen Uebung gerade ein Dichterwerk wählen? Viel angemessener dürfte es sein, zu solchen Uebungen prosaische Schriften zu wählen, die zum Zwek allein die Beschäftigung des Verstandes haben und deren Inhalt auf Belehrung gerichtet ist. Die Werke unsrer grossen Dichter sollen von der Jugend mit der Phantasie erfasst werden und hauptsächlich Eindruck auf die jungen Gemüther machen, nicht aber einen Gegenstand bilden, der mit dem Messer der Analyse in Stücke zerschnitten wird. Weit entfernt, das entgegengesetzte Extrem der für Schüler unverständlichen und unnützen ästhetischen Behandlung erstre-

zu wollen, verlangen wir dennoch, dass eine Dichtung hauptsächlich auf das Gemüth und das sittliche Gefühl der Jugend wirke, und diese Seite bleibt bei der besprochenen Behandlung unberücksichtigt.

Berlin Dr. Büchsenschütz.

Des réformes littéraires opérées par Malherbe, von Prof. Borel. Programm des Gymnasiums in Stuttgart, 1857.

Der Verfasser dieser Abhandlung, welcher sich durch seine trefflichen Arbeiten in weiteren Kreisen vortheilhaft bekannt gemacht hat, liefert hier eine geistvolle, sehr gut geschriebene Darstellung jener bedeutungsvollen Uebergangsepoche der französischen Literaturgeschichte, welche in Malherbe ihren Abschluss fand. Wir empfangen zuvörderst eine scharf charakterisirte Darstellung jener neuen antinationalen poetischen Schule, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, neue Wörter und Wendungen in unendlicher Menge aus den alten Sprachen zu entlehnen und ganz unpassend sie dem Französischen aufzupfropfen, — ein Bestreben, welchem merkwürdiger Weise der allgemeinste Beifall zu Theil ward. Die Abhandlung motivirt hierdurch, weshalb der verständige und kräftige Malherbe mit dem falschen Geschmack seines Jahrhunderts brechen und den abscheulichen Missbräuchen mit fester Stirn entgegentreten musste. Die ausführliche Darstellung der verschiedenen Veränderungen, welche durch Malherbe's Bemühung in der französischen Poesie festen Fuss fassten, gibt zwar nichts Neues, aber sie empfiehlt sich durch Klarheit und gibt dem Leser ein sehr anschauliches Bild der frühern Zustände. Referent begnügt sich damit, statt aller weiteren Auslassungen das Résumé der von Herrn Borel gemachten Bemerkungen hierherzusetzen, welches gleichsam als Ergebniss des Ganzen Alles in folgenden Sätzen zusammenfasst: „Sans être un grand poète, car l'imagination et surtout le sentiment lui faisaient défaut, il a, le premier, par l'instinct du bon sens et par la réflexion, trouvé dans ses vers les formes de langage dont les grands poètes qui allaient paraître, devaient revêtir leurs inspirations sublimes; prosateur médiocre, il opéra dans le style, par la seule puissance d'une critique inflexible autant qu'éclairée, une révolution bienfaisante et durable; enfin, si par l'usage d'une doctrine qui procédait surtout négativement, il a peut-être appauvri le langage, il l'a du moins épuré, en élaguant les éléments antipathiques au caractère national, que la manie de l'imitation étrangère avait faussé si long-temps. Après le succès décisif obtenu par Malherbe, une surprise de cette nature ne pouvait plus inspirer de craintes sérieuses, et si l'esprit versatile de la nation semble, un moment encore, imiter l'emphase espagnole après l'afféterie italienne, cette phase de servilisme littéraire glisse plus rapidement encore, pour faire définitivement place à la littérature franchement nationale, qu'allaient inaugurer Corneille et Pascal.“

Französische Etymologien vom Oberlehrer Langensiepen. Programm der höheren Bürger- und Realschule zu Siegen, Ostern 1858.

Ante. Dem Verfasser ist ainsi antesic (al-so), aise antesium (vgl. ancien = antes-ianus), und er erklärt mauvais für malabantesius. syncopirt malbansius, unser: unvortheilhaft.

Apricus. Gegen Diez' Behauptung: „Was die Sonne bescheint, ist und bleibt unbedeckt,“ bemerkt der Verfasser, dass die Bedeutung von Abri, „Obdach,“ erst für eine abgeleitete gelten könne: eigentlich sei abri das Sonnige, Freie, Trockene, und être à l'abri sei ganz unser: „im Trocknen sein.“ Das Wort abricot, fügt er hinzu, sei, wie orange auranea auf aurum, so auf apricus zurückgeführt worden, wenn auch albercocco von praecox zu Grunde liege.

Aptus. Von diesem Worte wird atteler, aptulare, und dételer, deaptulare, hergeleitet, wie der Verfasser schon in seinem lateinisch-deutschen Vocabularium: Originationis latinae liber memorialis (Leipzig, Teubner, 1857), dem eine französische Wörtersammlung in etymologischer Ordnung beigegeben ist, vorgeschlagen.

Arire. Dies ist dem Verfasser das Primitiv von Ap-erire und op-erire. Die Herleitung des Verbums ouvrir von deoperire als addeoperire, welche Diez behauptet, wird in Frage gestellt und vielmehr adaperire, dissimilirt und nach platter Aussprache aduperire, für das Stammwort gehalten.

Articulus Unter Vergleichung von orteil, articulus, prov. arteil, Festungswerk, altfranz. artillier, befestigen, wird artillerie als machina (ars, cohors) articularia genommen, eigentlich eine gegliederte Wurfmaschine.

Augurium. Il n'y a qu'heur et malheur dans ce monde — mit diesem Sprichworte beginnt der Verfasser, um augurium als das Stammwort von heureux einzuführen (augurium corvo. laeva cornici omina Phaedr. 3, 18, 12), welche Ableitung der von hora weichen musste. Er selbst erklärt orgueil für auguri-olum, etwa: Glückhaftigkeit, d. i. hohe Art, Hoffarth

Bajulare. Dem Verfasser ist travailler trabajulare: er vergleicht bailli, Landvogt u. s. w.

Bulla. Boulanger, bullanearius, erklärt der Verfasser als „Teigverarbeiter, Teiger,“ mit Vergleichung des Verbums boulanger, Teig kneten, so dass das unvorhandene boulange eigentlich la pâte levante sei.

Cernere. Dem Verfasser ist craindre crinere = cernere, κρίνειν, wie moindre, min'r, tendre, ten'r; er vergleicht „scheuen“ von „schauen“ und hält cernuus auch für eigentlich „scheuend.“

Fragium. Frais wird als fragia, unser „Brüchte“ = Geldstrafe, gedeutet; fraise als fragasia statt fragaria, wie chaise für chaire steht.

Iste. Tôt ist dem Verfasser toto isto sc. tempore, tout-à-l'heure, vite ab ista sc. hora.

Lixus. Von lixus ist prolixus, lixus vielleicht Part. zu liqui = liquefieri, also lisse wäre lixus i. e. liquidus, lubricus, levis, glisser, collixare, mit dem Glatten zusammenkommen.

Luscus. Von luscinus wird luscinare gebildet, dies in lurenare, lorgner, euphonisch umgewandelt und orfraie, berlue u. s. w. verglichen.

Migrare scheint dem Verfasser das Primitiv von marcher, das man nicht als mercari zu nehmen brauche. Er fügt als leichtere Vermuthungen hinzu: chagrin, Adj., carricinus, chargé de dépit; crapaud, carabaldus, krebsartig schleichend; écrevisse scarabissa; envelopper, involvere, woraus involpere, invlopere, invelopare (vgl. flacon aus vasculum).

Nodus, nicht odium, erklärt der Referent für das Stammwort von ennui, das also innodium oder Annodium, Gebundenheit, sei; das passendste Bild für die Langeweile, die sich nicht zu helfen wisse.

Parcus. Aehnlich wie lorgner aus lascinare, wird épargne aus exparcina gedeutet, parc aber nicht „Schonendes,“ „Schützendes,“ sondern „Zusammenhaltendes“ übersetzt, indem compercere, compescere zu vergleichen ist.

Putare heisst eigentlich schneiden: daher ist amputare, „beschneiden,“ auch wohl Primitiv von enter, da das Pfropfen ja ein „Beschneiden,“ nicht

bloss ein „Einschneiden“ ist. Putus ist „beschnitten,“ daher petit, putettus, pièce, putium (put-amen, prae-putium).

Rapere. Regretter ist recorreptare, immer wieder in Gedanken vornehmen (vgl. exempter von exemptus u. s. w.)

Secundare. Von diesem Worte soigner, sonder und seconder: esoin ist gewiss mit bis zusammengesetzt: „Bedürfniss“ ist, quod bis sequitur, was einem doppelt nahe geht. Wegen sonder, das kein subundare sein könne, wird sondeur, secundator navis (kein subundator), besonders angeführt. (Wegen besoin vgl. noch ital. bistentare zu stentare von abstentum.)

Senior. Concierge steht wohl für consieurge, conseniorcus, der Mitherrliche, Mitherrschaftliche.

Serenus. Suzerain ist vielleicht sus-serein, superserenus, serenissimus, oberlandesherrlich.

Subitus, nicht das rabbinische schotteh, scheint das Primitiv von sot.

Tutare. Nicht „abwehren“ ist die Bedeutung, aus der „tödten“ für tuer gewonnen wird, sondern „sicher, still, unschädlich machen.“

Vadari. Gage könnte auch vadaticum sein, wiewohl vadium nicht grade abgewiesen wird. Guider scheint dem Verfasser, indem er gu auch für andere als deutsche Wörter anlautend gelten lassen will, coadjutare, also: coaider, cu'ider; beiläufig nimmt er jambe für genua pl., genba; gueux ist vielleicht aus votosus, plein de voeux, contrahirt. — Auch aspirirtes h ist durchaus nicht bloss deutsch; heurter könnte hortari in ursprünglicher Bedeutung sein, wie dem Verfasser auch couper, culpare (alapare, clap-are, niederschlagen) und galoper dasselbe, versetzt, clupare, clopare, ca-lopare, vom Klopfen der Pferdehufe, zu sein scheint; hanneton ist vielleicht hinnetto, von hinnus, wiehernd = schwirrend, summend. — Endlich wird brave als ravus gedeutet, indem die Heimath des Wortes der Südwesten sei, wo man die guten Kampfstiere so benannt habe und braviar ja „brüllen“ heisse: braver, rabrouer, s'ébrouer, enrouer sind zu vergleichen.

Beiträge zur Lexikographie des Altfranzösischen, Abhandlung vom Lehrer Dr. Jensch. Programm der höheren Gewerb- und Handelsschule zu Magdeburg, 1858.

Wenn wir auch vollständig das vom Verfasser citirte Wort Mätzner's über den noch sehr niedrigen Standpunkt der altfranzösischen Lexikographie billigen, so scheint uns doch eine derartige Beschränkung, wie Jensch sie in seiner Arbeit vorgenommen, wenig geeignet, diesem Mangel abzuhelfen, und eine derartige Arbeit, die unter ihren vorzüglicheren Hülfsmitteln nicht einmal Raynouard angibt, während sie fast nur aus zwei Romanen den Wortvorrath entlehnt und gelegentlich statt der Quellen selbst Ideler's schlechte Sprachproben citirt, kann nicht recht befriedigen. Die Erklärung der Worte estrument, escargaite, geste, muer, paile, wankerans z. B. würde durch Proben grösserer Belesenheit in der altfranzösischen Literatur gewonnen haben: emblar (aus involare von vola, altlateinisch = paume, cf. Jubinal 23 manières und schon Diez), eskin, das als eissil, essil oft mit mort zusammen steht und mit ocas confundirt scheint (cf. Guillaume d'orange, 3, 1195, de fi (18), das nicht fides, sondern fin ist, tristor, das nicht nach Analogie der Substantive auf tor, sondern wie amor, baudor, gebildet ist, u. A. würden so leichter und richtiger gedeutet worden sein. Während manche sehr bekannte Sachen erklärt werden, sind andrerseits eine Anzahl Worte ganz ohne

Auslegung geblieben. Recht lobenswerth sind die Zusammenstellungen (wie 17 von den Anwendungen des Verbs faire, 23 mettre, 15 Zusammensetzungen mit entre), obwohl auch hier noch keine Vollständigkeit erreicht zu sein scheint.

Henry Wadsworth Longfellow von G. Büchmann, Programm der städtischen Gewerbeschule in Berlin, 1858.

Es kann nicht Wunder nehmen, dass ein so liebenswürdiger Schriftsteller wie Longfellow, den man am Rhein und an der Elbe eben so genau kennt, wie am Mississippi und am Ohio, und der mit unsrer Literatur so bekannt ist wie mit der seiner Heimath, bereits hundert deutsche Federn in Bewegung gesetzt hat, um ihn zu übersetzen und zu commentiren, und dass sich zu diesen hundert Federn noch eine fügt, um eine an Longfellow wenig beachtete Seite seines dichterischen Wirkens in's rechte Licht zu setzen. Der Verfasser hätte über sein Programm „Ethnographische Dichtungen Longfellow's setzen sollen, und er würde uns von vornherein gezeigt haben, dass es ihm nicht bloss auf eine möglichst eingehende Schilderung des Privatlebens des Dichters ankam, sondern dass er dessen Dichtungen: Die goldene Legende, der spanische Student, Hyperion und Outre-mer gegen die Verunglimpfungen solcher Beurtheiler schützen wollte, die mit den hergebrachten Ansichten über das Wesen des Dramas und des Romans an diese Werke treten und sie nach dem Schema der überkommenen Poetik zu lesen bestrebt sind. Zweitens wollte er aus der absichtlich dürrer behandelten Lyrik des Dichters wiederum diejenigen Gedichte hervorheben, in denen Longfellow's Meisterschaft weder von ihm selbst noch von der Kritik hervorgehoben wird, jene beschreibenden Geschichten, „jene Stillleben, die das flüchtige Bild einer lieblichen Naturscene festzuhalten suchen," und die eine der duftigsten Blüthen am Lorbeerkranze unsers amerikanischen Amtsbruders sind. Da der Verfasser im Besitze des hier seltenen Buches: the Poets and Poetry of Europe ist, so vermochte er auch einige nähere Data über dies Buch mitzutheilen. Am Schluss fasst er die vorhergegangenen Analysen zusammen, um so ein Urtheil über Longfellow's Verdienste abgeben zu können. Ueberschwängliches Lob ist dem amerikanischen Dichter hinlänglich gezollt worden, andrerseits ist er absprechenden und wegwerfenden Beurtheilungen nicht entgangen. Der Verfasser sucht diese Erscheinung durch die verschiedenartigen Neigungen des Dichters, die lyrische, epische, dramatische und die gelehrte zu erklären, die ein Ineinanderspielen der Gattungen hervorrufen, das dem Sänger des Gesangs des Hiawatha manchen herben Tadel zugezogen hat, während ihm Niemand einen Mangel an Reinheit und Adel der Seele jemals vorgeworfen hat. Man wird wohl mit dem Verfasser den europäischen Patriotismus, wenn wir uns des seltsam zusammengefügten Ausdrucks bedienen dürfen, so weit treiben können, auszurufen: Longfellow hat grade deswegen die Rolle, die er sich (wie eine Stelle im Hyperion bedeutungsvoll andeutet) auf der Bühne des Lebens zu spielen vorgenommen hatte, ein Erzieher seines Volkes zu sein, glucklich zu Ende geführt, weil er der europäischste unter den amerikanischen Schriftstellern ist.

H.

The English Prepositions Compared In their use with those of other languages. By Dr. E. Thieler. Programm der höheren Bürgerschule zu Lennep, 1858.

Das etwas nachlässig gedruckte Programm, auf dessen 15 Seiten eine grosse Menge Druckfehler stehen geblieben sind (wie happend 3, Js. statt Jacob Grimm, 8 neminit für meminit, *οἰκέτων* statt *οἰκετῶν*, 9 *ἀνδρώποις*, 10 ad, thy statt and, they, *ἱερῶο*, 11 *γένεσθαι*, 12 arest statt arrest, crinch statt cringe, 13 accross neben across zwei Mal, lenght, 15 elipsis, 16 exits für exists, pero de las mas curiosas für los mas curiosos, 17 sind zwei ganze Sätze doppelt gedruckt), gibt in einem Styl, von dem wir annehmen, dass er gleichfalls in Unachtsamkeit des Druckers seinen Grund habe (4 till to day, and that the less, as..., 5 and this in a double regard, der Schluss der Seite ist kein Satz, 6 at least it is explicable..., 8 the idea lies at the basis, 12 with respect to that, what follow, 14 in as much it executes etc.), einige Notizen nicht über englische Präpositionen, sondern über die Bedeutung der Casus zunächst in den alten Sprachen, wie sie freilich eine jede einigermassen rationelle Grammatik auch bringt; alsdann werden mit je in der fremden Sprache und in der englischen Uebersetzung gegebenen Beispielen aus der griechischen, lateinischen, deutschen, französischen, italienischen und spanischen Syntax einige der hauptsächlichsten Präpositionen aus diesen Sprachen durchgenommen und in recht eingehender Weise gezeigt, wie die e i n e Sprache ein bestimmtes Verhältniss anders auffasst als die englische bei ihrem doch nur eben ohngefähr entsprechenden Ausdrucke: S. 10 it would far exceed the limits of this dissertation, if I would investigate the particular use of every preposotion in different languages; I can only notice some peculiarities in their use in general, and principally with respect to their fundamental signification. Manche der dabei ausgesprochenen Ansichten haben uns nicht befriedigen können, so die etwas schiefe Definition von en und dans (14), wo die zwei Beispiele bestimmt nichts erläutern; die Ansicht ebendaselbst über den Einfluss des Wohllautes auf die Bildung der italienischen Präpositionen, als ob fra, tra etc. ein Wort wären; die Verurtheilung der Constructionen mit da als Barbarismen (S. 15), cf. Diez Gram. III, 148; die Erklärung von aprende de carpintero, S. 16 cf. Diez III, 152, und die ziemlich ausführliche Auseinandersetzung über por und para gehörte nicht recht hierher. Was der Verfasser noch zu geben beabsichtigte, sagt er in den Schlussworten, mit denen wir auch unsre Anzeige beschliessen wollen: After having thus examined the chief peculiarities in the use of the prepositions of the principal languages, it would be perhaps (?) not without interest to say something about their capability of forming compounded words; of their different force, of enriching the language with new ideas; in what degree formal thinking is promoted by it, and what advantages result from it for poetry, philosophy and thinking in general, but i t i s t i m e to finish this dissertation.

C. Sachs.

Miscellen.

Goethe in Ilmenau im Anfange des Septembers 1783.

Haben wir auch Grund genug, alle Angaben über die Abfassung Goethe'scher Gedichte einer genauen Prüfung zu unterwerfen, so müssen wir uns doch vor allem hüten, solche ohne Nöthigung durch kühne Annahme zu verwerfen, und immer den Thatbestand auf's schärfste im Auge halten.

Das bekannte Lied „Wanderers Nachtlied", das mit den Worten beginnt „Ueber allen Gipfeln ist Ruh", schrieb Goethe auf dem Gickelhahn bei Ilmenau am 7. September 1783 nach der gleichzeitigen Inschrift, deren undeutlich gewordene Züge der Dichter selbst am 29. August 1813 mit Bleistift von neuem überzog.*) Das herrliche Gedicht auf des Herzogs Geburtstag „Ilmenau den 3. September 1783", muss an diesem Tage zu Ilmenau gedichtet sein. Nun hat aber Gödeke**) neuerlich behauptet, das letztere Gedicht sei zu Weimar gedichtet, das erstere gehöre dem 6. September 1780 an, was voraussetzen würde, der Dichter habe später die Zahl 1780 als 1783 verlesen. Der Grund, den Gödeke anführt, ist einzig der, dass Goethe im ganzen Monat September 1783 nicht in Ilmenau gewesen. Allein dies ist eine durchaus haltlose Vermuthung, wenn wir auch unbedenklich zugeben, dass der Dichter am 7. September 1783 nicht auf dem Gickelhahn sich befunden, da er am 6. Sept. in Weimar war, am 9. Sept. in Langenstein zwischen Blankenburg und Halberstadt bei der Branconi. Am 30. August schreibt Goethe an Frau von Stein: „Ich bin noch nicht weg, und sehne mich schon wieder zu Dir. Wie wird es erst weiter gehn! Lebe wohl, Du süsse Freundin und Geliebte, deren Umgang mich allein glücklich macht. Wenn es möglich ist, schreibe ich dem Herzog ein Gedicht auf seinen Geburtstag. Nochmals Adieu. Ewig der Deine." Diese Worte kann der Dichter offenbar nur kurz vor der Abreise an die Freundin gerichtet haben, und wenn er am 6. September derselben schreibt: „Nun Adieu, liebe Lotte, und Dank für Deinen lieben Abschied, der mir unvergesslich ist. — Lebe wohl, ich bin der Deinige u. s. w.", so kann dies unmöglich dieselbe Reise sein. Die Sache klärt sich ganz einfach so auf. Am 30. August oder am folgenden Tage reiste Goethe nach Ilmenau, da der Herzog seinen Geburtstag diesmal zu Gotha zubrachte. Wie vor drei Jahren verblieb er hier die Nacht in dem zweistöckigen Jagdhause auf dem Gickelhahn; hier schrieb er in der Nacht vom 2. auf den 3. Sept. „Wanderers Nachtlied" und am folgenden Tage das Gedicht auf des Herzogs Geburtstag, wenn er dasselb

---

*) Vgl. das Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache V, 262 f. Riemer's Mittheilungen über Goethe II, 173.

**) Grundriss zur Geschichte der Deutschen Dichtung S. 757, 765.

nicht bereits am 1. oder 2. Sept. begonnen. Hiernach würde Goethe im Jahre 1813 nur in der Tagesangabe 7 statt 2 verlesen haben, alles übrige als richtig bestehn bleiben. Der Thatbestand dürfte sich jetzt vielleicht noch urkundlich an jener geweihten Stätte nachweisen lassen. Gödeke muss sowohl in der Tags- wie in der Jahrszahl ein Verlesen Goethe's annehmen Am 4. oder 5. September 1783 war Goethe von Ilmenau in Weimar zurück, von wo er am 6. oder 7. Sept. mit dem jungen Fritz Stein die Reise nach dem Harz antrat. Dass er in dem Briefe an Knebel vom 29. August der kleinen Reise nach Ilmenau nicht gedenkt, ist gar nicht auffallend. Ilmenau war damals der Ort, wo ihn die Muse freundlich anwehte, wie später Jena.

H. Düntzer.

Neapolitanische Sprüchwörter.

1. Male e bene a fine vene.[1])
2. Pietto[2]) forte vence mala sciorta.[3])
3. Chi s'auza[4]) mattino, guadagna no carrino.[5])
4. A ppazze e ppeccerille[6]) Dio l'ajuta.
5. Passa crapa[7]) zoppa
Se non trova, chi la 'ntoppa.[8])
6. Che se propone l'ommo, Dio despone.
7. A barca storta lo puorto deritto.
8. Ammaro[9]) chi a soje spese[10]) se castica.[11])
9. N'ora[12]) de buon puorto fa scordare cient' anne de fortuna.
10. Bella zita 'nchiazza[13]) se marita.
11. Dio te guarda de ricco 'mpoverento[14]) et de pezzente, quanno e rresagliuto.[15])
12. Chi fa bene, sempre aspetta bene.
13. Chi 'ntroppeca[16]) e non cade, avanza de cammino.
14. Quanno l'ommo manco se lo ppenza, le grazie soje chiovelleca[17]) lo cielo.
15. Non ha lo doce[18]) a ccaro, chi provato non ha 'mprimmo[19]) l'ammaro.
16. Quanno lo malanno vò venire, trase[20]) pe le spaccazze[21]) de la porta.
17. Vene cchiù[22]) 'ntra n'ora, che'n cient' anne.
18. La pena de n'ommo tristo assaje tricare[23]) pote,[24]) ma non manca maje.
19. Dio manna[25]) le vescotte[26]) a chi n' ha diente.[27])
20. Sempre co lo tiempo e co la paglia vide che s'ammaturano le nnespole.
21. Chi sputa 'n cielo, le retorna 'n faccie.
22. Jova[28]) sempre l'essere cortese.
23. Cane, ch' è scottato[29]) d'acqua cauda,[30]) ha paura perzì[31]) de l'acqua fredda.
24. Chi striglia lo cavallo sujo, non se pò chiammare muzzo[32]) de stalla.

---

[1]) viene. [2]) petto. [3]) sorte. [4]) s'alza. [5]) carlino. [6]) picciolelli, fanciulli. [7]) capra. [8]) intoppa. [9]) amaro. [10]) a sue spese. [11]) castiga. [12]) una ora. [13]) in piazza. [14]) impoverito. [15]) risalito. [16]) intoppa. [17]) piove. [18]) dolce. [19]) in primo. [20]) von trasire = transire. [21]) spaccatura. [22]) più. [23]) tardare. [24]) può. [25]) manda. [26]) biscotti. [27]) denti [28]) giova. [29]) cotto. [30]) calda. [31]) pursì, pure. [32]) mozzo.

25. Chi ped[33]) antro lavora, pe se mannuca.[34])
26. Chi sparagna, guadagna.
27. A cavallo[35]) a cavallo se fa lo tornese.
28. Chi stipa, trova.
29. Stipare che pappe, non fare che sfaccie.[36])
30. Buone so[37]) l'ammice e le pariente, trista la casa, dove non c'è niente.
31. Comme aje l'entrata, cossì fa le spese.
32. Comme te siente,[38]) cossì mena le diente.
33. La cucina piccola fa la casa granne.
34. La lengua non ave[39]) uosso[40]) e rompe lo duosso.
35. Ande,[41]) vide e tace, se vuoje vivere 'n pace.
36. Chi troppo parla, spisso falla.
37. Meglio sono le ffave, che durano, che le confiette, che feniscono.[42])
38. Meglio de lo poco gandere, che de l'assaje trivolare.
39. Chi non pò avere la carne, veva[43]) lo bruodo.
40. Chi non pò avere la porpa,[44]) s'attacca all' uosso.
41. Dimme con chi vage,[45]) ca te dico chello che faje.
42. Chi pratteca co lo zuoppo, 'n capo dell' anno zoppeca.
43. Chi dorme co ceane, non se n' auza senza pulece.
44. La mmala compagnia porta l'ommo alla forca.
45. Penzate e po facite, ch' è mmala cosa chiudere la stalla, quanno nne sò sciute[46]) le vuoje.[47])
46. Quanno la votte[48]) è cchiena,[49]) appila,[50]) appila; quanno è bacante,[51]) non aje ch' appilare.
47. Mazzeca[52]) 'nprimmo e po gliutte,[53]) ca la gatta pe la pressa fece le figlie cecate.
48. Chi cammina adaso,[54]) fa bona jornata.[55])
49. Cavallo caucetaro,[56]) chiu une leva ca nne dace.[57])
50. Chi de greffio fere, de cortellaccio[58]) more.
51. Tanto va la lancella a lo puzzo pe nfi che[59]) nce lassa la maneca.[60])
52. La forca è fatta pe lo sbentorato.[61])
53. Maji fù bona la casa che fece fummo.
54. Chi se 'mpaccia, resta 'mpacciato.
55. Amore de signure, vino de fiasco: la mattina è buono, la sera è gguasto.
56. Chi ave[62]) arte, ha parte.
57. A buon cavallo non le manca la sella.
58. Non è possibele ad avere grieco[63]) e ccappuccie.
59. Non è possibele ad avere la votte chiena e la chiava mbriaca.[64])
60. Lo fare bene non se perde maje.
61. A la barca desperata Dio le retrova puorto.
62. Chi fa piacere, ne trova.
63. Sempre che puoje, fa bene, e scordatenne.
64. Chi troppo tira, spezza.
65. Figlia de la soperbia è la roïna.

---

[33]) per. [34]) manduca. [35]) keine Kupfermünze. [36]) ti vergogni. [37]) sono. [38]) senti. [39]) ha. [40]) osso. [41]) audi. [42]) finiscono. [43]) bea, trinke. [44]) polpa. [45]) vai. [46]) sono usciti. [47]) bovi. [48]) botte. [49]) piena. [50]) oppila. [51]) vacante. [52]) mastica. [53]) inghiotti. [54]) adagio. [55]) giornata. [56]) chi tira calci. [57]) dà. [58]) coltellaccio. [59]) (per) infinchè. [60]) il manico. [61]) sventurato. [62]) ha. [63]) d. h. wo jener Wein wächst, den man grieco (greco) nennt, wächst kein Salat. [64]) ubbriaca.

66. Ogn' impiedeco[65]) è spisso jovamiento.
67. Chi gabba, non se doglia, s' è gabbato.
68. A chi ventura tene, quanno dorme, perzì chiove[66]) lo bene.
69. Fra cluje litecante, sempre lo tierzo gaude.
70. Non dire, quanto saje, nè fare quanto puoje.
71. Non vaga[67]) scauzo,[68]) chi semmena spine.
72. Chi se coverna[69]) da pazzo, da sapio[70]) se dole.
73. A commannamiento[71]) di fele non se pò obedire de zuccaro.
74. E mala cosa de cercare meglio pane che de grano.
75. Non lassa la via vecchia pe la nova; che saje chello[72]) che lasse, e non saje chello che truove.
76. Abbesogna 'ngrassà[73]) lo puorco, p' avè bbona 'nzogna.[74])
77. Perde lo tempo e lo sapone, chi lava capo all' aseno.
78. La votte te da de chello vino, che d'ha.
79. Lo cucchiajo non sa le facenne[75]) de la pignata.[76])
80. Tre cose non deveno mancare a Napole: farina, feste e forche.
81. No cunto fa lo gliutto[77]) e n'autro lo tavernaro.
82. N' avimmo n'autro aseno alla stalla?[78])
83. Non nce meglio misso de te stisso.
84. Lavare lo capo senza sapone.
85. Cunte[79]) spisse e amicizia longa.
86. Ommo avisato e miezzo sarvato.[80])
87. Laudo lo mmaro[81]) e tienete a terra.
88. Meglio è mmarito porciello ch' ammico 'mparatore.
89. Chi ha paura, se faccia sbirro.
90. Jo ne faccio chillo cunto, che fa lo Todisco[82]) de l'acqua fresca.
91. La lengua va là, dove lo diente dole
92. Chi ha mamma, non chiagne.[83])
93. Lo sopierchio[84]) rompe lo copierchio.

Wittenberg. Dr. Wentrup.

Lexicalische Pläne der Londoner Philologischen Gesellschaft.

In einer im Laufe des Jahres 1857 gehaltenen Sitzung dieser Gesellschaft wurde die Unzulänglichkeit selbst der besten englichen Lexika — als solche wurden die von Richardson und (Todd's) Johnson ausdrücklich bezeichnet — besprochen, und es wurde anerkannt, das bisher kein Lexikon der Art vorhanden sei, das man als ein Lexikon „totius Anglicitatis" anzusehen vermöge. Es wurde darauf der höchst wichtige und folgenschwere Beschluss gefasst, gemeinschaftlich zu der Anfertigung eines solchen Wörterbuchs zu schreiten und öffentlich zu der Betheiligung an dem grossen Werke aufzufordern. Schliesslich wurde ein Comité, bestehend aus drei Mitgliedern, den Herren Trench (bekannt durch sein Werk: Study of words und viele andre Schriften), Furnivall und Coleridge, ernannt und mit den Vorarbeiten zu dem grossen Plane, dem wir das erfreulichste Gedeihen wünschen, beauftragt.

Dies Comité hat folgende, hier in aller Kürze mitgetheilte, vorläufige

---

[65]) impedimento. [66]) piove. [67]) vada. [68]) scalzo. [69]) governa. [70]) saggio. [71]) comando. [72]) quello. [73]) ingrassare. [74]) lardo. [75]) le facenda. [76]) pignatta. [77]) ghiotto. [78]) d. h. gibt es nicht noch andere Dinge der Art? [79]) conti. [80]) mezzo salvato. [81]) il mare. [82]) Tedesco. [83]) piange. [84]) soverchio.

Beschlüsse gefasst und veröffentlicht: Erstens. Das Aufsuchen unverzeichneter Wörter soll für's Erste namentlich auf die weniger gelesenen Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts gerichtet werden, indem die Uebersetzungen von Philemon Holland, Henry More's Werke, Hacket's Life of Williams u. s. w., eine unglaublich grosse und mit verhältnissmässig geringer Mühe herbeizufördernde Menge Stoff bieten. Zweitens. Ist ein Schriftsteller oder das Wort eines solchen zu dem Range einer lexikalischen Autorität einmal zugelassen, so sind ohne Ausnahme alle in demselben enhaltenen, bisher unverzeichneten Wörter nachzutragen. Drittens wird Jedweder zu Beiträgen aufgefordert. Viertens wird jeder Mitarbeiter ersucht, sich den nachfolgenden Bestimmungen des Comité's fügen zu wollen.

Aufgenommen sollen werden a. Wörter, die in den neuesten Ausgaben von Todd's Johnson oder im Richardson nicht zu finden sind. Wir erlauben uns, hier immer die vom Comité gegebenen, als Richtschnur des einzuschlagenden Verfahrens dienenden, höchst interessanten Beispiele folgen zu lassen.

Umstroke = circumference. „Such towns as stand (one may say) on tiptoe, on the very umstroke, or on any part of the utmost line of any map . . . are not to be presumed placed according to exactness, but only signify them there or thereabouts.“ (Fuller, A Pisgah Sight of Palestine 1650, part I, b. 1, c. 14, p. 46.

b. Wörter, die in den genannten Lexicis allerdings enthalten sind, bei denen aber eine Angabe der Quelle fehlt, wie das Wort fashionist, in Rich. und Johns. ohne Quelle, zu finden in Fuller, A Pisgah Sight part II, p. 133.

c. Wörter, zu denen sich ältere Quellen als die angegebenen citiren lassen. Als Beispiel dient hier yacht, das in Johns. und Rich. mit einem Citat aus Cooks Reisen belegt wird. In folgendem Citat aus Evelin's Diary, Oct. I, 1661 wird fast das Datum der Einführung dieses holländischen Wortes in's Englische angegeben. I sailed this morning with his Majesty in one of his Yachts (or pleasure-boats), vessels not known among us till the Dutch East India Company presented that curious piece to the king, being very excellent sailing vessels.

d. Wörter, die noch in einem andern Sinne vorkommen als die Lexika angeben, wie baby = Bild in einem Buche. Diese Bedeutung wird von Halliwell allerdings, aber ohne Quelle angegeben. In Sylvester's Dubartas, ed. London 1621, fol. p. 5 heisst es:

> We gaze but on the babies and the cover,
> The gaudy and flowers edges painted over,
> And never further for our lesson look
> Within the volume of this various book.

(Es ist aus dieser Bedeutung auch das bekannte to look babies verständlicher geworden.)

e. Jetzt veraltete Wörter, für welche spätere Quellen angegeben werden können, als in Johns. oder Rich. So citirt Rich. das Wort unease als bei Chaucer vorkommend, während es viel später in Hacket Life of Williams, part 2, p. 88 gebraucht wird.

f. Wortformen, die andeuten, dass ein (romanisches) Wort noch nicht Heimathsrecht erlangt hat, wie extasis, spectrum für extasy und spectre bei Burton, interstitium für interstice in Fuller.

g. Unverzeichnete Phrasen und Constructionen, wie at the next grass für next summer, in Nordengland noch heute gebräuchlich und zu finden in Sylvester's Dubartas, p. 228. Es kommt später bei Swift vor. To satisfy in statt of bei Fuller, Good Thoughts, Pickering 1841, p. 221.

h. Citate, die die Etymologie eines Wortes erhellen oder seine erste Einführung in die Schriftsprache. So leitet Fuller fanatic von fanum in Mixt Contemplations in Better Times, I, p. 212, ed. 1841. — Es heisst in Mandelsho, Travels into the Indies, London 1669, p. 5 also: They were well

provided with that kind of Spanish wine which is called ‚sack' though the true name of it be Xeque from the province whence it comes. Diese Etymologie klingt nach etwas. Aber wo in aller Welt ist die spanische Provinz Xeque zu finden??

Alle Mittheilungen der geehrten Mitarbeiter sind an den Schriftführer des Comité's, Herrn Herbert Coleridge, N. 10, Chester Place, Regents Park, London zu richten.

Eine Mittheilung über die Sitzung des 5. November, an welchem das Comité der philologischen Gesellschaft einen Bericht über die von ihm in dieser Angelegenheit entwickelte Thätigkeit und deren Erfolge abzustatten hatte, behalte ich mir für ein späteres Heft des Archivs vor und bemerke hier nur, dass Coleridge in dieser Sitzung einen Aufsatz: On some deficiencies in our English dictionaries vorlas, der bei John W. Parker and Son im Druck erscheinen wird.

Dr. Büchmann.

Peire Vidal's Lieder ed. Dr. Bartsch.

Unter obigem Titel hat der schon durch mehrere recht sorgsame Arbeiten auf dem Gebiete der provenzalischen Literatur (Lesebuch 1855 und die leider seltene Publication des Stuttgarter Vereins 1857) bekannte Conservator der Bibliothek des Germanischen Museums zum ersten Male versucht, einen der interessantesten Dichter aus der Reihe der Troubadours selbständig zu behandeln und eine recht verdienstliche Monographie geliefert. Auf eine gut geschriebene, nach Diez' Manier reich mit Uebersetzungen von des Dichters Versen durchstreute Biographie (LXV Seiten) folgt eine Besprechung des Formellen, in dem, wie Bartsch mit Recht sagt, ein Hauptreiz der provenzalischen Poesie liegt, wenn wir auch ihm vollständig in seinem gegen Thales Bernard im Vorworte ausgesprochenen Urtheile beistimmen müssen und durchaus nicht der noch allzu oft hingeworfenen Ansicht huldigen können, die provenzalische Poesie sei vom ästhetischen Standpunkte aus null. Auf Seite LXXXVI etc. folgt der Nachweis der Manuscripte, in denen sich Vidal's Lieder finden; es sind dies die bedeutendsten provenzalischen Manuscripte Frankreichs, Italiens und Englands, doch fehlen noch einige in der Zahl, welche, wie es scheint, dem Verfasser unbekannt sind und in dem nächstens von Guessard erscheinenden vollständigen Verzeichnisse aller provenzalischen Lieder benutzt werden sollen; es sind dies ausser einem noch in Frankreich befindlichen, früher H. Giraud gehörigen 1) Manuscriptum Saibante in Verona, Copie von Vatic. 5232. 2) Manuscript von Bologna 1290, 3) Florenz Laurent. XLI. 43, 4) id. XC. inf. no. 25. 5) Bibl. Riccardi, die übrigens in Florenz, nicht wie Bartsch sagt, in Rom ist, 2981 und 6) id. 2814. 7) Vatic. 3205. 8) Barberini 2777. 9) Venedig Marc. XI. CIV. 7. Das Manuscript F. der Bibliothek Chigi soll wohl LIV. 106 sein? Als unecht werden vierzehn Lieder angemerkt, deren Anfänge allein hier erwähnt werden, während acht andre zweifelhafte am Schlusse der Anmerkungen Aufnahme gefunden haben. Nach der XCVI langen Einleitung beginnt die provenzalische vida d'En Peire Vidal, auf welche die sechsundvierzig echten Lieder mit (87—128) reichlichem kritischen Apparate folgen. Ein zum leichteren Auffinden der Lieder angefertigtes Verzeichniss der Strophenanfänge und ein sämmtliche Eigennamen, sowie die im Glossar zum Lesebuche noch nicht aufgenommenen Worte enthaltendes Glossar schliessen das empfehlenswerthe Buch, das hoffentlich von Neuem beitragen wird, der provenzalischen Literatur Freunde zu erwerben, deren sie noch sehr bedarf und so würdig ist.

Berichtigung.

In der Mittheilung „Friedrich Ferdinand Adolf Sack“ (Archiv 1857, 22. Band, 1. und 2. Heft, S. 131 — 141 heisst es S. 131 von F. A. Sack:

„Er nahm am Befreiungskriege Theil.“

F. A. Sack, der Dichter des Gedichts „An meine Mitbürger. Für den 1. Febr. 1814,“ nahm jedoch am Befreiungskriege nicht Theil. Die S. 141 aus B. G. Niebuhr angeführten Worte beziehen sich auf K. H. Sack, welcher am Befreiungskriege Theil nahm. Mit F. F. A. Sack wie mit K. H. Sack war B. G. Niebuhr von Berlin aus übrigens schon vor dem Befreiungskriege bekannt.

Mühlheim. Dr. H. Pröhle.

Die Gattin des Asan-Aga.

(Serbisch.)

Dieses zarte Serbenlied mag als Ergänzung meiner unter dem Titel „Wila“ gegebenen Sammlung serbischer Gedichte gelten. Es blieb damals weg, weil Goethe uns schon in seinem „Trauergesang der Frauen des Asan-Aga“ eine treffliche Verdeutschung davon gegeben. Er fand den Stoff in Forti's Reisen nach Dalmatien. Wer seine Uebertragung nach dem italienischen Texte mit der hier mitgetheilten vergleicht, wird erstaunen, wie der grosse Meister auch hier in Form und Ausdruck das Originelle der zu jener Zeit noch wenig gekannten serbischen Heldenlieder herauszufühlen wusste.

Was ist Weisses dort auf grünen Hügeln?
Sollt' es Schnee sein, oder sind es Schwäne?
Schnee, der wäre schon hinweggeschmolzen;
Schwäne? fortgeflogen wären Schwäne.
Schnee nicht ist es, keine Schwäne sind es:
'S sind des Aga, Asan-Aga Zelte;
Jammernd liegt er dort an schweren Wunden.
Seine Mutter, seine Schwester kamen:
Doch, von Schüchternheit zurückgehalten,
Kam nicht, ihn zu pflegen, seine Gattin.

Als der schweren Wunden Schmerz gestillet,
Lässt er seiner treuen Gattin sagen:
„Sieh nicht wieder mich in meinem Hofe,
Nicht im Hofe mich noch bei den Meinen!“

Als die Aermste diese Worte höret,
Da verschliesst sie still sich in ihr Zimmer
Traurig und vom Kummer tief gebeuget,
Plötzlich schallen draussen Pferdetritte,
Und da läuft das Weib des Asan-Aga,
In der Meinung, dass ihr Gatte komme,
Auf den Tschardak, sich herabzustürzen.
Doch ihr folgen nach die beiden Töchter:
„Halt, o halt doch! unsre liebe Mutter!
Nicht der Vater Asan-Aga ist es,
Sondern Pintorowitsch-Bey, der Oheim!“

Und da hält sie ein, die Unglücksel'ge,
Drückt den theuern Bruder in die Arme:
„Welche Schmach, o Bruder! Er verstösst mich,
Mich, die doch fünf Kinder ihm geschenket!“

Finster schweigend hört er diese Worte;
Aus dem Beutel drauf von rother Seide
Zieht der Bey hervor den Brief der Scheidung.
Wenn sie wieder kehrt zum Vaterhause
Kann sie sich mit neuem Brautkranz schmücken.

Als sie drauf den Scheidebrief gelesen,
Küsst sie beide Knaben auf die Stirne,
Auf die rothen Lippen beide Mädchen,
Aber von dem Jüngsten in der Wiege,
Von dem Jüngsten kann sie sich nicht trennen. —

Ohne Mitleid reisst sie weg ihr Bruder,
Reisst mit Mühe sie vom theuern Kinde,
Setzet sie auf seines Pferdes Rücken,
Kehrt mit ihr zurück zum Vaterhause. —
Lange blieb sie nicht im Vaterhause;
Reich an Schönheit und von hoher Abkunft,
Suchten sie die Edelsten des Landes;
Und der Edelste von allen Freiern
War der mächt'ge Kadi von Imoski.

Und da fleht das Weib den lieben Bruder:
„Bruder! — möcht' ich dich nicht überleben! —
Ich beschwöre dich, o gib mich Keinem!
Kummer würde mir das Herze brechen,
Säh' ich meine Kinderchen verwaiset."

Doch es hört sie nicht der Ali-Bejo,
Gibt sie an den Kadi von Imoski. —

Und da that sie noch die letzte Bitte;
Mindestens ein Briefchen möcht' er senden,
Das dem Kadi von Imoski sage:
„Herr, die Neuverlobte lässt Dich grüssen,
Bittet dich durch dieses weisse Briefchen:
Wenn du kommen wirst mit Deinen Swaten,
Einen Schleier Deiner Braut zu bringen,
Lang genug um ganz sie zu bedecken,
Dass nicht ihre Waisen sie erblicke,
Wenn vorbei sie zieht am Haus des Aga."

Als der Kadi diesen Brief gelesen,
Da versammelt er die edlen Swaten,
Zog mit ihnen aus die Braut zu holen,
Kehrten dann mit ihr von ihrem Hofe
Nach dem seinen unter lautem Jubel.

Ging der Zug vorbei am Hof des Aga;
Beide Töchter standen auf dem Tschardak.
Und erkannten ihre liebe Mutter;
Beide Knaben kamen ihr entgegen,
Riefen also ihrer lieben Mutter:
„Halt, o halt doch, unsre liebe Mutter!
Komm herein und iss mit deinen Kindern." —

Und zum Stariswaten rief die Arme:
„Stariswat! o du in Gott mir Bruder!
Lass vor diesem Hof die Rosse halten,
Dass ich meinen Waisen etwas schenke!"

Bei dem Hofe hielten an die Rosse,
Und Geschenke gab sie ihren Kindern,
Gab den Knaben goldgestickte Schuhe,
Beiden Mädchen gab sie bunte Kleider,
Und dem Kleinsten, dass noch in der Wiege,
Sandte sie hinein ein schönes Hemdlein.

Seitwärts schaute diess der Asan-Aga,
Schaute Alles, rief bewegt den Knaben:
„Kommt zu mir, ihr Waisen! lasst die Mutter!
Denn sie hat kein Herz, die euch verlassen!“ —

Siehe! da erbleicht die arme Mutter,
Sinkt zu Boden, höret auf zu athmen,
Denn zu heftig drückte sie der Kummer,
Ihre Kinderchen verwaist zu sehen. —

W. Gerhard.

Lied eines alten Seemanns.

(Siehe Collection of British Authors, Vol. 383, p. 273.)

Schwerern Sturm hab' ich gesehen,
Stärk're Windsbraut traf mein Ohr.
Schiffbruch litt ich nah bei Algier,
Sechsunddreissig Jahr zuvor.
Jung war ich, doch alte Seeleut'
Nicht, wie ich, in fester Ruh'.
Einen Schatz ja bot das Leben,
Der das Sterben nicht liess zu.

Kämpft' um's Leben, auch es rettend,
Leben nur, nichts And'res mehr.
Wund, halbtodt, allein und hülflos,
Trieb ich an das Ufer her.
Harte Meeresfelsen schaut' ich
Bei so hohem Wellenschlag;
Wie aus Freundesschoos warf Fluth mich,
Hart an Menschenbrust ich lag.

Starr und öde zog die Bergkett'
Schwarz von Schluchten durch das Land,
Bis dahin, wo öde Wüste
Breitet aus den glühn'den Sand.
In den Schluchten dieser Berge,
Nahe an des Meeres Rand,
Wohnten Herr'n mir, hart und grausam,
Schwarze Mohr'n am Berberstrand.

Zehn der Jahr' litt dort ich Mühsal,
Hoffnungslos, so sagt' ich dort.
Doch nun weiss ich's, Hoffnung flammte
Jeder neue Tag sofort.
Jene Zeit der Müh' und Schmerzen
War ein Traum, den Nacht gebar,
Nur ein Tag des bangen Wartens.
Nun ist jeder Tag ein Jahr

Wie ich flucht', dem Land, dem Kerker,
Und dem schlangenfalschen Meer,

Und dem Dämon Schicksal, giessend
Alle Schrecken auf mich her!
Rasend war ich, Gott verzeihe
Reden, schrecklich und voll Sünd'.
Dies sollt' sein die letzte Reise,
Liess ich dort ja Weib und Kind.

Nimmer schwand das holde Bildniss,
Nimmer weg von meinem Blick;
Keinmal, selbst im Sclavenstande,
Blieb's bei Tag, bei Nacht zurück.
Labend in der Seele, wehrt es
Der Verzweiflung düst'rer Macht;
Nicht war ganz mein Herz gebrochen,
Da ihr Leben Heil mir bracht'.

Wenn zur Nacht mein Werk gethan war,
Eilt' ich an des Meeres Strand;
Alles war so fremd, so fern dort,
Nichts, wie ich's vorher gekannt.
Seltsam blickten öde Gipfel,
Rothe Tag'sgluth, schwarze Nacht,
Und die Oleander, winkend
Zum Geräusch, vom Quell gebracht.

Auf die Fluth dann blickt' ich starrend,
Und mir ward zum Freunde sie;
Da sie ja Altengland netzte,
All' mein Leid ich ihr verzieh'.
Droben mahnte Himmelswölbung
Mit der weissen Wölkchen Flaum,
Und die Sterne, hier nur heller,
An der Heimath Zeit und Raum.

Und es überkam mich Stille,
War auch wohl erschöpft und matt.
Wilde Sehnsuchtsqual verliess mich,
Ruhe trat an ihre Statt.
Auf des Wassers Silber blickt' ich,
Zu des Himmels fernem Blau,
Und daneben fluthet' schmerzlich
Traum von Lieb' und Heimathsau.

Ein Gesicht, so schön, doch traurig,
Augen blau, von Thränen schwer,
Zarte rothe Lippen, zitternd,
Lächelnd als ob Furcht nicht wär',
Meinem Arm das Kindlein bietend —
Blickt auf mich von Himmelshöhn,
So wie ich, zu Schiffe gehend,
Sie zum letztenmal gesehn.

Manchmal — dann befiel mich Wehmuth
Ob der Jahre schnellem Fliehn -
Malte ich sie mir verändert,
Und des Kindleins Jugend hin.
Sie, nicht mädchenhaft mehr blühend,
Hatt' das Kindlein neben sich,
Ihr Gesicht nun blass und trübe
Durch des Kummers Qual um mich.

Sah' sie dann, wie mehr es dunkelt,
Zeigend ihn, wie's beten soll,
Seine zarten Hände faltend,
Für des fernen Vaters Wohl;
Fühlte stärker ihren Kummer,
Als ich meinen je empfand,
Ihren kurzen Lebensfrühling,
Und wie schnell ihr Glück entschwand,

Bis auf meine Hände, hart nun
Von der Arbeit jahrelang,
Aus dem Traum' mich schmerzlich weckend,
Bitt're Thrän' vom Auge drang;
Dann erwacht' ich, ein Verstossner,
Von der Heimath fern, ein Sclav',
Ein von Meerestief' Umschlungner;
Weinend sank ich dann in Schlaf.

Jahre flossen so! Mein Kummer,
Ruhiger, doch wachsend noch,
War mein Schild für alle Schmerzen,
Schwächer, als die ihren, doch.
Meines Herr'n grausame Härte
War vergebens angethan.
Doch die Kunde uns'rer Leiden
Ueberschritt den Ocean.

Ihr vernahmt aus ferner Gegend
Von freiwilligem Verband,
Loszukaufen Christensclaven,
Leidend in Barbaren-Land.
Diese mildgesinnten Fremden,
Jährlich gehn von Rom sie aus,
Tragend schwer erworb'ne Lösung,
Die Verbannte brächt' nach Haus.

Ich ward frei. Sie brachten freundlich
Mir die frohe Kunde hin —
Stund' verfloss um Stund', ich wusst' nicht,
Was da sei der Rede Sinn.
Besser noch ist's wohl, wenn Sorge,
Die dem Ird'schen näher liegt,
Anstrengt alle Herzensfasern,
Als wenn Freude ganz sie bricht.

Endlich hatt' ich es begriffen;
Schnell und stark schlug mir das Herz.
Was war nun die Zeit des Wartens,
Was all' der vergang'ne Schmerz,
Gegen das gewalt'ge Sehnen,
Das nun über's Meer mich trieb,
Gegen dieses Zeitraums Länge,
Der mir bis zur Heimath blieb?

Wie die Reise ging, nicht weiss ich's;
Seltsam war's, so dazustehn,
Um mich her die Landsgenossen,
Mich an Englands Hand zu sehn.
Doch mein Herz war immer träumend

Von des ersten Wortes Klang,
Jener süssen Stimme Nachhall,
Die zum Herzen einst mir drang.

Würd' ich sie verändert finden,
Plötzlich fassend, was geschehn,
Schau'n der Wang erröthend Leuchten
Ihres Auges Glanz erhöh'n?
Würd' belauschen Furcht und Zweifel,
Regen dann das tiefe Weh
Und den Wogenschlag der Freude,
Bis in Fried' es übergeh'?

Und das Kind! Doch was erwäh'n ich,
Wie Gedanke war ein Thor!
Jeder Baum trat, jede Hecke,
Aus Vergangenheit hervor,
Meine liebe Hütte malt' ich,
Flamme strahlend drin umher,
Und die zwei, daneben sitzend,
Harrend meiner Wiederkehr.

Endlich kamen wir zum Hafen.
Nichts weiss ich, bis dort ich stand
In des wunden Herzens Weinen,
Auf dem Thürschloss ruht' die Hand.
Ein nun hielt ich, hört' sie sprechen,
Leise sprechen murmelnd Wort;
Jetzt begriff ich erst den Schrecken,
Dacht' ich todt sie mir noch dort.

Abend war's im späten Herbste,
Rauher Wind durchblies das Thal,
Um mich fielen welke Blätter,
Roth der Hügel wâr vom Strahl.
Sechsundzwanzig Jahr seitdem sind's,
Alt bin ich und grau zur Zeit —
Doch verrieth ich Menschenohre
Niemals, was ich sah', bis heut.

An des Heerdes Flamme sass sie,
Ihr im Arm ein Kind sich schmiegt',
Schweichelworte sprach sie flüsternd
Sah' dann lächelnd auf vergnügt.
Lächelnd dem, der nah dabei stand --
Ach! die Wahrheit lag enthüllt —
Mit des Auges trauter Milde,
Die mir sonst das Herz gefüllt.

Auf stand sie, zu mir sich wendend,
Wartend stand ich, stumm und kalt —
Mit des Schreckens Schrei, erblassend
Von Verzweifelungsgewalt.
Er, ein alter Schiffsgenosse —
Keiner gab ein Wort von sich,
Wie wir aufeinander blickten;
Er war lebend, todt war ich.

Näher trat ich, zu ihr näher,
Fasst der Zitternden die Hand,

Sah' ihr in's Gesicht, in's blasse,
Bis ihr Herz das ganz verstand,
Was von Liebe, was von Mitleid
Nicht die Lippe sprechen mag.
Doch Gott Dank! Nur Schmerzempfindung
Kam uns an, bis diesen Tag.

Bitt're Thränen dann wir weinten,
Wir gebroch'ner Herzen drei,
In des Augenblicks Bedrängniss;
Lächelnd schlief das Kind dabei.
Thränen nur, und keine Rede,
Bis mir kündeten die Zwei,
Dass mein Knabe — fast vergessen
Hatt' ich ihn — dahin schon sei. —

Endlich stand ich auf, mich wendend,
Drückt' die Hand ihm ohne Wort,
Sie doch küsst' ich auf die Stirne,
Als ob mein sie sei noch fort.
Keine Sylb' sagt' ich von Abschied;
Nur gebrochen sprach ich's aus,
Dass der Gott der Lieb' sie segne —
Dann verliess ich still das Haus.

Sechsundzwanzig Jahr durchschwimm' ich
Nun der Meere weiten Schrein.
All' die alten Zeitgefährten
Nahm zum Tod' die Heimath ein.
Heimath! Ja, ich werd' sie finden,
Einst find' ich der Ruhe Lust,
Sie dort treff' ich, meiner wartend,
Unser Kind ihr an der Brust.

Crefeld. Risler.

Patois.

Man hat bisher drei Versuche gemacht, dies Wort zu erklären. Man behauptet erstens, es sei entstanden aus dem altfranzösischen país thiois, wörtlich: deutsches Land. 1) ist dabei nicht recht einzusehen, warum man eine Sprache ein Land genannt haben solle, oder warum man nicht kürzer tiois, deutsch im Gegensatze zu französisch gesagt habe. 2) begreift man auch nicht, warum die Bezeichnung patois gerade nur sich auf das Deutsche beziehen solle, da es doch jeden provinciellen Dialect gegenüber der gemeingültigen Sprache bezeichnet, obgleich das specielle Wort allerdings ein generelles geworden sein könnte, wie ja baragouin ursprünglich von der breton. Bennung bara Brot und gwyn Wein nur bretonisches Kauderwälsch, jetzt Kauderwelsch überhaupt bedeutet. 3) ist es eine starke Zumuthung sich das viersylbige pais thiois in ein zweisylbiges patois zusammengezogen denken zu sollen, so dass die betonte Sylbe i in país gänzlichen Wegfall erleide, und tiois in toi zusammenlaufe. (Sonst fällt im Roman. zur Vermeidung des Hiatus der 2. Vokal aus.) Diese drei Gründe haben Diez auch wohl bewogen, dieser Etymologie in seinem Wörterbuche auch nicht einmal die Ehre der Erwähnung angedeihen zu lassen. Ebenso geht er mit Stillschweigen über die Ableitung des Wortes patois von patrius scil. sermo, also Sprache des väterlichen Hauses, oder vielmehr, wenn wir patrius von patria herleiten, Sprache des Vaterlandes, hinfort. Il parle patois, wäre alsdann, er spricht vaterländisch. Diese Etymologie vergisst

nur, dass das Französische wie das Provençalische vor der Endung ĭus und ĕus Scheu haben, ferner, dass gar kein Grund vorhanden ist, warum r in patrius ausgefallen sein sollte, da sonst in tr vielmehr t ausfällt, nourrir (nutrire), pierre (petra), arrière (adretro), verre (vitrum), dann dass es gewagt ist, aus dem proparoxytonon patrius ein auf der letzten betontes patois zu machen. Ich weiss wohl, dass es in dem Charakter einer romanichen Endung liegt, syllabisch zu sein und den Ton zu haben und dass deswegen romanische Sprachen gar nicht anstehen, ein kurzes i in ĭnus in cristallino zu einem langen, oder aus der Endung íolus, iólo, filíolus, figliuólo, also aus pátria, patrié zu machen; aber gerade in der Endung ius scheint das Romanische von dieser Sitte keinen Gebrauch gemacht zu haben; aus ebrius, proprius, sapius, nescius (und damit wird sich der Vorrath derer auf ius wohl erschöpft haben), ivre, propre, sage, nice, prov. ivre, nesci, sage, so dass man also kein ebrīus, nescīus gebildet hat, und doch sollte man patrīus gebildet haben, bevor daraus patroie, dann patois hervorgehen konnte, wie aus via, voie. Aber wäre dem auch so, so steht uns hier noch im Wege, dass sich die französische Adjectivendung ois oder ais niemals auf lateinisches ius zurückführen lässt, sondern nur auf die Endungen iscusund ensis.

So stehen wir denn rathlos vor diesem Worte, und selbst unser hochgeschätzter Altmeister Diez weiss kein Auskunftmittel als, wie er in seinem Wörterbuche thut, das hennegauische pati-pata, Geschnatter anzuführen, um auf Grund dieses Wortes von patois zu sagen, es sei also wohl ein Naturausdruck. Dies „also wohl“ ladet ein auch nach Diez noch zu versuchen, ob sich nicht für patois eine einfachere Ableitung auffinden lasse, um somehr als er selbst in der Vorrede zu seinem Wörterbuche sagt: dem Naturausdruck als Bildungsmittel der neuen Sprachen ist kein zu weites Feld einzuräumen; manches Wort, das man auf diesem Wege entstanden wähnt, kann sich noch als Sprössling eines alten Stammes ausweisen. Bekanntlich ist pays, früher pais von pagense herzuleiten. Der Uebergang fand nach allgemeinen Lautgesetzen also statt: n vor s erleidet Syncope, wie schon, ich citire Diez, im Lateinischen passus für pansus, tusus für tunsus steht und wie es in maison für mansio, coûter für constare, métier für ministerium, mois für mensis geschieht; wir hätten also pagese, g fällt aus und lang e geht in i über, wie in cire aus cera, raisin aus racemus, venin aus venenum. Ebenso gut, oder vielmehr nach eigentlicher Regel geht langes e in oi über, wie in avoine aus avena, moi aus me, soir aus sera, hoir aus herus, avoir aus habere. Es steht also gar nichts entgegen, dass wie man sich carthaginois aus carthaginiensis, bordelois aus burdegalensis, orlenois (altfranzösisch) aus aurelianensis, hervorgequollen zu denken hat, man sich aus pagense die Doppelformen país und paoís ableitet, und diesem letzteren ein im französischen nicht ungewöhnliches euphonisches t zusetzt, wie (ich citire Diez) abriter für abrier, cafetier für cafeier, caillouteux für cailloueux steht. Lautlich und begrifflich lässt sich diese Ableitung also rechtfertigen, denn patois würde demnach wörtlich ländliche, provincielle Sprache bedeuten. Als fernere Unterstützung dieser Herleitung möge noch erwähnt werden, dass die Endung ois öfter zur Bezeichnung einer Ausspracheweise dient; so heisst im altfranzösischen clerquois gelehrte Sprache oder Latein und von narquois, das Diez mit Frisch von dem in den Isidor'schen Glossen enthaltenen nario, Naserümpfen ableitet, sagt die Akademie: Parler narquois, parler un certain jargon, un certain langage qui n'est entendu que de ceux qui sont d'intelligence ensemble pour tromper quelqu'un und in demselben Sinn, wie man von einem ungehobelten und sich in einer neuen gesellschaftlichen Stellung nicht zurechtfindenden Menschen sagt: Il sent son pays, citirt Bescherelle aus Brantôme in demselben Sinn: Il sent son patois, so dass also in beiden Redensarten pays und patois so identisch gebraucht werden, wie sie es etymologisch sind.

G. Büchmann.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

I. G. Th. Graesse, Trésor des livres rares et précieux ou nouveau dictionnaire bibliographique. Livr. I. (Dresden, Kuntze.) 2 Thlr.

Literatur.

Ulfila oder die uns erhaltenen Denkmäler der gothischen Sprache. Text, Grammatik, Wörterbuch. Bearbeitet von F. L. Stamm. (Paderborn, Schoeningh.) $1^2/_3$ Thlr.

Th. G. v. Karajan, zwei bisher unbekannte deutsche Sprachdenkmale aus heidnischer Zeit. (Wien, Gerold.) 8 Sgr.

J. Mützell. Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, von Dichtern aus Schlesien und den umliegenden Landschaften verfasst. I. Bd. (Braunschw., Schwetschke und Sohn.) $2^2/_3$ Thlr.

Goethe's Lyrische Gedichte. Für gebildete Leser erläutert von H. Düntzer. (Elberfeld, Friedrichs.) $7^1/_2$ Sgr.

Fr. v. Schiller, Die Künstler. Ein didaktisches Gedicht von F. Friedemann. (Leipzig, Fleischer.)

B. Gerlinger, die griechischen Elemente in Schiller's Braut von Messina. (Augsburg, Kollmann.) 15 Sgr.

Geist deutscher Classiker. Hrsg. von E. v. Feuchtersleben. 7. Klinger, 8. Lessing, 9. Hippel, 10. Lichtenberg. (Wien, Hartleben.) à 10 Sgr.

G. H. Lewes, The life and works of Goethe. 2. Edition. (Leipzig, Brockhaus. Vol. I. $2^1/_4$ Thlr.

W. Menzel, Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 1. Lieferung. (Stuttgart, Krabbe.) $7^1/_2$ Sgr.

Proben neuerer deutscher Lyrik. (Goettingen, Wigand.) 18 Sgr.

Jahrbuch deutscher Dichtung, hrsg. von K. Weller. (Augsburg, Kollmann.) 15 Sgr.

E. Fiedler, Geschichte der volksthümlichen schottischen Lieder-Dichtung. 2 Bde. 2. Aufl. (Leipzig, Violet.) 2 Thlr.

E. Ling, Aus der Edda. Deutsche Nachklänge in neuen Liedern. (Nordhausen, Förstemann.) $^3/_4$ Thlr.

F. Dörr, Griechischer Liederschatz. In deutscher Nachdichtung. (Leipzig, Voigt u. Günther.) 1 Thlr.

Reinhold Dezeimbris, Notice sur Pierre de Brach, poëte bordelais du XVI. Siècle. (Paris, Aubry.) 6 Fr

Grammatik.

R. Bechstein, Die Aussprache des Mittelhochdeutschen. (Halle, Pfeffer.) 16 Sgr.

J. Kudelka, Ueber Herrn Dr. Brücke's Lautsystem. (Wien, Gerold.) 10 Sgr.

Inchauspe, Le Verbe basque. Ouvrage publié p. le prince Louis-Lucien Bonaparte. (Paris, Duprat.) 20 Fr.

G. B. Bolza, Grammatica della lingua italiana. (Wien, Gerold.) 12 Sgr.

Lexikographie.

A complete Dictionary, English, German, French, on an entirely new plan. (London, Trübner.) 10 S. 6 d.

J. Krimmel, Taschenwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. (Reutlingen, Fleischhauer.) 18 Sgr.

J. Lyragé, Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. (Reutlingen, Fleischhauer.) 16 Sgr.

Diccionario trilingue, Castellano, Bascuense y Latin, por el P. M. de Larramendi. 2 Bde. (San Sebastian.) 2 L.

Vocabulaire de mots basques bas-navarrais traduits en langue française par M. Salaberri. 6 S.

Hilfsbücher.

B. Vogt, Deutsche Sprach- nnd Aufsatzlehre mit 300 Uebungsaufgaben. (Augsburg, Kollmann.) 6 Sgr.

Das Nibelungenlied in der älteren Gestalt mit Wörterbuch versehen von A. Holtzmann. Schulausgabe. (Stuttgart, Metzler.) 1 Thlr. 5 Sgr.

A. Bacmeister, Das Nibelungenlied, für die Jugend bearbeitet. (Stuttgart, Bode.) 18 Sgr.

Brentano, Deutsche Grammatik und Stilübungen für Realschulen. (Nürnberg, Schmid.) 8 Sgr.

A. Baal, Die deutsche Rechtschreibung, für Volksschulen. (Wiesensteig, Schmid.) 12 Sgr.

G. H. Högg, Deutsche Rechtschreibung nach R. v. Raumer's Regeln. (Ellwangen, Hess.) 4 Sgr.

J. E. Rieder, Lehrbuch der Redekunst. 2. Ausg. (Gratz, Hesse.) $^2/_3$ Thlr.

H. T. Traut, Deutsches Sprachbuch für deutsche Schulen. (Leipzig, Brockhaus.) 15 Sgr.

G. Möhl, Theoretisch-praktischer Lehrgang zur Erlernung der französischen Sprache. (Leipzig, Brockhaus.) 15 Sgr.

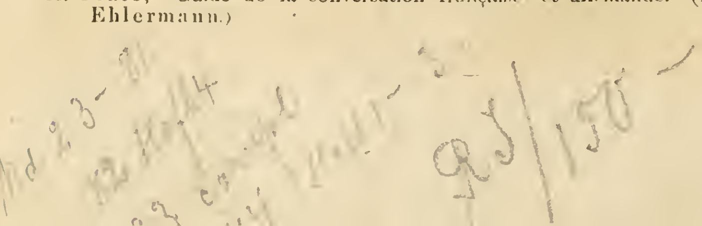
G. H. F. de Castres, Elementarbuch zur Erlernung der französischen Sprache. 2. Aufl. (Altona, Verlagsbureau.) $7^1/_2$ Sgr.

C. Ploetz, Conjugaison française. Franz. Vorschule. 2. Stufe. (Berlin, Herbig.) 9 Sgr.

Gr. Kennedy, Anna Ross. Traduit de l'Anglais. Mit Wörterbuch von A. Bauer. (Celle, Schultze.) 10 Sgr.

S. D. Wadely, The English echo: a practical guide to the conversation and customs of every-day life in Great-Britain. 25 Sgr.

H. Plate, Guide de la conversation française et allemande. (Hannover, Ehlermann.) $^2/_3$ Thlr.



I.

Was spricht die Sprache?

„Die Sprache ist der Ausdruck des Gedankens.“ — Diesem Satze begegnen wir in vielen Büchern unsrer Zeit, und er hat sich die Geltung eines Spruches erworben; doch ist er unzulänglich. Ist die Sprache der Ausdruck des Gedankens, so liegt in dieser Behauptung, dass ausser ihr nichts den Gedanken auszudrücken fähig sei. Doch auch der Bildner drückt seine Gedanken in einem Stoffe aus, der der Sprache unzugänglich ist; viele andere menschliche Thätigkeiten, vor Allem die eigentlich sogenannte Handlung, die freie sittliche That, sind Ausdrücke des Gedankens.

Aber der Begriff des Gedankens soll ein höherer sein, sagt man. Das Wort Gedanke, heisst es, bedeute eben nur die höchste Entwicklung aller Geistesfähigkeit, nämlich die freie selbstbewusste, und für diese sei kein Mittel adäquat, als die Sprache. — Es mag wohl der Zwiespalt des gemeinen und wissenschaftlichen Sprachgebrauchs Schuld sein, dass man sich über den Begriff des Wortes Gedanken selbst nicht einigen kann. Das Denken, so sagt die neuere Philosophie, ist das Wesentlich-Menschliche, die allein wahre Thätigkeit des Geistes; der Gedanke ist bald ein Act des Denkens, bald der Complex alles Gedachten zusammen. Wie sich Gedanke von Begriff und Idee scheiden, bleibe hier noch unberührt.

Wir finden dagegen Veranlassung, unbeschadet der Rechte philosophischer Synonymik, dem gemeinen Sprachgebrauche uns anschliessend in den Worten: „Gedanke, Denken“ die allgemeinste Thätigkeit des Geistes zu erkennen, diejenige, welche alle übrigen Gestalten und Entfaltungen begleitend sowohl

Quelle als Ziel der Geistesarbeit sei, also die niederste wie die höchste seiner Thätigkeiten bezeichne. Damit sind wir einstweilen der weitern Unterscheidung überhoben von Vernunft, Geist, Gedanken, Begriff etc., deren logische Bedeutung dem Streite der Schulen angehört. Vernunft und Selbstbewusstsein, heisst es, sei des Menschen Vorzug vor dem Thiere; desgleichen die Religion etc. Diese syncretistischen Behauptungen haben uns so lange beunruhigt, bis wir erkannten, dass der specifische Standpunkt des Sprachlebens, der archimedische Angelpunkt der Sprachphilosophie, durch jene Gemeinplätze noch nicht berührt, kaum geahnt sei. Denn wenn alle jene Dinge des Menschen Vorzug sind und alle auch ihrerseits Geist und Gedanken in sich tragen: was ist denn nun das Sonderreich der Sprache?

Die Sprache ist nicht einziger Ausdruck des Gedankens. Es fragt sich weiter, ob sie ausser dem Gedanken etwas auszudrücken fähig sei. Es könnte so scheinen, wenn man die Region des Gefühles und den Gebrauch des täglichen Lebens als solche Gebiete ausserhalb des Gedankens betrachten wollte. Hiergegen ist freilich zu erwiedern, dass das bloss in thierischen Tönen offenbarte Gefühl noch nicht zur Sprache geworden, sobald aber dieses Gefühl oder jene Bedürftigkeit in's Bewusstsein trete, so beginne die ächt menschliche Ausdrucksweise, indem die freie Geistesthätigkeit, der Gedanke, zu wirken sich entschliesse, in Wirklichkeit ausbreche: und dieses eben sei die Sprache.

Doch ist hiermit wenig gewonnen. Zugegeben nämlich, dass alles Gesprochene Gedachtes enthalte: so tritt eine zweite Frage hinter jener ersten auf: drückt die Sprache den Gedanken ganz, drückt sie den ganzen Gedanken aus? Es braucht nicht erinnert zu werden, wie viele Gedanken unausgesprochen bleiben; wenn man auch gewohnt ist, in Worten zu denken, so ist doch allezeit ein Ueberschuss, der nicht in Worte aufgeht, und dieser nicht gedankenlos, sondern oft ein bestes Theil des Gedachten. Auch die gewaltigsten Denker und Meister des Wortes haben nicht Alles gesagt, was sie dachten und konnten es nicht. Oft vernehmen wir Klagen selbst jener Gewaltigsten, von der Unzulänglichkeit des Wortes, von Miss-

deutung, Missverstand und Halbverstand,*) wo wenn das Wort den Gedanken erfüllte, kein Zweifel, keine Klage zu erwarten wäre. Es hilft nichts, sich mit der Ausrede zu trösten, nur die unvollendeten Gedanken hätten unvollkommenes Wort, und der werdende Gedanke suche sein Wort, und erst das gelungene deutliche Wort sei ein abgeschlossener wahrer Gedanke. Hiergegen aber ist zu erwiedern, dass die Unzulänglichkeit, die Nicht-Congruenz von Wort und Gedanke dennoch überall, sogar bis in die Bezirke des absoluten Gedankens hinein, sich erstreckt. Wenn z. B. der Philosoph die Idee des Schönen, des Rechtes etc. entwickelt, so setzt er nicht nur für das Verständniss voraus, dass theilnehmende Hörer sich ihm geistig hingeben mit umspannender Aufmerksamkeit, die Späteres und Früheres im Einverstand mit dem Sprecher zu verknüpfen wisse: er erwartet noch ein Grösseres, damit die Sprache Sprache werde, nämlich selbstthätiges Erleben des Hörers, Mitleben im begonnenen Gedankenkreise, überhaupt einen Ueberschuss geistiger Mitwirkung als Antwort auf seine eigene Anwirkung — was Alles das gesprochene Wort allein, das heisst, die Sprache an sich, nicht hat, nicht geben kann. Es ist immer ein An- und Gegenwirken wie Freiheit und Nothwendigkeit, was aller Sprachwirkung vorher-, mit- und nachgeht, und ohne welches die Sprache eine tönende Schelle ist.

Die Sprache gibt tönende Abbilder des Inneren, des Geisteslebens. — Der Ton ist ein Verschwindendes, Werdend-Vernichtetes; wie dieses ihr Grundelement, so ist die Sprache ebenfalls nur als geschehende, thätige, verfliessende zu denken. Auch der Gedanke zwar hat thätig fliessende Theile oder Aeusserungen in sich. Aber dies ist nicht sein Ganzes, nicht er selbst im Ganzen; er hat auch fixirte Anfangs- und Endpunkte, die ausserhalb der Bewegung stehen, nicht als bewegte gedacht werden. Dieser Art sind alle Abstractionen, alle reine Ideen, das ganze transcendente Jenseits, die Idee

---

*) Dass auch die Lüge, das Stottern und Stammeln zum Gebiet der Sprache gehören, ja Sprache sind, sei hier nur gelegentlich erwähnt, vielleicht anderswo auszuführen.

Gottes selbst und der Glaube an alles Fertige, Seiende im Bewusstsein.

Will nun die Logik nicht zugestehen ein ruhendes Denken so wenig als eine ruhende Thätigkeit: so ist doch dieses deutlich, dass Vorstellung und Gedanken *von Ruhendem* im Geiste sind. Obgleich Gedanke und That des Lebendigen niemals in reiner stillstehender Ruhe ist, so unterscheidet doch das Bewusstsein zwischen Ruhe und Bewegung, Ruhendem und Bewegtem, Seiendem und Werdendem; es hat von beiden Gliedern der Existenz Vorstellungen, es gebraucht sie beide abwechselnd als wesentliche Factoren seiner ganzen Thätigkeit; und so sind Ruhe und Bewegung *in ihm*. Auch ist klar, dass der menschliche Geist *Coexistirendes* denken, aber die menschliche Rede niemals Coexistirendes vollkommen ausdrücken kann, eben weil sie wesentlich Succession, Bewegung ist.

Von dem Ruhenden kann das Bewegte *kein vollkommenes Abbild* geben. Jene Anfangs- und Endpunkte des Gedankens, Angelpunkte aller geistigen Bewegung, — keine Sprache ist fähig, sie vollkommen auszusprechen. Alle *Subjectbegriffe* sind unsagbar. Die Sprache sagt nicht *das* Subject, nicht was es selber ist, sie bildet nicht ab, was *vor* der Thätigkeit als Seiendes beruht: sie sagt nur, was *an dem* Subjecte ist, was es thut, was von ihm ausgeht; sie sagt die Folge des Subjects, nicht sein Wesen, nicht es selbst. In Hegel's Phänomenologie (S. 18) sind unfreiwillige Zeugnisse für diese Unsagbarkeit; das schlagendste von Allen ist die *Unmöglichkeit der vollkommenen Definition*. — Denn jede Definition kann nur sein entweder Umschreibung, Wiederholung, Anderssagen (*ἀλληγορια*) des Subjectes, und dann ist sie identisch, tautologisch, indem einem unverstandenen Seienden ein anderes verstandenes Seiendes vergleichend, nicht erfüllend, unterlegt wird; oder sie gibt von dem Subjecte eine Reihe Thätigkeiten an, die, wie vollzählig sie auch seien, doch niemals das *ganze* Subject wiederholen, sondern nur eine möglichst vollständige Reihe von Erscheinungen am Subject, Prädicate. So wenig der Philosophie die *adäquate Umdenkung* der Welt gelingt, so wenig gelingt auch der bewegten Sprache

die vollkommene Deckung des Ruhenden und Seienden. — Diese Unzulänglichkeit aller Definition ist das erste Beispiel einer Reihe von Unsäglichkeiten, die der kühne Denker (Phänomenologie S. 83) mit grossem Unrecht in das Gebiet der Unvernunft verdammt hat. Neben, in und über allem Gesagten waltet überall und unüberwindlich das Unsagbare, was eben Quelle und Ausgang alles Sagbaren ist.

Die Unzulänglichkeit aller Definition erweist sich vorzüglich an folgenden Erscheinungen. Derselbe Begriff — richtiger wohl: dasselbe Wort — wird nicht nur bei verschiedenen Denkern, sondern auch in verschiedenen Gebieten des Wissens anders definirt; die Worte: „Gott, Geist, Salz, Leib“ erfordern verschiedene Beschreibungen, je nachdem sie in der Logik, der Etymologie, der Synonymik, Physik etc. vorkommen. Wenn nun dasselbe Wort in verschiedenen Wissensgebieten ungleiche Geltung hat, so mag man zwar erwiedern, dass jede Auffassung einen Theil der Wahrheit entfalte und der andern doch nicht wesentlich widerspreche: aber eben hier beweist sichs, wie das Wort den Gedanken nicht erfüllt, nicht vollkommen deckt, und eben darum ist eine absolute Definition an sich selbst unmöglich. — Keine Definition kann dem Unbekannten Unbekanntes darstellen; die scheinbar festeste Form des Gedankens verlangt unendliche Voraussetzungen ausser dem Worte. „Schmerz, Ton, Thier, Himmel“ — wer sie nie gesehen und empfunden, dem macht das Wort sie nicht begreiflich. Sagt man etwa: „Der Schmerz ist die Empfindung des Widerwärtigen, die negative Empfindung des Natürlichen,“ so sind das Alles Prädicate, nicht wirklich deckende Ausdrücke des Gedankens. (Wer kann dem Blindgeborenen die Farbe durch Sprache d. h. Reden, Definition, Demonstration — begreiflich machen, den „Gedanken der Farbe ausdrücken?“)

Die Sprache ist also weder der einzige Ausdruck des Gedankens noch drückt sie den ganzen Gedanken aus; was sie abbildet ist die Bewegung des Gedankens. Diesen Lebenspunkt hat Lessing im Laocoon angedeutet, und von hier aus den Gegensatz zwischen bildenden und redenden Künsten entwickelt. Im Bilde ist der ruhende, im Tone der bewegte Gedanke (oder sage man Geist, Idee, Vernunft etc.) ausge-

sprochen. Keines von Beiden spricht den Gedanken ganz aus: sie ergänzen einander. Deshalb fehlt dem Blinden wie dem Tauben ursprünglich ein Mittel der Gedankenäusserung; wenn beide dennoch denken lernen, so geschieht es nur, indem sie aus der äusseren Welt Ersatzmittel hinzubringen, der Blinde das Tasten ruhender Gestalten, der Taube die bewegte Geberde; beide haben dazu als inneren Ersatz die menschliche Anlage des Denkens, und zwar der Taube die ruhende wortlose Seite desselben. Weil aber, wie alle Thätigkeit, so besonders die Arbeit des Gedankens ursprünglich Bewegung ist, so hat der hörende Blinde den unermesslichen Vortheil vor dem Tauben, dass ihm die innere Bewegung lebendiger erkennbar ist.

Was ist es nun, was die Bewegung des Gedankens an den Dingen bewegt? Wir gehen einen Augenblick zurück, um die Grundthätigkeiten der Seele an eines Kindes Entwicklung zu beobachten. Die erste Thätigkeit der Seele ist Empfindung. Diese leidet und freuet, scheut und suchet bis sie die erste Stufe des Geistes gefunden, die Anschauung. Diese ist von der ersten Empfindung geschieden durch die Doppelthätigkeit des Empfangens und Schaffens; indem sie leidend empfängt, wirkt sie zugleich nährend, befestigend, wählend: sie erschafft die Unterschiede von Ruhe und Bewegung, Entstehen und Schwinden, Grösse und Grenze. Die Reihe der Thätigkeiten wiederholt sich: sie wird hiemit Gewohnheit, Einprägung, Erinnerung. Die Erinnerung, eine eingeprägte und verkürzte Anschauung, erneut sich in willkürlicher Bewegung als Vorstellung. Hier wiegt die schaffende Thätigkeit über der empfangenden; Grösse und Grenze werden zu Gestalt und Maass. Die Reihe der Vorstellungen verdichtet sich zu bestimmten bewussten teleologischen Aeusserungen der Geistesthätigkeit. Die angeschaute, erinnerte Vorstellung arbeitet in sich und den Gegenständen, um das Ich und die Dinge in Beziehung zu setzen. So den Dingen nehmend und gebend vom Ich, in sich selbst verdichtet, wird sie Gedanke. Der Gedanke schliesst die niederen Thätigkeiten des Anschauens und Vorstellens in sich, um aus ihnen die bewusste Selbstthätigkeit des Bindens und Trennens zu bilden. Indem er die erinnerten

Vorstellungen mit freier Willkür fasst, begreift er sie als Eigenheit, Eigenschaft der Dinge, bezieht sie wechselseitig. Dieses willkürliche Ziehen und Beziehen der Dinge und ihrer Eigenschaften, grammatisch prädiciren genannt, geht zu seinem Gegensatze, dem Wegnehmen des Prädicates, mit derselben freien Willkür hinüber und herüber; das ist die erste Bewegung des Gedankens an und wider die Dinge: Affirmation und Negation, welche den Kategorien der Logik: Sein und Nichts, entsprechen.

Jene ersten Gegensätze, die wir als polare Thätigkeiten von Empfangen und Schaffen, Bejahen und Verneinen, Sein und Nichts, erkannt haben, fliessen aus dem geheimnissvollen Vorgange des Werdens, der eine ewige Voraussetzung ist gleich der ewigen Vernunft. Das Werden selbst wird nicht begriffen, kann nicht logisch dargestellt werden: so auch die Glieder des Werdens, mögen sie nun natürlich erscheinen als Empfangen und Schaffen, oder geistig als Erinnern und Vorstellen. Werden, Bewegen, Verändern sind ebenso Urbegriffe wie Sein und Nichts: Werden ist das Erste und Dritte zu den Gegensätzen: die ganze Kette des sogenannten Causalnexus schwebt immer zwischen diesen Beiden: entweder schauen wir ein Werdendes an, dessen Glieder Sein und Nichts sind, oder wir schauen die beiden Glieder, die in dem Einen, dem Werden, zusammengehen. So kehren wir unbewusst jeden Augenblick zu dem Urquell alles Denkens und Seins zurück, rufen ihn zu Hülfe, benutzen ihn auch widerstrebend, selbst wenn wir ihn undankbar läugnen, d. h. zu läugnen versuchen.

Schon in dem ersten Leben des Kindes, das sich der Thierheit entringt, offenbart sich derselbe Gang. Dem Kinde ist eine Welt von Gegenständen ringsum gebreitet, ruhenden und bewegten. Es rührt sie an, wird von ihnen berührt. Die lebendige Seele wirkt aus unbekanntem Triebe. Sie ist nicht begnügt mit anschauendem Empfängniss; sie wirkt gegen, störend und schaffend. Dieses Gegenwirken, die erste Verneinung des Lebenden, noch unentschieden zwischen sinnlicher und geistiger Thätigkeit schwebend, entschliesst sich, bewegt und ändert die Dinge. Das erste Spiel des Kindes ist

Bewegung, Veränderung beweglicher Dinge. Nicht lange ist es mit der bloss tastenden Bewegung begnügt; da tritt der Ton hinzu, seelenbewegend, wirkend und gegenwirkend, in sinnlicher Lust geistiges Bedürfniss verhüllt andeutend. Der Ton will vernommen sein, wiederklingen, beantwortet werden. Die seinesgleichen sind, die ihn umgeben, will der Wollend-Tönende anwirken. Was in Geselligkeit lebt und mit munter wallender Seele begabt ist, gibt und vernimmt gegenseits Ton und Widerton; diese sind Bild und Abbild, Spiegelbild der wirkenden Seele. — Das thierisch kindliche Leben sucht mit Tönen die Dinge zu bewegen, zu berühren: dies ist der Anfang der Sprache. Und das specifische Leben, das Sonderreich der Sprache ist: Succession und Negation aus dem Seelengrunde kund zu geben, Bewegung und Verneinung der Dinge und Gedanken auszudrücken. Dies ist das deutlich umzirkelte Gebiet der Sprache gegenüber allen andern bild- und tonhaften Ausdrücken des menschlichen Seelenlebens. Denn die Bildkunst hat Ruhendes ohne Bewegtes, die Tonkunst Bewegtes ohne Ruhendes darzustellen: Beiden fehlt die Negation, der Anfang des Denkens.

II.

Was bedeuten die Töne?

Auch das Thier hat eine Ausdrucksweise in Tönen, die sich von der menschlichen zwar geistig und sinnlich unterscheidet, aber als Vorläufer und Schattenbild bewusster Sprache eine Betrachtung verdient. Die Thiersprache hat Töne, die nach Stärke und Schwäche, Höhe und Tiefe, Klang und Articulation unterschieden sind. In diesem sinnlichen Element ist sie dem menschlichen Tone verwandt; auch in der Zweck-

mässigkeit ihrer Wirkung, indem das Thier seine Seelenbedürfnisse in Lust und Schmerz zunächst für seinesgleichen kund gibt. Hohe reine Töne deuten gehobene, dumpfe unreine deuten gedrückte Stimmungen an, so dass sich hier schon die Symbolik des Tones offenbart, Abbild der Seelenbewegung zu sein.

Unterschieden sind die thierischen Töne von den menschlichen auf der leiblichen Seite darin, dass sie erstlich weniger Klarheit besitzen, zweitens einzelne Töne und Tonreihen ihnen fehlen, die der Mensch hat. Die Klarheit der Vocale zunächst, d. h. die bewusste Scheidung von Höhe und Tiefe der Articulation, das a, i, u fehlt allen Thieren. Die Vogelstimmen, fälschlich oft für eine höhere Stufe geachtet, erweisen sich darin als niedere, dass sie auch nicht den Versuch, den Ansatz zu geschiedenen Vocalen haben, wie auch musicalisch ihre Töne so schwer zu fixiren sind, weil sie bald in sich regellos schweifen, bald für alle menschliche Commensurabilität zu hoch erklingen: denn die meisten Vogeltöne befinden sich über der viergestrichenen Octave. Die Stimmen der edleren Säugethiere nehmen eine höhere Stufe ein; ein Ansatz zu festen Vocalen findet sich bei Rindern und Hunden; deutlich articulirt sind sie zwar nicht, aber das mu und wau tritt doch soweit hervor, dass der Mensch es verständlich nachahmend auffassen, auch wohl die Tonhöhe bezeichnen kann. Undeutlicher noch ist die Stimme des Rosses, doch ist das hi ziemlich vernehmbar, und in vielen Sprachen onomatopoetisch zu Grunde gelegt. — Diese drei Stimmen: mu, wau, hi sind wohl die deutlichsten aller Thierstimmen; sie zeigen sich auch hierin als die ältesten Genossen des Menschen, die mit ihm aus dem Paradiese ausgezogen sind und am meisten und klarsten einen bestimmten Seelendrang aussprechen vor allen andern Thieren. Die Rinder sind die minder begabten, leiblich träge, langsamer Seele: sie sprechen fast nur Hunger und Sättigung mit Tönen aus, die Mutter auch wohl Sehnsucht nach dem Kinde. Des Hundes Natur ist lebhafter, heftiger, beweglicher: sein Bellen bedeutet den Angriff, die Stimme geht nicht wie beim Rinde im langsamen Crescendo von unten herauf, sondern in schnellem Zucken von oben herab. Das edle Ross bezeugt ganz klärlich seinen

Adel darin, dass es nur vor Freude wichert, im Schmerz stumm ist, einem Dichter gleich, der die höchste Lebenslust in Tönen aushallt, während kränkliche, passive Menschen nur stille Lust haben und lauten Schmerz gleich den Schweinen. — Die besonderen Töne des Todesschmerzes, die allen, auch den stummen Thieren, eigen sein sollen, sind zwar vernehmlich durch ihre Wildheit und höchste Ueberspannung der Lebenskraft, aber im Seelenausdruck doch unverständlicher, da ihnen die plastische Kraft des verweilenden bildkräftigen Lebens fehlt. Sie erlauben daher, eben so wie die Schmerzenstöne des Menschen, keine deutliche Betrachtung und sind ein Räthsel wie Geburt und Tod.

Aus den lebenden Tönen gesunder Thiere können wir aber manches Bedeutsame lernen über die Elemente der Articulation. Der Vocal ist beim Rinde am deutlichsten, der Consonant beim Hunde, der Lebensausdruck überhaupt, doch ohne schärfere Articulation, beim Rosse. Das Rind ist ein Bild bequemer, stillvergnügter Sinnlichkeit, der Hund hat feine geistige Unterscheidungsgaben, das Ross ist vorzüglich mit Muth und Lust begabt. Dem Rinde mangelt die leichte Beweglichkeit, dem Rosse die geistige Feinheit, dem Hunde die stille Genügsamkeit. — Diese drei Punkte: der Ton, die Begabung und der Mangel, die sich der Beobachtung ergeben haben, leiten uns in die Elemente der Symbolik des Tones.

Der tiefe Ton des Rindes, meist eintönig und feststehend in gemessener Höhe, ist von einem geringen, doch vernehmbaren Lippenlaute begleitet; die geistige Eigenthümlichkeit des Rindes ist abgeschlossene, gleichsam ruhende Sinnlichkeit. Der von oben herabstürzende und schlagende Ton des Hundes ist nicht vom geschlossenen, sondern vom hauchenden und schnaufenden Lippenlaute begleitet; aber der Hund hat mannigfaltigere Töne, bellt nicht immer in gleicher Höhe, winselt und heult undeutlicher, fast rein vocalisch, aus Schmerz oder Freude, in der Freude hohlstimmiger als im Schmerze, und knurrt, fast rein consonantisch, wenn er die Ueberlegung des Angriffs, einen überlegten Zorn fasst. Ihm ist von allen Thieren die schärfste Unterscheidungsgabe gegeben: er kann überlegen mit einem Schein von Verstand, träumen mit einem Schein von Phantasie. Dieser geistigen Mannigfaltigkeit dienen mannig-

faltigere Töne. Das Ross hat heftige brausende Töne tief aus der Brust mit einem Ansatz zum hauchenden Consonanten, der sich doch nicht ganz zum Gaumenlaut verdichtet; seine Tonstufen sind mannigfaltiger als die des Rindes, ärmer als des Hundes.

Bei einigen Thieren treten die Gaumenlaute deutlicher hervor: die Henne sagt ga, gä, gö, der Bär och, uch. Andere Anklänge von Consonanten kommen bei Thieren nicht vor, als diese des Gaumens und der Lippe; denn das Zischen der Schlange ist ein völlig unbestimmter, mehr vogelartiger Ton. Allen Thieren fehlt der klare Zungenlaut, alle Menschen haben ihn.

Im Zungenlaut (dental und lingual) spricht sich vorzüglich das Menschliche aus, nämlich die bewusste Scheidung. Die Zunge vermittelt und scheidet Gaumen und Lippe, sie ist ein Symbol der Diremtion, welche die geistige Unterscheidung, das Bewusstsein des Gegensatzes ist. Bedeutsame Zeugnisse für diesen ersten Satz der Symbolik sind zweie: erstlich dass der überwiegende Theil der grammatischen Flexionen — also des geistigen Sprachgebildes — in allen Sprachen dental und lingual gebildet ist (durch d, t, th, s, n, (m) u. s. w.); zweitens dass manchen Völkern, z. B. der Südsee, eine Lautreihe zu fehlen scheint, etwa die labiale oder gutturale, aber niemals die lingual-dentale.

Was bedeuten aber die Laute des Gaumens und der Lippe, die erst mit der Zunge zusammen die volle Articulation ausmachen? Gaumen und Kehle sind die Pforten des Leibes, durch welche das Aeussere in das Innere aufgenommen wird; der Athem zieht hindurch auf und nieder, der höchste Sinnenreiz des Geschmackes ruhet dort; Weinen und Lachen rührt vorzüglich an diese Pforte, die sogar von heftigen Thränen und Gelächter wund und krampfhaft werden kann. So ist dieses die Stelle, wo das Innerliche äusserlich wird, das Aeussere vom Innern empfangen, berührt und bekämpft. Diese Eräusserung, das Hervorquellen der Subjectivität, zeigen die uralten Wurzeln ich, ego, anochi (hebr.), ach, ja. (Quelle.)

Auch die Lippe ist eine Mauer von Innen nach Aussen, aber milderer Art, ein Vorhof des Vorhofes; da sie die Mund-

höhle verschliesst, so umfasst sie das bereits Eingenommene. Wie sie leiblich bestimmt ist, inne zu halten, was der Mund ergriffen, Luft und Wasser, Flüssiges und Festes: so bedeutet sie auch in ihrem Seelentone Erhaltung, Umfassung, Sicherung, Hemmung; sie hemmt den wallenden Strom, der aus der Tiefe des Schlundes hervorbricht; während die Kehllaute das Entäussern der Tiefe abbilden, so deuten die Lippenlaute das ruhend Erhaltende, dem Brunnen gleich, der die Wasser der Tiefe fasst und schirmt. Die Kehle jauchzt in Schmerz und Lust, ist reicher an Nerven, Bändern und lebendig wirkenden Werkzeugen; die Lippe ist weniger erregbar, mehr ruhend empfangender Art — und so sprechen alle edelsten Sprachen den süssen Namen der Mutter mit dem Tone der Lippe; das kühne, trotzige Ich dagegen, das sich von der Mutter losreisst, nimmt seinen Anlauf aus der Kehle. (Brunnen.)

Beide Organe stehen so in einem Natur-Gegensatze, das heisst einer Doppelexistenz, welche nicht feindlich nicht freundlich, ohne geistige Scheidung und Fixirung des Unterschiedes, ohne Frage und Antwort mit einander bestehen: sie können einander aufheben, aber nicht auflösen; sie können einander zerstören, aber nicht deuten und verstehen. Dieses neue Leben, die eigentlich menschliche Scheidung des Lebendigen und Todten, das Bewusstsein des Gegensatzes deuten die mittleren Organe an: Zunge und Zähne sind die scheidenden, schneidenden, vermittelnden und lösenden, der Ausdruck des Geistes, der die Natur versteht. Die Trennung von Quelle und Brunnen, der Scheidepunkt zwischen Ichheit und Hingebung liegt vorbedeutet in dem scharfen kalten Zugwinde, der durch die Zähne hindurchschiesst: er ist das Messer zum Schneiden, die Spitze zum Scheiden; darum sind die Negationen und Flexionen vorzüglich an dieses Organ geknüpft. (Scheide.)

Fassen wir diese drei Grundwirkungen zusammen, so erscheint als Grundlage der Symbolik, dass Kehle, Lippe und Zunge aussprechen: die thätige, die leidende, die verneinende Seite der Sprache — Subject, Object, Indifferenz (Copula) — oder: Activ, Passiv, Neutralität (Negation).

* * *

Ein anschauliches symbolisches Tonspiel ist dieses, dass in vielen Sprachen die ursprünglichen Sach-Gegensätze in den Wurzeln durch verwandte, nah anklingende Laute bezeichnet werden, meist nur in Einem Laute verschieden, womit schon die Ursprache die Gegensätze bezeichnet als polare Glieder einer höhern Einheit, z. B.:

βραδυς — *θρασυς* — (st. *θραδυς*?).
δεινος — *δειλος* — (lebendig, herrlich — und: feig, zum Tode reif).
ἐρειπω — *ἐρειδω* — (wie das deutsche: stützen und stürzen).
ἐρως — *ἐρις* — (*ἐρις* vorzüglich Blutsfeindschaft, daher *ἐριζω*, *ἐρινυς*. — *ἐρως* vorzüglich Bluts- und Geschlechtsliebe).
ἡμερος — *ἐρημος* — (mild, reif, menschlich — gegenüber dem verlassenen, leblosen. Mit *ἐρημος* gleichstammig *ἠρεμα*).
ἡχυς — *ἡδυς* — (*ἡχυς* Stamm zu *αἰσχος*, daher der compar. *ἡχιων* = *ἡσσων*).
θανω — *κτανω* — (passiv und activ).
κακος — *καλος* — (nicht logische, aber natürliche Gegensätze).
λωβαω — *λωφαω* — (wie das Vorige, kein logischer Gegensatz).
μακρος — *μικρος*.
μειζων — *μειων*.
πελας — *περα* — (nah und fern, jenseitig: sonderbar vermittelt in *πλαζομαι*).
πιπτω — *ῥιπτω* — (Wurzel eigentlich: *πετω* — *ῥεπω*; — schnell und langsam bewegen; — activ und passiv. *πετ.* *πεταμαι.* *πεταυν.*).
φεγγος — *φθεγγομαι* — (Licht und Ton, wie Auge und Ohr im Goth. entgegengesetzt).
χαραττω — *ἀραττω* — (ruhige und unruhige Bewegung an den Dingen).

Unter den altdeutschen sind mehrere, die den logischen Gegensatz stärker zeigen als die griechischen; auch scheinen sie meist ursprünglicher; die mir bekannten sind folgende:

Augo — auso — (Auge und Ohr, die höchsten Sinne, als reale, fast logische Gegensätze).
eile — weile.
fiant — friant — (alte Participien: feind, freund, letzteres noch in dem Verbum freyen enthalten. Holld. fyant).
fliessen — friezen — (fliessen und frieren, flüchtig und starr werden).
menic — wenic — (manche — wenige, kein logischer Gegensatz; auch nicht ganz dem Gothischen entsprechend).
mild — wild. (*ἥμερος — ἔρημος?*)
Schiff — fisch.
sende — saelde — (Sehnsucht, Schmerz — Seligkeit, Genuss).
stützen — stürzen. (*ἐρειδω — ἐρειπω.*)
wage — zage.

Andere theils verbildete, theils spätere Wurzeln sprechen den Gegensatz mehr spielend und witzig aus, als: black — blank (von blicken und blinken; jenes erste ist gebildet wie blind, gleich dem lucus a non lucendo, oder welk (S. Grimm's Gr.); prasser — pracher (von unbekannter Herkunft?); sick — quick.

Aus dem Lateinischen sind mir nur bekannt: divus — dirus; (hostis — hospes). Cocles, Poples. — (Codex, Podex.)

* * *

Die Erkenntniss der Wurzeln muss sich gründen auf die Symbolik des Tones und die Topik des Gedankens. Hier haben wir es mit dem ersteren noch zu thun, und gehen nun von der Quelle weiter zu den Bächlein und Rinnen, zur weiteren Bestimmtheit der Articulation. Die Thätigkeit der Organe ist stark oder schwach, rein oder gemischt; hiernach unterscheiden sich die bekannten Stufen der Articulation; deren sind drei, die stumpfe, gehauchte und die näselnde, jede wiederum getheilt in starke und milde Art oder hart und weich; diese mit den unentschiedenen Mischtönen zeigt folgende Tafel im Verhältniss:

		Gutturales	Labiales	Dentales
Stumpf (einfach, ursprünglich? trocken?)	hart	k	p	t
	weich	g	b	d
Gehaucht	hart	ch (h, hh)	f (ph)	sz (z, ss)
	weich	j (gh)	w	s (s. holl. z)
Nasal	hart	nk	nt	mp
	weich	γγ (gg, ng)	n	m
Halbvocale (schmelzende)		r		l

*
* *

Die Bedeutung der Articulationstufen scheint zunächst diese, dass mit dem weichen Laute angehoben, mit dem harten geschlossen wird. Der stumpfe und gehauchte Ton scheidet sich vornämlich in Mundarten, in räumlicher und zeitlicher Entfaltung.

Die Bedeutung der Organe ist, in sinnlichen Tönen die Bewegungen der Seelenbilder nachzubilden: sie sind das körperliche Material, daraus die Seelenbilder in Worte sich fügen. Nach der oben versuchten Erklärung thierischer Töne lassen sich die Aeusserungen der drei Hauptorgane etwa so aussprechen:

Die Reihe der Kehllaute (gutturales, palatinae) bedeutet Affirmation, Position, Aeusserung hervorbrechenden Lebens, Sturm und Drang, subjective Spannung und Ueberspannung. Die Lippenlaute (labiales) deuten Abschluss, Rückkehr, Umfassung, Milde. Die Zungenlaute (dentales, linguales) deuten schneidende Trennung, Bewegung, Schärfe, Verneinung. — Diese Symbolik sprechen, soweit sie bekannt sind, die ältesten Wurzeln aus.

Weniger klar, d. h. minder in logische Bestimmung fassbar, sind die Grundbedeutungen der Vocale, weil in ihnen das Leben und Werden mehr hervortritt, während die Consonanten Erstarrtes, Gewordenes darstellen, daher sich der ruhigen Betrachtung williger erweisen. In allen Sprachen findet sich, dass die Wandlung der Wortformen mehr die Vocale ergreift, als die Consonanten; weshalb die Meinung entstehen konnte, dass die Vocale mehr Formen, die Consonanten mehr

Inhalt aussprächen. Diese Meinung geht weiter in's Logische hinein, als wir der organischen Betrachtung der Sprache erspriesslich halten; doch sagt sie Aehnliches, wie wenn wir die beiden Lautreihen als Werdendes und Gewordenes bezeichnen. Im wirklichen Leben sind sie untrennbar, wie Form und Inhalt auch in keinem Wesen getrennte Dinge sind. Deutlich zeigt sich die Nähe des Werdenden und Gewordenen in dem Uebergange von u in w, von i in j, ch. Und so erkennen wir die drei reinen Vocale innig verwandt mit den drei (consonantischen) Articulationen, indem

a guttural, u labial, i dental

sich erweist. Aelteste Wurzeln bezeugen diese Nähe, wie: ach (ἄχος), uf (up), is (ist).

Die drei reinen Vocale treten beim lallenden Kinde wie in der Thiersprache nicht klar hervor, sondern trübe Mischungen bilden den Anfang, fast in der Mitte aller Vocale schwebend in unbestimmtem ae = oe. Die reinen Vocale sind wie die reinen Consonanten menschliches Erwerbniss, helleres Bewusstsein in Tönen abbildend, in deutlicher Scheidung deutliche Umrisse gestaltend. Wie aber die Consonanten sich unter einander nähern, indem die Articulationsstufen nicht allein weich und hart, stumpf und gehaucht in einander übergehen, sondern sogar verschiedene Organe in einander verschmelzen (mn, pt griech., sch romanisch): so ist auch in die bereits geschiedenen, scharfgestaltigen Urvocale eine Milderung getreten, die sich theils in Mischtönen, theils in Doppeltönen offenbart: daher

zwischen u und a das o schwebt,
zwischen i und a das e schwebt,

wie es auch einige Sprachen schriftlich durch au und ai bezeichnen. Grimm findet, wie in den Consonanten so in den Vocalen, je drei mal drei Gestaltungen; für uns nicht ganz genügend, und mehr als wir an Grimm gewohnt sind, in's Logisch-rhythmische hinüberstreifend, während folgende Reihe naturgemäss sich darstellt und allen Sprachen genügt; die Vocale sind:

1. a. ursprüngliche a — i — u,
   b. abgeleitete e — o.

2. a. getrübt, eintönig ä — ö — ü,
   b. gefärbt, doppeltönig au — ei — eu (ui — oi).

3. a. hochklingend e (ä) — i — ei (ai),
   b. tiefklingend ö — ü — eu.

Der Gegensatz Nro. 3 wichtig wegen der deutschen Mundarten.

Aurich. Krüger.

Charakterbilder
aus
Lessing's Emilia Galotti.*)

I. Orsina.

Die Gräfin Orsina, eine durch Schönheit, Geburt und Geist ausgezeichnete Dame, hatte den Prinzen von Guastalla zum Anbeter, den sie mit aller Gluth der Leidenschaft liebte. Doch bald wurde ihr Herz auf das Empfindlichste von ihrem fürstlichen Liebhaber betrogen. Noch in der Wärme des Enthusiasmus hatte er ihr Bild bei dem grossen Maler Conti bestellt, aber kaum waren zehn Wochen seitdem verstrichen, als Orsina die quälende Bemerkung machte, dass sie von dem Prinzen mit immer zunehmender Zurücksetzung behandelt wurde. Diese schreckliche Entdeckung kränkte ihr liebendes Herz tief und beleidigte zugleich ihren Stolz höchlich. Marinelli, der Kammerherr des Fürsten, wollte ihr zwar einreden, dass der Prinz wegen seiner bevorstehenden Vermählung mit der Prinzessin von Massa den Liebeshandel mit ihr abbrechen müsse. Aber Orsina durchschauete gleich, dass dies bloss eine elende Ausflucht war, denn da dem Prinzen die Gemahlin nicht die Liebe, sondern die Politik zuführte, so glaubte sie, ihr Herz nicht zurücknehmen zu müssen, weil neben einer Gemahlin die Geliebte immer noch ihren Platz sähe. Nicht so einer Gemahlin also fürchtete sie aufgeopfert zu werden, sondern einer neuen Geliebten. Dass Emilia Galotti die neue Geliebte

*) Vgl. „Untersuchungen über Lessing's Emilia Galotti" Archiv XII, 369—384. Vgl. das Charakterbild Appiani's in Körner's „Höhere Bürgerschule" Jahrgang 1856, S. 257—261; Angelo's ebendaselbst Jahrgang 1857, S. 201—204.

des Prinzen war, wusste sie noch nicht; ihr Verdacht schweifte auf einer ganz andern Fährte.

Nicht lange konnte Orsina diesen qualvollen Zustand aushalten: sie kam eines Tages von ihrer Villa in die Residenz, um ihr Schicksal zur Entscheidung zu bringen. Marinelli erschien bei ihr, doch ihr Stolz litt nicht, dass sie ihm ihre brennende Liebe zu dem Prinzen, aus der die Flamme der Eifersucht emporschlug, verrathen mochte. Sie wollte also mit dem Kammerherrn über ihre Angelegenheit mit dem Prinzen gar nicht sprechen; sie wollte sich ganz gelassen, ganz kalt stellen; sie schien weit entfernt, dem Fürsten jemals wieder unter die Augen zu kommen. Aber mitten in dem gleichgültigsten Gespräche entfuhr ihr eine Wendung, eine Beziehung über die andere, die ihr gefoltertes Herz verrieth. Mit dem lustigsten Wesen sagte sie die melancholischsten Dinge und wiederum die lächerlichsten Possen mit der allertraurigsten Miene. Die Treulosigkeit des von ihr mit aller Kraft ihrer tiefen Empfindung geliebten Prinzen hatte den Schwerpunkt ihres Lebens verrückt, sie war beinahe närrisch geworden und nahm in ihrer melancholischen Gemüthsverfassung wieder Zuflucht zu den Büchern.

Während der Nacht war ihr Entschluss gefasst: sie schickte am andern Morgen ihren Läufer mit einem Briefe an den Fürsten, worin sie ihn um eine Zusammenkunft auf seinem Lustschlosse Dosalo ersuchte. Ihr Bote wartet auf Antwort, aber der Prinz lässt den Brief hinlegen und dem Läufer durch den Kammerdiener sagen, er werde die Antwort senden, wenn es einer bedürfe, und da die Gräfin in der Stadt selbst sei, so brauche der Läufer um so weniger zu warten.

Mit diesem zweideutigen Bescheide kehrt der Diener zu seiner angstvoll harrenden Gebieterin zurück. Sie weiss nicht, dass der Prinz ihren Brief nicht einmal liest; dass er ihr Portrait, welches ihm Conti bringt, nachdem Orsina während dreier Monate grade einmal sich hatte entschliessen können, zu sitzen, mit der grössten Gleichgültigkeit aufnimmt; ja dass er die Bestellung ihres Gemäldes überhaupt vergessen hat. Bei weitem verletzender als durch die Aufnahme jenes Briefes wird nunmehr ihr Herz getroffen, als sie durch ihre Kundschafter erfährt, dass der Prinz wenige Minuten darauf in der Halle bei

den Dominicanern ein Langes und Breites mit einer Emilia Galotti, ihrer Nebenbuhlerin, deren Namen sie jetzt erst kennen lernte, gesprochen und was er gesprochen hatte.

Sie war nun fest entschlossen, der ganzen Angelegenheit eine entscheidende Wendung zu geben und da sie hörte, dass der Fürst, obgleich er ihr keine Antwort ertheilt hatte, kurz nachher wirklich nach Dosalo abgefahren war, so bewaffnete sie sich mit Gift und Dolch und fuhr ebendahin ab, um sich im äussersten Falle an dem verhassten Verräther mit dem Dolche zu rächen und sich dann selbst durch Gift aus einer Welt zu schaffen, welche für sie keinen Werth mehr hatte, wenn der von ihr trotz der schmählichsten Treulosigkeit heiss Geliebte nicht mehr lebte. Orsina war nicht sobald aus der Stadt heraus, als sie dem Wagen begegnete, auf welchem der Leichnam des Grafen Appiani lag, welcher von Räubern erschossen sein sollte; aber sie ahnte noch nicht, welchen Zusammenhang diese Katastrophe hatte, und war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um der Sache eine grössere Aufmerksamkeit zu widmen.

Die Gräfin kommt zu Dosalo an, aber an dem Orte, wo ihr sonst ein ganzes Heer geschäftiger Augendiener entgegenstürzte, wo sie sonst Liebe und Entzücken erwartete, musste ihr Stolz jetzt die empfindliche Erfahrung machen, dass sie eine gefallene Grösse war, da die Sonne der fürstlichen Gunst ihr nicht mehr lächelte. Niemand kommt ihr entgegen ausser dem Bedienten Marinelli's, Battista, welcher dem Befehle des durch ihre unerwartete Ankunft überraschten Prinzen gemäss ihr lieber gar den Eintritt verweigert hätte. Sie will in das Zimmer, wo sie ein weibliches Kreischen hört und wo sie den Prinzen vermuthet, aber der Bediente tritt hindernd in den Weg. Jetzt wird sie auf dem Vorsaale den Kammerherrn gewahr. Zuerst ist sie zufrieden, dass der Fürst ihn mitgenommen hat, denn der Gedanke fährt ihr durch den Kopf, dass sie durch Marinelli, der ein Vertrauter des Prinzen war und der ihre Partei zu nehmen schien, weil er nicht wusste, ob nicht sein wankelmüthiger Herr zu der verlassenen Geliebten zurückkehren würde, ihren Zweck fördern könne. Aber bald verwarf ihr Stolz das unwürdige Mittel, sich der Hülfe

eines Höflings zu bedienen, den sie ohnehin wie das ganze elende Hofgeschmeiss gründlich verachtete. Denn was sie mit dem Prinzen auszumachen hatte, glaubte sie nur mit ihm ausmachen zu müssen. Sie will hastig in das Zimmer, wo sie ihn vermuthet, denn sie hält es nicht für schicklich, mit dem Kammerherrn hier in dem Vorgemache einen elenden Schnickschnack zu halten, während der Prinz in dem Gemache auf sie warte. Wie schrecklich enttäuscht wird sie aber, als sie von Marinelli erfährt, dass der Fürst nicht auf ihren Brief zu Dosalo sei, da er ihn nicht gelesen habe! Die Heftigkeit, mit welcher sie zuerst diese Nachricht aufnimmt, löst sich allmälig in Wehmuth auf und der Schmerz über diese lieblose Behandlung presst ihr eine Thräne und die Worte aus: „Nicht einmal gelesen?“ Hatte Orsina schon vorher durch ihre unerwartete Ankunft, welche als ein sonderbarer Zufall erschien, den Kammerherrn verblüfft, so brachte ihre Gemüthsverfassung den Höfling immer mehr aus dem Gleichgewicht. Als Marinelli versichert, dass sein Herr nicht aus Verachtung die Lesung des Briefes unterlassen habe, weist die Gräfin die Möglichkeit einer Verachtung mit stolzem Selbstgefühl zurück und straft den unverschämten Tröster mit gebührendem Nachdruck. Aber sogleich wird sie wieder ein Raub der schwermüthigen Empfindung, dass der Prinz sie offenbar nicht mehr liebe, welche sie durch den Gedanken zu beschwichtigen sucht, dass es ja nur Gleichgültigkeit zu sein brauche, was bei ihm an die Stelle der Liebe getreten sei. Doch bald hat ihr dialectischer Geist ausgeklügelt, dass Gleichgültigkeit ein leeres Wort ist, dem nichts entspricht. Freilich bereuete sie nun, dass sie den Kammerherrn in einer Art von Geistesabwesenheit wie eine Philosophin über das Wesen der Gleichgültigkeit belehrt hatte. Auch kam es ihr zum Bewusstsein, dass sie die Verachtung des Prinzen wohl mit verschuldete, weil sie öfters den weltlustigen Genussmenschen die Ueberlegenheit ihres denkenden Geistes hatte fühlen lassen. Sie hätte nichts als lachen sollen, um immerdar ihren Herrn bei guter Laune zu erhalten, und während der Blüthezeit des Liebesverhältnisses hatte sie dies auch vermocht, denn sie machte den Prinzen, wie er selbst sagt, leicht, fröhlich, ausgelassen; aber sobald sie sich ihre Gelehrsamkeit hatte

merken lassen, sah der Liebhaber darin eine Narrheit, welche ihn der bücherlesenden Schwärmerin mit entfremdete. Diese tragische Entdeckung, dass sie nicht genug gelacht habe, regt in der verlassenen Geliebten die Sucht auf, das Lachen gewissermassen nachzuholen, und nun zwingt sie sich zu einem krampfhaften Gelächter über den sehr sonderbaren, sehr närrischen Zufall, dass sie dem Prinzen schreibt, er solle nach Dosalo kommen, dass der Prinz ihren Brief nicht liest und dass er doch nach Dosalo kommt. Doch indem sie nachdenkt bis zur Rührung, findet sie, dass das, worüber sie sich zum Lachen zwingt, wie Alles in der Welt, auch seine sehr ernsthafte Seite habe. Ihr ahnungsvoller Geist sagt ihr, dass hier kein Zufall obwalten könne. Das Wort Zufall sei Gotteslästerung. Nichts unter der Sonne sei Zufall, am wenigsten das, wovon die Absicht so klar in die Augen leuchte. In der frommen Regung ihres Gemüths bittet sie die allmächtige, allgütige Vorsicht, ihr zu vergeben, dass sie mit dem albernen Sünder Marinelli einen Zufall genannt habe, was so offenbar das Werk, wohl gar das unmittelbare Werk derselben sei. Der Glaube an das Walten der Vorsehung ist so lebhaft in ihr, dass sie den Höfling hart anlässt, weil er sie zu dem Fehltritt verleitet habe, von einem Zufall zu sprechen.

Die Gräfin erlag beinahe unter der Gewalt dieser mannigfach sich durchkreuzenden Gefühle und durch die dauernde Aufregung ihres Geistes war ihr Kopf so angegriffen, dass sie sich mit der Hand die Stirn halten musste und den Kammerherrn bat, sie bald den Prinzen sprechen zu lassen, weil sie es sonst wohl gar nicht im Stande sei. Denn sie ist überzeugt richtig zu deuten, dass sie sich sprechen sollen und müssen. In diesem Augenblicke tritt der Prinz aus dem Cabinette. Die Gräfin wird überrascht, als sie ihn erblickt, und ist unentschlossen, ob sie auf ihn zugehen soll. Doch bald soll sie merken, dass ihre Erscheinung den Fürsten nicht mehr fesselt. Sie muss nun aus dem Munde ihres treulosen Anbeters selbst hören, was sie dem Kammerherrn nicht glauben wollte: dass er sich die Ehre ihres Besuchs heute nicht zu Nutze machen kann; dass er beschäftigt, dass er nicht allein ist; dass sie sich ja nicht aufhalten soll.

Orsina ist noch ganz betäubt, als sich der Prinz schon wieder entfernt hat, und traut ihren Ohren nicht, denn eine so schnöde Zurücksetzung hatte sie nicht für möglich gehalten. Mit einer Rührung, welche unser Mitleid mit der Unglücklichen in hohem Maasse steigert, fragt sie, ob sie solche elenden Entschuldigungen verdiene, mit denen man jeden Ueberlästigen, jeden Bettler abweise. Sie, die frühere Geliebte eines Prinzen, könne doch wohl trotz der Resignation, zu welcher sie verurtheilt sei, erwarten, dass man um ihretwillen eine einzige kleine Lüge mehr als Entschuldigung vorbringe. Aus Barmherzigkeit soll ihr Marinelli nur auf eigene Rechnung eins vorlügen, dann will sie ja gern gehen. Unter dieser Bedingung sagt ihr der dienstbeflissene Günstling des Fürsten nun wirklich die Wahrheit, dass die Braut des erschossenen Appiani und die Mutter der Braut, mit welchen der Graf nach Sabionetta zu seiner feierlichen Verbindung fahren wollen, sich nach Dosalo gerettet haben und bei dem Prinzen befinden. In aufkeimendem Argwohn wirft Orsina die Frage auf, ob die Braut schön sei, welche Marinelli durch die Aeusserung, dem Prinzen gehe ihr Unfall ungemein nahe, zu bejahen scheint. Einen Augenblick versetzt sie sich in die unglückliche Lage der Braut, mit welcher sie die ihrige im Gedanken vergleicht. Aber dann setzt sie hastig ihre Nachforschungen fort und fragt nach dem Namen der Braut, da sie so lange aus der Stadt sei, dass sie von gar nichts wisse. Marinelli spricht den verhängnissvollen Namen „Emilia Galotti“ aus — und sofort hatte Orsina mit ihrem durchdringenden Verstände, gleichsam als ob eine höhere Macht sie inspirirt hätte, das Bubenstück des Fürstendieners durchschaut. Der Bräutigam ist erschossen, Emilia Galotti hat der Prinz heute Morgen in der Kirche mit grosser Vertraulichkeit und Inbrunst angeredet, jetzt ist die Braut bei dem Prinzen — dies Alles reimt Orsina mit einer Verstandesoperation von räthselhafter Geschwindigkeit zusammen und im Nu ist das fein gesponnene Netz Marinelli's zerrissen, die verbrecherische Absicht des Prinzen entdeckt. Schrecklich ist die teuflische Freude, welche die betrogene Geliebte darüber empfindet: sie klatscht triumphirend in die Hände und ruft einmal über das andere Bravo! Sie sagt dem Kammerherrn grade heraus, dass

er der Teufel sei, der den Prinzen dazu verleitet habe, und schreit ihm laut in's Ohr, dass sein Herr ein Mörder sei. Vergebens wendet der ganz aus der Fassung gebrachte Schurke ein, sie sei nicht bei Sinnen, denn sie ist selten oder nie mit ihrem Verstande so wohl zufrieden gewesen, als eben jetzt und sie bleibt dabei, den Appiani haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den habe der Prinz umgebracht. Furchtlos will sie dies morgen auf dem Markte ausrufen und wenn sie sich dadurch um den Hals reden sollte.

Eben will Orsina fort, da kommt der alte Odoardo. Er ist sehr willkommen, da sie hört, dass er der Vater Emilia's ist, denn in ihm sieht sie sofort das Werkzeug, das ihrer Rache dienen kann. Es hilft nichts, dass Marinelli, welcher die Gefahr dieses Zusammentreffens gleich überschauete, die Gräfin zu entfernen sucht: sie bleibt. Nach dem Abgange des Kammerherrn, der den Obersten melden will, betrachtet sie mit dem innigsten Mitleid den unglücklichen Vater, den lieben guten Mann, den sie sich selbst zum Vater wünscht, und will treulich Schmerz und Wuth mit ihm theilen. Sie hatte nicht sobald angefangen, ihm sein Unglück anzudeuten, als er auch schon merkte, dass er es mit keiner Wahnwitzigen zu thun hatte, wie ihm Marinelli beim Weggehen hatte einreden wollen, damit Odoardo den Reden Orsina's keinen Glauben schenke. Und doch fühlte sie so was von Wahnwitz, denn wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren. Tropfenweise reicht sie dem Alten das Gift ihrer Entdeckungen dar: sie entdeckt ihm allmälig, dass Appiani todt und Emilia auf des Prinzen Lust-Lustschlosse ist, bis der alte Vater vor Wuth schäumt und nur bedauert, ohne Gewehr gegen den Mörder zu sein. Da reicht sie ihm ihren Dolch, ja sie dringt ihm denselben auf und ermahnt ihn, er solle die erste beste Gelegenheit ergreifen, um von ihm Gebrauch zu machen. Jetzt wird Orsina noch einmal von Schmerz, Hass, Wuth, Rachedurst und Verzweiflung ergriffen. Diese dämonischen Mächte steigen unwiderstehlich aus ihrem Gemüthe auf und machen sie zu einer von bösen Geistern Besessenen, zu einer Furie. Denn unaussprechlich, überschwänglich und unbegreiflich ist und wird sie von dem Prinzen beleidigt, sie is

die betrogene, verlassene Orsina, und mit bacchantischem Jubel sieht sie voraus, wie auch Emilia, so wie alle Uebrigen, von dem Prinzen verlassen werden wird. Welch' eine dämonische Freude empfindet sie darüber, wenn sie in visionärer Entzückung das ganze Heer der Verlassenen als Furien das Herz des Verräthers zerfleischen sieht!

Nach dieser Scene ist die Gemüthskraft der Unglücklichen gebrochen, der Vulcan ist ausgebrannt und sprüht nur noch wenige Funken. Wir erfahren bloss noch, dass sie auf Bitten Odoardo's die unterdessen herausgetretene Mutter Emilia's in ihrem Wagen mit nach Guastalla nimmt. Aber sollte es wohl zweifelhaft sein, dass wir uns die Gräfin nach solchen Erfahrungen in Wahnsinn verfallen denken müssen, besonders da sie schon von Natur einen Ansatz zu trübsinniger Schwermuth hatte?

II. Odoardo.

Odoardo Galotti, Oberster, von bürgerlicher Herkunft, ist, wie sein Feind der Prinz ihn richtig charakterisirt, ein alter Degen, stolz und rauh, sonst bieder und gut. Man kann denken, dass jene Feindschaft auf dem unbeugsamen Rigorismus des Biedermannes beruhte, welcher dem Fürsten unbequem war, zudem war es Odoardo, welcher sich seinen Ansprüchen auf Sabionetta am meisten widersetzte. Odoardo also war nicht der Mann, um die Rolle eines Höflings zu spielen und sich als gehorsamer Diener vor dem Fürsten zu bücken: er hatte sich, ohne sich den Hass des Prinzen anfechten zu lassen, vielmehr ganz auf sein Landgut bei Sabionetta zurückgezogen, während seine Gemahlin mit der Tochter in Guastalla lebte. Aber heute freilich, wo sein Liebling Appiani mit seiner Tochter getraut werden soll, hält es ihn auf seinem Landsitze, wo erst am Abend die Hochzeit stattfinden wird, nicht zurück: er kommt plötzlich in den Hof seines Hauses in Guastalla gesprengt und

überrascht seine Gattin auf die angenehmste Art. Das Glück des heutigen Tages hatte ihn so früh geweckt; der Morgen war so schön, der Weg so kurz; er vermuthete seine Familie so geschäftig; er dachte, sie könnten leicht etwas vergessen. Mit einem Worte: er will nur sehen, um alsbald wieder zurückzukehren.

Die glückliche Stimmung des Alten wird aber sogleich getrübt, als er erfährt, dass Emilia ganz allein nach der Messe gegangen ist; denn obgleich es nur wenige Schritte sind, so hält doch der besorgte Vater Einen genug zu einem Fehltritt und macht seiner Gemahlin deshalb ein strenges Gesicht. Claudia sucht zwar seinen Unmuth zu beschwichtigen und ihn durch eine Einladung in ihr Cabinet, wo er ein wenig ausruhen und eine Erfrischung nehmen könne, auf andere Gedanken zu bringen, aber Odoardo brütet noch immer über den Gegenstand und wiederholt den warnenden Vorwurf, Emilia sollte nicht allein gegangen sein, aus welchem wir den sittlichen Ernst des Mannes erkennen und seine Reizbarkeit ahnen.

Nach einer Weile sehen wir den Obersten mit Claudia aus dem Zimmer, wohin er ihr gefolgt war, wieder in den Saal treten. Vergebens hat er bis jetzt auf seine Tochter gewartet, die er gern gesehen hätte; aber sie bleibt ihm zu lange aus und nur wenige Augenblicke lässt er sich noch zurückhalten. Denn er fühlt sich gedrungen, auch bei dem Grafen Appiani noch vorzusprechen. Kaum kann er es erwarten, diesen würdigen jungen Mann seinen Sohn zu nennen, an dem ihn Alles entzückt, besonders der Entschluss, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben. Wie ganz fand sich Odoardo in dieser Denkungsart Appiani's wieder, da er selbst die ländliche Zurückgezogenheit fern von dem Getümmel der argen Welt liebte! Es ist ihm, dem uneigennützigen Vater, ganz unbegreiflich, dass seine Frau ihr Vergnügen an Emilia mit dem Glücke ihrer Tochter verwechselt und dieselbe zu verlieren fürchtet, wenn sie sie doch in den Armen der Liebe weiss. So steigt in ihm der alte Argwohn wieder auf, dass es mehr das Geräusch und die Zerstreuung der Welt, mehr die Nähe des Hofes war, als die Nothwendigkeit, der Tochter

eine anständige Erziehung zu geben, was Claudia bewog, in der Stadt fern von einem liebevollen Gatten und Vater zu bleiben. Freilich musste er einräumen, dass nur in der Nähe des seiner strengen Tugend so verhassten Hofes Appiani und Emilia sich finden konnten, aber grundsätzlich hielt er doch die Ueberzeugung von den Gefahren des Stadt- und Hoflebens fest und wollte durchaus nicht zugeben, dass seine Gemahlin Recht hatte, weil ihr der Ausgang Recht gab. Er ist froh, dass es mit dieser Stadterziehung so abgelaufen, und wünscht, dass Claudia die Brautleute ziehen lässt. Mit beredten Worten, die ihm aus der Seele strömen, vertheidigt er nun Appiani's Entschluss, in seinem Heimathlande sich selbst zu leben. Wie betroffen, ja erschreckt ist er aber, als er von seiner Gattin erfährt, dass der Prinz sich in der letzten Vegghia (Abendgesellschaft) bei dem Kanzler Grimaldi sehr gnädig gegen Emilia bezeigt, sich sehr lange mit ihr unterhalten, von ihrem Witze und ihrer Munterkeit sehr bezaubert geschienen und von ihrer Schönheit mit sehr vielen Lobeserhebungen gesprochen habe! Der Ton der Entzückung, mit dem Claudia dies Alles erzählt, ist ihm ganz unbegreiflich, sein Blut geräth in Wallung und er kann sich nicht enthalten, der eitlen, thörichten Mutter strenge Vorwürfe zu machen. Ein Stein fällt ihm vom Herzen, dass auch dies so abgelaufen. Aber, wenn er sich einbildet, dass dies Folgen haben könnte — (der Unglückliche ahnte nicht, was unterdessen geschehen war), so geräth er ausser Fassung, denn das ist grade der Ort, wo er am tödtlichsten zu verwunden wäre. Ein Wollüstling, der bewundert, begehrt — der blosse Gedanke setzt ihn in Wuth. Er macht seiner Gemahlin ernste Vorwürfe, dass sie es nicht sogleich gemeldet hatte. Doch möchte er ihr heute nicht gern etwas Unangenehmes sagen, aber er würde es unfehlbar, wenn er länger bliebe. Darum reisst er sich von ihr los, empfiehlt sie dem Schutze Gottes und scheidet mit dem Wunsche, der nicht in Erfüllung gehen sollte, dass alle drei Glieder der Familie glücklich nachkommen mögen.

Odoardo geht nunmehr zu Fuss zu Appiani, denn sein Pferd hatte er schon vorher durch Pirro, seinem Bedienten, vor

des Grafen Haus bringen lassen. Unterdessen hat sich das von dem Vater besorgte Unglück verwirklicht und der begleitungslose Kirchgang Emilia's als ein verhängnissvoller erwiesen: Emilia ist dabei von dem Prinzen mit Liebesversicherungen bestürmt und verfolgt worden. Wenn das ihr Vater jetzt von der in höchster Verwirrung zurückgekehrten Tochter erfahren hätte, wie es ihre Mutter erfuhr, er hätte sich selbst nicht gekannt vor Wuth, er hätte in seinem besinnungslosen Zorne Emilia, den unschuldigen Gegenstand des Verbrechens, mit dem Verbrecher selbst verwechselt, und auch Claudia hätte ihm in seiner blinden Hitze geschienen, das veranlasst zu haben, was sie weder verhindern noch vorhersehen konnte.

Aber zum Glück erfährt Odoardo nichts: schon hatte er sich aus den Umarmungen seines künftigen Schwiegersohnes, der in ihm das Muster aller männlichen Tugend verehrt, gerissen, sich auf sein Pferd gesetzt und ist nach seinem Landgute zurückgeritten. Seine Seele war durch die Zusammenkunft mit seinem geliebten Appiani in die glücklichste Stimmung versetzt, als sie auf einmal aus der wiedergewonnenen Ruhe in die aufregendste Besorgniss geworfen wurde. Ein Bedienter nämlich kam ihm entgegengesprengt mit der Nachricht, dass in der Nähe von Dosalo die Seinigen in Gefahr wären. Er fliegt herzu und hört, dass der Graf Appiani verwundet worden, dass er nach der Stadt zurückgekehrt und dass seine Frau und Tochter sich in das Schloss gerettet haben. Eiligst tritt er also in Dosalo herein, ohne sich anmelden zu lassen, denn er ist in der grössten Bestürzung über das Schicksal seiner Familie. Hastig fragt er Marinelli nach den Seinigen und kann es nicht begreifen, dass der Kammerherr ihn erst bei dem Prinzen melden will, gibt sich aber zuvörderst zufrieden, als ihm der Höfling andeutet, dass sein unvermutheter Anblick dem Fürsten, mit dem er nicht auf dem freundschaftlichsten Fusse stehe, nicht gelegen sein könne. Auch darin sucht er nichts Arges, als er von Marinelli bei Seite gezogen und leise gewarnt wird, auf die Reden der noch verweilenden Gräfin Orsina Gewicht zu legen, da es mit ihrem Verstande nicht richtig aussehe. Denn was gehen ihm jetzt die Reden einer Wahn-

witzigen an? Für ihn ist jetzt das Wichtigste, so bald als möglich angemeldet zu werden.

Nachdem nun Marinelli sich zu dem Zwecke entfernt hat, betrachtet er die „Wahnwitzige“ mit einer flüchtigen Neugierde, wird aber sofort aufmerksam, als er sich von Orsina einen Unglücklichen nennen hört. Von ihr erfährt er in folternden Absätzen, dass noch andere Nachrichten auf ihn warten, dass er noch nichts weiss, dass er bald Schmerz und Wuth mit ihr theilen wird, dass seine Tochter ein unglückliches Kind ist, dass er bald den Verstand verlieren wird. Zwar möchte er ihren Reden keinen Glauben beimessen, aber er kann sie nicht für die Reden einer Wahnwitzigen halten und die warmen Herzensergiessungen Orsina's, welche ihn einen guten, lieben Vater nennt und an seiner entschlossenen, ehrwürdigen Miene Verstand sieht, ketten seine bange Aufmerksamkeit unwiderstehlich an die Worte der Gräfin. Die blosse Angst wegen der Eröffnungen, die ihm Orsina machen will, könnte ihn schon um den Verstand bringen und nun muss er von ihr erfahren, dass Appiani, sein geliebter Appiani, nicht bloss verwundet, sondern todt ist: dies bricht ihm das Herz. Aber das einzige Wort, das ihn um den Verstand bringen soll, hört er nun erst, denn das Gift der Enthüllungen wird ihm von Orsina tropfenweise beigebracht: des Morgens sprach der Prinz seine Tochter in der Messe und des Nachmittags hat er sie auf seinem Lustschlosse. Es ist nun klar, dass Appiani meuchlings ermordet ist, und Odoardo ist überzeugt, dass seine Tochter, deren Gesinnung er kennt, nicht freiwillig nach Dosalo geflüchtet, sondern nur gewaltsam dorthin entführt sein kann. Aber obgleich ihm dies einen kleinen Trost gewährt, so ist er doch von der schmerzlichsten Wuth ergriffen, blickt wild um sich und stampft und schäumt, dass Claudia's Unvorsichtigkeit und Eitelkeit seine Befürchtungen hat zur Wahrheit werden lassen. Dass Emilia nun wirklich in den Händen des begehrenden Wollüstlings ist, bringt ihn ganz aus der Fassung und der einzige Gedanke, der ihn jetzt stachelt, ist Rache. Aber da steht er nun vor der Höhle des Räubers und vergebens schlägt er den Rock von beiden Seiten auseinander und fühlt

an alle Schubsäcke: er sieht sich ohne Gewehr, was er aus Eilfertigkeit vergessen hatte. Doch dafür ist Rath: Orsina, die ihn zugleich als Werkzeug ihrer Rache an den Prinzen gebrauchen will, dringt ihm einen Dolch auf und er dankt ihr dafür mit den wärmsten, zutraulichsten Worten, indem er ihn geschwind bei Seite steckt.

Der Besitz des Racheinstruments und der Anblick seiner Frau, welche eben aus dem Gemache des Prinzen heraustritt, macht den ergrimmten Vater wieder gefasster und mit Ruhe frägt er nach den Ereignissen. Aber seine Fassungslosigkeit erneut sich, als er die schrecklichen Angaben Orsina's durch Claudia bestätigen hört, er bricht in bitteres Lachen aus und tobt, indem er wild hin und her geht, dass er noch nicht wahnwitzig ist. Doch auf ernstes Bitten Claudia's zwingt er sich wieder zur Ruhe und verabredet besonnen die Anordnungen, die jetzt zu treffen sind. Da er selbst zu Pferde ist, bittet er Orsina, seine Frau in ihrem Wagen mit nach der Stadt zu nehmen. Von Guastalla soll dann Claudia sogleich für ihn und Emilia den Wagen herausschicken. Er ist fest entschlossen, seine Tochter nicht wieder nach der Residenz zu bringen: sie soll mit ihm, und er duldet keine Einwendung der Mutter, welche sich nicht gern von dem Kinde trennen will. Denn der Vater bleibt ja in der Nähe der Tochter und er hofft, dass man ihn endlich doch vorlassen wird. Er führt also Orsina und Claudia zum Wagen und ist nunmehr allein auf den Kampfplatz gegen den Prinzen gestellt, an dem er sich, wie er der Gräfin, seiner Freundin und Wohlthäterin, noch bei ihrem Abgange leise zuflüstert, zu rächen gedenkt.

Noch ist Odoardo nicht mit dem Prinzen zusammengetroffen, sondern geht die Arkade auf und nieder; eben biegt er ein und will kommen, aber dann kehrt er wieder um, denn ganz einig ist er mit sich noch nicht, aber um ein Grosses ruhiger scheint er zu sein.

Endlich kommt der Oberst auf den Vorsaal, aber noch ist Niemand hier. Doch ist ihm dies ganz lieb: er sieht darin ein Zeichen, dass er noch ruhiger, kälter werden soll, und das hält

er für ein Glück, denn jetzt kommt er wieder zu dem Bewusstsein, dass nichts verächtlicher ist als ein brausender Jünglingskopf mit grauen Haaren, wie er sich dies oft schon gesagt hat. Darum bedauert er sogar, dass er sich hat fortreissen lassen von einer Eifersüchtigen, von einer vor Eifersucht Wahnwitzigen. Denn er hat allein die gekränkte Tugend zu retten und mit der Rache des Lasters nichts zu schaffen. Die Sache Appiani's aber, seines geliebten Sohnes, überlässt er getrost der Gerechtigkeit Gottes, des höchsten Richters. Jetzt will er sich damit begnügen, wenn Appiani's Mörder die Frucht seines Verbrechens, Emilia, nicht geniesst. Nichts wünscht er, als dass dies den Prinzen mehr als das Verbrechen selbst martere und dass, wenn nun bald ihn Sättigung und Ekel von Lüsten zu Lüsten treiben, die Erinnerung, diese eine Lust nicht gebüsst zu haben, ihm den Genuss aller vergällen möge.

Doch noch immer bekommt der Vater seine Tochter nicht zu sehen, denn der, welcher jetzt in den Vorsaal tritt, ist Marinelli, nachdem der Prinz schon einmal vergeblich daselbst erschienen war-, während Odoardo die Damen nach dem Wagen begleitet hatte. Dem Marchese entdeckt der ehrliche Alte sofort unumwunden, dass er nur den Wagen aus Guastalla erwartet, um seine Tochter an einen andern Ort zu bringen, denn sie solle nicht mehr nach der Residenz. Unbegreiflich ist es ihm, wie Marinelli ihm, dem Vater, zum Trotze behaupten kann, dass Emilia dennoch nach Guastalla gebracht werden müsse; er geräth sofort wieder in Hitze, als ihm der Höfling zumuthet zu erwägen, wo nach seiner Ansicht nichts zu erwägen ist, und wiederholt mit leidenschaftlichem Nachdruck: „Sie soll, sie muss mit mir."

Auch als Marinelli fortgegangen ist, um, wie er sagt, den Prinzen entscheiden zu lassen, d. h. um eine Schlinge zu flechten für den starrköpfigen Vater, ist Odoardo's Wuth noch nicht verraucht: im Gegentheil ist er im höchsten Grade entrüstet darüber, dass man ihm vorschreibt, wo seine Tochter hin soll, und dass man sie ihm vorenthalten will! Ja, er ist entschlossen, wenn der Prinz dies wolle und dürfe, der hier Alles dürfe, was er wolle, blutige Rache an ihm zu nehmen und dem

kurzsichtigen Wütherich zu zeigen, dass wer kein Gesetz achtet, eben so mächtig ist, als wer kein Gesetz hat. Doch plötzlich besinnt er sich, dass ihm der Zorn schon wieder mit dem Verstande davon gerannt ist, und findet sein Toben voreilig, so lange nicht das Gefürchtete wirklich geschehen sei. Denn er stellt es sich als möglich vor, dass Marinelli's Behauptung bloss auf Rechnung der Plauderhaftigkeit falle, wie sie Hofschranzen eigen. Odoardo bereut es nun sogar, dass er den Kammerherrn nicht hat plaudern lassen und seinen Vorwand, warum Emilia wieder nach Guastalla soll, nicht hat hören wollen. — Denn diese Uebereilung macht es ihm unmöglich, sich jetzt auf eine Antwort gefasst zu machen. Zwar getraut er sich, auf jeden Vorwand eine Antwort zu geben, und wenn sie ihm auch fehlen sollte, so weiss er doch, was er zu thun hat, denn als äusserstes Mittel bleibt ihm immer noch der Dolch. Schon wieder also ist er der „alte Knabe", der er nicht sein wollte, und er muss in dem Augenblicke, wo er den Prinzen und Marinelli kommen hört, seinem aufgeregten Gemüthe erst Ruhe gebieten.

Vergebens bemüht sich der Landesherr, den Vater Emilia's durch den schmeichelhaften Vorwurf zu gewinnen, dass er sich gar nicht bei ihm sehen lasse: Odoardo erklärt ihm mit Würde, er halte es in allen Fällen für unanständig, sich zu seinem Fürsten zu drängen, denn wen der Fürst kenne, den werde er fordern lassen, wenn er seiner bedürfe. Ebenso entschieden weist er die vermeintliche Gnade des Prinzen zurück, welcher Emilia im Triumphe nach der Stadt zurückführen will. Denn er ist gesonnen, dem unglücklichen Kinde alle die mannigfaltigen Kränkungen zu ersparen, die Freund und Feind, Mitleid und Schadenfreude in Guastalla für sie bereit halten. Zwar macht sich der Prinz anheischig, dass die Kränkungen des Feindes und der Schadenfreude sie nicht erreichen sollten. Aber Odoardo will seine väterliche Sorge nicht gern theilen. Er glaubt zu wissen, dass seiner Tochter in ihren jetzigen Umständen nur Entfernung aus der Welt geziemt: sie soll, bis sie in ein Kloster gebracht wird, unter den Augen ihres Vaters weinen. Wirklich scheint der Prinz nachzugeben, denn er

stellt dem Vater anheim, seine Tochter zu bringen, wohin er wolle. Odoardo kann sich den Triumph, den er in Folge der prinzlichen Erklärung über Marinelli errungen zu haben glaubt, nicht versagen und gibt zu verstehen, dass Marinelli, nicht er, sich in dem Prinzen geirrt habe. Allerdings hatte Odoardo in gefassterer Stimmung es nicht für möglich gehalten, dass der Fürst ihm seine Tochter vorenthalten würde, und glaubte diese Ueberzeugung jetzt bestätigt zu sehen. Aber er ahnte nicht, dass die Erklärung des Prinzen bloss ein Gaukelspiel war. Denn verabredetermassen tritt nunmehr Marinelli den Ansprüchen des Vaters auf Emilia entgegen. Mit welchem Erstaunen über die lügnerische Frechheit des abgefeimten Höflings erfüllt es Odoardo, als er ersehen muss, dass der Kammerherr von Appiani, als von seinem intimsten Freunde, zum Rächer bestellt sein will! Zwar kann er auf einen Augenblick vergessen, dass es eben ein Schurke ist, welcher das Rächeramt übernimmt, und in dem blossen Gedanken an die in Aussicht gestellte Bestrafung der Mörder selbst wieder mehr Beruhigung finden. Aber bald sollten ihm die Augen schrecklich aufgehen. Mit Hohn und Bitterkeit begleitet er noch den gleisnerischen Bericht Marinelli's von dem Verdacht, dass es nicht Räuber gewesen, welche den Grafen angefallen, dass ein Nebenbuhler ihn habe aus dem Wege räumen lassen; — denn der Verdacht war dem Unglücklichen schon längst die schrecklichste Gewissheit. Der empörte Vater kann sich nicht enthalten, gegen den Nebenbuhler als gegen einen meuchlerischen Buben einen Fluch auszustossen. Ein neuer schmerzlicher Gedanke wird in seine Seele geworfen: Marinelli erwähnt eines Gerüchtes, dass der Nebenbuhler ein begünstigter sei. Odoardo kann es nicht glauben, will es sich nicht als möglich denken, dass seine Tochter einen Nebenbuhler habe begünstigen können. Wenn aber doch? Er hat nicht Zeit, diesem Zweifel nachzuhängen, denn endlich fängt das Bubenstück an, sich in seiner nackten Blösse zu zeigen: Emilia muss darüber vernommen werden, ob es ein begünstigter Nebenbuhler gewesen sei, und das kann nur in Guastalla geschehen; darüber sind Marinelli und der Prinz einverstanden. Diese Eröffnung presst dem Vater verzweiflungsvolle Schmerzensrufe aus, denn er durch-

schaut nun, wo das alles hinaus will, und bitterer Aerger ergreift ihn, dass er es nicht vorausgesehen, was er nun sieht. Er ergibt sich in die unvermeidliche Nothwendigkeit: Emilia soll wieder nach Guastalla; er will sie wieder zu ihrer Mutter bringen, und bis die strengste Untersuchung sie freigesprochen, will er selbst nicht aus Guastalla weichen. Aber so harmlos war das Complott Marinelli's mit dem Prinzen nicht gemeint. Die Form des Verhörs erfordert ja schlechterdings, dass Mutter und Tochter und Vater getrennt werden. Wenigstens muss Emilia in eine besondere Verwahrung gebracht werden. Odoardo merkte sogleich den wahren Sinn dieser Massregel: er wusste, dass dann Emilia rettungslos der Willkür des prinzlichen Wüstlings preisgegeben sein würde, und fuhr deshalb in der ersten Wuth über diese „feine Gerechtigkeit" schnell nach dem Schubsacke, in welchem er den Dolch hatte. Aber die schmeichelhafte Art, wie der Prinz auf ihn zutrat und ihn zu beruhigen suchte, erstickte mit eins die aufflammende Rache. Freilich war das, womit der Fürst den Obersten über das Schicksal seiner Tochter zu beruhigen gedachte, für den Vater gar nicht beruhigend. Odoardo soll bei Verwahrung nicht an Kerker und Gefängniss denken, sondern der Prinz will Emilia selbst in das Haus des Kanzlers Grimaldi bringen und sie dort der Aufsicht einer der „würdigsten Damen" übergeben. Aber Odoardo will seine Tochter lieber in dem tiefsten Kerker verwahrt wissen, als in der Familie der Grimaldi, welche er als die sittenloseste der ganzen Residenz kannte. Deshalb bittet er sogar den Helfershelfer des Fürsten darum, darauf zu dringen, dass Emilia lieber in ein Gefängniss gebracht werde. Doch diese Bitte konnte der Unglückliche nur in einem Anfall von Verwirrung an einen Marinelli richten, denn bald wurde es ihm wieder bewusst, dass Beide, der Prinz und Marinelli, teuflische Verbündete waren. Er sieht ein, dass er ein Thor, ein alter Geck war, als er den Kuppler bat, und es ist ihm zu Muthe, als ob er den Verstand verlieren müsste, da er keinen Ausweg aus diesem Labyrinthe erblickt. Er versinkt in tiefe Gedanken, aus welchen er erst erwacht, als der Prinz, welcher die Nachdenklichkeit Galotti's für ein günstiges Zeichen hält und in beredten Worten sich der Zustimmung des Obersten

vollends zu bemächtigen sucht, mit Marinelli sich entfernen will. Es befremdet den Vater, dass er seine Tochter gar nicht, auch hier nicht sprechen soll, und er wundert sich über sich selbst, dass er sich Alles gefallen lässt, dass er Alles ganz vortrefflich findet. Indessen ist sein Entschluss gefasst; er will eine Zusammenkunft mit seiner Tochter, aber, um diese zu erreichen, muss er die Maske der Nachgiebigkeit aufstecken. Nunmehr soll also der Prinz Emilia ungehindert in das Haus des Kanzlers bringen können, denn das Haus eines Kanzlers sei natürlicherweise eine Freistatt der Tugend. Aber sprechen will sie der Vater doch gern vorher. Dieses an sich natürlich scheinende Verlangen weiss Odoardo noch durch Vorwände zu unterstützen. Der Tod des Grafen sei ihr noch unbekannt. Sie werde nicht begreifen können, warum man sie von ihren Aeltern trenne! Ihr jenen auf gute Art beizubringen, sie dieser Trennung wegen zu beruhigen, müsse er seine Tochter durchaus sprechen. Der Prinz will ihn zu ihr führen, aber die Tochter kann ja auch wohl zu dem Vater kommen. Hier, unter vier Augen ist er gleich mit ihr fertig. Odoardo bittet also den gnädigen Herrn, sie ihm zu senden.

Der Wunsch des mit Marinelli abgehenden Prinzen, den Obersten zum Freunde, zum Führer, zum Vater zu haben, bringt dem Unglücklichen wiederum das Schicksal in Erinnerung, welches seiner Tochter bevorsteht. In einem Anfalle von wahnsinnigem Hohn über die Kupplerrolle, die ihm damit der gnädige Prinz im Grunde zuertheilt, bricht er in ein grässliches Gelächter aus. Und so geistesabwesend ist er, dass er, sich von einem Andern verhöhnt glaubend, wild um sich herblickt und die Frage herausdonnert: „Wer lacht da?“ Als er nun zur Besinnung kommt, dass er selbst es gewesen, hält er sich doch in dieser tragisch-ironischen Stimmung fest und muntert sich selbst zur Lustigkeit auf, denn das Spiel gehe zu Ende — so oder so. Aber, fällt ihm plötzlich ein, wenn sie mit dem Prinzen sich verstünde? wenn es das alltägliche Possenspiel wäre? Bei dieser Gelegenheit entschlüpft ihm die Erwähnung eines dunklen Vorsatzes, den er in Beziehung auf Emilia gefasst hatte. „Wenn sie es nicht werth wäre, was ich

für sie thun will?“ Er hat nicht das Herz, es sich zu sagen, was er für sie thun will. — Da denkt er so was! So was, was sich nur denken lässt! Er schaudert zurück vor dem grässlichen Vorsatze, will sich selbst entrinnen und seine Tochter nicht erwarten, um nicht durch die Gelegenheit zu einem furchtbaren Verbrechen an ihr verführt zu werden. Der Himmel selbst, der sie unschuldig in diesen Abgrund gestürzt habe, soll sie wieder herausziehen. Da er aber, indem er gehen will, Emilia kommen sieht, glaubt er seine Hand vom Himmel selbst zum Werkzeug ausersehen.

Zunächst nimmt der Vater mit seiner Tochter eine Prüfung vor, um zu sehen, ob sie es auch werth ist, was er für sie thun will. Je unruhiger er selbst ist, desto mehr fällt ihm ihre grosse Ruhe auf. War es Wahrheit, wenn Emilia versicherte, sie sei ruhig, weil sie ruhig sein müsse, da Alles verloren sei? Ein Mädchen und Odoardo's Tochter sollte eine solche Gelassenheit besitzen, während der Mann und Vater sich nicht fassen kann? Und er selbst sollte sich also vor seiner Tochter schämen müssen? Das will ihm nicht in den Kopf. Wenn Emilia's Fassung sich bloss auf den Tod ihres Bräutigams bezieht, dann kann sie als Seelenstärke, also als ein Vorzug betrachtet werden. Aber auch dann, wenn sie den verbrecherischen Zweck des Mordes kennt? Gewiss nicht. Ueber diesen Punkt muss sich also der prüfende Vater erst volle Aufklärung verschaffen. Er setzt deshalb seine Prüfung fort mit der Frage, was sie Alles verloren nenne. Emilia's Antwort lässt ihm über ihre Gesinnung keinen Zweifel: nicht bloss weil der Graf todt ist, sondern wegen des lasterhaften Beweggrundes zu dem Morde nennt sie Alles verloren. Wenn nach dieser Antwort dem Vater das ruhige Verhalten seiner Tochter um so bedenklicher erscheinen musste, so durfte er es doch als ein günstigeres Zeichen betrachten, als sie ihn aufforderte mit ihr zu fliehen, denn nunmehr konnte er ihre Ruhe als das Ergebniss ihrer Hoffnung auf Flucht ansehen. In der That, wenn Fliehen möglich wäre, was hätte es dann für Noth? Da aber Flucht unmöglich ist, so muss Odoardo abwarten, welchen Eindruck diese Eröffnung auf Emilia macht; er muss ausforschen,

ob sie auch dann noch ruhig bleibt, wenn er ihr einredet, dass sie allein, ohne Vater und Mutter, in den Händen ihres Räubers sei und bleibe. Verhielt sie sich auch dann noch ruhig, so war ihre Ruhe unzweifelhaft Trägheit, Schwäche, Widerstandslosigkeit. Diese Prüfung führt in der That zum Ziel. Denn als nun Emilia erklärt, dass, falls ihr Vater sie wirklich auf unväterliche Weise in den Händen des Räubers lassen wolle, sie doch keinen Zwang dulden werde, da erst überzeugt sich Odoardo, dass die Ruhe Emilia's die Ruhe der Entschlossenheit ist, welche nicht die Hände in den Schooss legt und sich kein Unrecht gefallen lässt. Entzückt umarmt er seine Tochter und hat in ihrer Ruhe die seinige wiedergefunden. Er entdeckt ihr nun, dass man sie unter dem Vorwande einer gerichtlichen Untersuchung zur Grimaldi bringe; aber sie spricht nur seine eigenen Gedanken aus, wenn sie auf die Willenskraft hinweist, die dies verhindern könne. Mit der Art, wie Odoardo dies höllische Gaukelspiel beinahe zu Schanden gemacht hätte, war Emilia freilich nicht einverstanden. Er erzählt ihr nämlich, er sei über jenen teuflischen Plan so wüthend geworden, dass er schon nach dem Dolche gegriffen habe, um einen von Beiden — Beiden! — das Herz zu durchstossen. Dieser Ausweg, den der Vater versäumt hatte, wird also jetzt von der Tochter noch ausdrücklich verworfen. Bei jener Erzählung hat Odoardo den Dolch herausgezogen. Emilia will ihn haben, um sich damit zu durchstechen. Odoardo aber muss erst sehen, ob sie furchtlos den Tod erleiden kann: „Kind, es ist keine Haarnadel.“ Da er nun das Mädchen zum Aeussersten entschlossen sieht, graut es ihm doch und er will sich und ihr einreden, dass es noch nicht so weit gekommen sein könne; er warnt sie vor Unbesonnenheit und möchte ihr den Tod ersparen, wie sie ja selbst dem Prinzen und Marinelli das Leben erhalten wissen wollte. Aber der Fall ist hier ein anderer. Der Prinz und Marinelli hatten in ihrer Lasterhaftigkeit ausser dem Leben schon Alles verloren, also war ihnen das Leben noch zu gönnen; Emilia aber hatte, wenn sie am Leben blieb, die Unschuld zu verlieren, die zwar über alle Gewalt, aber nicht über alle Verführung erhaben war, wie Emilia sich und ihrem Vater in beredten Worten eingestehen

musste. Sie verlangt also noch einmal dringend den Dolch. Der Vater gibt ihr endlich das mörderische Werkzeug, welches ihn an das Verhältniss und das Schicksal Orsina's erinnert, auf ihre zum dritten Male ausgesprochene Bitte, reisst ihr aber den Dolch wieder aus der Hand, da sie sich rasch damit durchstossen will. Doch hat er sich nun auch von ihrem furchtlosen und ernstlichen Entschlusse zum Tode überzeugt. Dies bestärkt ihn immer mehr in seinem Vorsatze, den er seiner Tochter durch die Worte anzudeuten sucht, der Dolch sei nicht für ihre Hand. Emilia, welche durchaus den Tod erleiden will, greift nach einer Haarnadel, um sich damit zu tödten und bekommt die Rose zu fassen. Sie wirft sie herunter, weil sie nicht in ihr Haar gehöre, da ihr Vater sie zur Buhlerin machen wolle. Dieser Vorwurf, welcher den Vater an die Schande erinnert, die Emilien bevorsteht, falls sie am Leben bleibt, presst ihm einen Weheruf aus, welcher der Tochter deutlicher zu verstehen gibt, welche That er gegen sie beabsichtigt. Sie glaubt ihren Vater zu errathen, wird aber irre an ihm, weil er zaudert, bis sie, indem sie die Rose zerpflückt, in einem bittern Tone an die That des Virginius erinnert. Die Art, wie Emilia diese That erwähnt, lässt ihm keinen Zweifel, dass die Tochter von seiner Hand sterben will: es ist der directeste Wunsch von ihrer Seite, der ihn ihrer Zustimmung zu dem Morde völlig gewiss macht. Ihre Worte: „Aber solche Thaten sind von ehedem! Solcher Väter gibt es keine mehr!“ stacheln ihn dergestalt, dass er rasch die That des alten Römers nachahmt und mit den Worten: „Doch, meine Tochter“ Emilien durchsticht. Aber gleich darauf kommt er zum Bewusstsein der furchtbaren That und stösst einen Weheruf über dieselbe aus.

Als im nächsten Augenblicke der Prinz und Marinelli eintreten, rechtfertigt Odoardo das Gethane mit den Worten Emilia's, er habe eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert, und duldet nicht, dass die Sterbende das Verbrechen auf sich nimmt: er selbst, ihr unglücklicher Vater, bekennt sich zu demselben. Dann wendet er sich von der Leiche Emilia's gegen den Prinzen und klagt ihn als den eigentlichen An-

stifter der That an, obgleich er sein eigenes in dem Morde an Emilien verübtes Verbrechen eingesteht. „Ich gehe und liefere mich selbst in das Gefängniss. Ich gehe und erwarte Sie als Richter — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unser aller!"

Crefeld.

Dr. Niemeyer.

Ueber

das Französisch-Sprechen auf Schulen.

Dass überhaupt die Schüler des Gymnasiums und besonders der Realschule zu Versuchen angeleitet werden sollen, sich der französischen Sprache auch mündlich zu bedienen, darüber herrscht wohl kein Streit; in welcher Ausdehnung, nach welcher Methode dies aber geschehen solle, welcher Werth überhaupt dergleichen Uebungen beizulegen sei, darüber gehen die Meinungen sehr auseinander.

Die entschiedensten Freunde des Französisch-Sprechens, die Linke, finden wir unter dem Publicum, unter den Eltern der Schüler. Der Geschäftsmann, der seinen Sohn etwa für den Kaufmannsstand bestimmt, pflegt das, was er Sprechen nennt, für den alleinigen Zweck des Unterrichts in den neuern Sprachen zu betrachten. Er hat darum im Gemeinderathe für die Errichtung einer Realschule gestimmt, er schickt seinen Sohn dorthin, damit derselbe fertig sprechen lerne und im Stande sei, eine kaufmännische Correspondenz in französicher Sprache zu führen. Was denkt er sich unter Sprechen? Sein Sohn soll im Stande sein, mit den Gemeinplätzen der gewöhnlichen Unterhaltung auf Promenaden und Bällen, im Eisenbahnwaggon umzugehen, er soll im Besitz der unvermeidlichen Fragen und Antworten sein, welche die banale Höflichkeit mit sich bringt. Ob die Fertigkeit im Sprechen das Resultat eines geist- und herzbildenden Unterrichts ist, oder ob sie sich auf die Fähigkeit beschränkt, mit den eingelernten Phrasen eines Guide de conversation geschickt umzugehen, das kümmert ihn weniger.

Die Gegner des Französisch-Sprechens, die Rechte, treffen wir meist unter den Lehrern selber an, und es lassen sich hier zwei Parteien unterscheiden. Die äusserste Rechte bilden die Philologen de la vieille roche, welche an das Dogma von der allein seligmachenden Kraft des altclassischen Sprachstudiums und an die Prästanz der altclassischen Literaturen in intellectueller, ethischer und ästhetischer Hinsicht glauben. Das Studium keiner neueren Sprache, also auch nicht des Französischen, ist zur formalen Bildung des Geistes geeignet; der französische Volkscharakter ist ihnen speciell zuwider — ein Widerwille, der sich zum Theil noch aus den Zeiten der französischen Zwingherrschaft herschreibt und durch die Anmassungen der Franzosen wegen der natürlichen Grenzen Frankreichs neue Nahrung erhalten hat. Der Franzose gilt ihnen als oberflächlich, arrogant, auf den Schein berechnet. Seine Literatur ist durch und durch unsittlich, sagen sie. Jene Feinde des Französischen gehen sogar so weit, von der Beschäftigung mit dieser Sprache Gefahren für den deutschen Volkscharakter, für die deutsche Gründlichkeit und Biederkeit zu fürchten. Sie missgönnen deshalb dem Französichen sogar seinen Platz als Lehrobject, namentlich im Gymnasium, und haben, um die Sache schlecht zu machen, für das Französisch-Sprechen den Ausdruck Parliren in Umlauf gesetzt, nach einer dem Sprachforscher häufig begegnenden Sitte, dass das Volk, welches von einem andern ein Wort borgt, demselben eine verächtliche Nebenbedeutung gibt. „Parler“ ist parliren geworden, offenbar um eine oberflächliche, seichte, papageienhafte Art des Sprechens zu bezeichnen. So haben die Franzosen ihrerseits dem spanischen Worte „hablar“ vom lateinischen fabulari, welches, wie „parler“ im Französischen, einfach sprechen heisst, die Nebenbedeutung des Grosssprecherischen, Prahlenden gegeben, indem sie daraus hâbler machten. Die Spanier dagegen, um den Franzosen nichts schuldig zu bleiben, nennen den Schwätzer „parlador.“ So ist das edle Ross im Französischen „rosse“ zur Schindmähre geworden; unser Buch als „bouquin“ bezeichnet eine Scharteke, unser Herr in „hère“ einen armen Teufel, unser Land als „lande“ eine unfruchtbare Haide.

Die gemässigte Rechte ist für möglichste Beschränkung der Sprechübungen, weil sich ein einigermassen befriedigendes Re-

sultat doch nicht erreichen lasse. So sagt der preussische Schulrath Landfermann in Coblenz im Octoberheft der Mützell'schen Zeitschrift für das Gymnasialwesen, Jahrgang 1855: „Fertigkeit im mündlichen Gebrauche moderner fremder Sprachen wird in Schulen, auch in Realschulen, erfahrungsmässig nicht gewonnen, weil es nicht möglich ist inmitten deutscher Umgebungen. Was in Schulen in den neueren Sprachen erreicht werden kann, ist sicheres und leichtes Verstehen des in der fremden Sprache Geschriebenen, eine leidliche Aussprache und ein guter Anfang im correcten, schriftlichen Ausdruck. Damit ist denn der nöthige Grund gelegt zur Aneignung jener Fertigkeit, wenn dazu Gelegenheit und Bedürfniss sich aus dem Verkehr mit Angehörigen des fremden Volkes ergibt." — In der fünften Versammlung deutscher Realschulmänner, welche im September 1853 zu Braunschweig abgehalten wurde, hielt der Institutsdirector Dr. Precht aus Bremen einen Vortrag über französische Sprechübungen, und es wurde bei der Gelegenheit von den Gegnern, namentlich Dieckmann aus Hannover, angeführt, dass das Sprechen dem reiferen Alter zukomme, so dass man nicht vorgreifen dürfe. Die Schule könne nur wenig Zeit dazu einräumen; deshalb solle man die grammatische Behandlung mehr hervorheben. Nöldeke aus Hannover bemerkte, dass die Schüchternheit der Knaben dem Gedeihen der Sprechübungen im Wege stehe. — Es wird auch wohl gegen Sprechübungen eingewandt, dass einem solchen Unterrichte nur die befähigtsten folgen, während die Classe selbst nicht gefördert wird; es werde also eine kostbare Zeit damit vergeudet, die mit Lesen und Uebersetzen besser ausgefüllt werden könnte.

Versuchen wir jetzt, vom Standpunkte des Centrums nach beiden Seiten hin unsre Meinung zu begründen. Jenen ersten, deren einziges Feldgeschrei: „Sprechen, sprechen!" ist, muss erwiedert werden, dass ihr Zweck auf der Schule schlechthin unerreichbar sei. Dazu gehört jahrelanger, täglicher Umgang mit Franzosen; dazu reichen nicht die vier wöchentlichen Stunden der Realschule und noch weniger die zwei Stunden des Gymnasiums aus, zumal in vollen Classen, in denen auf die Masse gewirkt werden muss und für Berücksichtigung des Individuums nur wenig Zeit bleibt, wo der Einzelne verhältniss-

mässig wenige Fragen erhalten kann. Also die Zeit reicht nicht hin, um jene zu befriedigen; die Schule ist aber auch gar nicht der Ort, um Gegenstände der gewöhnlichen Unterhaltung des gemeinen Lebens ausführlich zu besprechen. Wäre jener Zweck erreichbar, wenn man den gesammten französischen Unterricht darauf einrichtete, so dürfte man ihn dennoch nicht erstreben, da die andern Zwecke, welche die Schule mit dem Sprachunterricht erreichen will, formale Bildung durch das Studium der Grammatik, Bereicherung mit den Ideen der fremden Völker, Bildung des Schönheitssinnes u. s. w. darunter leiden würden. Wem nur an jener Fertigkeit gelegen ist, der muss an den Privatunterricht und an Fachschulen, z. B. Handelsschulen, verwiesen werden.

Wenn die erste Partei, die unverständigen Freunde des Sprechens, mit Leichtigkeit abgewehrt werden kann, so wird der Kampf schwieriger bei den Gegnern, die aus dem eigenen pädagogischen Lager sich erheben. Ich muss hier Punkte berühren, über welche die Entscheidung sehr schwer ist, und über welche schon oft mit und ohne Erbitterung gestritten worden ist. Ich bekenne mich im Wesentlichen zu einem Anhänger der von Mager in seiner Schrift: „Ueber Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmässigen Studiums der neueren Sprachen und Literaturen“ (Zürich 1843) ausgesprochenen Ansicht: dass die hergebrachten Redensarten von der Excellenz und Prästanz der alten Literaturen nur Redensarten sind, die nur für die bloss ästhetische Betrachtung wahr sind. In intellectueller Hinsicht befindet sich unter den Werken der Alten verhältnissmässig ebensoviel Geistloses und Unnützes als unter den Neuern. Wer wird die Naturwissenschaften aus den Alten lernen wollen? In ethischer Hinsicht muss den Schriften der Neueren der Vorzug eingeräumt werden, insofern das Christenthum unserm Leben, Denken und Dichten einen Inhalt gegeben hat, der, verglichen mit dem Inhalte der antiken Welt, gradezu als der bessere, menschlichere bezeichnet werden muss. Natürlich darf man die französische Literatur nicht nach den ephemeren Erzeugnissen der Romanschriftsteller beurtheilen, womit die geschäftige Industrie der Uebersetzer unsre Leihbibliotheken füllt — Erzeugnisse, deren sich die bessern Franzosen

selbst schämen und die dort vielleicht weniger gelesen werden als bei uns. Neben einem Voltaire und einem Paul de Kock nennt Frankreich einen Pascal, einen Bossuet die Seinigen. Haben uns die Alten Werke von vollendeter Schönheit geliefert, zeigt ihre Geschichte vollkommen abgerundete Charaktere, ist Griechenland das Paradies des Menschengeistes: so sind die Neueren doch wahrhaftig nicht arm an ästhetischen Meisterwerken; sie haben die Kunstformen der Alten nachgeahmt und neue erfunden. Die bloss ästhetische Betrachtung ist auch nicht die höchste, auf welche es in der Schule ankommt.

Nun aber die formale Bildung, welche die Grammatik vermittelt? Auch hier kann ich dem Griechischen und Lateinischen einen unbedingten Vorzug nicht einräumen. Die starke Ausprägung der lateinischen Sprachformen, der synthetische Charakter der alten Sprachen, der analytische Charakter der neueren hat seine eigenthümlichen Vorzüge, und ich kann auch Mager nicht beitreten, der in seinem Buche: „Die deutsche Bürgerschule“ das Latein von den Realschulen ausschliessen will. Auf Einzelnheiten kann ich hier nicht eingehen; Hauschild hat in neun Vorträgen (Leipzig 1847) die Bildungselemente der deutschen, französischen und englischen Sprache zusammengestellt, und nachgewiesen, dass das Zünglein der Wage gar oft zu Gunsten der neueren Sprache sich neigt.

Sind also die neueren Sprachen würdige Objecte der Bildung des heranwachsenden Geschlechts, so muss auch die Bedeutung der Schreib- und Sprechübungen zugegeben werden, als integrirende Theile eines fruchtbringenden Unterrichts, und ich fordere sie, mit der gehörigen Beschränkung natürlich, ebenso für das Lateinische und Griechische auf den Gymnasien. Sprechübungen sind ja nichts als mündliche Extemporalien. Durch Schreiben und Sprechen wird die fremde Sprache erst im Bewusstsein zur Klarheit gebracht; es ist die Praxis zu der im grammatischen und onomatischen Unterricht empfangenen Theorie, die Bewegung, wodurch das Genossene erst in Fluss kommt, in Fleisch und Blut verwandelt wird. Es soll das Sprechen kein blosses Abfragen auswendig gelernter Phrasen sein, kein blosser Gedächtnisskram mit trivialem Inhalt, sondern der Schüler soll zum Ausdruck des eigenen Gedankens angeleitet

werden; die Lectüre soll den Stoff, einen würdigen Inhalt gewähren. Es ist mir daher nicht recht verständlich, warum Lüdecking auf der oben erwähnten Versammlung verlangte, dass die Lectüre nicht den Stoff der Sprechübungen hergeben solle. Von den Schülern werden die Sprechübungen stets mit dem grössten Interesse ergriffen, und die Zeit wird doch wohl am vortheilhaftesten auf das verwandt, was die Schüler am liebsten thun, vorausgesetzt natürlich, dass es zur Sache gehört, die darauf verwandte Zeit ist ja auch für alle andern Uebungen nicht verloren; geläufiges Lesen, Correctheit im Schreiben lernt der Schüler zugleich mit; wenigstens gewinnt er diese Fertigkeiten in Verbindung mit jenen desto leichter. Soll die Gymnastik der Sprachwerkzeuge, des Ohres und des Gedächtnisses, für welche die Sprechübungen wirken, eine der Schule unwürdige sein? Wird nicht der Schüler durch die Fragen in der fremden Sprache zu weit grösserer Spannung, zu intensiverer Aufmerksamkeit gezwungen, und so diese geistige Gymnastik dazu beitragen, dass die Passivität und Receptivität, zu der ein grosser Theil der Schüler hinneigen, überwunden werde? (Schmitz, Anleitung für Schulen zu den ersten Sprechübungen in der französischen und englischen Sprache, Greifswald 1856, Vorrede.)

Hier ist auch der Ort, ein Wort für den praktischen Nutzen der Sprechübungen zu sagen, auf den jene warmen Freunde des Sprechens zu viel Gewicht legen. Stand und Beruf stehen allerdings in einem wesentlichen Verhältniss zu den angebornen Anlagen und Neigungen der zu bildenden Individuen. Keine Schule in der Welt gibt oder soll geben eine ganz abstracte Bildung. Wir bilden den Menschen nicht in abstracto; wir bilden Knaben, Deutsche, Christen, Kinder des neunzehnten Jahrhunderts; wir bilden auf den Gymnasien durch die alten Sprachen zu den sogenannten gelehrten Berufsarten; auf den Realschulen durch die Sprachen der modern-europäischen Culturvölker, der Deutschen, Franzosen und Engländer für den Beruf des bürgerlichen Lebens, für den Kaufmannsstand, das Postfach und andere Berufsarten, welche gradezu eine Sprachfertigkeit erfordern. — Denen endlich, welche wie Landfermann gegen Sprechübungen sind, weil man es auf Schulen doch nicht zu etwas

Ordentlichem, zur Fertigkeit bringen könne, lässt sich mit Schmitz in dem angeführten Buche entgegenhalten, dass nicht nur die Fertigkeit, sondern auch einige Fertigkeit einen Werth habe. Fertigkeit ist überall relativ; relativ ist auch die Fertigkeit nur, welche die Schule in der Muttersprache mitgibt. Landfermann erkennt selbst einen Anfang im correcten schriftlichen Ausdruck für etwas Werthvolles an; warum soll derselbe im mündlichen Ausdruck zu verachten sein?

Nach der Frage, warum Sprechübungen, ist eine zweite über das Wie derselben zu beantworten. Sollen die Sprechübungen zu einem einigermassen befriedigenden Resultate führen, so müssen sie schon auf der untersten Stufe begonnen werden. Wenn auch im Anfang manches unverstandene Wort an den Ohren einzelner Schüler vorüberrauscht, so werden sie sich doch allmälig an die fremden Laute gewöhnen, und die natürliche Schüchternheit, welche dem Sprechen entgegentritt, wird leichter in den unteren als in den oberen Classen überwunden. Dazu gehören freilich auch in den unteren und mittleren Classen Lehrer des Französischen, welche des Sprechens mächtig sind. Wird dagegen diese Arbeit dem Lehrer der oberen Classen allein überlassen, so lässt sich nicht viel erwarten. Ich kann deshalb der Meinung von Bach und Nabert auf der mehrerwähnten Versammlung nicht beipflichten, dass es hinreiche, wenn nur in den Oberclassen oder gar nur in der ersten Classe Sprechübungen angestellt werden. Zwischen dem Verstehen eines Wortes oder einer Redensart bei der Lectüre und dem selbständigen Gebrauch derselben beim Sprechen liegt ein langer Weg, der nicht ohne Weiteres übersprungen werden kann, um in Prima nach blosser Lectüre sofort mit dem Sprechen anzufangen. Eine Frage von untergeordneter Wichtigkeit ist die, ob für die Sprechübungen besondere Stunden anzusetzen oder ob sie nur gelegentlich vorzunehmen sind. Dies mag von der Individualität des Lehrers und der Beschaffenheit der Uebungen selbst abhängen. Einige derselben sind gelegentlich anzustellen; andre nehmen eine bestimmte Zeit in Anspruch.

Woher soll der Stoff zu den Sprechübungen genommen werden? Ich antworte: 1) aus der Grammatik; 2) aus der Lectüre; 3) aus andern Lehrobjecten, namentlich aus der Ge-

schichte, Geographie, Naturgeschichte; 4) aus dem Leben der Schüler. Ueber jeden der vier Punkte einige erläuternde Worte. In Bezug auf die Grammatik empfehlen sich Flexionsübungen, bei denen der Lehrer in französischer Sprache fragt, und Analysen des Lesestückes, wobei nach den Satz- und Redetheilen gefragt wird. Die grammatischen Regeln werden nach und nach in französischer Sprache mitgetheilt und vom Schüler wiederholt. Endlich können die nöthigsten Homonymen und Synonymen und die mündliche Correctur der Exercitien und Extemporalien in der fremden Sprache mitgetheilt werden.

Die Lectüre lässt sich nach der z. B. im Plötz'schen Elementarbuche angedeuteten Methode der Questionnaires auch in sachlicher Hinsicht zum Gegenstand der Sprechübungen machen, und es kann diese Uebung, wie jene der grammatischen Analysen, schon auf der untersten Stufe begonnen werden, da es nur der Kenntniss einer ziemlich beschränkten Zahl von Ausdrücken, der Fragwörter, des avoir und être bedarf, um sie vorzunehmen. Mit der wachsenden Sprachkenntniss der Schüler wird der geschickte Lehrer diese Questionnaires immer weiter auszudehnen und in freierer Weise zu handhaben wissen. Daran schliesst sich das selbständige Wiedererzählen eines Lesestücks, das Amplificiren, Variiren, Imitiren des gegebenen Inhalts und in den oberen Classen das Referat über die Privatlectüre und das eigentliche Interpretiren.

In den obersten Classen mag auch ab und zu der Versuch gemacht werden, ein Examinatorium über den geschichtlichen, geographischen und, wenn der Lehrer derselben gewachsen ist, auch über den naturwissenschaftlichen Lehrstoff anzustellen. Der Lehrer kann hier entweder selbst fragen oder das gegenseitige Examiniren der Schüler bloss leiten. Viertens kann man den Schüler auch wohl einmal veranlassen, über seine Personalien u. s. w. sich französisch zu äussern, indem er das von dem Lehrer vorher mitgetheilte Material von Wörtern und Ausdrucksweisen anwendet. Auch hier kann der Lehrer die Fragen stellen oder die Schüler sich fragen und antworten lassen. Als die höchste Spitze des Sprechunterrichts möchte ich endlich den nach Umständen in Prima anzustellenden Versuch eines Disputatoriums über gestellte Thesen ansehen.

Soll sich der Lehrer hierbei eines sogenannten Guide de conversation bedienen oder nicht? Ich für meinen Theil gestehe, dass ich die Einführung eines solchen Buches nicht für nöthig halte (d. h. in der Schule, im Privatunterricht dürfte es sehr gute Dienste leisten). Ein grosser Theil dieser Anleitungen entbehrt einer zweckmässigen Anordnung und enthält eine Masse in Frankreich selbst veralteter oder selbst nie in Gebrauch gewesener Wörter und Redensarten, eine Menge trivialer Unterhaltungen mit Schneider, Schuster, Bäcker, Zollbeamten, die dem Leben des Schülers fern liegen. Die erwähnten Mängel suchen Plötz im Vocabulaire systématique und Schmitz in seiner Anleitung zu beseitigen. So ordnet der erste die Worte nicht nach den Redetheilen, wie Bigot und andere, sondern stellt mit den nach Materien geordneten Substantiven die durch Ableitung zugehörigen und die gewöhnlich damit verbundenen Adjectiven und Verben, so wie die sich anschliessenden Gallicismen zusammen — ein entschiedener Fortschritt über Bigot, Coursier und Konsorten, da die alphabetische Ordnung für das Memoriren die unpassendste ist, und das Gedächtniss des geistigen Anknüpfungspunktes entbehrt. Die gewöhnlichen Gespräche für das gesellige Leben lässt Plötz ganz weg: „weil man mit dem Memoriren ganzer Dialoge keine Geläufigkeit im selbsständigen Ausdruck, sondern nur Gewöhnen an sinnloses Nachbeten erziele.“ Doch gibt derselbe Verfasser von der dritten Auflage an im Anhang eine Anzahl Unterhaltungen nach Art der Causeries parisiennes von Peschier ohne deutsche Uebersetzung als Anwendung der wichtigsten Kapitel des Vocabulaire.

Dagegen besteht das Schmitz'sche Buch aus Fragen und Antworten über Personalien, Begrüssungen, Zeit, Wetter, Aufstehen, Ankleiden, Essen, Trinken, Schule, Grammatik, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte.

Bei dem Gebrauche des Schmitz'schen Buches, welches nur 73 Seiten einschliesslich der 10 Seiten langen Vorrede enthält, ist man genöthigt, Vocabeln hinzuzudictiren, wenn man den Gegenstand einigermassen in der wünschenswerthen Ausdehnung behandeln will, während man die Anleitung zu Gesprächen, die Formirung von Fragen und Antworten bei Plötz vermisst. In der Vorrede befinden sich allerdings einige Andeutungen

darüber und für den geschickten Lehrer, der die Sprache vollständig beherrscht, mögen dieselben wohl ausreichend sein.

Ist ein solches Buch in der Schule nicht eingeführt, so ist man freilich genöthigt zu dictiren; indessen hat das Schreiben gerade in den neueren Sprachen mit ihrer schwierigen Orthographie sein Gutes. Man kann ja auch die zu dictirenden Materialien von den Schülern selbst erst übersetzen lassen, so dass dem Dictiren das Mechanische genommen wird. Ich komme also schliesslich darauf zurück, dass ich die Einführung eines Guide de conversation nicht für unentbehrlich halte; dagegen wünsche ich, dass das Elementarbuch nicht bloss grammatisch fortschreite, sondern mit Rücksicht auf das Sprechen die nöthigsten Materialien nach und nach mittheile. Dem Zwecke der zu erlangenden Sprachfertigkeit kann auch die Lectüre eines sorgfältig gewählten, sittlich reinen Theaterstücks dienen: diese ist insofern wohl nicht durchaus zu verwerfen, wie Robolsky in einem Aufsatze über die französische Lectüre in den oberen Classen (der höheren Bürgerschule) thut.

Noch ist zu der allgemeinen Methodik der Sprechübungen zu bemerken, dass der Lehrer nicht allein spreche, sondern alle Schüler zu beschäftigen suchen müsse; dass die Schüler endlich sich gewöhnen müssen, in der Regel in vollständigen Sätzen und nicht bloss mit einzelnen Worten oder Lauten zu antworten.

Ich schliesse mit den Worten Mager's, S. 70: „Die Sprachfertigkeit lässt sich beim öffentlichen Unterricht, namentlich in zahlreichen Classen nicht sehr weit treiben; dagegen gewinnen die Schüler, wenn der Unterricht in den drei oberen Classen in der fremden Sprache ertheilt wird, die Kunst des Hörens, sie lernen das in einer fremden Sprache Gesprochene verstehen — was weniger leicht ist, als Viele meinen, wogegen das Sprechen weniger schwierig ist, als gewöhnlich geglaubt wird.

Bromberg.

Dr. Weigand.

Zur Erläuterung

von

W. Shakspeare's Antony und Cleopatra

Das historische Trauerspiel Antony and Cleopatra gründet sich auf die von Sir Thomas North 1579 veranstaltete englische Uebersetzung von Plutarch's Lebensbeschreibung des Antonius, welche sich hinwiederum auf die französische Uebertragung durch M. Jaques Amyot stützt. Shakspeare, welcher auch anderen Werken damaliger Zeit über die alte Geschichte nicht fremd war, schliesst sich ihr möglichst genau an, so zwar, dass er der eigenen Worte seiner englischen Quelle sich sehr häufig bedient.

Wir besitzen von diesem Drama keine Quartausgabe. Zum ersten Male begegnen wir ihm in der Gesammtedition der Folio von 1623 — The Tragedie of Anthonie and Cleopatra — und entbehren daher der Vergleichungen, die bei anderen Stücken uns oft so interessante Aufschlüsse über Entwicklung und Abänderung, Plan und Ausführung geben und den Combinationen zur Aufhellung schwieriger Stellen einen Anhalt verleihen.

Vorgänger in Behandlung desselben Stoffs hatte Shakspeare bekanntlich für verschiedene seiner Stücke und so findet sich denn auch in dem Londoner Buchhändler-Register folgender für Symon Waterson gefertigte, bezügliche Eintrag: A Booke entitled the Tragedie of Cleopatra, October 19, 1593, welches, da S. Waterson mehrere Werke des engl. Dichters Sam. Daniel verlegte, höchst wahrscheinlich eine Ankündigung des 1594 unter gleichem Titel erschienenen Dramas Daniel's ist. — Ein späterer Eintrag für Edw. Blount lautet: A Booke Called Anthony and Cleopatra, May 20, 1608. Verschiedene Kritiker, wie z. B. Malone, Chalmers, Drake, beziehen denselben auf unser Drama,

und nehmen dem entsprechend ohne Weiteres das Jahr 1607 oder 1608 als Abfassungszeit an, obgleich diese Annahme durch keinen weiteren Anhalt unterstützt wird, als dass Edw. Blount einer der Verleger der Folio von 1623 war und von demselben zugleich mit obigem ein „Buch Pericles“ (a Booke called Pericles, May 2, 1608) eingeführt wurde. Da der Shakspearen zugeschriebene Pericles aber im Jahre 1609 von einem ganz andern Verleger (Henry Gosson) gedruckt wurde, das unbestimmt bezeichnete „Buch Pericles“ folglich ein ganz von jenem verschiedenes Werk sein kann; anderntheils auch die Ausgabe des Pericles von 1609, obgleich ihr (anscheinend fälschlich) Shakspeare's Namen vorgedruckt ist, von den Verlegern also auch von Edw. Blount in der Collection von 1623 selbst nicht einmal aufgenommen (resp. nicht als rein Shakspearisch anerkannt) wurde, so ist das aus jenem gleichzeitig erschienenen Opus zur Bestimmung der Abfassungszeit des Shakspearischen Dramas Antonius und Cleopatra entnommene Argument ein völlig unsicheres und haltloses. — Ebensowenig trägt die gleichzeitige Einführung des Dramas: A Yorkshire Tragedy, May 2, 1608 in den Stationers-Registern das Geringste zur Feststellung der Verwandtschaft Shakspeare's mit jenem „Buche Anthony and Cleopatra“ bei, um so weniger, als, wenn dasselbe (A Yorksh. Trag.) wirklich von Shakspeare verfasst sein sollte, der ihm beigefügte Zusatz (written by Will. Shakspeare) bei dem gleichzeitigen Eintrag eines so viel bedeutenderen Werkes unseres Dichters schwerlich unterlassen worden wäre.

In Ermangelung unzweifelhafter äusserer Anhaltspunkte werden wir mehr auf innere Gründe verwiesen, um die Entstehungszeit annähernd bestimmen zu können. Fassen wir nun Verschiedenes, wie z. B. Gegenstand, Zusammenhang, Styl und Versbau des Stückes genauer in's Auge, so finden wir unverkennbare Abweichungen von früheren Arbeiten des Dichters und Uebereinstimmungen mit denjenigen Werken, welche seiner letzten Periode angehören. Der Blank-Verse, in welchem mit Ausnahme einiger familiären Unterredungen (cf. Act I, Sc. 2 — II, 2, 6 und 7. — III, 5.) nahezu das ganze Stück geschrieben ist, verräth in seiner oft an's Harte streifenden, den rhythmischen Wohlklang völlig verschmähenden, ungebundenen Form (einzelne

Stellen, z. B. II, 2 des Enob. malerische Schilderung sind absichtliche Ausnahmen) die spätere Zeit Shakspeare's. Eben so deutet die durchaus ungesuchte, der Dichterkraft sich ganz bewusste Ausführungsweise erhabener Gedanken, die Sicherheit, mit der der Dichter, obwohl genau, ja wörtlich, der geschichtlichen Quelle sich anschliessend, dennoch so klar und entschieden die wichtigeren Beziehungen der vorgeführten Personen herausgreift und ordnet und die Masse der Ereignisse bewältigt, auf die Jahre errungener Meisterschaft. Dem auf dem Schachbrette sich siegreich dünkenden Spieler nicht unähnlich weiss er in der gegebenen Form ein sonst von Andern in pedantischer Regelrichtigkeit geführtes Spiel einer höheren Auffassung und Schlussführung genial unterzuordnen. — Ueberall lässt sich eine gereifte, gleichsam abgeschlossene Lebensanschauung in und zwischen den Zeilen lesen. Shakspeare hat sich, vielleicht schon durch Ben Jonson (der dem Ruhm der Classicität nachjagte) veranlasst, jedenfalls aber wohl durch Montaigne, dessen „Essays" er fleissig studiren mochte, geleitet, in seinen späteren Jahren der Benutzung und Darstellung des Alterthums mehr zugewendet. Ihm war der zuletzt genannte französische Schriftsteller aus der englischen Uebersetzung des Florio (1603), von der ein Exemplar mit Shakspeare's eigenhändigem Namenszug im brittischen Museum aufbewahrt wird, hinreichend bekannt und das von Montaigne seinem Landsmann und Zeitgenossen J. Amyot und durch diesen Uebersetzer dem Plutarch gespendete Lob musste auf den Dichter ohne Zweifel anregend einwirken und ihn zu tieferer Erforschung dieser Geschichtsquelle und des Alterthums überhaupt anleiten. — Wie dem nun auch sey, seine Römerstücke zeigen uns eine herrliche, tiefe Auffassung römischer Denk- und Handlungsweise und sind keinen Falls ausser Zusammenhang mit dem gründlichen Studium der alten Zeit entstanden. Dieses vorausgesetzt werden wir für ihre Entstehung auf eine gereifte Lebenszeit hingewiesen, auch wohl zum Theil auf weniger äusserlich in Anspruch genommene Tage, dergleichen sie der Dichter ganz besonders nach dem Abgange von der Schaubühne, aus der Residenz und dem bewegteren Leben finden musste. Denken wir an die geregelte, bisher so angestrengte Thätigkeit Shakspeare's für die Bühne, an die übrigen sich drängenden, zum

Theil mehrfach überarbeiteten Productionen seiner männlichen Jahre, so ist die (zuerst von Knight besonders hervorgehobene) Wahrscheinlichkeit sehr gross, dass namentlich Antonius und Cleopatra und Corolian zu seinen letzten Werken gehören mögen, vielleicht wohl gar seinen Nachlass bildeten. Die Nachwelt hätte in diesem Falle davon die prima cura erhalten, was auf das vorliegende Stück vornehmlich Beziehung finden würde, insofern seine Anlage mehr als geniale Conception, denn als stricte Bearbeitung für die Bühne gelten kann, in seiner zur Aufführung weniger geeigneten Gestalt mehr einen literarisch-künstlerischen als praktischen Zweck zu verfolgen scheint.

Nehmen wir dazu die Versicherung der Herausgeber der Folio von 1623, dass unser Stück zu den bis dahin ungedruckten gehöre, die Wahrnehmung, dass es ebensowenig wie die anderen Römerschauspiele nebst Cymbeline und Timon v. Athen trotz der sorgfältigsten Nachforschungen weder irgendwo als Shakspeare'sches Stück genannt, noch auch von Zeitgenossen überhaupt erwähnt oder (was bei anderen vorliegt) als auf der Bühne gegeben irgend wo angemerkt worden ist, so erstarkt die Annahme einer sehr späten Abfassungszeit immer mehr. — Zu bemerken wäre hier noch, dass die Aufnahme von Antonius und Cleopatra in die Folio von 1623 ohne Eintheilung in Acte und Scenen und ohne Personenverzeichniss erfolgte. Während die beiden letzteren Auslassungen häufiger vorkommen, erregt erstere (die der Acte), welche, ausser dem fragmentarischen Timon v. Athen und späteren Ueberarbeitungen des Dichters (Romeo and Juliet, Hamlet, Henry VI. P. II und III) nur noch bei Troilus and Cressida sich findet, einiges Aufsehen. Wenn solche der offenbaren Nachlässigkeit der Herausgeber nicht zugeschrieben werden soll, so würde die Vermuthung entstehen, dass die betreffenden Manuscripte Shakspeare's, aus welchen (z. B. Romeo and Juliet) die Folio corrigirt wurde, in seinen letzteren Jahren für einen endgültigen Abschluss der Eintheilung noch Spielraum gelassen, resp. noch nicht völlig vollendet gewesen und von den Herausgebern, ob aus Pietät oder Mangel an Selbstvertrauen bleibe dahingestellt, in dieser Unvollständigkeit ohne Weiteres abgedruckt worden seien, als der ganze Nachlass des Dichters zur Herstellung einer Gesammtausgabe gesammelt wurde.

Ueber vielen der späteren Werke des unsterblichen Britten schwebt unläugbar eine trübe Wolke, sie liegen im Schatten einer sehr verdüsterten Stimmung. Ja noch mehr, sie werden zum Ausdruck eines titanischen, Welt-stürmerischen Ringens und Kämpfens, das das Gebäude der hergebrachten sittlichen und gesellschaftlichen Ordnungen aus seinen Fugen zu sprengen droht, um auf seinen Trümmern neue zu errichten. Davon geben Hamlet, Lear, Macbeth, Othello etc. hinlängliches Zeugniss. Doch wir bemerken dann wieder auch eine gesetztere Richtung, eine zwar noch sehr ernste, aber mehr zur Ruhe gekommene Stimmung in seinen Römer-Stücken. Die Saiten, welche früher so straff angezogen waren, so schreiend ertönten, sind weniger grell und rauschend geworden. Der Dichter scheint der stürmenden Periode entrissen und durch Vertiefung in sich selbst, durch Studium, namentlich der Philosophie und Geschichte des Alterthums jene Störungen mehr bewältigt und künstlerisch sich unterworfen zu haben. Nach dem Gewitter des schwülen Tages grollt noch in den letzten Stunden der Donner in dumpfen, majestätischen Schlägen. Schon das Eintreten abnehmender Jahre bringt eine ruhigere Haltung mit sich, sänftigt die Seele, und das, was an sittlichen Gebrechen der Zeit und dem Individuum zur Last fällt, wird unparteiischer betrachtet und gemässigter abgewogen. Unser Drama zeigt aus diesem Grunde wohl auch nicht (von der Wahl des Gegenstandes ganz abgesehen) die Hervorhebung massgebender sittlicher Charaktere und Wendungen, wie wir es an anderen Productionen Shakspeare's gewohnt sind. Es hat, ohne sich deswegen auf die Seite der sittlich-Gleichgültigen zu schlagen oder absichtlich das Laster als solches zu verschönern, doch eine Art der Darstellung gewählt, in der er im demüthigenden Conflicte der Interessen und Pflichten kein mit Begeisterung entworfenes Ideal durchbliken lässt, geschweige denn, dass er sich die Mühe gäbe, denselben durch Aufstellung von Gegenbildern geradehin zu paralysiren. Die ganze Fassung ist objectiver als sonst, gleich als freue es ihn selbst, eine Linie gefunden zu haben, auf der er Alles mehr dem Strome der Thatsachen und dem Gerechtigkeitsgefühle des Lesers überlassen könne. Fand er vielleicht zugleich selbstquälerisch in dem Abfalle seines Helden von dem Leben der That zu dem des

Genusses eine geheime Uebereinstimmung mit der Aufhebung seiner eigenen bisher so thätigen Stellung im öffentlichen Leben und überdem im Charakterbilde der Cleopatra eine willkommene Erscheinung, das Geschlecht, welches ihn so anzog und doch, wie es scheint, so unglücklich werden liess, in jener Mischung zu geben, welche es unentschieden lässt, ob mehr vom Engel oder Dämon, mehr Süsses oder Bitteres in ihm zu finden sei? (Man vergleiche hier nebenbei die Worte, welche der Dichter dem satirisch-räsonnirenden Enobarbus I, 2 in den Mund legt („Why give the gods a thankful sacrifice? When it pleaseth" etc.), aus denen gleichsam die Stimmung eines Mannes spricht, der seine eigene Lage bitter genug fühlt.) Shakspeare's eheliche Verhältnisse scheinen niemals recht befriedigender Art gewesen zu sein. Wie mochte es auch anders sein, da er, ein unreifer Jüngling noch so schnell, so offenbar übereilt, aus der Sphäre seiner niederen Verwandtschaft sich eine Lebensgefährtin erwählt hatte, die nach seinem Eintritt in die Hauptstadt, als er Unterkunft und Ehre, Freunde und Gönner, ja selbst königliche Protection gewonnen hatte, niemals würdig befunden wurde, an seiner Seite zu erscheinen. Schwerlich aber mochte das dem Dichter, dem ruhmreichen Schöpfer der anziehendsten Frauengestalten, dessen Testament bekanntlich eine so auffallende Gleichgültigkeit gegen seine Frau an den Tag legt, mehr zum Bewusstsein kommen, als damals, wo er aus höheren, geräuschvollen Kreisen scheidend im häuslichen Leben seine Befriedigung hätte finden können, in jener Zeit als zugleich Englands schlaff geführtes Regiment, die Entartung der Bühne und das Hereinbrechen einer befangenen, fanatisirenden Zeitrichtung wie so manches Andere ihn mit trüber Aussicht in die Zukunft erfüllen musste, der ihn nur höhere, künstlerische Beschäftigungen einigermassen entheben mochten. Nehmen wir hierzu noch schliesslich die Bemerkung des seit 1602 in Stratford upon Avon lebenden Geistlichen John Ward (dessen Tagebuch in England neuerdings aufgefunden wurde), dass Shakspeare in dem Rufe gestanden habe, nach seinem Abgange von London jährlich 2 neue Schauspiele für die Bühne bearbeitet zu haben, so gestaltet sich die Wahrscheinlichkeit immer mehr, dass Antony and Cleopatra, wie es ein Product völliger Reife ist, so auch als ein Erzeugniss der letzteren

Lebensjahre des Dichterfürsten zu betrachten sei. — Shakspeare zeigt in der Anlage und Entwicklung seiner Dramen eine merkwürdige Mischung von selbständig producirender Kraft und Aneignung des Fremden. Der reiche Dichter bindet sich nicht selten an einen dürftigen Stoff, wenn er ihn auch sofort als Material für einen geborenen Herrscher verarbeitet. Er, der Erfinder neuer zauberhafter Geschöpfe und Regionen ist bewundernswürdig in der Verherrlichung alter oft höchst unbedeutender Novellen, Märchen und Sagen und erwählt sich selbstgezogene Schranken, einen kleinen Kreis engbemessener Begebenheiten, um ihn mit dem Füllhorn seiner eigenthümlichen Gaben zu überschütten, mit dem Hauche seiner schöpferischen Gedanken zu beleben. — Aber ebenso bewundernswürdig wie in der Behandlung jener kleinen alten Geschichten ist er in der Bewältigung und Organisirung reicher, weltgeschichtlicher Stoffe. Ein Zeugniss dafür ist auch das vorliegende Drama. Ohne die historische Treue zu verletzen, ohne der äusseren Wahrheit der Charaktere zu nahe zu treten, ohne durch die Anhäufung der Ereignisse seinen Blick beirren zu lassen, schafft er eine idealisirte Wirklichkeit, welche sowohl einer tieferen Auffassung des Ganges der Geschichte förderlich ist, als auch die Regeln der Kunst befriedigt und die Forderungen der Bühne in Betracht zieht. Der Dichter will offenbar hier der Historie möglichst gerecht bleiben, um derselben das ihr schlechthin zukommende Interesse zu wahren und beabsichtigt zugleich ein Lebensbild, das den Reiz an sich wirkender Anziehungskraft übt. Da nun freilich die historischen Vorgänge zu ausgedehnt, zu vielseitig sind, um in allen ihren Beziehungen harmonisch an's Licht treten zu können, so leidet darunter die Einheit der Handlung nicht nur, sondern auch die Charakteristik. Jedes Motiviren, auch der einfachsten Bezüge, nimmt immerhin der übrigen Darstellung, der Entwicklung der leitenden Ideen und Personen, vielen Raum weg. Ein welthistorisches Gemälde solcher Art muss daher, wenn es überhaupt aufgestellt werden soll, mehr oder weniger skizzenhaft bleiben. Aber auch hierin zeigt sich die wahre Künstlerhand Shakspeare's. Den rapiden Flug der Ereignisse beherrscht sie mit sicheren Zügen; die Zeichnung, ob sie uns auch (durch ihn selbst verwöhnt) unvollständiger er-

scheint, verräth völlig den Meister und auch das Colorit wirkt, unvernachlässigt, mit zum grossen Erfolge.

Suchen wir nun die Grundidee unseres Dramas im Allgemeinen zu erfassen, ohne uns in specialisirte Deutungen zu verlieren, so möchte wohl die bereits berührte Wahrnehmung dabei leitend sein, dass Shakspeare hier einen ästhetisch behandelten doppelseitigen Zweck, politischer und zugleich sittlicher Art, vor Augen gehabt haben dürfte. Er schildert die Abnahme sowohl des Römerthums, als auch der damaligen sittlichen Weltzustände und lässt daraus indirect die Nothwendigkeit neuer staatlichen Formen und Lebensbedingungen resultiren. Der ordnende Geist der Zeit oder besser gesagt, die göttliche Weltordnung offenbart sich trotz alles Entgegenringens menschlicher Bestrebungen. Das Römerreich und mit ihm die ganze gebildete Welt war in jener Zeit auf die Stufe ausserordentlicher Machtentwicklung und Reichthümer erhoben, zugleich aber auch dahingekommen, wo die Gesetze allein nicht mehr hinreichen, den Zusammenhang zu erhalten und die übertriebenen Ansprüche zu zügeln. Vergebens ist da die Erneuerung der Formen des alten Republikanismus, wo der Geist der Republik fehlt, vergebens das Streben eines edeln Brutus und seiner Freunde nach Freiheit, wo man wegen Mangel sittlich-freier Anschauungen die äussere Freiheit nicht mehr ertragen kann und der Verwegenheit und Grösse des Einzelnen in trunkener Begeisterung entgegenjauchzt. Individuelle Grösse hat in erschlafften Zeiten immer etwas Berauschendes. Was der Masse fehlt, das sucht sie am Einzelnen. So deutet denn der Zug zur Alleinherrschaft, welcher eigentlich von patriarchalischen, unentwickelten Zuständen ausgeht, ebenso naturgemäss wieder auf übertriebene, aufgelöste Zeitverhältnisse und erweist sich in ihnen als politische und sittliche Nothwendigkeit. Wer nun die Zeichen der Zeit versteht und fühlt, sieht sich gern als Werkzeug höherer Schickung an. Aber nicht Jeder ist ein Günstling des Glücks, so wenig als er selbst (oft bei trefflichem Willen uud günstigen Anlagen) zur Führung der Ereignisse immer taugt. Nicht ist es gerade das gute Herz oder die ungestüme Dreistigkeit und brausende Hitze, welche den rechten Imperator kennzeichnen. Weder ein Lepidus noch ein Pompejus vermögen sich im Ringen um die oberste Leitung

zu behaupten. Aber auch reicher begabte Charaktere, wie ein Antonius es war, sind, wenn sie der Entschiedenheit und sittlichen Ordnung ermangeln, in solchen Zeiten nicht glücklich. Sie unterliegen der Versuchung der Zeit. In den Perioden des sittlichen Verfalls siegt allein die Stärke des nüchternen, Ehrbarkeit zeigenden Verstandes, behauptet sich nur die eiserne Consequenz und gewinnt den Thron. Nur Menschen solcher Art, ob auch sonst unvollkommen, sind in höherer Hand brauchbare Werkzeuge zur Vermittlung ihrer Zwecke.

Neben der angedeuteten allgemeinen Grundrichtung bemerken wir auch eine Vertretung specieller, persönlicher Interessen, welche der dramatischen Verhandlung den Stempel einer Liebes-Affaire aufprägen. Die Benennung des Stückes — Antonius und Cleopatra — deutet auch seinen besonderen Inhalt an. Es entwickelt sich vor unseren Augen ein Verhältniss zweier Personen, das in seinen kleinen Zuständen mit dem politischen Hergang genau verflochten ist und ihn, kann man sagen, in namhafter Hinsicht abspiegelt. Der Held dieser kleinen Welt ist zugleich der Beherrscher der grossen, und der Gegenstand seiner Liebe greift als bedeutender politischer Factor in den Gang der Weltereignisse ein. Wie nun z. B. Troilus und Cressida ein Spiegelbild im Kleinen von dem wenig sittlichen Vorwurfe des trojanischen Krieges darstellt; so giebt uns auch das Verhältniss von Antonius und Cleopatra ein Abbild der sittlichen Zustände ihrer Zeit. Es reflectirt denselben Grad der Verfeinerung, Haltlosigkeit und Corruption und führt für sich nicht minder den Beweis, wie wenig ohne Anschluss an eine feste, sittliche Ordnung in der Macht wie im Genuss die individuelle Freiheit erlangt und behauptet werden kann. So gehen denn, kann man sagen, beide Richtungen dasselbe Ziel verfolgend in einander auf und geben der Welt die zwar so einfache aber immer von Neuem nöthige Lehre, dass die Menschheit nur in dem weisen Mass gegenseitiger sittlicher Beschränkung und in nie ermüdendem Erstreben und Aneignung idealer d. h. göttlicher Forderungen in ihrer Anwendung auf die Güter dieser Welt, ihre Bestimmung mit Glück verfolgen und erreichen kann. Solcher Weise führen uns deren Inhalt und Zeit des gewählten Gegenstandes an den Eintritt einer neuen Weltgestaltung, an die Schwelle des Christen-

thums und wir erkennen auch an diesem trefflich gezeichneten Bilde wankender menschlicher Zustände, dass die Zeit, die einen Octavian als Augustus verlangen und ertragen konnte, zur Erneuerung durch höhere Einwirkung reif geworden war.

So offenkundig diese Grundanschauungen auch entwickelt und verbunden werden, so ist doch auf den ersten Blick zu sehen, dass unser Drama etwas loser in seinem Gefüge, unvermittelter in seiner Ausführung dasteht als andere Werke Shakspeare's. Dies liegt einestheils, wie bemerkt, an der gewaltigen Masse des geschichtlichen Stoffes, der hier zu verarbeiten war, anderntheils aber auch an den Hauptcharakteren selbst, die sich dem geschichtlichen Charakter analog, meist in Gegensätzen bewegen. Die Launenhaftigkeit und Willkür derselben ergreift, wenn man so sagen darf, den Dichter selbst und die Wechsel, Wunderlichkeiten und Uebertreibungen ihres Gebahrens, wie nicht minder ihrer Schicksale, ihres Glückes, bedingen und spiegeln sich in der Verbindung des Ganzen. Daher neben der häufigen Veränderung und dem gelockerten Zusammenhang derS cenen das Hastige, gleichsam Springende, Oppositionelle in den Vorgängen, Reden und Richtungen. Wir haben eben nur ein in grossen, starken Zügen unterworfenes Bild vor uns. Ausführlicher ist allein die tragische Entwicklung gehalten und sie musste es wohl auch, da in ihr die im Leben bewiesene Unwürdigkeit und Haltlosigkeit der Hauptcharaktere ausgeglichen und die sittliche Anforderung des Zuschauers ihre schliessliche Genugthuung finden musste.

Im Ganzen wie auch in den kleinsten Nebenbeziehungen zeigt sich, wie bemerkt, eine grossartige Weltanschauung, welche auf dem schlüpfrigen Thema nicht ausgleitet; die Ausdrucksweise ist erhaben, sicher und präcis. Man fühlt sich bald von dem Hauche eines Meisters umweht, der die stattlichen Hallen des Alterthums neubelebend durchdringt. Er selbst tritt gleichsam an die Seite seiner Geschöpfe, die er aus jenen alten Tagen um sich versammelt, wie Minerva zu ihrem Schützling, kämpft, liebt und duldet mit ihnen, ja er ist in jedem begeisterten Moment ganz mit ihnen Eins. Je tiefer wir eindringen, desto mehr werden wir uns ergriffen fühlen von dem Ideenreichthum dieses Stückes, seinem Farbenschmuck, seiner historischen Treue, seiner reinen

Wahrheit, seiner Darstellung des menschlichen Herzens, seiner sprachlichen Grösse. — „Of all Shakspeare's historical plays," sagt der berühmte Coleridge, „Antony and Cleopatra is by far the most wonderful. The highest praise or rather form of praise of this play which I can offer in my own mind, is the doubt which the perusal always occasions in me, whether the Antony and Cleopatra is not, in all exhibitions of a giant power in its strength and vigour of maturity a formidable rival of Macbeth, Lear, Hamlet and Othello."

Bemerkenswerth ist die Einflechtung des Komischen, von der das Drama Julius Cäsar nichts bietet. Jedenfalls absichtlich. In jenem Drama kämpfen in den Helden des wechselnden, sinkenden Römerthums doch gewaltige, einander gegenüberstehende Principien, welche den Scherz durchaus nicht aufkommen lassen, hier dagegen nur mehr aufeinander eifersüchtige Nebenbuhler, die in ihren unvermeidlichen Schwächen und sittlichen Blössen den Vorwurf zur Ironie und Persiflage selbst darreichen. Dort ist der ganze Grundzug ein ernsterer (bei offenbar geringerem Grade dichterischer Schwermuth), obgleich nicht persönlich so ergreifend, dass ihm zur Erleichterung der Stimmung des Zuschauers eine Erheiterung beigemischt werden müsste, hier dagegen leichter und leichtsinniger, mithin mehr Spielraum zu flüchtigem Scherz. Dieser Scherz gibt sich mithin als charakterisirendes Moment, als Abspiegelung des Inhalts, nicht aber wie sonst bei Shakspeare, als leichte Folie zur Darstellung düsterer Farben.

Gehen wir nun zur Eintheilung der Acte und Scenen über, so können es auch hier, da die Folios keinen genügenden Anhalt verleihen, nur innere Gründe sein, welche über die Berichtigung und Feststellung des Vorhandenen entscheiden. Eine vorläufige dem logischen Zusammenhang entsprechende Zusammenstellung wird geeignet sein, die dramatische Eintheilung besser zu überblicken.

Act I.

Sc. 1. enthält eine Einleitung zur Schilderung beider Hauptpersonen und ihrer Umgebung. Sc. 2. Cleopatra's Gefolge. Entschliessung Antony's zur Trennung von der Cleopatra. —

Sc. 3. Abschiedsscene zwischen Beiden. — Sc. 4. Octavian's u. Lepidus' Auftreten und Urtheil über Ant. — Sc. 5. Fortsetzung der Verbindung zwischen dem abwesenden Antony u. der Cleop. — Sc. 6. Pompejus u. Gefolge treten auf und entfalten ihre Beurtheilungen der Triumvirn u. ihre Plane. —

Act II.

Sc. 1. Eine Aussöhnung der Triumvirn erscheint durch Verlobung Antony's mit der Octavia befestigt. – Sc. 2. Vorzeichen der Lostrennung Antony's von seinen eingegangenen (polit. u. ehel.) Verbindungen. – Sc. 3. Einleitung zur Verbindung der Triumvirn mit Pompejus. — Sc. 4. Eindruck von Antony's Vermählung auf Cleopatra. — Sc. 5. Aussöhnung der Triumvirn mit Pompejus. — Sc. 6. Festgelage der Verbündeten. — Sc. 7. Bewältigung der Parther durch Antony's Truppen.

Act III.

Sc. 1. Abschied Antony's u. seiner Gemahlin von Rom. — Sc. 2. Cleopatra's fortdauernde Liebe und Eifersucht. — Sc. 3. Beginn neuer Misshelligkeiten zwischen Anton. u. Octavian. — Sc. 4. Lepidus' Absetzung u. Pompejus' Tod. — Sc. 5. Völliger Bruch zwischen Octavian u. Anton. Rückkehr Octavia's zum Bruder. Sc. 6. Vorgänge vor — und Entschliessung Antony's zu einer Schlacht mit Octavian. Sc. 7. Schlacht bei Actium. — Sc. 8. Trostlose Stimmung Antony's nach seiner Niederlage.

Act IV.

Sc. 1. Octavian in Aegypten. Unterwerfungsvorschläge der beiden Besiegten daselbst. — Sc. 2. Heimliche Unterhandlungen Cleopatra's von Anton. entdeckt u. geahndet. — Sc. 3. Octavian verwirft die Ausforderung zum Zweikampf u. beschliesst eine Schlacht. — Sc. 4. Schmerzlicher Abschied Antony's von seinen Dienern. — Sc. 5. Mysteriöse Vorbedeutungen über Anton. — Sc. 6. Dessen Vorbereitung zur Schlacht. — Sc. 7. Abfall des Enobarbus. — Sc. 8. Dessen Reue. — Sc. 9. Ein Siegsblick für Anton. — Sc. 10 Rückkehr des triumphir. Siegers zur Cleopatra. — Sc. 11. Ende des Enobarbus. — Sc.

12. Letzte Niederlage Antony's. — Sc. 13. Cleopatra's Flucht. — Sc. 14. Versuchter Selbstmord des Antony. — Sc. 15. Antony's Abschied von Cleop. u. sein Tod.

Act V.

Sc. 1. Eindruck der Todesnachricht auf Octavian. — Sc. 2. Tragisches Ende der Cleopatra. Schluss.

Oder mit kürzeren Worten: der erste Act enthält im Allgemeinen die Einführung der Hauptpersonen (resp. Rivalen), — im Besonderen (die persönlichen Beziehungen zwischen Antonius und Cleopatra betreffend) die Losreissung des Antonius von der Cleopatra. —

Der zweite Act: Die Aussöhnung Antony's mit seinen Nebenbuhlern. — Seine Heirath mit der Octavia.

Der dritte Act: Seinen Bruch mit dem Hauptgegner. — Rückfall zur Cleopatra.

Der vierte Act: Seinen Untergang nach vergeblichen Unterhandlungen. — Das Unglück ein Prüfstein der Liebenden.

Der fünfte Act: Den tragischen Abschluss, welcher sowohl den Streit um die Welt als auch die Differenzen der Liebenden endigt und ihre mangelhaften Beziehungen läutert und verklärt. —

Die 1. Scene des II. Actes dürfte (wie oben geschehen ist) mit allem Rechte dem I. Acte zuzuweisen sein. Denn die Einführung des S. Pompejus als einer für den Gang der Ereignisse sehr einflussreichen Person gehört offenbar in die Einleitung des Stücks, welche Act I. bildet. Ausserdem liegt der Wendepunkt von Antony's weiterem Ergehenin seiner Annäherung an die bisher feindselig gestimmten Collegen, welche daher schicklich den Beginn von Act. II bildet. — Zugleich deuten die gereimten Schlusszeilen der erwähnten Scene auf einen besonderen Ruhepunkt, einen nachdrücklicheren Abschluss derselben und geben mithin der Aenderung aus innern Gründen einen zwar weniger wichtigen aber doch immer sehr bemerkenswerthen äusseren Anhalt.

Auch die 1. Scene des III. Actes dürfte ebenso rechtmässig auf Act II. zurückzuverlegen sein. Denn sie ist einestheils nur eine wichtige Beziehungen im Leben Antony's behandelnde Episode, welche Vorgänge berichtet, die für den Fall der Aus-

söhnung von Antonius bereits vorgesehen worden waren (cf. II, 2 (1)), mithin in genauestem Connexus mit den von dem Friedenswerke des erneuerten Triumvirats abhängigen Begebnissen stehen und daher als Folge des Bisherigen, nicht als Anfang und Ursache einer neuen Wendung der Dinge aufzufassen sind. (Obgleich der hartnäckige von Plutarch ausführlich geschilderte Widerstand der Parther für Antony's Lebensgeschichte, namentlich sein Verhalten in Aegypten sehr einflussreich war, so hat ihn doch Shakspeare als ausser dem Bereiche seiner Anlage gelegen nicht als massgebend betrachten können.) Anderntheils wird in dieser Scene (gegen Ende) auf das bis dahin ungestörte Bleiben des Antonius zu Rom angespielt (he purposeth to Athens). Da nun aber der neue Act selbstverständlich in einem gewissen Gegensatz oder anders gesagt, auf einer decidirten Fortentwicklungsstufe dem vorherigen gegenüber zu stehen, resp. die Abtrennung des Antonius von seinen Bundesgenossen zu behandeln hat, so tritt die Einleitung dieses veränderten Verhältnisses passender Weise mit der wirklich stattfindenden Abreise Antony's nach Athen ein. Act III. würde also mit Scene 2 bisheriger Eintheilung zu beginnen haben, worin Collier's alter Corrector gleicher Meinung ist.

Schwieriger erscheint die Bestimmung über den Anfang des IV. Actes: Unseres Erachtens dürfte derselbe mit der 10 Scene von Act III bisheriger Eintheilung beginnen, wofür folgende Gründe anzuführen sind. Nach der Schlacht bei Actium tritt in politischer Beziehung eine Art Ruhepunkt für unser Drama ein, eine Zeit des Zusehens und Beobachtens. Antonius trachtet, wenn auch eine Aussöhnung in früherem Sinne nicht mehr möglich ist, nach einem friedlichen Abkommen mit seinem Gegner, er sucht zu unterhandeln. Diese Unterhandlungen, welche die Ausforderung zum Zweikampf als letzten Verzweiflungsversuch in sich schliessen, bilden ein Ganzes, gehören ungetrennt zusammen und eröffnen eine neue Phase in dem Glückswechsel des Hauptbelden. Auch ist der Anfang eines neuen Turnus auf dem Boden alter Schuld und alter Herrlichkeit das Auftreten und Benehmen der Liebenden in trauriger Lage dort, wo früher das Glück und Wohlleben sie schmeichelnd umgab, ein weiteres Bestimmungsmoment für die bezeichnete Annahme,

welcher nebenbei die gereimten Schlusszeilen von Scene 9 zur Unterstützung dienen.

Den V. Act lässt Collier's Anonymus mit der 13. Scene des IV. Actes beginnen. Die Bestimmung hierüber möchte mehr als offene Frage zu betrachten sein, da einestheils der völlige Hingang mit der versuchten Selbsttödtung erst ein tragisches Ganze bildet und die gereimten Endzeilen dieser Scene hierbei förderlichen Anhalt bieten; anderntheils aber auch der von dem Dichter der Geschichte ganz analog festgestellte Abschluss der persönlichen Beziehungen zwischen den Hauptcharakteren vor ihrer völligen Trennung als ein den Ausgang des Ganzen mitbedingendes Moment an den Schlussact ein Anrecht zu beanspruchen im Stande ist.

Die von J. P. Collier vor einigen Jahren aufgefundenen Emendationen enthalten für unser Stück nur Einiges von Bedeutung und bleibt es immerhin auffallend, dass manche gegenwärtig viel unklarere Stellen und Worte von dem Corrector, scheinbar aus Versehen oder weil er nichts Besseres zu geben wusste, übergangen wurden. Derselbe scheint überhaupt bei seinen Aenderungen mehr gewisse subjective Lieblingsabsichten verfolgt, als gerade die für das Verständniss schwierigen Stellen einer Läuterung unterworfen zu haben. Doch ist, um nicht ungerecht zu erscheinen, immer zu bedenken, dass ein Zeitgenosse oder ein dem Leben und den Werken einer grossen Zeit noch ganz Nahestehender viele Anspielungen und Beziehungen derselben als sich von selbst verstehend übergeht und überhaupt die Gegenwart nicht jener Erklärungen so bedarf, die der Nachwelt erst zum besseren Verständniss verhelfen.

Bei der genaueren Betrachtung der Charaktere des Stücks fällt vor allen anderen der Hauptheld desselben, Antonius, in die Augen. Er erinnert mit vollem Rechte an seinen historischen Namen. Shakspeare hat die Grundzüge, welche er in den Geschichtswerken, insbesondre bei Plutarch vorfand, genau beibehalten, ihnen aber, wie dem Dichter frei steht und gebührt, eine etwas veredelte Färbung gegeben, sodass sein Portrait in der allgemeinen Führung die historische Natur wiedergibt und doch zugleich freie Genialität beurkundet. Wie der Antonius der Geschichte so bietet auch der Shakspearesche glänzende

Anlagen, tritt mit bedeutender Befähigung auf die Bühne des Lebens, bleibt aber weit hinter den Erwartungen, die er erregt, zurück. Die Ursache davon liegt in seiner besonderen Individualität und Umgebung. Seine Natur zeigt eine eigenthümliche Mischung, eine Zusammenstellung von einander widersprechenden Elementen, welche unausgeglichen, seinem Leben eine unbefriedigende Wendung geben. Wir bemerken an ihm das lebendigste Gefühl für Ehre und alles Grosse und Edle, verbunden mit einem feinen, sicheren Ueberblick seiner Umgebung, mit einem Worte Verstand und Herz, aber leider nicht ebensoviel Willenskraft und Consequenz. Rechnen wir eine bedeutende Beigabe sinnlicher Naturanlage hinzu, welche ihn der Versuchung und dem Genuss in die Arme führt, so finden wir in ihm diejenige Art von Menschen repräsentirt, welche sich eher der Empfindung als der Entschliessung hingeben, eher hochfliegende Wünsche nähren, als männliche Plane mit nüchternem Ernste betreiben. Charaktere dieser Art haben nicht selten Grosses geleistet und in der Weltgeschichte ihre Namen berühmt gemacht, aber nur dann, wenn ein begeisterter Augenblick sie hinriss oder eine äussere Nöthigung sie drängte. Denn sie hängen mehr von ihrer Umgebung als von sich selbst ab. Fremde Einflüsse bringen sie zu Thaten, die werth sind von Dichtern besungen zu werden, oder aber sie ersticken und erschlaffen völlig ihre Widerstandsfähigkeit und Thatkraft. Von solchen ist unser Held Einer zu nennen. Wir dürfen ihn indess seinem Vorgänger im Julius Cäsar nicht geradezu an die Seite stellen. Denn wie beide Stücke äusserer Behandlung nach ein sehr verschiedenes Gepräge aufweisen, so ist auch der eine Antonius (vom Historischen ganz abgesehen) nicht dem anderen völlig identisch, der diesseitige keineswegs die absolute Fortsetzung von jenem. Unser Antonius ist nicht jener blutdürstige Unterzeichner der Proscriptionen, nicht der verschlagene Schmeichler derer, die er hasst, nicht der verstellungssüchtige Unterhändler mit der Gegenseite, nicht der listige, gewandte Volksredner, der die Menge bearbeitet. Er ist von alle dem geradezu das Gegentheil und muss daher für sich betrachtet werden. — Eine anziehende, besonderes Interesse erweckende Erscheinung sollte aber ohne Zweifel der Antonius unseres Dramas nach dem Willen seines Schöpfers

sein. Diese Intention unseres Dichters müssen wir festhalten, ohne uns im Voraus einem Vorurtheil oder wohl gar einer Anwandlung von modern-liberaler Abneigung gegen dem Bekämpfer der Volkspartei hinzugeben. Eine scheinbar unter sich unverträgliche, bei Trägern von welthistorischen Namen sonst wenig vorkommende Mischung wird uns hier geboten, eine Zusammenfassung von anerschaffener Grösse und unbesonnener Erniedrigung, von imponirender Kraft und weicher Dahingebung, von edler Standhaftigkeit und Aufgebung alles Selbstvertrauens, von würdevoller Selbstbeherrschung und gemeinem Abfall ins Gebiet der Sinnlichkeit, von wohlwollendem Entgegenkommen und bündiger Verachtung gegen die Aussenwelt, von gesundem Urtheil und krankhafter Bethörung. Er fühlt sich offenbar zuviel, dem vermeintlichen Ahnherrn Hercules nach Shakspeare's Anschauung nicht unähnlich, in seinem Reichthum unter den kleinen Seelen, die ihn umgeben und blickt etwas gleichgültig auf die Behauptung des Weltregiments hernieder, das ihm unter feiler Dienstbarkeit des Morgenlandes so mühelos zu Theil geworden und ihm lange nun fast werthlos scheint. Die reine, schwärmerische Liebe hat anfänglich nichts an ihm. Eine solche hätte den schlafenden Löwen auch bald erweckt und zu höherem Ziele schneller berufen. Es sind zuerst nur mehr sinnliche, berauschende Flammen, denen sein Uebermuth sich völlig hingiebt. Diese schürt er so lange, bis sie ihn wie mit einem Zaubergürtel umschliessen, den er vergebens mit schwachem Muthe zu durchbrechen übernimmt, sein innerstes Heiligthum umzüngeln, alle Ausgänge entzünden und versperren und im allgemeinen Ruin, dem er am Ende nicht mehr ausweichen kann und mag, ihn verzehren. Wie Hercules jener verderblichen Liebesgabe zum Opfer verfällt, so vermag auch er dem Nessusgewebe der Aegypterin sich nicht zu entreissen. Die Umstrickung bringt ihm den Untergang, läutert aber auch seine Richtung, lässt ihn seine schlummernden Kräfte zusammennehmen und so die schmachvoll preisgegebene Selbständigkeit im Tode sich erringen. Die Gelegenheit, die ihm geboten war, römische Grösse durch orientalischen Luxus zu zerrütten, stand seiner Vertiefung in sich selbst im Wege und wand ihm den Scepter der Alleinherrschaft völlig aus der Hand. Nur der Sturm völligen Missgeschicks

treibt ihn dem Hafen zu. Die Zaubergewalt, welche ihn den Kampf gegen seine Nebenbuhler im Weltregimente nur schwächer bestehen liess, den Sieg über sich selbst gar unmöglich machte, und ihn in ihr Schicksal verflechtend dahinrafft, verliert zuletzt ihre niedere, dämonische Macht und wird ihm zur Kraft eines höheren reinern Gebietens, verklärt sich in jene Gewalt, welche den über Tod und Grab hinaus dauernden Bund der Seelen schafft. Nach allen Schwankungen und Anfechtungen weiss unser Antonius sich völlig Eins mit seiner Cleopatra und ruft mit wahrer, inniger Ueberzeugung und Sehnsucht, der bereits als todt Betrauerten entgegen:

I come my queen!
Where souls do couch on flowers, we'll hand in hand,
And with our sprightly port make the ghosts gaze etc.

So können wir denn diesem Charakter, welcher bei allem Leichtsinn, bei Sinnlichkeit, Uebermuth und Mangel an Festigkeit, doch auch wie als Freund so als Gebieter und Krieger die glänzendsten Eigenschaften zeigt, soviel Grossmuth und Herablassung, Offenheit, edlen Stolz und persönlichen Muth entfaltet, unsre innige Theilnahme in aller seiner Verschuldung nicht entziehen. Seine Tugenden, auch wo sie die eines Verschwenders zu nennen sind, halten seinen grossen Fehlern gar sehr die Wage. Der Zuschauer und Leser fühlt, wie die Woge der Schuld ab- und zuschwankt, wie meisterhaft die Anlässe zur Ehrenrettung und zur Verwerfung von dem Dichter vertheilt worden sind, indess die dunkle Wetterwolke des den Schuldigen treffenden, ihn läuternden Gerichts nicht aussen bleiben kann, vielmehr am Horizonte sich immer lauter ankündiget und heraufzieht.

Ihm zur Seite steht würdig Cleopatra. Sie ist ganz für einen Antonius geschaffen. Ihr Charakter ist nicht minder eine bewundernswerthe Conception, eine Vereinigung von Eigenschaften, welche blenden, bezaubern und verwirren. Man ist bei ihr ganz besonders in Verlegenheit, ein einheitliches Gemälde zu entwerfen und eine logische Consequenz zu finden, da sie gleichsam aus Thorheiten und Widersprüchen zusammengesetzt ist. Eben so anmuthig als geistreich, verschlagen und doch gemüthvoll, heftig, ja tobend und hinwiederum so sanft und

seelenvoll, leichtsinnig und doch oft in ernster, schwermüthiger Hoheit, launenhaft und anderwärts unverrücklich determinirt in ihren Entschliessungen, sehr versinnlicht und dann wieder doch sittlicher Grazie theilhaft — tritt sie uns entgegen. Sie wechselt überraschend schnell in ihren Stimmungen. Die schlaue Berechnung macht naiven, unverkünstelten Geständnissen Platz und der beleidigende Spott räumt warmen, innig gemeinten Wünschen seine Stelle ein. So erblicken wir in ihr denn die leicht erregte orientalische, königliche Frau, welche der Anziehungskraft ihrer körperlichen und geistigen Vorzüge sich bewusst, aller morgenländischen buhlerischen Künste Meisterin, sich selbst damit schmeichelt, die Helden ihrer Zeit unter ihr Joch beugen zu können. Alle ihre Schritte begleitet jenes bezaubernde Etwas, das der Männer Herzen auch gegen ihren Willen so leicht Fesseln anlegt. Obgleich Herrschsucht, Sinnlichkeit, Neid, Stolz, Schadenfreude, Treulosigkeit und Wankelmuth bei ihr zu Hause sind, obgleich unser sittliches Bewusstsein schwer von ihr verletzt wird, fühlen wir uns doch seltsamer Weise wie von dämonischer Zaubergewalt stets von Neuem zu ihr angezogen. Sie scheint das Vorrecht zu haben, bis an den „Wendepunkt von Allem was wir hassen" anzustreifen. Antonius ist ihr anfänglich nur der königliche Sclave am Siegeswagen und mehr ein Werkzeug als Ziel ihres Strebens, welches zugleich Ehrgeiz und Eitelkeit vor Augen hat. Sie preisst sich in schlauer Coquetterie glücklich, eine solche Eroberung gemacht zu haben. Bald aber fühlt sie sich von ihm mehr als sie anfänglich wohl will gefesselt. Wie ein Blitz aus heiterer Luft stürzt der schreckliche Moment seiner Losreissung auf sie hernieder. Die Trennung bringt ihr ihren Verlust und die Tiefe ihrer Empfindungen zu klarem Bewusstsein. Welche Sehnsucht nach Antonius in ihrer Einsamkeit! Welcher Fassung- und Glieder-lähmende Donnerschlag für sie die entsetzliche Nachricht von seiner Verlobung! Wie ängstlich lauscht sie den Berichten über Octavia, die Nebenbuhlerin. Wie hascht sie überall nach der geringsten Aussicht auf Wiedervereinigung! Als sie ihn wieder hat, schwankt freilich in der Versuchung des Schicksals ihre Treue. Doch die Bande, welche sie umschlungen halten, werden gerade durch das Uebermass des Unglücks auch für sie inniger und fester und bewirken zuletzt einen Grad

von Welt- und Menschen - verachtender Hingebung. Die Hingebung wird zur Schwärmerei. Auch Cleopatra ist eine Andere geworden. Ihre ganze Lust bleibt jetzt, wie vorher der Gedanke an den Genuss der Welt, der Gedanke an den Tod, um, wenn auch im Reiche der Schatten, den wieder zu besitzen, der ihr Eins und Alles ist, ob hier oder dort. Aber diese höhere Richtung ihres Wesens tritt, wie wir gewahr werden, nur nach heftigen Stürmen ein. Selbst im Tode noch ringt die bewusste Sinnlichkeit mit der heiligen Glut seelenvoller Zärtlichkeit und sie muss, wie irgendwo gesagt wird, sogar im Sterben noch Luxus entfalten. Dessenungeachtet beweisst ihr Ende eine Seelengrösse, die ihr Leben nicht so gekannt hat und der Dichter hat ein Recht sie mit den Worten von hinnen gehen zu lassen:

Husband, I come,
Now to that name my courage prove my title,
I am fire and air; my other element
I give to baser life etc.

Die Schilderung der Cleopatra, wie Shakspeare sie uns gibt, erinnert sehr an die Portraits zweier königlicher Nebenbuhlerinnen seiner Zeit, Elisabeth von England und Maria Stuart. Eine Reminiscenz an erstere scheint namentlich mit denjenigen Scenen verbunden zu sein, welche die Unterredung Cleopatra's mit dem Boten, der Octavia's Verlobung ankündigt, darstellen. Nicht minder liegt es der unbefangenen Prüfung nahe, dass auch die bezaubernde Anmuth der schottischen Königin, ihr gewaltiger Anreiz, den sie (selbst im Kerker unter dem Drucke schwerer Leiden) auf die Männerwelt ausübte, ihr Wankelmuth, ihr Verfall in die Sinnlichkeit neben so herrlichen geistigen Vorzügen, ihre körperliche Schönheit und Gewandtheit im Umgange, die mystische Färbung (welche dort das streng-katholische Religionsbekenntniss, hier die aegyptische Zauberkunst darleihen), die Anflüge edlen Trotzes im Leben der Unglücklichen und ihre schwärmerische Hingebung an den Gegenstand ihrer Liebe neben bewiesener Untreue u. dgl. mehr in der Ausführung des Gemäldes der aegyptischen Königin dem Dichter vorgeschwebt haben mögen.

Der den beiden vorausgegangenen zunächst stehende mit ihnen verflochtene Charakter ist Enobarbus. Auch hier gefällt

sich der Dichter in Contrasten. Dieser Freund und Diener Antony's ist ein Muster soldatischer Einfachheit, Offenherzigkeit und Derbheit und doch gewandt wie Wenige in geistreichen Spielen des Witzes. Er bildet einerseits den Typus der nüchternen Reflexion in dem Rausche versinnlichter Gegenwart, kalt im Urtheil, schneidend in seiner lakonischen Kürze und ist doch anderntheils so beredt, in dichterischen Ausdrücken und Beschreibungen sich ergehend und voll tiefen, warmen Gefühls. Es ist kaum Einer seinem Herrn mehr ergeben und in guten Rathschlägen so bewandert und eifrig — und dennoch wird er ihm untreu. Man sieht, der Diener wandelt im Schatten seines Herrn, ist auch ein Kind seiner Zeit, fällt auch den Versuchungen und Geschick seiner Umgebung. Nicht selten gemahnt es den Leser, als brauche ihn der Dichter (in einer Beziehung dem griechischen Chor entsprechend) zum Ausdrucke einer aussen stehenden (öffentlichen) Meinung, gleichsam zu einer Folie der dichterischen Auffassung in humoristischer Weise, Clown-artig die Mitte haltend zwischen Scherz und Ernst, Naivetät und selbstbewusster Spöttelei. Wahrhaft rührend ist schliesslich seine Reue und sein Tod. Er stirbt in der That an gebrochenem Herzen. Gleich der Cleopatra kann er ohne Antonius nicht mehr leben und verstärkt so durch seine im Tode sich gleichfalls bewährende Liebe zu diesem das Interesse, welches wir an der Hauptperson nehmen.

Octavian (Cäsar) bot dem Dichter mannigfache Schwierigkeiten, da Augustus als Günstling des Glücks in den Weltbegebenheiten auftritt und als solcher seine Geschichtsschreiber finden musste, welche der Nachwelt weit mehr von dem Glanze und dem Verdienste des Mächtigen, als von seinen Schattenseiten zu berichten hatten. Gleichwohl durchschaute Shakspeare vollkommen seinen Charakter und gab ihm nur was des Kaisers ist, doch nicht gerade unser Herz, ob er ihm auch seinen Vorzügen und seinem hohen Berufe gemäss die gebührende würdige Stellung einräumt. Octavian ist ganz das Bild des vorsichtigen, nüchternen, ehrbegierigen Staatsmannes, der sein erhabenes Ziel unverrücklich im Auge immer auf der Grenzlinie zwischen aufrichtigem Handeln und geheimer Intrigue wandelt. Er ist, was man den vor der Welt völlig rechtlichen Mann nennt. Er kann

den Senat, seine Freunde, ja die ganze öffentliche Meinung zum Zeugen aufrufen, ob er bis dahin übel gehandelt habe. In der Zeit schwankender Entscheidung ist er noch gutmüthig der Vermittlung zugethan, schämt sich aber freilich dann nicht im vollen Siegsglück, nach der moralischen Vernichtung Antony's des Rivalen Tod von Cleopatra zu verlangen. Doch die Weltlage fordert ja die völlige Wegräumung des Störers allgemeiner Einigung und Friedens, und so mag er denn auch vor seinem Gewissen selbstzufrieden eine untadelhafte Rechtlichkeit sich zuerkennen. Seine unfehlbare Besonnenheit, die selbst im Rausche des Bundesmahls auf Pompejus' Galere ihn nicht völlig verlässt, seine kalte durch Nichts alterirte Berechnung und seine rühmliche sittliche Strenge stempeln ihn schon im Voraus zum Sieger und verleihen den verführerischen Zügen im Bilde der Gegenseite einen anziehenden Contrast.

Der gutmüthige, schwache Lepidus ist selbst den Dienern eine Zielscheibe des Spottes und muss, wäre es auch nicht gerade so in der Geschichte begründet, von der Bühne abtreten, als nur noch Spielraum für zwei mächtigere Gestalten übrig bleibt.

Octavia ist nur in wenigen Zügen uns vorgeführt. Wir erkennen in ihr die sanfte, Persönlichkeit-athmende Frau von ausgezeichnet sittlicher Haltung, deren Schönheit und Jugend, wie Agrippa sagt, sie des besten Gemahls würdig mache. Der stolzen Sonnenblume des Mittags gegenüber rührt sie dem stillen Veilchen gleich durch die Gewalt anspruchloser Reize, treuer Standhaftigkeit und Liebe.

Iras, Charmian, wie auch Alexas und Mardian spiegeln den niederen Grad intellectueller und sittlicher Bildung der Dienerschaft eines üppigen Hofes ab, an welchem die bald liebenswürdige, bald abschreckende Laune einer Frau gebietet. Aberglauben und Sinnlichkeit treten in ihrer Schilderung in den Vordergrund. Sie sind der Gebieterin, welche die Gabe besitzt, auch sie zu fesseln, völlig ergeben und beide Dienerinnen gehen in rührender Treue mit in den Tod. Sextus Pompejus, eine offenherzige, verwegen-ehrliche Abenteurernatur, gleichsam der Repräsentant des verfallenden derben Römerthums, zieht vorübergehend unsre Blicke auf sich.

Agrippa und Mäcenas, Octavian's kluge, wohlrathende Freunde, sind für das vorliegende Drama von geringerer Bedeutung und entfalten, so berühmt ihre Namen auch in der Geschichte geworden sind, hier kein besonderes organisches Leben.

Von den anderen Nebencharakteren erwirbt sich Eros, den Frauen der Cleopatra ähnlich, durch seine aufopfernde Hingabe unsere Bewunderung und Liebe.

Carl Blumhof.

Zur

Kritik, Erklärung und Uebersetzung Shakspere's.

Wenn ich mir erlaube, einige Beiträge zur Kritik und Erklärung Shakspere's vorzulegen, so lässt sich sogleich von selbst folgern, dass ich nicht zu denjenigen gehöre, welche in den Ruf einstimmen: Shakspere und kein Ende. Es ist allerdings wohl nicht zu verkennen, dass auch dieser Ruf seine Berechtigung hat. Er ist von denen ausgegangen, welche des leeren ästhetischen Geschwätzes müde waren, das sich über Shakspere so oft breit gemacht hat, oder welche die Ueberzeugung hatten, dass die rein Shakspere'sche Form des Dramas in neuen Schöpfungen auf unsre Bühne zurückzuführen eine Unmöglichkeit sei. Sonst ist sicherlich von keiner Seite in Abrede gestellt worden, dass trotz aller Bemühungen und Anstrengungen so vieler wackerer Gelehrten für Shakspere's Werke noch überall Etwas zu thun übrig bleibt; es ist bekannt, wie viel noch in der neuesten Zeit für die Aufhellung der Quellen mancher Shakspere'scher Stücke, für die Erforschung des Lebens des Dichters, für die Chronologie seiner Arbeiten, ja für Kritik und Erklärung einzelner Stellen, auch nach Steevens und Malone, geleistet worden ist. Dass unsre in vielen Beziehungen mit so grossem Recht berühmt gewordenen Shakspere-Uebersetzungen, wie namentlich die von Schlegel und Tieck, doch noch nicht für völlig genügend angesehen werden dürfen, hat erst neulich in seinem Buche über Shakspere Dingelstedt behauptet, und es hat gewiss Jeder zugleich mit Theilnahme und Freude vernommen, dass nach so vielen Uebersetzungsversuchen der Dramen des grossen Briten eine neue Unternehmung dieser Art angekündigt wird. Wenn auch die Ausgaben endlich und die Abdrücke des Originals, welche in England und bei uns erscheinen, so zahlreich sind, dass sie alle kennen zu lernen und

einzusehen fast eine Unmöglichkeit wird selbst für diejenigen, welche aus Shakspere's Werken ein ganz besonderes Studium machen; so entgeht gleichwohl dem Kenner nicht, dass die Schwierigkeiten des Textes und der Erklärung immer noch nicht alle beseitigt sind, vielleicht schwerlich alle jemals werden beseitigt werden können. Shakspere gleicht in diesem Punkte den classischen Schriftstellern des Alterthums, welche seit Jahrhunderten den Philologen zu thun aufgegeben haben und noch Jahrhunderte hindurch zu thun aufgeben werden. Um so mehr ist zu bedauern, dass, mit welcher Einsicht und echt philologischer Kritik die englischen Herausgeber zum Theil auch gearbeitet haben, dennoch eine eigentlich philologische Ausgabe Shakspere's noch nicht vorhanden ist; ich meine eine Ausgabe, welche an allen Stellen, wo verschiedene Lesarten vorkommen, die Quelle der aufgenommenen Schreibweise angibt, welche ferner die unsichern oder unverständlichen Stellen bezeichnet und die Conjecturen aufführt, durch welche der Text zur Verständlichkeit hergestellt worden ist; welche endlich die Erklärungen bei Seite lassend, die nur den Anfänger in die Bekanntschaft mit Shakspere einführen sollen, dagegen die Erläuterungen beibringt, die selbst dem Belesenen und dem Kenner zum einsichtsvollen Verständniss nöthig sind. Ich gestehe, dass beim Niederschreiben der folgenden Zeilen das Bedürfniss einer solchen Ausgabe sehr lebhaft bei mir gewesen ist.

Neben einigen Erklärungen und Uebersetzungsversuchen einzelner Verse gebe ich auch mehrere Conjecturen, durch welche ich den mir verdorben scheinenden Text herzustellen suche. Wenn sie nicht alle für gelungen angesehen werden sollten, so werden sie theilweise doch vielleicht dazu dienen, eine bessere und gründlichere Erklärung der von mir mit Unrecht angefochtenen und verdächtigten Lesart hervorzurufen, als bisher von den Herausgebern und Commentatoren gegeben worden ist. Wiewohl diese Conjecturen zum Theil seit mehr als zehn Jahren aufgemerkt worden sind, habe ich dennoch jetzt, bei Begründung derselben, die Delius'sche Ausgabe, welche mir grade zur Hand war, zu Grunde gelegt, auf Johnson, Steevens, Malone etc. mich nur da zurückbeziehend, wo Delius entweder nichts angemerkt hat, oder wo seine Ausgabe noch nicht erschienen ist. Hat daher Delius bei Abfassung seiner Anmerkungen eine bessere Erklärung der englischen Commentatoren, als die, auf welche ich mich beziehe, vernachlässigt, so trifft ihn die Schuld, nicht mich, dem die neueren englischen Ausgaben in der

letzten Zeit nur auf dem beschwerlichen Wege der Benutzung im Lesezimmer der königlichen Bibliothek zu Gebot gestanden haben.

Manche der hier folgenden Bemerkungen sind in der Berliner Gesellschaft für die Beförderung des Studiums der modernen Sprachen vorgetragen worden und auf die mir gemachten Einwendungen habe ich Rücksicht genommen. Namentlich bin ich Herrn Prince-Smith für einige Winke verpflichtet.

1) Timon of Athens IV, 3 gegen Ende sagt Flavius, der Haushofmeister:

> That which I show, heaven knows, is merely love,
> Duty and zeal to your unmatched mind,
> Care of your food and living: and believe it,
> My most honour'd lord,
> For any benefit, that points to me,
> Either in hope, or present, I'd exchange
> For this one wish, that you had power and wealth
> To requite me, by making rich yourself.

Delius bemerkt hierzu (zu den Worten: For any benefit u. s. w.): „Die Construction ist nicht so fortgeführt, wie sie begonnen wurde, da dem Sinn nach entweder zu construiren wäre: For any benefit etc. = was irgend ein Gut betrifft u. s. w. I'd exchange it, = so würde ich es austauschen; oder auch: I'd exchange any benefit etc.“ Schon die geschraubte Erklärung zeigt, dass die Stelle verdächtig ist: um sie verständlich zu machen, bedarf Delius der Einschiebung eines durchaus erforderlichen Objects it, das im Texte fehlt. Dazu kommt, dass for in der Bedeutung was anbetrifft, wie das französische quant à — oder pour, schwerlich anders als zu Anfang eines unabhängigen Satzes, nicht in der Mitte eines Satzes oder zu Anfang eines abhängigen Satzes stehen darf, wie hier, am allerwenigsten, wenn in demselben Satze for noch einmal und in ganz andrer Bedeutung vorkommt, und noch weniger als am allerwenigsten, wenn die Präposition for das natürliche Régime des Zeitworts to exchange ist (to exchange something for something). Was aber am meisten die Verdorbenheit des Worts for beweist, ist Folgendes. Das, was Flavius besitzt, ist the wish, that you had power and wealth to requite me, by making rich yourself; er besitzt dagegen nicht, was er nennt: any benefit, that points to me, either in hope, or present. Nun aber, wenn er sagt: I'd exchange any benefit — for the wish —: so spricht er offenbar so, als wenn er any

benefit — besässe, und dagegen the wish — eintauschen möchte; was jedoch, wie ich ausdrücklich, um nicht missverstanden zu werden, bemerke, nicht von der Stellung der Präposition for vor dem Substantiv the wish herrührt, sondern in der Voranstellung des Worts any benefit vor dem andern the wish seinen Grund hat. Es ist daher wohl kein Zweifel, dass gelesen werden müsse:

Not any benefit, that points to me etc.

Das Object geht, wegen seiner Bedeutsamkeit, dem ganzen übrigen Satz voran, und das vorangehende not macht gleich deutlich, dass any benefit dasjenige ist, was Flavius nicht besitzt. Auch philologisch lässt sich die Entstehung der falschen Lesart leicht erklären. Der Abschreiber (oder Drucker) irrte sich in den Zeilen und schrieb (oder druckte), als er bei dem Verse Not any benefit war, das nach zwei Zeilen folgende for hin, welches er, als er sich endlich zurecht fand und richtig any benefit setzte, stehen liess. Aehnliches ist bei den alten Dichtern sehr oft vorgekommen; wenn wir Collier glauben, auch bei Shakspere. S. Introduction XXIII, S. 16 etc. Die Emendation gewinnt an Wahrscheinlichkeit noch dadurch, dass die Redensart, I would change oder exchange (im Wunsche) ohne Negation schwerlich vorkommt; vergl. z. B. As you like it III, 2. 'Tis a fault I will not change for your best virtue etc. Hier in der Stelle aus Timon hat Jeder den Sinn richtig herausgefühlt und ist deshalb, wie das öfter vorgekommen ist, über die falsche Ausdrucksweise, ohne Anstoss zu nehmen, fortgegangen.

2) Macbeth I, 7.

But in these cases
We still have judgment here; that we but teach
Bloody instructions, which being taught, return
To plague the inventor. This even-handed justice
Commends the ingredients of our poison'd chalice
To our own lips.

Zu this even-handed justice merkt Delius an: „Das demonstrative this weist auf das vorhergehende judgment hin, insofern der justice nur der Verwalter des judgment ist.“ — Dann wäre also this even-handed justice diejenige Gerechtigkeit, welche jenes judgment, und zwar hier in dieser Welt, austheilt, denn es heisst we still have judgment here, also die sich auf Erden geltend machende Gerechtigkeit, welche unabhängig von den ewigen Folgen, die Dinge dieser Welt verwaltet;

und indem diese Gerechtigkeit even-handed genannt wird, scheint sie von der ewigen Gerechtigkeit, — besonders da Macbeth auf diese nicht rücksichtigen zu wollen vorher gesagt hat, — unterschieden zu werden, der das Epitheton even-handed nicht zukomme: eine Vorstellung, welche Shakspere auch nicht einmal in Macbeth's Mund gelegt haben kann. Das Epitheton even-handed zeigt vielmehr, dass ganz allgemein von der Gerechtigkeit — ich brauche wohl nicht erst zu sagen, dass ich von der menschlichen Rechtspflege nicht sprechen will —, sondern von der Weltordnung überhaupt, die auf Erden sowohl wie im zukünftigen Leben einem Jeden das Seinige gibt, die Rede ist. Dann aber passt das beschränkende this nicht, mit welchem auf die Strafe in dieser Welt allein zurückgewiesen wird. Besser als es von Delius geschehen ist, würde man, um this zu vertheidigen, sagen, Macbeth meine unter justice die allgemeine Idee der Weltgerechtigkeit und füge this hinzu, weil ihm diese Idee eben im Augenblick lebhaft, fast verkörpert, vor der Seele schwebt: was allerdings dem visionären Charakter Macbeth's, der später sogar den „Gedankendolch," welcher ihm den Weg zum Morde zeigt, vor seinen leiblichen Augen erblickt und nach ihm greift und ihn anredet, durchaus angemessen wäre. Vergleicht man aber die beiden oben angeführten Sätze der Rede Macbeth's, so sieht man leicht, dass der zweite eine weitere Ausführung des ersten, eine im Wege der Verallgemeinerung aus dem ersten gezogene Folgerung ist. Das aber grade drückt das Adverbium thus aus, wenn es am Anfange des Satzes steht: „so also." Nachdem der Goldsmith'sche Vicar beschrieben hat, wie er und seine Familie in Einzelheiten verfuhr und handelte, schliesst er: Thus we lived several years in a state of much happiness; und gibt mit diesen Worten die Verallgemeinerung ihrer Lebensweise und die aus den vorher angeführten Einzelheiten zu ziehende Folgerung an. Auch bei Shakspere ist ohne allen Zweifel zu lesen:

> Thus even-handed justice
> Commends the ingredients of our poison'd chalice
> To our own lips.

So ist thus häufig bei Shakspere; Merchant of Venice III, 2:

> Thus ornament is but the guiled shore
> To a most dangerous sea.

Ueber die Verwechslung von this und thus, die auch sonst vorkommt, sehe man Collier S. 10, der es a common error nennt. Die Verbesse-

rung, auf welche ich von selbst gekommen bin, ist übrigens nicht neu; Monc Mason hat sie zuerst gemacht; sie findet sich in dem corrigirten Folio-Exemplar Collier's; und Herrig hat sie ebenfalls schon aufgenommen.

3) King Henry V. act III, 5.

Bar Harry England.

Gegen die Erklärungen von Delius kann man nicht genug auf der Hut sein. In der neunten Anmerkung zu dieser Scene sagt er: „England ist auch hier = König Heinrich, der nachher Harry England genannt wird" (nämlich in den oben angeführten Worten). — Dass der König eines Landes durch den Namen dieses Landes bezeichnet wird, ist etwas Gewöhnliches; so King John I, 1.

K. John. Now say, Chatillon, what would France with us?
Chatillon. Thus, after greeting, speaks the king of France;

wo the king of France gleichsam die Erklärung des vorangegangenen France abgibt. Und so im Hamlet abwechselnd Denmark und the Dane für the king of Denmark, Norway für the king of Norway etc. Aber dass Harry England statt Harry of England sollte gesagt werden können, bestreite ich durchaus; und Delius, der so oft hat Philip of France, Fortinbras of Norway und nie anders im Shakspere hat müssen drucken lassen, hätte nicht so leichthin einen so sonderbaren Sprachgebrauch aufbringen sollen. Man bemerkt dabei, wohin Jemand kommen kann, wenn er eine Stelle oberflächlich ansieht. Delius construirt die Worte falsch. Der König von Frankreich sagt:

For your great seats, now quit you of great shames;
Bar Harry England, that sweeps through our land
With pennons painted in the blood of Harfleur.

Wie dies zu verstehen, lehrt das Folgende:

Go down upon him, — you have power enough —
And in a captive chariot into Roan
Bring him our prisoner.

Nicht den Weg durch Frankreich sollen sie dem Könige von England, der jetzt durch Frankreich zieht, versperren: sondern sie sollen ihn, obgleich er jetzt noch durch Frankreich zieht, — er ist ohnehin schon auf dem Rückzuge nach Calais, — von England abschneiden und ihn gefangen nehmen. Die obigen Worte sind also so zu verstehen: Surround Harry and bar him England; umringt ihn, und schneidet ihm England, den Rückweg nach England ab, oder: versperrt ihm England;

so dass Harry in den obigen Worten der Dativ und England der Accusativ ist. Was aber Delius in Irrthum gebracht hat, nämlich der Umstand, dass das Relativum that sich nicht auf das letzte Wort England, sondern auf ein vorhergehendes, Harry, bezieht, das wird, glaube ich, kaum irgend wem als Schwierigkeit erscheinen. Wer sich aber daran stossen sollte, der vergleiche Midsummer-night's dream III, 2.

> In Hermia's love I yield you up my part
> And yours of Helena to me bequeath,
> Whom I do love, and will do to my death;

wo auch whom sich nicht auf me, sondern auf Helena bezieht. Und so öfter.

4) King John IV, 1.

> Well, see to live! I will not touch thine eyes
> For all the treasure, that thine uncle owes.

Delius bemerkt hierzu: „Sieh, damit du lebest, insofern das Leben erst durch das Gesicht ein wirkliches Leben ist.“ — Steevens: „Continue to enjoy the means of life“ und Malone: „live and live with the means of seeing.“ — — Im Englischen braucht man bekanntlich to look in der Bedeutung „bedacht sein auf etwas.“ King Richard II. I, 3.

> Alas I looked —
> to make mine own away.

Dasselbe im Allgemeinen bedeutet hier to see; hauptsächlich ist dann see to live = look to live; sei darauf bedacht oder sieh zu, dein Leben zu erhalten; von mir wenigstens hast du nichts mehr zu besorgen (wohl aber von Andern, die König Johann, — auf mich allein sich nicht verlassend, — um dich zu ermorden abschicken könnte). Aber indem Shakspere statt to look hier sehr bezeichnend und ausdrucksvoll to see gebraucht, legt er noch die Nebenbeziehung hinein: „und zwar mit deinem Augenlichte“: look to live and live seeing oder look to live and see. Die Erklärungen Malone's und Steevens' sind daher dem Sinne nach richtig und nur in ihrer Fassung nicht deutlich genug, um den Wortlaut mit zu erläutern, den ich durch meine Auseinandersetzung schärfer und genauer glaube angegeben zu haben. Ich würde es nicht gethan und auch nicht für nöthig gehalten haben, wenn Delius' Bemerkung mich nicht dazu aufgefordert hätte. Uebrigens kommt to see bekanntlich in der blossen Bedeutung von to look vor; z. B. Midsummer-night's dream III, 2.

> By some illusion see thou bring her here.

King John III, 3.

And, ere our coming, see thou shake the bags
Of hoarding abbots.

5) King John III, 2.

Enter the bastard with Austria's head.
Bast. Now, by my life, this day grows wondrous hot;
Some airy devil hovers in the sky,
And pours down mischief. Austria's head lie there,
While Philip breathes.

Delius bemerkt hierzu: „to breathe Luft schöpfen, sich ausruhen von einer Anstrengung, hier von der Arbeit des Kampfes“ (eine Bedeutung, die to breathe ganz gewöhnlich hat; und so bei Shakspere, King Henry IV., I. p. V, 4.

We breathe too long;

Henry IV., III. p. II, 3.

I lay me down a little while to breathe etc.)

„Mit Philip bezeichnet der Bastard sich selbst, wie ihn König Johann ebenfalls gleich nachher anredet, ohne zu beachten, dass der Bastard, seit er zum Ritter geschlagen war, Richard hiess. — Im alten König Johann wird der Bastard durchgehends Philip genannt.“ — Ich halte diese Erklärung für ganz unstatthaft. Dass König Johann den Bastard Philip nennt, bei seinem Taufnamen, nicht bei seinem Ritternamen, ist erklärlich; er thut es hier, um recht familiär und vertraulich zu sprechen; und eine Ungewissheit des Publicums konnte nicht stattfinden, da man sah, gegen wen der König sich wandte. Dass aber der Bastard sich selbst so nennen sollte, ist wenig wahrscheinlich. Er antwortet im ersten Act dem James Gurnet, der ihn so genannt hat: „Philip? sparrow! — James;“ würde also, wenn er sich bei einem Namen nennt, wohl Richard sagen. Aber es ist überhaupt nicht Shakspere's Sprachgebrauch, andre Personen als Könige sich bei ihrem Namen nennen zu lassen; so sagt wohl Richard III. zu sich selbst Richard, und Hamlet nennt sich mit diesem seinem Namen: es ist das eine nur dem Pomp der Könige und der Prinzen angemessene Ausdrucksweise. Auch sagt der Bastard sonst immer I; z. B. II. act am Ende:

Well, whiles I am a beggar, I will rail.

Ueberzeugender freilich als diese Bemerkungen sind andre Rücksichten, — Gründe der dramaturgischen Motivirung und des gesunden Menschenverstandes. Heissen nämlich die Worte:

Austria's head, lie there,
While Philip breathes,

Oesterreichs Kopf, liege da, während Philipp sich ausruht: so ist die einzig erdenkliche Motivirung des Auftretens des Bastards der Wunsch, sich ein wenig auszuruhen, und es ist gar nicht einzusehen, warum er das vor dem Publicum thun will; und dass er grade jetzt und hier Oesterreichs Kopf niederwirft, — so muss man glauben, — geschieht ebenfalls zu dem Zweck, sich besser verpusten zu können; wobei man etwa annehmen muss, dass der Kopf des Herzogs (als blockhead wahrscheinlich sehr schwer) ihn daran hindert, mit Bequemlichkeit Athem zu schöpfen; und man muss ferner annehmen, dass er, wenn er sich ausgeruht hat, den Kopf wieder aufhebt und mit ihm in die Schlacht zurückkehrt; denn liege hier, während ich Athem schöpfe, sagt doch wohl: habe ich Athem geschöpft, hebe ich dich wieder auf. Dazu kommt noch, dass der Bastard gar keine Lust zeigt, sich auszuruhen; denn eigentlich sagt er noch in demselben Athemzuge zu King John:

But on, my liege! for very little pains
Will bring this labour to an happy end.

So wird denn wohl nichts übrig bleiben, als, wie es schon Schlegel gethan hat, Philip von dem französischen König zu verstehen; alsdann ist to breathe athmen, leben; und der Bastard sagt: Oesterreichs Kopf liege da, so lange der König Philipp noch lebt. Der Bastard hat es nämlich darauf abgesehen, — und das erfährt man eben hier, — auch den König Philipp zu tödten; und bis er ihn wird getödtet und seinen Kopf vom Rumpf getrennt haben, soll der Kopf des Herzogs von Oesterreich hier an einem sichern und dem Feinde nicht zugänglichen Ort am Boden liegen, um später mit dem Kopf des Königs von Frankreich zusammen oder auch allein als Siegeszeichen aufgehoben zu werden. Dadurch ist das Auftreten des Bastards zugleich auf das genügendste motivirt: er kommt, um sich seiner Trophäe zu entledigen und sie zugleich an einem Ort, wo er sie nach der Schlacht wiederfinden könne, zu verwahren. Uebrigens verlangt diese Erklärung auch der einmal feststehende Sinn der Redensart while I breathe, whiles I breathe, so lange ich lebe. Ich will für diese Bedeutung der Partikel, für welche Hunderte von Beispielen ohne Mühe aufgesucht werden können, ausser dem schon oben angeführten Verse, nur noch eine Stelle hersetzen:

John hath seized Arthur, and it cannot be,
That, whiles warm life plays in that infant's veins,
The misplaced John should entertain an hour,
One minute, nay, one quiet breath of rest.

Wie schon bemerkt, hat Schlegel die Stelle richtig aufgefasst; er übersetzt wortgetreu: „derweil noch Philipp athmet;“ deutlicher: so lang Philipp noch lebt.

6) King John II, 2.

Cit. A greater power than we denies all this;
And, till it be undoubted, we do lock
Our former scruple in our strong-barred gates,
Kings, of our fear; until our fears, resolv'd,
Be by some certain king purg'd and depos'd.

Dies die Art, wie Delius die Lesart der Fol. interpungirt. Er bemerkt dazu: „So die Fol., nur dass sie hinter gates ein Kolon, hinter kings kein Komma setzt. Kings ist Vocativ, die häufig wiederkehrende Anrede an beide Könige, welche eingeschoben ist, in das zusammengehörende our strong-barred gates of our fear, d. h. our gates strong-barred of our fear — unsre von oder vermöge unsrer Furcht starkverrammelten Thore. — Die meisten Hgg. lesen mit Tyrwhitt King'd of our fears. — Vielleicht ist auch in der Fol. fear aus Verwechslung mit dem darauf folgenden fears an die Stelle eines andern Worts getreten und Shakspere schrieb vielleicht kings of ourselves.“ — Was Delius in der Erklärung seiner Lesart meint, müsste doch wohl, auch bei Shakspere, heissen:

we do lock
Our former scruple in our gates strong-barred,
Kings, by our fears.

Tyrwhitt's Conjectur leidet an demselben Fehler; ich bin überzeugt, Shakspere hätte, wenn er das sagen wollte, was Tyrwhitt ihn will sagen lassen, geschrieben: King'd by our fears; ausserdem lässt sich wohl schwerlich eine Stelle finden, wo to king die Bedeutung to govern hätte; bei Shakspere sicher kommt es nur in der Bedeutung zum König machen vor; und das Beispiel, das Tyrwhitt dafür anführt, King Henry V., II, 4.

she (England) is so idly king'd,

ist ganz anders aufzufassen; king'd ist hier provided with a king, und idly king'd = provided with an idle king; in derselben Weise sagt

Falstaff King Henry IV., II. p. I, 2: „An I could get me but a wife in the stews, I were manned, horsed and wived.“ Man vergleiche zu Shakspere's Gebrauch des Wortes noch Richard II., V, 5.

> Then am I king'd again; and, by and by,
> Think, that I am unking'd by Bolingbroke. —

Die Lesart der Fol. ist vollkommen richtig. Der Bürger sagt: „Bis einer von euch, — Johann oder Philipp, — sich durch Recht oder Macht als unser wahrer König zeigt, sind wir unsre eignen Könige; da wir aber selbst in Zweifel (scruple) und Furcht (fear) sind, so sind wir nur kings of our fear, weil wir jetzt nichts haben als diese unsre Furcht; und wir hören auf, unsre eignen Könige (d. h. Könige unsrer Furcht, die unser einziges Königthum ist) zu sein, wenn durch den rechten und wirklichen König unsre Furcht, die uns zu Königen machte, aufgelöst, vertrieben und abgesetzt (oder abgelegt) ist.“ In ähnlichem Sinne heisst es in K. Richard II., IV.

> Bolingbr. I thought you had been willing to resign?
> K. Rich. My crown, I am; but still my griefs are mine.
> You may my glories and my state depose,
> But not my griefs; still I am king of those.

d. h. king of my griefs; my griefs are mine; and I have nothing left but griefs; therefore I am only king of these my griefs. Man bemerke, dass wie im K. John depose nicht zu kings, sondern zu fears gehört, so auch hier als Object von depose nicht king, sondern glory und state, d. h. das, was Jemanden zum König macht, hinzugefügt ist. Man wird sich übrigens leicht überzeugen, dass zwischen diesen beiden Stellen noch eine andre grosse Aehnlichkeit herrscht. Nachdem ihm — so sagt Richard II. — glory and state genommen sind, ist er nicht mehr König von England; er ist aber immer noch König, aber nur king of his griefs; würden ihm auch diese genommen, so folgt, würde er überhaupt nicht mehr König sein. In gleicher Weise sind die Bürger kings of their fear; werden ihnen diese fears genommen, so sind sie nicht mehr ihre eignen Könige, sondern wiederum dem rechtmässigen König unterthan. Man mag den Ausdruck an unsrer Stelle gesucht, sehr herausgesucht finden, ich glaube aber, dass Shakspere ihn gebraucht hat, und bin überzeugt, dass die Vergleichung der andern Stelle aus K. Richard II. die eigenthümliche Anschauungsweise und den etwas sonderbaren Gedanken des Dichters deutlich an's Licht stellt. — Nichts kann matter sein, als Delius' Conjectur king of ourselves. Sollte er

wirklich nicht gemerkt haben, dass in der Lesart der Fol. kings of our fear viel prägnanter enthalten ist kings of ourselves who are in fear, who have nothing but fear, whose whole kingdom is our fear? Oder sollte er auch nicht eingesehen haben, dass das folgende till our fears be deposed ein vorhergehendes fear voraussetzt? Oder endlich nicht für nöthig halten, dass auf kings of ourselves folgen müsste: till we be deposed?

7) Two gentlemen of Verona I, 2 sagt Julia zu ihrem Kammermädchen Lucetta, welche den Auftrag hat, ihr einen Brief von Proteus zu überreichen:

Julia. Some love of yours hath writ to you in rhyme.
Lucetta. That I might sing it, madam, to a tune:
Give me a note: your ladyship can set.
Julia. As little by such toys as possible.
Best sing it to the tune of Light o'love.
Lucetta. It is too heavy for so light a tune.
Julia. Heavy? belike it has some burden then.
Lucetta. Ay; and melodious were it, would you sing it.
Julia. And why not you?
Lucetta. I cannot reach so high.
Julia (nimmt den Brief, den sie längst zu haben wünscht, stellt sich aber vor dem Mädchen so, als wäre sie weit entfernt, solche Briefe annehmen zu wollen).
Let's see your song! (da sie sieht, dass er von Proteus an sie selbst gerichtet ist) How now, minion?
Lucetta. Keep tune there still, so you will sing it out:
And yet methinks, I do not like this tune.
Julia. You do not?
Lucetta. No, madam, it is too sharp.
Julia. You, minion, are too saucy.
Lucetta. Nay, now you are to flat,
And mar the concord with too harsh a descant:
There wanteth but a mean to fill your song.
Julia. The mean is drown'd with your unruly base.
Lucetta. Indeed, I bid the base for Proteus.
Julia. This babble shall not henceforth trouble me.
Here is a coil with protestation.
[Tears the lettre.]

Das zweite base — natürlich nur dieses, nicht auch das erste — erklärt Steevens „a challenge.“ Ausführlicher wird von andern Commentatoren base erklärt: Prison base, or prison bass a rustic game,

which consisted chiefly in running, so called perhaps from the place whence begins the running; also ein Spiel, unserm Malzeck etwa oder dem Bahrlauf, Barrelauf, jeu de barre, entsprechend. So kommt es vor Cymbel. V, 3.

> He with two striplings (lads more like to run
> The country base, than to commit such slaughter).

Demnach würde hier base in Lucetta's Antwort in einem andern Sinne zu nehmen sein, als in Julia's Worten; diese meint Bass, jene Barrelauf; oder, wenn man die ganze Phrase in's Auge fasst, diese: die mittlere Stimme wird von deinem ungefügigen Bass ertränkt und übertönt; jene (indem nämlich to bid so viel ist als to offer und to bid a base also herausfordern heisst): in der That, ich fordere (oder forderte) Sie für Proteus, an Proteus' Stelle, heraus. So etwas aber, dass in einer Antwort oder auch im Verlauf einer Rede ein Wort in einem andern Sinne genommen wird als vorher, ist nichts Seltenes bei Shakspere und gradezu eine Hauptquelle seiner puns. So spielt er öfter mit den verschiedenen Bedeutungen des Zeitworts to lie; den cobbler im Julius Caesar I, 1 lässt er sagen: Nay, I beseech you, sir, be not out with me, yet, if you be out, I can mend you; in Two gentlemen of Verona sagt Panthino: Away, ass, you will lose the tide und Launce erwiedert: It is no matter, if the ty'd were lost; for it is the unkindest ty'd, that ever man ty'd; und als Panthino fragt: What's the unkindest tide, erklärt Launce: Why, he that's ty'd here, Crab, my dog. So in Romea and Juliet, wo, auf die Worte der Amme zu den Musikanten:

> Honest good fellows, ah, put up, put up!
> Too well you know, this is a pitiful case,

während die Amme mit den Worten a pitiful case einen bedauernswerthen Fall meint, der Musikant antwortet:

> Ay, by my troth, the case may be amended,

unter case das Futteral seines Instruments verstehend, und den Zuschauern ein Loch in demselben zeigend. Aehnliche Beispiele sind häufig, so häufig, dass ich es nicht für nöthig halte, noch mehr derselben anzuführen. — Wem es also in dieser Stelle, von der jetzt die Rede ist, nur darauf ankommt, die Worte zu übersetzen, der wird dieselben nicht für verdorben halten. Wer aber den ganzen Zusammenhang des Gesprächs und die durchweg in demselben festgehaltene bildliche, vom Singen eines Liedes hergenommene Ausdrucksweise in's Auge fasst, dem muss Lucetta's Antwort: In der That, ich fordere für Pro-

teus heraus, selbst wenn man diesen Worten den Sinn unterlegt: ich will Sie für Proteus fangen, Sie für Proteus gewinnen,*) selbst dann, sag' ich, muss diese Antwort bedenklich und ungehörig erscheinen. Auch die Erwiederung Julia's geht nicht auf die neue Bedeutung, welche angeblich Lucetta dem Wort base gibt, ein, sondern, indem sie beim Zerreissen des Briefes sagt: Here is a coil with protestation; hier ist ein Geräusch, ein Getöse mit Einspruch, zeigt sie, dass sie bei der musikalischen, oder, wenn man lieber will, bei der akustischen Bedeutung des Worts base stehen bleibt; sie sagt damit: durch dieses Geräusch unterbreche ich den ganzen Zwiegesang. Es ist mir daher nicht zweifelhaft, dass gelesen werden müsse:

Indeed, I did the base for Proteus.

To do ist to perform; so kommt es namentlich im Sommernachtstraum vor; I, 2 Bottom: That will ask some tears in the true performing of it: if I do it, let the audience look to their eyes; und ebendaselbst, auf Snug's Frage: Have you the lion's part written? pray you, if it be, give it me, for I am slow of study; sagt Quince: You may do it extempore, for it is nothing but roaring; und III, 1 derselbe: This green plot shall be our stage; this hawthorn brake our tyring house; and we will do it in action, as we will do it before the duke; und V, 1 Hippolyta: He says, they can do nothing in this kind; Taming of the shrew induct. that part was — naturally performed; — thou didst it excellent. Wenn also I did hier heisst: I performed, so sagt Lucetta: dass ich so im Bass sprach, kam daher, weil ich für Proteus ein gutes Wort einlegen wollte, weil ich statt seiner die Werbung übernahm, und gleichsam seine Stimme aus meinem Munde kam; oder — um den Wortlaut genauer auszudrücken —: in der That, ich führte die Bassbegleitung durch, die eigentlich Proteus für sich selbst hätte durch-

---

*) Ich setze Warburton's vollständige Erklärung hinzu:

The speaker here turns the allusion (which her mistress employed) from the base in music to a country exercise Bid the base: in which some pursue, and others are made prisoners. So that Lucetta would intend, by this, to say: Indeed I take pains to make you a captive to Proteus' passion. He uses the same allusion in his Venus and Adonis:

To bid the wind a base he now prepares.

And in his Cymbeline he mentions the game

lads more like to run
The country base.

führen sollen, die eigentlich Proteus' Sache war. Alsdann geht base auf das obige burden zurück:

it hath some burden then;
Ay, and melodious were it, would you sing it.

Denn diesen burden eben, die Brumm- oder Bassstimme, die das Lied begleitet, muss man auf Proteus beziehen. So erst werden die sämmtlichen Ausdrücke in dem witzelnden und nur in Andeutungen vor sich gehenden Dialog deutlich. Das Lied light o' love hatte keinen burden oder Bassbegleitung, wie man aus Much ado about nothing III, 4 erfährt, wo es heisst: clap us into light o' love; that goes without a burden; das Lied dagegen, welches Lucetta der Julia vorschlägt, hat einen burden, der melodisch zum Liede passen würde; d. h. Proteus und Julia würden eine passende und prächtige Ehe abgeben. [Uebrigens, glaube ich, irrt nicht, wer annimmt, dass Shakspere, wie er in solchen Fällen so oft thut, zugleich die andre Bedeutung von burden, Last, mit im Sinne hat.] Für Lucetta ist das Lied zu hoch, d. h. Proteus steht zu hoch über ihr, als dass sie selbst Anspruch auf ihn machen könnte. Dagegen übernimmt sie den mean, die Mittelstimme, die Vermittlung, die Stelle der Vermittlerin; da aber Julia die Sache übel aufnimmt und meint, die Mittelstimme wäre durch den Bass Lucetta's verdorben worden, erwiedert sie: ich habe allerdings dadurch, dass ich Proteus' Brief abgegeben habe, seine Partie (das ist die Basspartie) ausgeführt. So auch wird indeed am Anfange jenes Satzes erst gerechtfertigt; denn man kann es und man kann im Deutschen „in der That“ natürlich nur da gebrauchen, wo man das, was eben gesagt worden ist, durch Wiederholung und Aufnahme eben desselben bekräftigt, nicht aber, wo man etwas Anderes sagt; mit I did the base sagt Lucetta dasselbe, was Julia gesagt hatte, nur in etwas anderer Weise und so, dass man nun erst den Schlüssel zum genauen Verständniss des ganzen Dialogs bekommt; mit I bid the base sagte sie dagegen etwas Anderes und durfte mit dieser Redensart nicht indeed gebrauchen. Indeed ist = the mean is drowned by my unruly base; dahinter passt nur: for I did the base for Proteus; nicht aber: for I bid the base. Richtig sagt der Musikant in der oben citirten Stelle aus Romeo and Juliet: by my troth; denn wenig oder gar nicht an den Tod Julia's denkend, fällt ihm bei dem Ausdruck der Amme a pitiful case nur das zerrissene Futteral seines Instruments ein; by my troth ist = the case is pitiful. — Burden von der Bassbegleitung kommt unter Anderm auch As you

like it III, 2 vor: I would sing my song without a burden: thou bringst me out of tune. [Von der Begleitung eines Liedes durch einen ganzen Chor, oder genauer der Ausführung des Rundgesanges oder Refrains, sagt man bekanntlich to bear the burden; z. B. in der Bühnenanweisung As you like it IV, 2.] Und in demselben Sinne braucht Shakspere das Zeitwort to bass, Tempest IV, 3.

> the thunder,
> That deep and dreadful organ-pipe, pronounced
> The name of Prosper; it did bass my trespass.

Vergleicht man diese beiden Stellen mit einander, so geht deutlich hervor, dass man völlig berechtigt ist, auch an unsrer Stelle burden und base als gleichbedeutend und auf gleiche Weise auf Proteus bezüglich zu fassen. Es lässt sich endlich auch leicht der Grund der Verderbung der Worte, von denen hier die Rede ist, einsehen. Das für I performed the base stehende und darum ungewöhnlichere I did the base konnte bald durch ein Versehen in die sprichwörtliche und darum sehr gewöhnliche Redensart I bid the base übergehen. Und diese Redensart selbst haben Warburton und Malone durch Conjectur, nach meinem Dafürhalten durchaus richtig, eingesetzt, Venus und Adonis:

> Sometimes he scuds far off, and there he stares;
> Anon he starts at stirring of a feather:
> To bid the wind abase he now prepares.

Das hier kaum verständliche abase, demüthigen, erniedrigen, das, wenn es auch von dem Winde sollte gesagt werden können, dennoch gar nicht in den Sinn passt, verwandeln Warburton und Malone in „a base;“ „nun schickt er sich an, den Wind an Schnelligkeit herauszufordern.“

8) Henry VI., II. p. II, 1 haben die Ausgaben:

> What cardinal. is your priesthood grown perémptory?
> Tantaene animis coelestibus irae?
> Churchmen so hot? Good uncle, hide such malice;
> Whit such holiness can you do it.

Die Verse sind unrichtig geworden durch eine Versetzung des Worts cardinal. Es muss heissen:

> What is your priesthood grown perémptory?
> Tantaene animis coelestibus irae?
> Churchmen so hot? Good uncle, hide such malice!
> With such holiness, cardinal, can you do it?

Cardinal ist zweisylbig genommen, wie kurz darauf:

> Cardinal, I am with you.
> Why, how now, uncle Gloster.

Oder:

> The cardinal's not my better in the field;

und so sehr oft grade in Henry VI. (und Henry VIII. etc.). — Aber nicht bloss der Vers verlangte diese Umstellung, auch das Wort holiness verlangt, dass cardinal neben ihm stehe, weil ausgedrückt werden muss von Gloster, dass Carlisle's ganze Heiligkeit darin besteht, dass er Cardinal ist. Und dann erst stehen, wie in dem lateinischen Verse animis coelestibus und tantae irae, so in den englischen Worten einander gegenüber priesthood und peremptory, churchmen und hot, good uncle und such malice, the holiness of a cardinal und to do it, d. h. such malice oder to speak diabolical calumnies. Dass aber uncle vorhergeht, hindert nicht die nachherige Anrede cardinal; in derselben Weise grade wechselt Gloster auch sonst ab, in derselben Scene und in der ersten Scene des ersten Acts.

Collier sagt mit Beziehung auf diese Stelle: „The second line (nämlich with such holiness can you do it) as it stands in all the early copies, is imperfect and prosaic; the corrector of the folio 1632 states that two small words have been omitted, and his emendation is better than either of those offered by Warburton and Johnson: he gives the two lines thus:

> Churchmen so hot? Good uncle, hide such malice:
> And with such holiness you well can do it.

Das soll, ironisch, heissen: with such holiness you well can hide such malice; ein Sinn, dem das hinzufügende and einigermassen widerstrebt. Auch zeigt Suffolk's Antwort: No malice hinter do it, dass man do it verstehen muss do such malice und nicht hide such malice. Dieselbe Antwort zeigt, dass man well anders als ironisch nicht fassen könne; auch würde das nichtironische well hier sehr mattherzig sein. Ferner wird durch Collier's Emendation der erste von den vier übrigen Versen, der sehr lahm ist, nicht hergestellt. Endlich sieht man nicht ein, wie die Lesart sollte verdorben, und neben der Auslassung von zwei Wörtern you seine Stelle sollte gewechselt haben. Meine Verbesserung setzt voraus, dass im Bühnenmanuscript zu: your priesthood das Wort cardinal als eine Erklärung war hinzugeschrieben worden und so in den

Text kam; eine Wiederholung zu vermeiden, wurde es beim Druck im vierten Verse weggelassen.

Die von Collier oben erwähnten Conjecturen Warburton's und Johnson's sind:

With such holiness can you do it? Do what? The verse wants a foot; we should read

With such holiness can you not do it?

Spoken ironically. By holiness he means hypocrisy: and says, have you not hypocrisy enough to hide your malice? Warburton.

The verse is lame enough after the emendation, nor does the negative particle improve the sense. When words are omitted, it is not often easy to say what they were, if there is a perfect sense without them. I read, but somewhat at random:

A churchman, with such holiness can you do it?

The transcriber saw churchman just above, and therefore omitted it in the second line. Johnson. — Der Letztere hat wenigstens richtig bemerkt, dass der Zusammenhang erfordere, to do it zu verstehen to do such malice.

Ich zweifle nicht im Geringsten, dass vor allen diesen Verbesserungsversuchen, sowohl wegen des Sinnes, als auch wegen des Verses und wegen der Leichtigkeit der Aenderung, meiner Emendation der Vorzug gebührt.

9) All's well that ends well IV, 4.

But, o strange men,
That can such sweet use make of what they hate,
When saucy trusting of the cozen'd thoughts
Defiles the pitchy night.

Offenbar muss gelesen werden:

When saucy trusting of the cozen'd thoughts
Defies the pitchy night.

Schon die natürliche Wechselbeziehung zwischen saucy trusting und to defy zeigt es.

Wenn freches Zutrau'n der verlockten Sinne
Trotz beut pechschwarzer Nacht.

d. h. sich nichts daraus macht, dass pechschwarze Nacht ist; so dass die Sinne, von Liebesgluth angefacht und erhitzt, lieben, ohne zu fragen und ohne zu wissen, wen sie lieben, ja sogar lieben, wo sie sonst

hassen, und zufrieden mit der Aufregung der Phantasie, um von Neuem entzündet zu werden, den Anblick reizender Schönheit nicht bedürfen. Wenn diese verwegene Hitze der aufgeregten Phantasie (saucy trusting of the cozen'd thoughts) sie nicht anfeuerte, — gibt Helena zu verstehen, — würden die Sinne, um von Neuem angespornt zu werden, erst sehen wollen, und die Anregung durch die ihnen gefälligen Reize erwarten, und also die gänzliche Finsterniss nicht dulden, der zu trotzen ihre verliebte Gluth und die Einbildung, dass sie ihre wirkliche Geliebte umarmen, sie befähigt. Die ganze Vorstellung, die hier zu Grunde liegt, ist eine Lieblingsbeobachtung Shakspere's, die er unter verschiedenen Gelegenheiten in etwas verschiedener Weise wiederholt. So sagt Jago im Othello II, 1: When the blood is made dull with the act of sport, there should be — again to inflame it and to give satiety a fresh appetite — loveliness of favour etc. — Ich fürchte, defiles ist hier gesetzt worden von einem Abschreiber oder dem Drucker, wegen des Worts pitchy. Pitch und to defile kommen im Sprichwort pitch defiles vor; so Henry IV., I. p. II, 4: There is a thing, Harry, which thou hast often heard of and it is known to many in our land by the name of pitch; this pitch, as ancient writers do report, doth defile. Love's labour's lost IV, 3: They have pitched a toil; I am toiling in a pitch (womit Byron die schwarzen Augen Rosalinens meint); pitch, that defiles; d e f i l e, a f o u l w o r d. Henry VI., II. p II, 1: And like to pitch defile nobility, und so ein Dutzend Mal. Für diejenigen, welche in der obigen Stelle defiles in Schutz nehmen möchten, bemerke ich noch, dass für einen pun oder quibble hier gar keine Veranlassung ist (wie man vielleicht in dem Ausdruck: defiles the pitchy night zu finden geneigt sein könnte); und dass das Gehässige, ja Herabwürdigende, welches in dem Worte to defile liegt, auf Helena, und noch dazu in ihrer eigenen Auffassung, in ihrem eigenen Urtheil, in ihrer eigenen Aeusserung, zurückfallen müsste: vor welcher Unschicklichkeit ich, durch meine Lesart, den zarten Charakter Helena's, ja was mehr ist, die ganz nach Recht und Pflicht handelnde G a t t i n in Schutz nehmen möchte, welche durch die Liebesnacht in keiner Weise defiled ist [ganz eigentlich dagegen sagt Diana V, 3: He knows himself, my bed he hath defil'd] und daher diese Liebesnacht auch nicht defiled nennen kann.

Ich füge noch die Erklärungen der englischen Commentatoren hinzu, damit man sehe, zu welch' einer ganz irrigen Auffassung der

Stimmung und der Meinung Helena's das Wort defiles ihnen Veranlassung gegeben hat.

„Defiles the pitchy night," sagt Warburton, „i. e. makes the person guilty of intentional adultery. But trusting a mistake cannot make any one guilty. We should read and point the lines thus:

> When fancy, trusting of the cozen'd thoughts,
> Defiles the pitchy night.

i. e. the fancy as imagination, that he lay with his mistress, though it was indeed his wife, made him incur the guilt of adultery. Night, by the ancients, was reckoned odious, obscene and abominable. The poet, alluding to this, says with great beauty Defiles the pitchy night i. e. makes the night more than ordinary abominable." Wirklich, einen solchen Gedanken sollte Helena haben können in demselben Augenblick, wo sie in der Erinnerung an die Hochzeitsnacht — denn das ist sie für sie — schwelgt! (o strange men, that can such sweet use make etc.) Man vergleiche V, 3: O my good lord, when I was like this maid, I found you wondrous kind. Und wenn sie nicht grade an Bertram's Sünde theilnimmt, bleibt sie nicht immer schuldig, ihn zu einer Sünde verführt zu haben? Und wenn das, müsste sie sich nicht einen Vorwurf darüber machen, dem geliebten Mann Veranlassung zu einer Sünde gegeben zu haben? Zudem liegt die Sünde nicht in der That Bertram's, sondern in seinem Irrthum: sie ist nur intentional adultery; aber eine intentional adultery beging er nicht in dieser Nacht bloss, sondern von dem Augenblick, wo er, obgleich verheirathet, Diana verführen wollte; warum ist also diese Nacht grade so abominable? Und damit — das verlangt einmal defiles — die Nacht erst abominable werde, ist noch eine Conjectur nöthig: fancy für saucy! denn, wie die Worte im Text lauten, ist weiter von Sünde nicht die Rede: „trusting a mistake," sagt Warburton selbst, „cannot make any one guilty." Nun denn also, sage ich, fort mit defiles, a word which defiles extraordinarily the whole passage. — „The conjecture (of Warburton)," sagt Johnson, „is truly ingenious, but, I believe, the author of it, will himself think it unnecessary, when he recollects that saucy may very properly signify luxurious and by consequence lascivious." Aber die Vorstellung von intentional adultery scheint er von Warburton angenommen zu haben. Wer erwartet auch Zartgefühl von Samuel Johnson! O ihr Dichter, was würdet ihr zu euren Commentatoren sagen!

10) Cymbeline, III, 4 sagt Pisanio zu Imogen, die sich entschlossen zeigt, Britannien zu verlassen:

Pis. I am most glad
You think of other place. The embassador
Lucius the Roman, comes to Milford-Haven
To-morrow. Now, if you could wear a mind
Dark as your fortune is; and but disguise,
That, which, to appear itself, must not yet be,
But by self-danger: you should tread a course
Pretty and full*) of view: yea, haply, near
The residence of Posthumus: so nigh, at least,
That, though his actions were not visible, yet
Report should render him hourly to your ear,
As truly, as he moves.

Imog. O, for such means!
Though peril to my modesty, not death on't,
I would adventure.

Pis. Well, then, here's the point!
You must forget to be a woman etc.

Es handelt sich hier um die Worte: Though peril to my modesty, not death on't, I would adventure. Ich weiss wohl, dass diese Lesart unter gewissen Voraussetzungen und noch dazu in doppelter Constructionsweise verständlich ist. Man kann construiren: Though peril to my modesty, but not death were oder be on it, I would adventure it, und: Though I would adventure peril to my modesty, but not would adventure death on it. Nach der ersten Constructionsweise muss man annehmen, dass Pisanio in seinen Worten eine Verkleidung in einen Pagen oder einen Mann schon so deutlich bezeichnet hat, dass Imogen diesen seinen Vorschlag erräth und äussert: Wenn auch Gefahr für meine Sittsamkeit dabei sein sollte und nur nicht der Tod die Folge davon ist, wollte ich es wagen. Aber Pisanio hat sich so deutlich noch nicht ausgesprochen; er hat nur gesagt, sie dürfe, bei Lebensgefahr, das, was sie ist, nicht scheinen, und darunter kann Imogen natürlich zuerst nur denken, dass sie nicht blicken lassen dürfe, dass sie die Prinzessin ist; dass sie aber an die Verkleidung in einen Mann jetzt noch nicht denken kann, zeigen Pisanio's nachherige Worte: You must forget to be a woman. Nimmt man aber peril to modesty, ohne

*) Privy, yet full, Collier.

beschränkende Beziehung auf die Verkleidung, in seinem allgemeinen Sinne, dann sagt Imogen etwas ihrer Unwürdiges; was dem Engländer, so allgemein gesagt, modesty (Ehrbarkeit, Keuschheit) und peril to modesty (Gefahr für die Schamhaftigkeit) bedeutet und sagen will, sieht man z. B. aus Othello IV, 2.

> O thou public commoner!
> I should make very forges of my cheeks,
> That would to cinders burn up modesty,
> Did I but speak thy deeds.

Ausserdem schliesst, was Pisanio bisher gesagt hat, den Gedanken an Tod keineswegs aus. Im Gegentheil, er spricht von self-danger für den Fall, wo sie erschiene, was sie ist; er nennt den Römer Lucius, und Imogen muss bei der Erwähnung des Landesfeindes erst recht an Todesgefahr denken, da sie wohl voraussetzen darf, dass Lucius, wenn er erfahren haben sollte, dass sie die Prinzessin ist, die Tochter des ihm damals schon feindlichen Britenkönigs leicht könnte umbringen lassen. In beiden Beziehungen würde also die obige Lesart, nach ihrer ersten Constructionsweise, verwerflich sein. Bei der zweiten Constructionsweise ist die Sache noch übler; denn Imogen sagt gradezu: „Ich möchte wohl meine Ehrbarkeit, aber nicht mein Leben dabei in die Schanze schlagen.“ Wie das mit Imogen's Charakter — dem reinsten und zartesten, den die Dichtkunst schuf — in Uebereinstimmung gesetzt werden soll, sehe ich nicht; wohl aber sehe ich in dem ganzen früheren Theil dieser Scene, dass sie sich den Tod fast wünscht, und nur nicht durch Selbstmord, sonst auf jede Weise, ihr Leben gern endigen will. Dass man on't auch für of it, d. h. of my modesty (so dass also peril to my modesty und death of my modesty entgegengesetzt wären) hat verstehen wollen, führe ich der Vollständigkeit wegen auf, glaube aber diese Erklärungsweise nach dem Obengesagten nicht weiter widerlegen zu brauchen. *) Dagegen lässt sich, ohne Aenderung der Worte, durch

---

*) So scheint Johnson die Stelle aufzufassen, wiewohl es nur mit Mühe aus seinen Worten herausgedeutet werden kann. Ich setze seine ganze Anmerkung hierher:

„I read:
Through peril —
i. e. I would for such means adventure through peril of modesty; I would risque every thing but real dishonour.“ Johnson.

blosse Versetzung der Zeichen, der schönste und für Imogen's Lage passendste Sinn herausbringen. Man interpungire:

> Though peril to my modesty not, — death on't
> I would adventure.

d. i. though I would not adventure peril to my modesty, yet death on it I would adventure: wenngleich ich einer Gefahr für meine Sittsamkeit mich nicht aussetzen möchte; — dem Tode will ich mich gern dabei aussetzen. Damit stimmt auf's Beste die Erwiederung Pisanio's: Well then, here's the point. Nun gut denn, das ist eben der Punkt, nämlich: ob Sie glauben, durch Verkleidung in einen Pagen ihrer Sittsamkeit nicht zu nahe zu treten; ob Sie glauben, ohne Schaden oder Nachtheil für Ihre Ehrbarkeit so weit gehen zu dürfen, dass Sie sich in einen Pagen verkleiden. Ich müsste mich sehr irren, oder die von mir vorgeschlagene Interpunktion stimmt besser als die übliche zu dem so überaus zarten und keuschen und doch in ihrer Liebe so todesmuthig entschlossenen Charakter Imogen's. Der plötzliche Einsatz: death on't — am Ende des Verses, — ist so weit entfernt, etwas Anstössiges zu haben, dass er vielmehr die grösste Schönheit ist und mehr als viele Worte die schnelle und muthige Entschiedenheit Imogen's, welche sie in der ganzen Scene zeigt, malt, und einer guten Schauspielerin hier die bedeutendste Wirkung, den grossartigsten Effect verschaffen müsste. Für die Richtigkeit meines Verständnisses der Stelle spricht noch eine durchaus überzeugende Probe. Es versteht sich von selbst, dass man Jemanden zu beruhigen sucht über das, was er fürchtet. Nach meiner Erklärungsweise fürchtet Imogen für ihre Sittsamkeit, nicht für ihren Tod. Dass aber ihre Sittsamkeit keine Gefahr laufen werde, darüber beruhigt offenbar Pisanio Imogen, indem er in Betreff des Lucius, dessen Page sie werden soll, sagt: for he is honourable, and, doubling that, most holy.

11) King Henry VI., III. p. I, 2.

> (a slight contention)
> Rich. About that which concerns your grace and us:
> The crown of England, father, which is yours.
> York. Mine, boy? not till king Henry be dead.

Wahrscheinlich:

> Mine, boy? no: — not till king Henry be dead.

Wie leicht beim Schreiben oder Drucken no vor not wegfallen konnte, ist wohl deutlich.

12) Antonio and Cleopatra I, am Ende, sagt Cleopatra:

> Get me ink and paper! he shall have every day
> A several greeting, or I'll unpeople Egypt.

Im letzten Verse muss es wohl heissen:

> he shall have every day
> A several greeting: I'll unpeople Egypt.

Ich will jeden Tag einen Boten mit einem Briefe an ihn abschicken und dadurch (durch das Abschicken so vieler Boten) Aegypten entvölkern. Or würde voraussetzen, dass Cleopatra zuerst an ein anderes Mittel dächte, ihre Briefe fortzuschicken, als an Boten; dass diess nicht der Fall ist, zeigt die ganze vorhergehende Scene.

13) Tempest V.

> His mother was a witch and one so strong,
> That could control the moon, make flows and ebbs
> And deal in her command, without her power.

Hierzu bemerkt Collier: The words „without her power" have naturally occasioned considerable discussion, in which Malone hinted that Sycorax might act by a sort of „power of attorney" from the moon, while Steevens strangely supposed that „without her power" meant „with less general power." All difficulty, however, is at an end, when we find the manuscript-corrector of the folio 1632 marking „without" as a misprint, and telling us that it ought to have been „with all":

> That could control the moon, make flows and ebbs
> And deal in her command, with all her power.

that is, Sycorax could „make ebbs and floods," matters in the command of the moon, with all the power exercised over the tides by the moon. The error of the press here is, we think, transparent. — Dann muss man in her command, d. h. in the command of the moon, verstehen: in dem Gewaltbereiche des Mondes. Das Einzige, was gegen diese Emendation spricht, ist, dass man gar zu geneigt ist, beim Lesen oder Hören „her" wegen seiner Stellung im Satze auf Sycorax und nicht auf the moon zu beziehen. Wer „her" nur auf Sycorax beziehen zu können glaubt, kann daher lesen

> And deal in her command without their power:

wo dann their auf the moon, flows and ebbs zu beziehen sein würde. Alsdann ist in her command so viel als in her command over them, in commanding them; without their power muss dann erklärt werden, ohne

dass sie Macht haben oder behalten. Dass eine Möglichkeit dieser Erklärungsweise vorhanden ist, davon kann man sich durch Beispiele leicht überzeugen. Sage ich: I did it without their knowledge, so meine ich: Ich that es, ohne dass sie Kenntniss (davon) hatten; warum sollte I did it without their power nicht heissen können: ich that es, ohne dass sie Macht (darüber) hatten? I did it in a manner that they had no power, that they had lost all their power? — Es kommen zwar nur Verbalia in einer solchen Verbindung vor; aber als solches kann power (pouvoir) immer angesehen werden. — Daraus ergibt sich denn endlich eine Erklärung der gewöhnlichen Lesart für die, welche keine Aenderung haben wollen, und welche sich nicht daran stossen, „her" auf das entferntere Femininum „the moon" zu beziehen. In her command heisst dann wie bei der Collier'schen Lesart: in dem Gewaltbereiche des Mondes, und without her power, ohne dass er (der Mond) Macht hat, Macht behalten hat, so dass er seine ganze Macht an Sycorax hat abtreten müssen. Dies ist die Erklärung, welche Malone muss gemeint haben; und nur seine ungeschickte Ausdrucksweise kann Collier Veranlassung gegeben haben, seine Auslegung lächerlich zu machen.

14) All's well that ends well III, 6.

Bertram. Why, do you think, he will make no deed at all of this that so seriously he does address himself unto?

First lord. None in the world, but return with an invention, and clap upon you two or three probable lies: but we have almost embossed him, you shall see his fall to-night; for, indeed, he is not for your lordship's respect.

Zu dieser Stelle bemerken die Commentatoren: To emboss a deer is to enclose him in a wood. Milton uses the same word.

Like that self-begotten bird
In the Arabian woods embost
Which no second knows or third. — Johnson.

It is probable that Shakspeare was unacquainted with this word in the sense which Milton affixes to it, viz. from emboscare Ital. to enclose in a thicket.

When a deer is run hard and foams at the mouth, in the language of the field, he is said to be embossed. So in the induction of the Taming of the shrew:

The poor cur is imboss'd.

Again, in Albunazar:

I am embossed
With trotting all the streets.

Again in Monsieur Thomas, 1639:

A boar emboss'd takes sanctuary in his shop
And twenty dogs run after.

Again in Swetnam Arraign'd, 1620.

Hast thou been running for a wager, Swash?
Thou art horribly emboss'd.

Again in Warner's Albion's England, 1602:

For lo, afar my chased heart imbost and almost spent. — Steevens.

Das Wort embossed kommt ausser der von Steevens angeführten Stelle vor bei Shakspeare: Timon of Athens V, 2.

Timon hath made his everlasting mansion
Upon the beached verge of the salt flood,
Which once a day with his embossed froth
The turbulent surge shall cover;

also in der Bedeutung swelling, tumefied; ferner As you like it II, 7:

And all the embossed sores and headed evils,
That thou with licence of free food hast caught,
Wouldst thou discharge into the general world;

wiederum in der Bedeutung tumefied; ferner King Lear II, 4.

thou art a boil,
A plague-sore, an embossed carbuncle
In my corrupted blood;

auch in der Bedeutung tumefied; nicht anders Henry IV., I. p. III, 3. thou — embossed rascal, zu Falstaff gesagt; endlich Antonio and Cleopatra IV, 11:

he is more mad
Than Telamon for his shield! the boar of Thessaly
Was never so emboss'd.

d. h. tumefied, swelling with rage. — Sonst wird das Wort bei Shakspere nicht gefunden. Bei Spenser kommt embossed noch vor in der Bedeutung des französischen emboister, emboîter, d. i. covered, z. B. embossed with arms. Diese Bedeutung, ohnehin, wie ich glaube, nur der vorshakspere'schen Zeit angehörig, passt bestimmt nicht für unsre Stelle. Nimmt man auf Shakspere's Gebrauch Rücksicht, so würde auch an unsrer Stelle embossed heissen irritated, incitated oder tumefied

with pride. Aber was soll hier diese Bedeutung? Das Alles liegt einigermassen schon in Bertram's Worten: this that so seriously he does address himself unto. Und warum ist almost hinzugesetzt? Die Natur des Wortes embossed in dieser Bedeutung gestattet die Beschränkung durch almost kaum; es will nicht recht passen: wir haben ihn beinahe schon in Hitze oder Harnisch gebracht, besonders wenn der Graf, welcher von Parolles' Verhalten in Kenntniss gesetzt werden soll, selbst schon gesagt hat, dass derselbe so ernstlich darauf bedacht ist, sein Unternehmen auszuführen. Zudem, dass er embossed oder gebläht ist zu seinem Unternehmen, die Trommel wiederzuholen, bringt allein seinen Fall noch nicht zu Wege; denn er kann ja immer, wie auch der erste Lord sagt, mit einer Lüge im Munde wiederkehren; so ein Bursch wie Parolles musste „attrapirt" werden, wenn er zu Fall gebracht werden soll. — Aber die von Steevens hier angenommene Bedeutung passt ebenfalls nicht hierher; denn matt gehetzt ist Parolles nicht, auch noch nicht beinahe; denn die Hetzjagd soll erst beginnen. Von einem Fuchs, den man zu Tode hetzen will, auch wenn man schon die Vorbereitungen dazu trifft, kann man nicht sagen: we have almost emboss'd him, sondern man muss sagen: he will soon enough be embossed, we shall have him soon enough embossed. Die einzige Bedeutung, die noch übrig bleibt, ist also embossed = enclosed, welche freilich Steevens für nachshakspere'sch hält. Man müsste dann mit Johnson an das Bild des von dem Jäger umstellten Wildes denken; vorausgesetzt, dass ein solcher Gebrauch in dem Worte embossed = enclosed liegen könne: denn das von ihm aus Milton angeführte Beispiel führt wenig dahin. Sieht man aber auf die übrigen Ausdrücke, so ist deutlich, dass nicht von einem Umstellen des Wildes, sondern von dem Fangen desselben in einer Falle die Rede ist. „I with a troop of Florentines," sagt der erste Lord, „will suddenly surprise him; such I will have, whom, I am sure, he knows not from the enemy. We will bind and hoodwink him etc." Auf diese Vorbereitungen sich zurückbeziehend, sagt derselbe: „I must go look m y t w i g s (gewöhnlicher wäre wohl to my twigs; und er meint offenbar lime-twigs); he must be caught." Und nachher, als er entlarvt worden ist, sagt Parolles selbst: „Yet, who would have suspected an a m b u s h, where I was t a k e n?" Man möchte also denken: „Warum lesen wir nicht an unsrer Stelle statt embossed lieber ambushed d. i. entrapped, taken in an ambush, oder doch: we have almost an ambush ready for him?" Das Schlimme ist nur, dass

to ambush diese Bedeutung gar nicht hat, sondern immer heisst, in den Hinterhalt legen. Auch ist es meine Meinung keineswegs, durch diese Conjectur Shakspere ein Wort in einer ganz neuen und von der gewöhnlichen völlig abweichenden Bedeutung zu octroyiren. Sondern es erwächst nun die Aufgabe für die Erklärer, durch Stellen älterer Schriftsteller nachzuweisen, dass, wie ambushed derjenige ist, der in einen Hinterhalt gelegt worden ist, embossed dagegen denjenigen bezeichnet, dem ein Hinterhalt gelegt worden ist: — eine Bedeutung, die an unsrer Stelle, wie ich gezeigt habe, nothwendig ist. Die blosse Versicherung, auch eines Engländers, dass dies der Fall sei, genügt bei einem Worte, welches in dieser und ähnlichen Bedeutungen längst ausser Gebrauch gekommen ist, nicht; eine Parallelstelle müsste die Gewissheit verschaffen, dass man das Wort in dem hier durchaus erforderlichen Sinne auffassen dürfe. Finden sich solche Stellen nicht, so bleibt das Wort emboss'd hier verdächtig.

15) King John III, 1.

> It is religion that doth make vows kept;
> But thou hast sworn against religion,
> By what thou swear'st against the thing thou swear'st
> And mak'st an oath the surety for thy truth
> Against an oath: The truth, thou art unsure
> To swear, swears only not to be forsworn;
> Else what a mockery should it be to swear!
> But thou dost swear only to be forsworn;
> And most forsworn, to keep what thou dost swear.

Zum sechsten dieser Verse sagt in der 62. Anmerkung Delius (dessen Lesart ich oben angegeben habe): „to swear ist = schwören, beschwören, und = schwören lassen, eidlich verpflichten. Der Sinn der Stelle ist also: die Wahrheit, von der du nicht gewiss bist, dass du sie als solche beschwörst, verpflichtet dich eidlich nur so weit und insofern, dass du keinen Meineid thust. — Malone las swear only und construirte demnach: thou art unsure to swear the truth, swear (Imperativ) only not to be forsworn. Damit würde aber der in den folgenden Versen fortgeführte Gedankengang unterbrochen.“ — Dass to swear sollte factitiv gebraucht worden sein, das wäre eben nichts Seltenes; man sagt ja so oft to swear one Jemanden schwören lassen, einem einen Eid abnehmen; to be sworn durch einen Eid verpflichtet sein; K. John IV, 1. yet am I sworn, and I did purpose, boy, with this same

very iron to burn them out. Gleichwohl lassen sich gegen Delius' Erklärung beträchtliche Bedenken vorbringen. Einmal bleibt es auffallend, dass, während zu dem so oft in den obigen Worten vorkommenden Zeitwort to swear überall sonst Philip als Subject dient, bei diesem swears aber mit einem Male the truth Subject wird. Sodann nimmt Delius ohne Weiteres an, dass „schwören lassen" (einen Eid abnehmen) immer mit „eidlich verpflichten" gleichbedeutend sei. Dies ist aber nicht der Fall. Denn „eidlich verpflichten" heisst: 1) einen Eid abnehmen; 2) in Folge eines Eides zu etwas nöthigen. „Schwören lassen" hat nur die erste Bedeutung. Jene erste Bedeutung kann nur Personen, die zweite nur Sachen zum Subject haben. Und weil „schwören" lassen nur die eine Bedeutung von „eidlich verpflichten" hat, so kann man zwar statt „schwören lassen" stets „eidlich verpflichten", statt „eidlich verpflichten" nicht immer „schwören lassen" sagen. Ich kann für: „Ich verpflichte Jemanden eidlich" auch sagen: „Ich lasse ihn schwören"; aber statt: „Ein Versprechen verpflichtet ihn eidlich" nicht auch: „Das Versprechen lässt ihn schwören". In Folge dieses Irrthums über die beiden deutschen Verba, der sie ihn beide durcheinderwerfen liess, ist Delius dazu gekommen, dem Zeitwort to swear, das nur „schwören lassen" heissen kann, auch die Bedeutung: „in Folge eines Eides zu Etwas nöthigen" oder schlechthin von „to oblige" zu geben, und eine Sache zum Subject desselben zu machen, die nie Subject zu demselben sein kann. Somit muss man Malone's Verbesserung annehmen, gegen welche Delius Einwendungen erhebt, die ganz ungerechtfertigt sind. Denn Malone construirt so nicht, wie Delius ihn construiren lässt, sondern: the truth, which thou art unsure to swear, swear only not to be forsworn; so dass the truth Object von dem Imperativ swear ist, der seinerseits sagen will: thou shouldst swear. Und da auf diese Weise der Satz genau den Sinn bekommt, den Delius aus seiner Lesart herauslesen möchte, so ist klar, dass von einer Unterbrechung des Gedankenganges nicht mehr bei jener, als bei dieser die Rede sein kann. Uebrigens ist swear only keine Aenderung von Malone: Warburton, Johnson etc. haben nicht anders gelesen. Woher die Lesart stammt, habe ich nicht auffinden können.

16) Romeo and Juliet III, 4 gegen Ende, sagt die Amme:

Romeo
Is banished; and all the world to nothing
That he dares ne'er come back to challenge you;

Or, if he do, it needs must be by stealth.
Then, since the case so stands as now it doth,
I think it best you married with the county.
O, he's a lovely gentleman!
Romeo's a dishclout to him; an eagle, madam,
Hath not so green, so quick, so fair an eye,
As Paris hath. Beshrew my very heart,
I think you are happy in this second match,
For it excels your first: or if it did not,
Your first is dead; or 'twere as good he were,
As living here, and you no use of him.

In dem letzten Verse erklärt Delius (nach Johnson: „in this world"): „living here lebendig hier auf Erden." — Dass here das heissen könne, ist gar keine Frage; ob es an dieser Stelle so gesagt werden durfte, ist sehr fraglich. Der Gegensatz von to be dead ist einfach to live; to be on earth oder to live here ist der Gegensatz von to be in heaven, to live in eternal life. Folglich bringt here, wenn es die Bedeutung on earth hat, eine Beziehung hinein, welche in diese Stelle nicht gehört, und die selbst dann auch nicht hierhergehören würde, wenn man annehmen wollte, dass die Amme mit diesem Worte eine Zurückbeziehung mache auf Juliet's Aeusserung

My husband is on earth, my faith in heaven.

Zudem ist der Sinn der Amme so wenig metaphysisch, dass solche Gegensätze von irdischem und himmlischem Leben, auch in der vorübergehendsten Anspielung, ihr durchaus fremd sind. Das Wort here ist also überflüssig. Aber es ist ausserdem zweideutig, da es leicht Jemand in seiner eigentlichen Bedeutung in this place nehmen könnte; und dann sagt die Amme etwas Falsches, da Romeo eben nicht an demselben Orte mit Juliet lebt, sondern aus Verona verbannt ist. Und diese Erwähnung der Verbannung, oder doch der Entfernung, welche der Amme nothwendig im Sinn liegen muss, fehlt, so wie die Worte jetzt lauten, gänzlich. Deshalb conjicirte Hanmer, auf halbem Wege stehen bleibend, hence statt here. Und was soll endlich der constructionslose Schluss and you no use of him? Man müsste sich doch having dazu ergänzen, and you having no use of him; eine Auslassung, die selbst für die Sprache der Amme zu hart ist. Sie spricht überhaupt sonst nirgends elliptisch: und naturgemäss lässt Shakspere wohl den gedankenvollen Tiefsinn, aber nicht die flache Geschwätzigkeit sich in

Ellipsen ergehen. Diese und alle anderen Schwierigkeiten fallen sogleich fort, sobald man liest:

> As living where you have no use of him
> Eu'r erster Mann ist todt, — so gut als todt,
> Da dort er lebt, wo Ihr ihn nicht geniesst.

Die Aenderung ist jedoch zu beträchtlich. Vergleicht man mit derselben die gewöhnliche Lesart, die mir verdächtig ist, so wird man darauf geführt, dass Shakspere hier geschrieben haben möchte:

> As living where have you no use of him.

You hat sollen betont werden; darum hat es der Dichter in die Arsis gebracht; die Amme will sagen:

> Lebt er, wo Ihr doch seiner nicht geniesst;

oder, um es deutlicher auszusprechen: as living where another lady — not you — has all use of him: worin zugleich eine für die Amme sowohl, als für den Fall selbst sehr natürliche Insinuation liegt. Dann aber lässt sich leicht erklären, wie, nachdem have, vielleicht in einer Abkürzung, für and gelesen worden war, where in here übergehen musste.

Dass der Betonung wegen das Pronomen, um in die Arsis zu kommen, hinter das Verbum tritt, zeigt unter hundert andern Stellen King John II, 2.

> And two such shores to two such streams, made one,
> Two such controlling bounds shall you be, kings,
> To these two princes, if you marry them.

In Relativsätzen allerdings ist, der Verwechselung mit Interrogativsätzen wegen, die Stellung des Subjects hinter dem Zeitwort seltner: aber sie kommt doch vor; Macbeth V, 7.

> Hail, king, for so thou art. Behold where stands
> The usurper's cursed head.

Tempest IV, 1.

> Thy turfy mountains where live nibbling sheep.

Wer aber zweifeln sollte, dass auch dem Pronomen in Relativsätzen (oder was in diesem Falle dasselbe ist, in abhängigen Sätzen) diese Stellung gegeben worden sei, der vergleiche All's well that ends well III, 4.

> That bare-foot plod I the cold ground upon.

Love's labour's lost I, 1,

> Study me how to please the eye indeed,
> By fixing it upon a fairer eye;
> Who dazzling so, that eye shall be his heed,
> And give him light that was it blinded by.

Wenn in diesen Stellen, in welchen für die Umstellung kaum ein Grund vorhanden ist, das Pronomen hinter das Zeitwort treten konnte, um wie viel eher konnte es in der obigen Stelle geschehen, wo die Umstellung bewirkte, dass das Pronomen in die der ausdrucksvollen Betonung günstigste Stelle kam. Wem aber durch die angeführten Stellen die Stellung des Pronomens noch nicht gerechtfertigt erscheint, mag die andre Fassung vorziehen. Die alte Lesart dagegen mag behalten und sich, so gut er kann, erklären, wer mit einem Sinn zufrieden ist, der auffallend nahe an dem Nichtsinn vorbeistreift.

17) King John IV, 1.

> And with my hand at midnight held your head
> And, like the watchful minutes to the hour,
> Still and anon cheer'd up the heavy time
> Saying, What lack you? and Where lies your grief
> Or, What good love may I perform for you?

Hier bemerkt zu den Worten like the watchful minutes to the hour, Delius: „Wie die Minuten, die in ihrer steten Aufeinanderfolge immer wachsam sind, die Stunde hinhalten, so hielt Arthur immer wieder und von Neuem die Zeit hin, die dem kranken Hubert so schwer verstrich. — Vielleicht construirte Shakspere aber minutes watchful to the hour.“ — Wenn Shakspere so hätte construiren wollen, so hätte er auch die Wörter so gestellt, besonders da der Vers, es zu thun, ihn durchaus nicht hinderte. Man sieht aus der Doppelerklärung, dass Delius in der Auffassung der Stelle gänzlich unsicher war. Mit Recht muss er bei der ersten Erklärung, die er gab, sich gefragt haben, und muss sich ein Jeder fragen: Wie kommt die Präposition to dazu, das auszudrücken, was in der obigen Erklärung durch hinhalten wiedergegeben ist und was, beiläufig gesagt, durch hinhalten sehr schlecht ausgedrückt ist und durch aufheitern viel besser wäre ausgedrückt worden? Man nehme an, es stände in dem obigen Verse

> And, as the watchful minutes do the hour;

alsdann würde das Zeitwort to do, wie das so oft der Fall ist, die Wiederholung des gewöhnlich vorangehenden, hier erst noch folgenden,

eigentlichen Zeitworts des Satzes ersetzen, welches in unsrer Stelle to cheer up ist. Dass ein erst noch folgendes Zeitwort durch to do vertreten wird, kann allerdings nur in einem Nebensatze vorkommen, der zum Hauptsatze, auch wenn er vorangeht, doch, seiner Natur nach, als nebenherlaufend und begleitend gedacht wird. Vollständig sagt, unter jener Voraussetzung, Arthur: And in the same manner in which the watchful minutes cheer up the heavy time, I still and anon cheer'd up the heavy time. Wie die immer wachen Minuten durch ihr unablässiges Tiktak die (dem Einsamen) schwerfällig vergehende Stunde aufheitern und beleben und ihr Verlaufen leichter erscheinen lassen: — nebenbei verdient es wohl bemerkt zu werden, dass ein passenderes Bild von einem Gefangenen nicht gewählt werden konnte; — so erheiterten meine von Minute zu Minute erfolgenden Fragen Euch bei Eurer Krankheit die schwere Zeit und liessen Euch das Vergehen derselben weniger beschwerlich und langweilig erscheinen. Es ist aber nicht statthaft zu vermuthen, dass Shakspere geschrieben haben könnte

And like the watchful minutes do the hour;

denn like, als wesentlich dem zusammengezogenen Satze angehörig, kommt niemals mit einem Zeitwort vor. Es ist auch durchaus überflüssig, irgend etwas zu ändern. Denn to, „im Verhältniss zu“ oder „gegenüber“ leistet genau denselben Dienst, den das Zeitwort to do in Vertretung eines andern Zeitworts verrichtet; K. John IV, 2.

And like a shifted wind unto a sail,
It makes the course of thoughts to fetch about.

d. h. And as a shifted wind makes a sail to fetch about, so it makes the course of thoughts to fetch about; wofür auch kürzer hätte gesagt werden können: as a shifted wind does a sail, it makes the course of thoughts (to) fetch about. Taming of the shrew II, 1.

Though little fire grows great with little wind,
Yet extreme gusts will blow out fire and all:
So I to her.

d. h. So I (an extreme gust) will blow out her (who is, as it were, a fire). As you like it, IV, 3. why, she defies me, like Turk to Christian i. e. as a Turk does a Christian. Die Berücksichtigung dieses Sprachgebrauchs hätte der ersten Erklärung von Delius die ihr fehlende Stütze gegeben und hätte ihn davor bewahren müssen, zu vermuthen, es wäre to the hour mit watchful in Verbindung zu setzen. Diese Ver-

kennung der Function des Wortes to in unsrer Stelle ist bei Delius um so auffallender, da er in der zweiten Scene desselben Acts von King John die Präposition unto ganz richtig erklärt.

18) Tempest I, 2.

> Abhorred slave,
> Which any print of goodness will not take.

Es ist gar keine Frage, dass which hier Subject, any print Object ist. Wenn will richtig sein soll, muss man annehmen, dass Prospero diese Worte beiseit spricht; und abhorred slave nicht Anrede an Caliban ist. Dem aber widerspricht die Auslassung des Artikel an; an abhorred slave müsste es doch wohl heissen, wenn Prospero diese Worte für sich sagte. Wenigstens so immer in demselben Stück, II, 2. a most scurvy monster; an abominable monster; a most ridiculous monster; Two gentlemen of Verona III, 1. An unmannerly slave, that will thrust himself into secrets! u. s. w. Warum nicht auch hier an abhorred slave, noch dazu, da der Vers es gestattete? Dazu kommt noch, dass Prospero schwerlich Veranlassung hatte, was er gewiss schon so oft beim Anblick Caliban's gedacht hatte, jetzt für sich zu wiederholen: Sinn und Zweck und Wirkung hatten die Worte nur, wenn sie an Caliban gerichtet wurden. Und dass sie an Caliban gerichtet wurden, beweist Alles, was vorhergeht, Alles, was nachfolgt: vorher: Thou most lying slave; — I have used thee, Filth as thou art, with human care; and lodged thee — till thou didst seek —; und unmittelbar nachher: I pitied thee, Took pains to make thee speak etc. Wenn aber hierdurch festgestellt ist, dass die Worte abhorred slave zu Caliban gesprochen werden, so sehe ich nicht ein, wie es anders als wilt heissen kann. Wenigstens hat Shakspere nie anders geschrieben, als dass er hinter dem Relativum die Person des Zeitworts hat folgen lassen, welcher das vorhergehende (oder hinzuzudenkende) Personalpronomen angehört.

Macbeth I, 5.

> Hail, king that shalt be.

King Lear I, 1.

> Fairest Cordelia, that art most rich, being poor.

King Lear IV, 2.

> Milk-liver'd man,
> That bear'st a cheek for blows.

Richard II., IV.

> Make me, that nothing have, with nothing grieved.

K. Henry VI., I. p. IV., 5.

> Flight cannot stain the honour you have won
> But mine it will, that no exploit have done.

King Henry VI., III. p. I, 1.

> Had I been there which am a silly woman.

Richard III., I, 2.

> O God, which this blood mad'st, revenge his death!
> O earth, which this blood drink'st, revenge his death!

Ibid.

> For doing worthy vengeance on thyself,
> That didst unworthy slaughter upon others.

Und so immer. Wenn also die sonst überall gültigen Grundsätze der Kritik auch bei der Herausgabe Shakspere's zur Anwendung kommen müssen, so muss der T strich, den ein unachtsamer Drucker dem letzten l entzogen hat, ihm und Shakspere zurückgegeben werden. Reddendum Caesari quod est Caesaris. Das ihm dadurch wieder verschaffte Eigenthum ist nicht bedeutend; auch handelt es sich weniger um dieses, als darum, ob man einem Buchdruckerburschen mehr zu glauben hat, als Shakspere und der Vernunft.

19) King John V, 2 sagt der Bastard

> By all the blood, that ever fury breath'd,
> The youth says well.

Schlegel übersetzt:

> Bei allem Blut, das je die Wuth gehaucht,
> Der junge Mann spricht wohl.

Ganz unverständlich für einen Jeden, der nicht mit der blossen Ahnung dessen, was wohl hätte gemeint sein können, zufrieden gestellt ist; eine von den Uebersetzungsweisen, von denen man mit Desdemona sagen könnte:

> What doth your speech import?
> I understand the fury in your words,
> But not your words.

Man merkt, es soll etwas recht Wüthiges gesagt werden, aber man weiss nicht was. Bei keinem Herausgeber habe ich etwas über diese Zeile gefunden; und doch ist es leicht möglich, dass sie dieselbe nicht alle

auf gleiche Weise verstanden, oder, wenn das, fraglich, ob sie dieselbe richtig aufgefasst haben.

Vor Allem hat man sich, um zu einer sichern Erklärung zu gelangen, deutlich zu machen, ob fury Object oder Subject ist.

Das Nächstliegende ist, fury als Object zu fassen, und dann würde, to breathe fury so gesagt sein, wie das so oft, selbst im gewöhnlichen Leben gebrauchte to breathe vengeance, ne respirer que vengeance, ne respirer que fureur etc. Dass das Object bei dem Dichter auch in einem Relativsatze, in welchem das Relativum Nominativ ist, dem Zeitwort vorangeht (von den Fällen, in welchen es zwischen Hülfszeitwort und Participium oder Infinitiv steht, spreche ich nicht), dafür finden sich allerdings weniger Beispiele, als für das Vorangehen des Objects in andern Sätzen; aber doch genug. So, ausser dem in der vorigen Nummer behandelten Verse des Sturms und den drei andern dort aus Rich. II. und Rich. III. angeführten Stellen, Timon of Athens V, 5.

> Here lie I, Timon, who, alive, all living men did hate.

Hamlet II, 2.

> Who this had seen, with tongue in venom steep'd,
> 'Gainst fortune's state would treason have pronounc'd.

Hamlet III, 3.

> The instances that second marriage move,
> Are base respects of thrift, but none of love.

As you like it III, 2.

> And thou, thrice-crowned queen of night, survey
> With thy chaste eye, from thy pale sphere above,
> Thy huntress' name, that my full life doth sway.

Troilus and Cressida V, 2.

> discourse,
> That cause sets up with and against itself.

Ibid.

> Within my soul there doth commence a fight
> Of this strange nature, that a thing inseparate
> Divides more wider, than the sky and earth.

Othello I, 3.

> And of the Cannibals that each other eat.

Ibid.

> He bears the sentence well, that nothing bears
> But the free comfort, which from thence he hears.

Tim. of Ath. IV, 2.

To have his pomp and all what state compounds.

K. Rich. III., IV, 4.

My damned son that thy two sweet sons smother'd.

Merch. of Ven. II, 7.

which this promise carries —
who this inscription bears —
Some there be that shadows kiss.

und ausserdem noch an einigen andern Stellen. Der Grund, weshalb die ausgebildetere und sorgfältigere Sprache sich dieser Ausdrucksweise — mit Ausnahme mancher noch jetzt in der Poesie gestatteter Wendungen — enthielt, ist derselbe, der den Römern im accusativus cum infinitivo zwei Accusative verwehrte: die dadurch entstehende Zweideutigkeit. Shakspere selbst stellt diesen Vergleich an und belehrt über diesen Punkt der Grammatik. Im II. Theile von Henry VI. liest der Herzog von York die Weissagung, welche der Beschwörer Bolingbroke dem aufgerufenen Geist in den Mund gelegt hat:

The duke yet lives, that Henry shall depose,
But him outlive and die a violent death;

und dazu bemerkt der Herzog von York:

Why, this is just:
Ajo te, Aeacida, Romanos vincere posse.

Wenn also dergleichen Beispiele, wo dem Relativum, als Subject, das Object unmittelbar und noch vor dem Verbum folgt, nicht allzuhäufig sind, so kommen sie doch vor. Sprachlich lässt sich also die Auffassung von fury als Object rechtfertigen; und solche Zusammensetzungen, wie lust-breathing, Tarq. and Lucr. 1 etc. sprechen auch noch einigermassen dafür. Hätte Schlegel die Stelle so verstehen wollen, dann hätte er vor dem Substantivum Wuth den Artikel fortlassen und überhaupt übersetzen müssen:

Bei allem Blut, das jemals Wuth geschnaubt.

Aber was für einen Sinn gibt, selbst bei diesem, den Mund etwas voll nehmenden und nicht selten (mit völliger Absichtlichkeit Shakspere's) an den Bombast mancher älteren, z. B. Marlow'scher Stücke, erinnernden Bastard Faulconbridge, die Redensart: das Blut schnaubt Wuth? Ich sollte meinen, diese Sprechweise: „Wuth schnauben“ könne nur mit Beziehung auf eine Person, nicht aber von ihrem Blut gesagt wer-

den; und eine Prosopopöie dieser Art sei nicht bloss kühn und gesucht, sondern gradezu abenteuerlich. Anzunehmen aber, dass blood hier, wie in dem Ausdrucke a young blood für a youth, von Personen gemeint sei, hindert das dabeistehende Adjectivum all.

Nach meiner Ueberzeugung darf man die andre Erklärungsweise nur hören, um die erstere sogleich zu verwerfen; und sie entscheidet zugleich, wie ich hoffe, die Frage, in welchem Sinne fury aufgefasst werden muss. Shakspere hat fury als Subject gefasst. Faulconbridge sagt: Bei allem Blut, das jemals eine Furie angehaucht d. h. entflammt hat. Fury, eine Furie steht ohne den unbestimmten Artikel, der bekanntlich nach ever, wie im Französischen nach jamais, de ma vie etc., fortbleibt. Der Dichter hat ohne Zweifel eine Stelle Ovid's in den Metamorphosen IV, 490 vor Augen, wo es heisst:

Monstris exterrita conjux,
Territus est Athamas: tectoque exire parabant.
Obstitit infelix, aditumque obsedit Erinnys.
Nexaque vipereis distendens brachia nodis,
Caesariem excussit. Motae sonuere colubrae:
Parsque jacens humeris, pars circum tempora lapsae,
Sibila dant, saniemque vomunt, linguasque coruscant.
Inde duos mediis abrumpit crinibus angues;
Pestiferaque manu raptos immisit. At illi
Inoosque sinus Athamanteosque pererrant,
Inspirantque graves animas; nec vulnera membris
Ulla ferunt: mens est, quae diros sentiat ictus.

und nachher:

Dumque pavent illi, vertit furiale venenum
Pectus in amborum praecordiaque intima movit.

Man vergleiche auch Metam. II, 800.

Jussa facit; pectusque manu ferrugine tincta
Tangit; et hamatis praecordia sentibus implet
Inspiratque nocens virus, etc.

Die Schlangen der Tisiphone zischen bei Ovid und hauchen Zorn in die Brust der Ino und des Athamas; die Furie selbst giesst ihr Gift der Raserei in ihr innerstes Herz, also in ihr Blut. In gleicher Weise ist hier bei Shakspere von Leuten die Rede, deren Blut die Furie angehaucht und mit Wuth und Zorn entflammt hat. Und ähnlich sagt Shakspere an einer andern Stelle. Henry VI., III. p. I, 2.

The sight of any of the house of York
Is as a fury to torment my soul.

Die Furien waren die beliebtesten mythologischen Figuren für Anspielungen und Bilder der älteren Bühnenstücke; daher legt Shakspere in Pistol's Mund die Worte, K. Henry IV., II. p. V, 4.

Rouse up revenge from ebon den with fell Alecto's snake.

und eben da, 3.

Then, Pistol, lay thy head in Furies' lap.

und im Midsummer-night's dream lässt er Pyramus ausrufen:

Approach, ye furies fell!

Um so mehr passt die Redensart nach der obigen Auslegung in den Mund des Bastards, den Shakspere nicht selten an den braggardism der älteren Bühnenstücke — aber mit unvergleichlichem Humor — anstreifen lässt. Er lässt ihn auch selbst cracker, brabbler u. s. w. nennen.

Aber wie kommt das Zeitwort to breathe dazu, die Bedeutung zu haben, welche in der eben vorgetragenen Erklärung ihm beigelegt worden worden ist? Man denke, es stände im Texte:

By all the blood that ever fury breath'd on,

und Niemand würde gegen den Ausdruck in obigem Sinne irgend etwas, wenn auch Jeder sehr viel gegen den Vers, einzuwenden haben. Die Präposition hat Shakspere, wie er es auch in andern Redewendungen bisweilen thut, fortgelassen; so All's well that ends well III, 6.

I must go look my twigs; he shall be caught;

statt to my twigs. Andre Dichter thun dasselbe; Milton: Who shall find out his uncouth way o'er the vast abrupt, ere he arrive the happy isle; und besonders scheint dieser Gebrauch häufig gewesen zu sein am Ende der relativen Sätze; wie K. John III, 1.

But thou hast sworn against religion,
By what thou swear'st against the thing thou swear'st,

d. h. against the thing thou swear'st by oder which thou swear'st by. Die Ellipse: breath'd für breath'd on ist, nach meinem Dafürhalten, nicht auffallender, als die nicht den geringsten Anstoss erregende im Macbeth I, 3.

And the very ports they blow;

— eine Stelle, die, wenn sie relativ gefasst wäre (the very ports that oder which they blow), mit der unsrigen, nach meiner Erklärung, ganz parallel liefe.

Hätte Schlegel die Stelle so verstanden, wie ich eben auseinandergesetzt habe, so hätte er übersetzen müssen:

Bei allem Blut, das Furien je entflammt.

Er durfte nicht sagen: „die Wuth", denn die Wuth ist nicht das von Aussen her wirkende Agens, sondern die im eignen Innern des Menschen hervorgebrachte Gemüthsbewegung, nicht das Hervorbringende, sondern das Hervorgebrachte. Offenbar hat er hier, um zu verdecken, dass er sich nicht zu entscheiden weiss, ob fury Subject oder Object ist, so übersetzt, dass man aus seinen Worten das Eine wie das Andre beinahe gleich gut — oder vielmehr gleich schlecht — herausnehmen kann: gewiss in der Absicht, die Möglichkeit der doppelten Auslegung auch seiner Uebersetzung zu erhalten, freilich auf eine Weise, die beide Auslegungsarten völlig undeutlich und den Sinn unverständlich macht.

Zu diesen Auslegungen kommt nun noch eine dritte, welche ich nicht vorenthalten darf.

Als ich die obige Auseinandersetzung im Verein für das Studium der neuern Sprachen gegeben hatte, erhielt ich von Herrn Prince-Smith ein Schreiben, aus welchem ich die hierhergehörige Stelle heraushebe:

It occurs to me that we have in English an obsolete expression: „to breathe a vein" — to bleed, to give vent to a vein.

But as it is evidently rather to the blood than to the vein, that vent is given, Shakepeare's words, yesterday evening discussed, may perhaps be translated:

„Bei allem Blut, das Wuth je fliessen liess."

This interpretation appears to me to be quite admissible, and helps us over the difficulty of regarding „fury" as an accusative preceding the verb by which it is governed.

Aus meinem Antwortschreiben setze ich gleichfalls die betreffende Stelle her.

As to the interpretation given in your letter to the passage of K. John lately discussed, I freely confess, that I cannot yet adopt your opinion. In saying to breathe a vein, or to give vent to —, the meaning is evidently to make a hole in — (properly for the purpose of admitting air; vent = hole, Troil. and Cress. V, 3. Look how thy wounds do bleed at many vents;) and I do not know in what manner a hole may be made in the blood, and therefore suppose that no one ever has said „to breathe blood" for „to let blood".

20) King John III, 4.

> So, by a roaring tempest on the flood,
> A whole armado of convicted sail
> Is scatter'd and disjoin'd from fellowship.

Dass Shakspere bei einzelnen Stellen Ovid vor Augen gehabt hat, habe ich in dem vorigen Abschnitt angenommen. Am deutlichsten zeigt es sein Tarquin and Lucrece, welches aus den Fastis (II, 721 flg.) erweitert ist und in welchem manche Ausdrücke, Beschreibungen und Vergleiche Ovid's sich herauskennen lassen. Auch verglichen seine Zeitgenossen Shakspere gern mit diesem römischen Dichter. Francis Moore in seinem „Palladis Tamia, Wit's Treasury: being the second part of Wit's Commonwealth, London 1598" — ich citire aus Delius' Vorrede zu King John — sagt: As the soule of Euphorbus was thought to live in Pythagoras, so the sweet worthie soule of Ovid lives in mellifluous and hony-tongued Shakspeare; witness his Venus and Adonis, his Lucrece, his sugred sonnets among his private friends. Mag Shakspere immerhin nur „for some time the free grammar school of his native town" besucht haben, und mag er auch hier nur das wenige Latein, — the small Latin, wie sein Freund Ben Jonson sagt — welches er kannte, habe erlernen können: immerhin lebte er in einem literarischen Jahrhundert und mit Freunden, welche scholars waren; aus deren Umgang er mit den poetischen Werken des Alterthums (in Uebersetzungen) bekannt werden musste; und viele Ausdrücke und Anspielungen führe nicht nur auf Ovid und Virgil, sondern auch auf andre Dichter, auf Homer, vielleicht sogar auf die griechischen Tragiker. Oder führt etwa nicht die Strophe in Venus und Adonis

> At this Adonis smiles, as in disdain,
> That in each cheek appears a pretty dimple;
> Love made those hollows, if himself were slain,
> He might be buried in a tomb so simple:
> Foreknowing well, if there he came to lie,
> Why, there love lived, and there he could not die.

entweder auf Horaz, Od. IV, 13, 5.

> Ille (Cupido) virentis
> doctae psallere Chiae
> pulchris excubat in genis;

oder auf Sophocles, Antig. 783.

> Ἔρως —
> ὃς ἐν μαλακαῖς παρειαῖς
> νεάνιδος ἐννυχεύεις —?

Denn die Vorstellung, dass Amor auf den Wangen (oder in den Wangengrübchen) eines Mädchens (oder eines Jünglings) Wache hält (oder stirbt und wieder auflebt), ist eine so eigenthümlich antike Spielerei, dass sie nur auf dem Boden des Alterthums erwachsen sein kann. Der Nachweis aller Stellen, in denen Shakspere etwas von den Alten entlehnt, würde eine interessante Abhandlung geben und könnte allein den hier kurz berührten Gegenstand erschöpfen.

Dann aber würde, zusammen verglichen mit der Chronologie der einzelnen Stücke, das Ergebniss einer solchen Untersuchung hinwiederum einiges Licht verbreiten können über Shakspere's Bildungsgang. Dass Shakspere z. B. als er [Titus Andronicus] Two gentlemen of Verona, den II. und III. Theil von Henry VI., schrieb, frisch von der Lectüre von Ovid's Metamorphosen und Virgil's Aeneis kam, beweist wohl der Umstand, dass in diesen Stücken die meisten Anspielungen auf die Fabeln oder auf Ausdrücke jener Gedichte vorkommen; es beweist es am Ende auch wohl der Gebrauch des immer doch nur bei den Gebildeteren üblichen Worts metamorphosed, welches Shakspere auffallender Weise in des clown Launce's Mund legt: was er schon in jener Zeit, wo seine Objectivität sich eben glänzend entwickelte, schwerlich gethan hätte, wenn Ovid's Gedicht es ihm selbst gerade damals nicht so sehr geläufig gemacht hätte. In den auf die obengenannten Stücke folgenden Lust- und Trauerspielen nehmen die Anspielungen auf die alten Dichter — selbst in den Dramen, in denen wegen des antiken Gegenstandes dazu wohl Veranlassung wäre — schnell ab, um zuletzt fast ganz zu verschwinden; und schon zur Zeit der Abfassung des zweiten Theils von Henry IV. konnte er sich durch den Mund und in der Person des Fähnrichs Pistol — ancient Pistol — über das früher gebräuchliche Umherwerfen mit antiken Wortbrocken und Namen lustig machen; denn das sollen doch die Worte: to Pluto's damned lake — with Erebus and tortures vile — compare with Caesar's, and with Cannibals and Trojan Greeks — Come, Atropos, I say und ähnliche.

Ich muss einige von den Stellen, in denen Shakspere auf Ovid und Virgil sich bezieht, hier hersetzen, um mit der Art und Weise, wie er es thut, für die über diesen Abschnitt gesetzte Stelle aus King John eine Parallele ziehen zu lassen.

Two gentlemen of Verona III, 1.

Why, Phaëthon [for thou art Merops son]
Wilt thou aspire to guide the heavenly car
And with thy daring folly burn the world?

I, 2.

Fire, that is closest kept, burns most of all,

aus den Metamorph. IV, 64.

Quoque magis tegitur, tectus magis aestuat ignis.

I, 3.

Thus have I shunned the fire for fear of burning
And drench'd me in the sea, where I am drown'd,

mit Anspielung auf Icarus; Henry VI., II. p. III, 2.

With full as many signs of deadly hate,
As lean-faced Envy in her loathsome cave.

(Ov. Met. II, 760); V, 1.

Whose smile and frown like to Achilles spear
Is able with the change to kill and cure.

(Ov. Met. XII, 112.) Durch Virgil dagegen sind veranlasst Henry VI., II. p. III, 2.

But Aeolus would not be a murderer.

ibid.

To sit and witch me, as Ascanius did,
When he to madding Dido would unfold
His father's acts, commenc'd in burning Troy.

K. Henry VI., III. p. III, 2.

I'll play the orator as well as Nestor,
Deceive more slily than Ulysses could,
And like a Sinon, take another Troy.

IV, 8.

Farewell my Hector and my Troy's true hope.

i. e. spes fidissima Teucrum.

Die Berücksichtigung der Art nämlich, wie Shakspere die alten Dichter benutzte, scheint mir auch in kritischer Beziehung nicht ohne Ausbeute zu sein. Nirgends ahmt Shakspere bloss nach; nirgends übersetzt er eigentlich; wenn er auch Sentenzen wie Worte, Beschreibungen und Bilder entlehnt, so schafft er sie doch nach seiner Eigenthümlichkeit überall um, als wenn er Horazens in andrer Beziehung ausgesprochene Vorschrift „ex Graeco fonte parce detorta“ gekannt und hierbei angewendet hätte. Aus dieser Anschauung heraus glaube

ich einen Ausdruck unsrer Stelle gegen unnöthige Conjecturen vertheidigen zu können.

Statt des allerdings auffälligen convicted conjicirte Pope collected und Johnson nahm diese Lesart auf; Delius setzt gar connected. Aber collected ist wegen whole armado überflüssig, connected nicht bloss überflüssig, sondern, in dem gemeinten Sinne, schwerlich im Sprachgebrauch begründet. Collier's Exemplar hat convented; und er selbst erklärt den ganzen Ausdruck a whole armado of convented sail „a fleet that had been convened at some port to bring aid to the Dauphin.“ Ob so etwas bei diesem ganz allgemein gehaltenen Gleichniss gedacht werden dürfe, oder von dem Dichter gesagt werden konnte, ist äusserst fraglich; besonders da der Dauphin (oder vielmehr König Philipp), der in jenem Augenblick in Frankreich ist, und noch dazu bei Angers, gar keine Hülfe von der See her erwarten konnte. Es ist dies ein Fall, in welchem Collier, sonst in seinen Bemerkungen sehr vorsichtig und überlegt, sich wohl arg versehen hat. Dagegen ist convicted, vorausgesetzt nur, dass es die Bedeutung overcome, oder auch nur confounded haben kann, völlig passend. Ehe die Schiffe von einander getrennt werden können, muss der Sturm ihrer Herr sein. Nun hat zwar die oben angeführte Bedeutung das lateinische Zeitwort convincere nicht; wohl aber das englische to convince; z. B. Cymbeline I, 5. Your Italy contains none so accomplished courtier to convince the honour of my mistress; — wenn es für eine so bekannte Sache der Beispiele bedarf. Shakspere hat aber, dem gewöhnlichen convinced (und convinc'd gesprochen), hier convicted vorgezogen, nicht nur, wie mir scheint, des an dieser Stelle wirksameren härteren Klanges wegen, sondern auch, um an das lateinische victus zu erinnern. Denn bei diesem Gleichniss der zerstreuten Flotte hatte er ohne Zweifel die Beschreibung Virgil's im 1. Buche der Aeneide, V. 120 flg. von dem Sturm und der Zerstreuung der Flotte des Aeneas im Sinne. Der roaring tempest erinnert an stridens aquilone procella; convicted sail an Jam validam Ilionei navem, jam fortis Achatae, et qua vectus Abas et qua grandaevus Aletes vicit hiems; is scatter'd and disjoined from fellowship an Disjectam Aeneae toto videt aequore classem. Uebrigens vertheidigt Todd, auch ohne auf die Virgil'sche Stelle irgend welche Rücksicht zu nehmen, dennoch convicted gegen Johnson; und dafür dass Shakspere dies Participium in der Bedeutung von overcome möchte

gebraucht haben, liesse sich noch anführen, dass er in dem Sinne von überführt nur convict braucht, K. Rich. III., 1, 4.

Before I be convict by course of law.

Wie sehr aber Delius irrte, wenn er zu dieser Stelle niederschrieb: „Die Folio hat convicted, was die Herausgeber = besiegt erklären, eine Bedeutung, die, wenn sie auch nachweislich wäre, in den Zusammenhang hier wenig passen würde, da nicht von besiegten, sondern von durch Sturm zerstreuten Schiffen die Rede sein kann:" wie sehr, sag' ich, Delius in dieser Bemerkung sich irrte, zeigt das Virgil'sche vicit hiems: wenn Shakspere, wie, ausser Collier, die englischen Herausgeber jetzt wohl alle annehmen, convicted im Sinne von overcome geschrieben hat, so meint er natürlich nicht besiegt von Feinden, sondern besiegt vom Sturm.

Wer endlich nicht zugeben will, dass convicted mit Bezug auf die Virgil'sche Stelle, um an victus zu erinnern, von Shakspere gebraucht worden sei, der kann dennoch convicted beibehalten und verstehen convicted by the hand of heaven, confounded. Ich, für mein Theil, gebe der andern Erklärung unbedingt den Vorzug.

Denn ähnliche Wortbildungen aus dem Lateinischen wie convicted aus victus hat sich, wie ich glaube, Shakspere auch sonst noch erlaubt. So to renege von nego unmittelbar statt des üblichen to deny gebildet. [Ich finde to renege ausser bei Shakspere nur aus einem Schreiben Karl's I. angeführt, der es wahrscheinlich von Shakspere entlehnt hat.] Ant. and Cleop. I, 1.

his captain's heart,
Which in the scuffles of great fights hath burst
The buckles on his breast, reneges all temper.

King Lear II, 2.

such smiling rogues as these
— — — — — — — — — — —
Renege, affirm and turn their halcyon beaks
With every gale and vary of their masters.

Man wird leicht bemerken, dass zwischen diesem Worte (to renege) und dem obigen (convicted) die Analogie der Bildung besteht, dass, während wegen renegado aus nego renege, so im andern Falle wegen to convince aus victus convicted gebildet worden ist. Auch gehört hierher to allege für to alledge (in der Abkürzung der dritten Person 'leges für alleges) unmittelbar von allegare abgeleitet, um so

passender, weil von einer Anführung aus dem Lateinischen die Rede ist und nur weniger passend deshalb, weil das Wort einem Bedienten, der noch dazu das Italienische für Latein hält, in den Mund gelegt wird, Taming of the shrew I, 2.

> Nay, 'tis no matter what he 'leges in Latin.

Dies Wort to allege für to alledge können freilich auch wohl schon andre Schriftsteller vor Shakspere gebraucht haben; und ähnlich ist es mit to convive, Troilus and Cressida IV, 4 gegen Ende:

> First, all you peers of Greece, go to my tent;
> There in the full convive we;

wenigsten kommt dieses Wort in den gleichzeitigen Schriftstellern öfter vor. Stelled aber, das viele Herausgeber für stellated von dem lateinischen stellatus erklärt haben, K. Lear III, 7.

> The sea with such a storm, as his bare head
> In hell-black night endur'd, would have buoy'd up
> And quench'd the stelled fires,

kommt ganz einfach von dem alten Zeitwort to stell = to fix; Tarquin and Lucrece, 207.

> To this well painted piece is Lucrece come,
> To find a face where all distress is stell'd.

21) King Henry IV., I. p. V, 1. haben die Ausgaben, die ich eingesehen habe:

> In both our armies, there is many a soul,
> Shall pay full dearly for this encounter.

Der zweite Vers ist unvollständig, da es doch gewiss Niemandem einfallen wird zu betonen éncounter. (Man vergleiche Cymb. II, 5 and she — Should from encounter guard.) Sollte nicht gelesen werden müssen

> Shall pay full dearly for this here encounter.

Und vielleicht hat das unmittelbar darüber stehende there dem Abschreiber oder Drucker Veranlassung gegeben, here wegzulassen.

Berlin. H. J. Heller.

Des

Martinus Polonus

Chronik der Kaiser und Päpste,

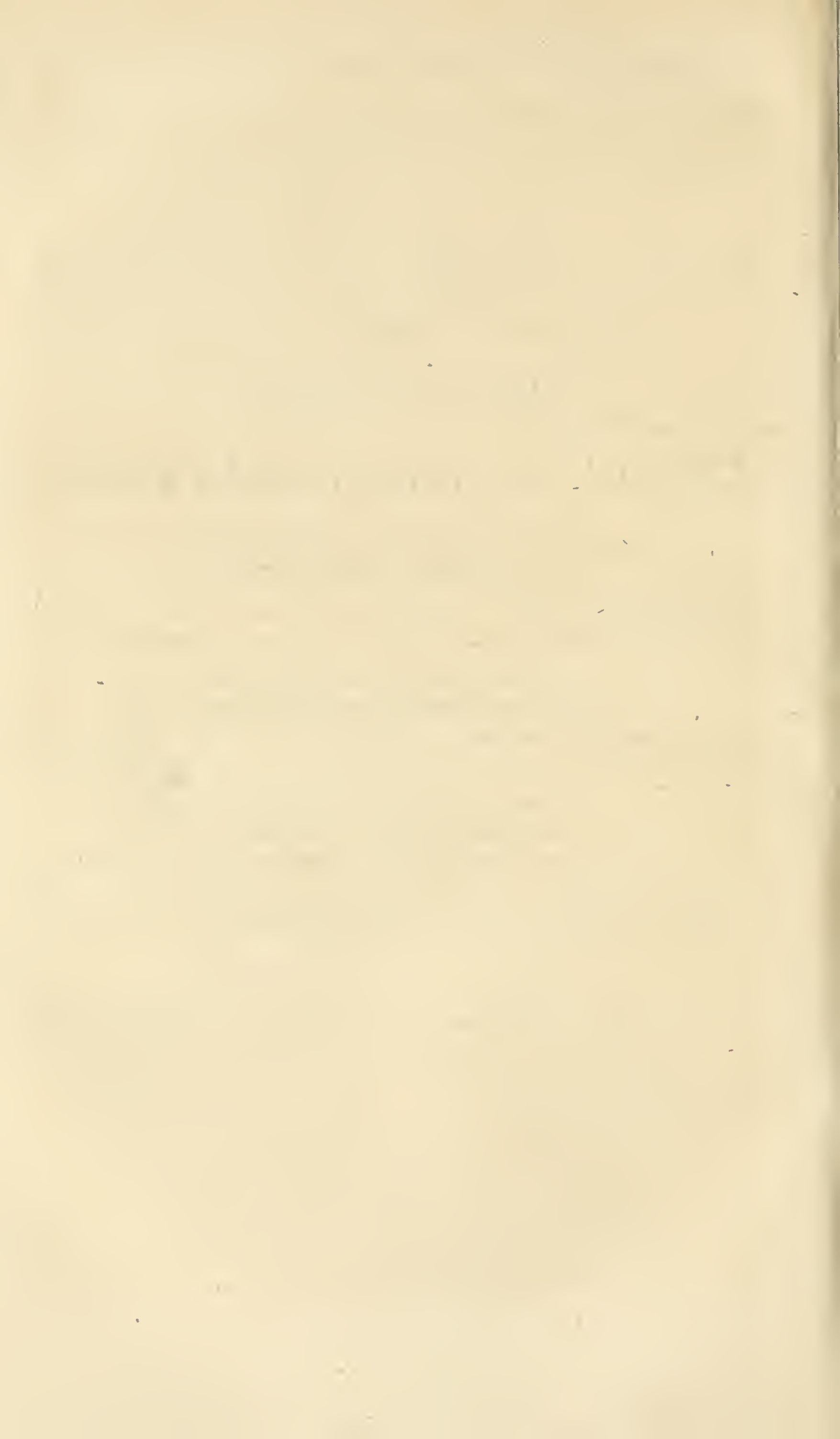
in deutscher Uebersetzung

aus der ältesten Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts

zum ersten Mal herausgegeben

von

San-Marte (A. Schulz).



Einleitung.

Die Sorgfalt und Genauigkeit in der Chronologie, die rückhaltlose Wahrheitsliebe, die fromme christliche Gesinnung, das klare fliessende Latein und der Geschmack in der Auswahl und Darstellung, welche des Martinus Polonus Chronik der Kaiser und Päpste auszeichnen, haben deren Verfasser ebenso berühmt, als die Aufnahme oder Einschiebung der bösen Geschichte von der Päpstin Johanna in dieselbe berüchtigt gemacht. Das Erstere bezeugen die zahlreich durch fast ganz Europa verbreiteten Handschriften seines Werkes (in Pertz' Archiv für ältere Geschichtskunde Bd. III., V. und VII. sind fünfzehn Manuscripte der ersten und mehrere sechzig der zweiten Redaction namhaft gemacht), sowie die Anerkennung, welche ihm von Zeitgenossen und Nachfolgern gezollt ward; das Letztere bestätigt der alte und zur Zeit der Reformation auf's Neue entbrannte Kampf über die Wahrheit oder Fabel von der verrufenen Päpstin, welcher auch später von katholischer Seite zu Gunsten der Reinheit des päpstlichen Stuhls wiederholt aufgenommen ward.

Martinus, vom Prediger-Orden, und wie er sich selbst nennt, Pönitentiar und Capellan des heiligen Vaters, und zwar des Nicolaus III., der auf Johann XXI. folgte, und nicht des Innocencius IV., der 1254 starb, war weder aus Schottland, noch aus Carsula oder Cascina in Umbrien, noch aus Böhmen, sondern wahrscheinlich aus Troppau in Oberschlesien gebürtig, und erhielt muthmasslich wegen dieser seiner Herkunft den Beinamen Polonus. Mit Unrecht und in Folge von Verwechslung hat man ihn zum Erzbischof von Cosenza oder Benevent gemacht. Vielmehr ward er 1278 vom Papst Nicolaus III. zum

Erzbischof von Gnesen ernannt. Allein noch vor Antritt des neuen Amtes starb er auf der Reise dahin im Jahre 1279 zu Bologna, und sein Grabmal in der Kirche des heil. Dominicus daselbst trägt die Inschrift: „Hic jacet Martinus Polonus ordinis praedicatorum. Archiepiscopus Gnesnensis.“ Hieraus erhellt, dass Alles, was die Chronik seit 1277 oder 1278 enthält, nicht mehr von Martin selbst herrührt. Ihren ersten Entwurf hat er später noch einmal, wenn nicht öfter, mit Zusätzen redigirt, deren bedeutendster die Beschreibung der Stadt und die Geschichte von der Erbauung Roms bis zu Octavianus Augustus ist; von Jüngeren ist sie vielfach fortgesetzt und zum Theil sehr bedeutend ergänzt und ausgedehnt worden. Daher weichen die Handschriften der zweiten Redaction sowohl im Inhalt als im Schlusspunkt ausserordentlich von einander ab; diejenigen aber werden als die lautersten Quellen zu erkennen sein, worin er selbst die Absicht kundgibt, die Geschichte bis zum Papst Nicolaus III. führen zu wollen.

Die lateinisch abgefasste Chronik ist bis jetzt dreimal gedruckt worden:

1) Coloniae, a. 1616. 4. von Fabricius Johannes Caesar ex vetustissimo Manuscripto der ersten Redaction; sie beginnt daher mit Octavian, und es fehlt ihr die Geschichte Roms seit Erbauung der Stadt. Auch fehlt die Johanna Papissa, und an der betreffenden Stelle eifert der Herausgeber in einer Anmerkung gegen die ketzerische Basler Ausgabe des Operinus, welche dieselbe zum Aergerniss der heiligen Kirche aufgenommen.

2) Basileae, a. 1559. 4. mit dem Marianus Scotus zusammen, per Jacobum Parcum, expensis Johannis Operini, nach dem Fuldaer und Vorauer Codex der zweiten Redaction.

3) Antwerpiae, 1574, 8; cum notis Suffridi Petri, nach fünf verschiedenen Handschriften der zweiten Redaction, und durch eine grosse Menge zum Theil sehr ausführlicher Zusätze die Baseler Ausgabe an Umfang weit überragend.

Die Bedeutung, welche dieser Chronik beigelegt ward, bekundet sich auch durch ihren Uebergang in die Volkssprache. In Pertz' Archiv, l. c. V, S. 192 wird einer florentinischen Bearbeitung und Fortsetzung der ersten Redaction der Chronik,

der Studj zu Neapel erwähnt, die mit 1308 endigt, wo Albrecht's I. Ermordung mit kurzen Worten gedacht wird. Nach Bd. VII. S. 666 l. c. ist ein zweites Exemplar in Florenz, bibl. Magliabecchiana, Nro. 48, Classe 48, palchetto I. aufgefunden.

Auch an mehreren deutschen Uebersetzungen und Bearbeitungen fehlt es nicht. Nach Wilken's Geschichte der Heidelberger Büchersammlungen (Heidelberg 1817, Oswald) befinden sich darin unter den deutschen Handschriften:

a. (p. 356, l. c.) Nro. CXXXVII. Pap. 15. Jahrh. 242 Bl. Fol. mit Bildern, in drei Büchern: 1. „Hie vohet sich an des buches capittel — wie Rome gebuwen ist vnd wer es zum ersten aneving." 2. Von den heiligen Oertern. 3. Von den Päpsten.

b. (p. 362, l. c.) Nro. CXLIX. Pap. 15. Jahrh. gespalt. Col. 319 Bl. Fol. 1. Poncianus. 2. Unsere Chronik in drei Büchern wie Nro. 137. Anfang: „DIe zit vnd stunde vnd die getad der Romischen keyser vnd der Bebeste so han ich bruder Martin ein penitencier — disz gegenwertige Buoch gedichte etc."

c. (p. 364, l. c.) Nro. CLIV. Pap. 15. Jahrh. 405 Bl. Fol. 1. Bl.: 1. Die Chronik in zwei Büchern. Anfang: „Die zit vnd stund vnd die getat der Romischen keiser und der bebst so han ich bruder martin ein penitentzer vnd capellan vnssers helligen vatters des bapsts disz gegenwirtig buch gedacht zu nemende uz mancherley Croniken," etc. Dem ersten Buche, das mit Heinrich VII. schliesst, sind gereimte Erzählungen von den Kaisern Theodosius und Julianus angehängt.

d. (p. 369, l. c.) Nro. CLVII. Pap. 15. Jahrh. gespalt. Col. 155 Bl. Fol. 1. Die Chronik. Bl. 1. Anfang: „Anno domini MCCCLXVIII. wanne es sich wol fuget. vnd nutz ist zu wissen den maistern von der gotlichen kunst vnd ander gelerten lewten," etc. Ende: „Hie hat die Cronik ain ende von den keysern vnd von den pebsten vnd wart auz geschriben do man zalt von Cristi geburt Tausent vierhundert iar vnd in dem neundenvndzwantzigsten Jar. an dem hailigen crist habent von mir hansen zückenraünst."

Nach Mittheilung des Herrn Bibliothekdirector v. Lichtenthaler besitzt die königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München zwar keine vollständige Uebersetzung der lateinischen Chronik des Martin Polonus, wohl aber zwei Handschriften des 15. Jahr-

hunderts, in denen das Chronikon theilweise benutzt ist, nämlich:

e. Cgm. 696. Chronik von Rom vnd den romischen Kaisern (ausgezogen aus der Chronik des M. P. und fortgeführt bis auf Kaiser Friedrich III., 1440. Benutzt sind hier: L. I., c. 1. 3. 4. 5. 8. L. II., c. 1. 2. und von c. 3 das Ende; c. 4 fehlt ganz; ferner c. 5—18. L. III. fehlt ganz. Probe: „In der iar zall als rom gestanden was funff hundert vnd XL iar da wurden gesant lucius palo tarentinus nardo radhern von rom gen hanibal vnd stritten mit in pey den gassen tanasa vnd verlorn den streitt vnd wurden erschlagen XLIIII tausent man der romer. da mochten die romer nicht mer gestreitten wan in dem streitten wurden erschlagen emilius paulus Rathern ares vnd die hern von dem pretorio vnd der senat dreyssig edel hern vnd L tausent ze fusz vnd L tausent ze rosz vnd farco ain rather floch zu neuwfio mit L ritter vnd die romer hetten kainen zweiffel es wer der jungest tag ir stat gewesen vnd auch nach des signust zu hand koret hanibal zu der statt zu ainer gezugnusz ains grosens sigs. (S. Fol. XIII b. unsers Manuscripts.)

f. Cgm. 316. Hier sind benutzt: L. I., c. 2 auf Fol. 1 v. (nach der Baseler Ausgabe). Von Fol. 12 v. an beginnt der alte Text des M. P. in der Cölner Ausgabe von 1616, Fol. 4 b. Dieser Cölner Ausgabe folgt die Uebersetzung bis Fol. 90 v., dann folgt die Fortsetzung bis a. 1435. „Hie hat die Cronik ain ende von den kaysern vnd von den pebsten vnd wart auz geschriben do man zalt von Christus gepurt Tausent vierhundert vnd in dem funff vnd dreyzzigesten jar an dem nechsten mentag nach Esto michi. — Hernach vindet man geschriben von mangerlay sachen die auz andern püchern genomen sint vnd auch gerecht sint zu dem ersten also," etc. etc. (z. B. aus Conrad v. Megenberg, Buch der Natur). Probe: „Von Gregorio dem VII. von Tuscan geparn. Fol. 83 v. (M. Pol. L. IV., c. 167). Gregorius der sibent was geporen von Tuscan der besaz den stul zwelff iar ainen manat vnd vier tage vmb sein loblich leben wart er ze pabst erwelt. Disen pabst vieng Cencius ain prefecte an der Cristnacht do er die ersten messe gesang in vnser frawen munster der grozzern das da haizzet ze vnsers herrn crippen vnd lait in in seinen Turen vnd die Romer

prachen desselben nacht den Turen vnd losten den pabste vnd vertreiben Cencium von der stat. Diser pabst macht ain concilium von zehen vnd hundert pyschoffen in dem er ze panne tet den kaiser hainrich den dritten wanne er der romischen kirchen ir aygen wolt zertaylt habn vnd darnach kom er zu dem pabst ze Lamparten vnd do stund er mit plozzen füzzen auf sne vnd eyse etwe lange vmb puz vnd wart doch kavm ledig von dem panne. Darnach besamneten sich vil pyschoff ze Ravenna die auch der pabst gepannet het vnd machten ze pabst Gumbertum den pyschoff von Ravenna mit des kaisers rahte vnd nanten in Clementem" (die entsprechende Stelle muss in unserm Manuscript auf den verlornen Blättern gestanden haben).

Nach ferneren Anfragen bei den Bibliotheken zu Wien, München, Leipzig, Wolfenbüttel und Berlin sind daselbst fernere derartige Manuscripte nicht vorhanden und bekannt; zu besonderer Freude gereichte es mir daher, aus der Bibliothek des verstorbenen Geh. Reg.-Rath Lepsius zu Naumburg a. d. S. das Manuscript einer vollständigen Uebersetzung des M. P. mit der Erlaubniss zu dessen Herausgabe zu erhalten, welches alle übrige Manuscripte dieser Art an Alter bei Weitem übertrifft.

Es ist ein Pergamentcodex in kl. Folio von 149 Bl. in Schweinsleder gebunden, worin jedoch leider Bl. 74—96 incl., Bl. 129, wo die Papissa ihren Platz hätte finden müssen, und Bl. 137—144 incl. fehlen, und vor dem Einbinden schon gefehlt haben, da Spuren gewaltsamen Herausreissens, ausser bei Bl. 129, nicht sichtbar sind. Die Schrift ist neugothische Minuskel, mühsam, mit der grössten Genauigkeit, ganz gleichförmig und sehr sauber von einer Hand geschrieben. Es kommen nur wenige und einfache Abkürzungen in der gewöhnlichen Weise vor, ein Apostroph für die Endungen er und us, der Querstrich über der Silbe für n, d, um und am, z. B. in von, vnd, ecclesiam u. s. w. Die Ueberschriften sind roth, die Initialen roth oder blau; andre Farben kommen nicht vor. Die Sätze sind durch rothe oder blaue Trennungszeichen geschieden; die Zeilen sind interliniirt; jede Seite ist in zwei Spalten getheilt, die durch Seitenlinien eingefasst sind. Das Pergament ist stark und nicht eben fein. Nach Form der Schrift und Sprache kann der Co-

dex nicht lange nach der Zeit geschrieben sein, bis zu welcher er die Geschichte selbst führt. Die Kaiser- und Papstgeschichte ist nicht, wie in mehreren lateinischen Handschriften, neben einander, sondern hintereinander geschrieben, die der Kaiser voran, und sie reicht bis zu Kaiser Ludwig's IV. Tod a. 1347, die der Päpste bis Clemens V. u. 1315.

Fol. LXVIIII. macht das Manuscript ohne Weiteres einen Sprung von 1273 bis 1308 und beginnt mit Heinrich VII. eine von Martin Polonus und dessen Fortsetzern ganz unabhängige Erzählung. Wäre diese vom Schreiber selbst verfasst, so hätte er sich wohl als Autor zu erkennen gegeben. Gleichwohl ist es mir nicht gelungen, einen lateinischen Chronisten zu ermitteln, den er hier übersetzt haben könnte. Albertinus Mussatus, hist. Henrici VII., Chron. Ludovici IV. bei Perz, desgleichen des Herward ab Hohenburg und was sonst an Chroniken dieser Zeit bei Reuber, Burmann, Eccard, Pistor, Muratori u. s. w. zu finden, steht mit dieser Erzählung ausser allem Zusammenhang, und scheint sie in der That für ein literarisches Novum gelten zu dürfen. — Es würde der Verlust der Blätter 74—96 mehr zu beklagen sein, wenn es nicht sehr wahrscheinlich wäre, dass der Schreiber wirklich seine Kaisergeschichte mit Ludwig's IV. Tode geschlossen habe; indem er sie schon weiter als die der Päpste geführt hat und in dem vorgesetzten Index sich kein jüngerer Kaiser als Ludwig IV. verzeichnet findet. Ja es werden überhaupt die Fol. 74—96 im Index gar nicht allegirt, daher wohl anzunehmen, er habe die fehlenden Blätter ganz leer gelassen, um Raum zur Fortsetzung der Kaiserchronik zu lassen, wie solches öfter vorkommt, und auch hier am Schluss der Papstchronik die volle Seite zwar liniirt, aber nur bis zur Hälfte der zweiten Colonne beschrieben ist, ohne dass ein Schlusszeichen oder gar eine Schlussbemerkung hinzugefügt wäre.

Sagittarius (Introduct. in hist. eccles. p. 72; 1694, 4.) bemerkt: „Ceterum superiori anno etiam vidi antiquum exemplar Germanice versum inque membrana concinne satis scriptum, Coburgi apud Johannem Ludovicum Zollmann ICtum summe doctum ac prudentem, et Consiliarium Saxonicum amplissimum,

qui dono id acceperat ab Augusto Carpzovio, praefecto Brandenburgico-Magdeburgensi in monasterio ad Salam Dei Gratia dicto. Et dignus profecto hic est liber, qui sive separatim, sive cum aliis ejuscemodi scriptis prodeat.“ Die von ihm angeführten Anfangs- und Schlussworte stimmen so genau mit unserm Manuscript, dass es kaum einem Zweifel unterliegt, es sei eben dasselbe, welches er gesehen, und der Amtm. Carpzov in dem damals vor nicht langer Zeit aufgehobenen Kloster Gottesgnaden bei Calbe a. S. an sich genommen. Zur Ermittelung, ob es etwa aus dem Scriptorio dieses Klosters hervorgegangen, habe ich die im hiesigen königl. Provinzialarchiv befindlichen Urkunden dieses Klosters eingesehen, deren Handschriften aus der Mitte des 14. Jahrh. aber schon so wesentlich, und zwar in Verschlechterung, von der Schrift unsers Manuscripts abweichen, dass es damit keinen Zusammenhang haben kann; seine Schriftzüge gleichen vielmehr den besten des dreizehnten Jahrhunderts, als den jüngern des vierzehnten. Wie es in die Hand des letzten Besitzers gekommen, ist nicht zu ermitteln gewesen, indem eine Notiz sich darüber nicht vorgefunden, und sind auch Bemerkungen über frühere Besitzer nicht darin befindlich. Die Sprache ist hochdeutsch mit einigen wenigen und ziemlich folgerecht festgehaltenen niederdeutschen Formen, die Verwandlung des a in o häufig, doch nicht immer, z. B. Ochen, gemolet, noch (nach), wont (für want, wähnt); die augenscheinlich falsch geschriebenen Namen sind dennoch deutlich geschrieben, und eigenthümlich ist ihm, oft für Teutsche oder Allemannen Tuscan, und für Gothen Schotten zu schreiben, auch mit Tuscan andre wilde Völker zu bezeichnen. Welche Ausbeute die Geschichte und Sprache aus dieser Schrift zu ziehen vermag, müssen wir an andrer Stelle den Fachgelehrten überlassen, und beschränken uns nur auf einen kleinen Auszug der besonders auffälligen Wörter, mit der Bemerkung, dass in der Regel das Manuscript den lateinischen Text in höchst präcisem und treffendem Kerndeutsch wiedergibt, in einigen Stellen sich aber auch eine solche Unkenntnisss des Lateinischen, Flüchtigkeit und Missverstand kund gibt, dass es schwer zu erklären bleibt, wie dieselbe Person so Treffliches und daneben so Mangelhaftes wiederzugeben vermochte.

Antloz. vmb antloz. devotionis caus. 107 a.
ayden. maritus filiae. 20 c.
Begrebede. sepultura. 110 d.
besagen. accusare. 109 c.
besatzen. statuere, praecipere.
bescheidenlich. rationabilis. 106 a.
betuten. exponere. 120 b.
betz. pacis osculum. 114 b.
bistel. postes. 48 a.
bitzeichen. exemplum. 110 a.
Creiz. circus.
Ehte. persecutio.
eimer. urna. 22 c.
einberikeit. unio. 103 d.
endelich. diligens. 25 d.
entenken. cooperire. 42 c.
erlich. gloriosus. solenniter. 103 b.
ertbidme. terrae motus. 37 c.
erwerg. venerabilis. 43 c.
eygenschaft. servitus. 122 a.
Freylich. libere. 69 b.
furbrucke. porticus. 127 d.
Gazzen. vicus.
geiegde. venatio.
gemachtsam. commodus. 25 a.
gerkamern. sacrarium. 123 a.
gestan. favere. 130 c.
geuellig. apertus. 8 a.
gewere. verus. 23 c.
gezweinlinge. gemelli. 8 d.
girig. gyrig. avarus. 110 b.
girikeit. avaritia. 110 b.
Heimelich. societatem requirens. 16 c.
hergraf. patricius. 44 b.
hinder sich farn. secedere. 116 c.
hole. crypta. 109 d. 117 b. vorago 6 d.
Kint dez wunsches. fortunatus. 19 c.
kretze. cantus (pallorum, galli). 104 c.
krieg. schisma.
Lantherren. optimates. 49 a. barones. 147 c.
lauben. tugurium. 6 b.
lute. gens.
Malatscher. leprosus. 122 b. 122 d.
manslaht. homicidium. 40 c.
missehalten. dissentire. 103 a.
munster. monasterium. 116 a. 120 b. basilica, ecclesia.
mutte. modius. 13 c.
Nahtwerk. s. werkwesen.
nuwen. nisi.
Partige. schisma. 53 a.
patte. patrinus. 104 d.
poyen. compedes. 10 a.
Rather. senator.
raven. succidere. 38 d.
rilich. magnificus. 24 d. liberalis. 25 d.
ritte (m.) febris. 47 b.
ritter. miles.
ritterschaft. militia. milites.
roch. foetor. 11 b.
runs. alveus. 2 b.
ruwer. poenitens. 116 c.
Sent, sende. synodus.
schirmen. dimicare. 25 a.
schirmer. gladiator. 24 b.
sitik. morosus. 19 d.
smacheit. blasphemia. 33 b.
storen. destruere.
suhte, suchte. infirmitas; morbus.
suther. inquisitor. 120 b.
Tedingen. tractationes. 145 b.
tote. patrina. 104 d.
trom. trabs. 118 b.
Unberhaft. sterilis. 57 a.
Vberhorer. auditor. 100 a.
vberlegen. deponere. 41 d.
verbosen. deformare. 20 c. depravare. 25 a.
verdacht. exterminatus. 37 c.
vergeben. gratis. 8 c. venenare. 11 c.
veriehunge. confessio.
verrihten. regere. 119 b.
verrugen, rugen. accusare. 106 b.
vertragen. parcere (judicio futuro). 40 a.
vmbgen. ambire. 108 b.
vmbreiten. ambire. 65 d.

vngemachtsam. incommodus. 25 a.
vorster. forestarius. 51 a.
Wandelung. translatio. 126 a.
werkwesen. natura, operatio (Christi) 43 a.
werung. duratio. 2 a.
widersetzzen. restituere. 119 a.
wilen. velum. 105 d.
wirtschaft. convivium. 59 a.
Zertriben. exercere. 26 b.
zucken. rapere. 3 b.
zukunft. adventus. 100 c.
zuriten. impetus 14 a.
zuvart. adventus. 69 b.

Die Vergleichung des Manuscripts mit den drei lateinischen Drucken hat ergeben, dass die Uebersetzung nach keiner der bei diesen Ausgaben benutzten Handschriften gefertigt ist, sondern ihr eine andre, jedoch der zweiten Redaction, zum Grunde liegt. Um jedoch ihr Verhältniss zu jenen Ausgaben näher anschaulich zu machen, ist Alles, was unser Manuscript mehr hat, als die eine oder die andre Ausgabe, cursiv gedruckt, und am Rande die Ausgabe (und zwar durch A., d. h. Antwerpener; B., d. h. Baseler; C., d. h. Cölner) bemerkt, gegen welche das Mehr sich findet. Wenn dagegen die eine oder andre Ausgabe mehr hat als das Manuscript, ist es durch A+. B+. C+. am Rande bemerkt. Somit wird dieser Abdruck hierdurch auch den Besitzern der lateinischen Drucke und Manuscripte von Werth sein, indem die Zusätze der zweiten zur ersten Redaction des Lateinischen dadurch zugleich mit ersichtlich werden. Diese Zusätze selbst aber vollständig in den Noten nachzutragen, würde nicht bloss, besonders wegen der höchst ausgedehnten Zusätze der Antwerpener Ausgabe, fast den doppelten Raum dieser Schrift in Anspruch genommen, sondern auch eine fast vollständige Revision der Texte der lateinischen Ausgaben erfordert haben, wozu andre Hülfsmittel und Kräfte gehören, als der Herausgeber zu bieten vermochte. Gleichwohl hofft er auch in dieser Gestalt damit einen willkommenen Beitrag zu einer künftigen kritischen Ausgabe des lateinischen Martinus Polonus geliefert zu haben, wozu ein reicher Apparat in den Collectaneen von Sagittarius auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel bereits aufgesammelt ist: indem die Uebersetzung der Zeit des Autors noch so nahe steht, dass er nur eins der ältesten Manuscripte desselben benutzt haben kann. — Die Marginalien zeigen, dass die Uebersetzung sich dem Fuldaer Codex der Baseler Ausgabe am meisten nähert, gegen die Cölner mancherlei mehr, gegen die Antwerpener aber unendlich weniger

hat, und in der Chronologie oft von allen dreien merklich abweicht, obwohl auch in diesem Punkt die lateinischen Handschriften die auffallendsten Differenzen bieten. Eben deshalb schien es hier von Erheblichkeit, dieselben kurz in den Noten zu vermerken. Der deutschen Schrift des Manuscripts ist für den Druck die lateinische aus graphischen und typischen Gründen vorgezogen, und sind auch die kleinen deutschen Zahlenbuchstaben durch die grossen römischen Zahlen wiedergegeben. Die übrigens nie zweifelhaften Abkürzungen sind vollständig ausgeschrieben. Da das Manuscript um fast ein Jahrhundert älter als die andern bekannten Uebersetzungen, so musste die grösste Treue beim Abdruck erster Grundsatz sein, weshalb ich mir auch bei offenbaren Schreibfehlern keine Aenderungen erlaubt habe, indem auch sie zur Charakteristik der Handschrift gehören; noch weniger wären Conjecturen gestattet gewesen. Was in Parenthese steht, ist entweder eigne Correctur des Schreibers in der Linie, oder am Rande Zusatz von seiner Hand.

Schliesslich kann ich nicht unterlassen, den geehrten Bibliothekvorstehern, Herren Geh. Regierungs-Rath Pertz zu Berlin, F. Wolf zu Wien, v. Lichtenthaler zu München, Schönemann zu Wolfenbüttel und Herrn Prof. M. Haupt zu Berlin den verbindlichsten Dank für die mir so äusserst bereitwillig gewordene Unterstützung und gegebene Auskunft hier öffentlich auszusprechen.

Magdeburg.

Der Herausgeber.

Martinus Polonus.

Diz ist der keiser Tauel mit iren namen gesetzzet nach dem Abece.

	Folia.
I. Marcus	XXIIII.
II. Martinus	XXVI.
I. Maximianus	XXVI.
I. Martianus	XXXV.
I. Mauricius	XXXIX.
I. Michahel	XLVII.
I. Nero	XX.
I. Nerua	XXII.
I. Nychoforus	XLVII.
I. Octauianus	XVIII.
I. Otto	LIII.
II. Otto	LIIII.
III. Otto	LV.
IIII. Otto	LXIIII.
I. Phylippus	XXVI.
I. Probus	XXVIII.
I. Plorianus	
II. Phylippus	XLIIII.
I. Seuerus	XXV.
I. Tyberius	XX.
I. Tytus	XXI.
I. Trayanus	XXII.
I. Tacius	XXVIII.
I. Theodosius	XXXII.
II. Thyberius	XXXIX.
III. Thyberius	XLIII.
II. Theodosius	XXXIII.
III. Theodosius	XLV.
I. Valwa	
I. Vespasianus	XXI.
I. Valerianus	XXVII.
I. Valencianus	XXXI.
I. Valens	XXXI.
I. Valerius	XXIX.
I. Zeno	XXXV.

Daz ist die Tauel und die zal der bebste nach dem Abece.

	Folia.
I. Cristus	LXXXXIX.
I. Anacletus	CII.
I. Alexander	CIII.
I. Anicetus	CV.
I. Anthereos	CVIII.
I. Anastasius	CXIIII.
II. Anastasius	CXVII.
I. Agapitus	CXVIII.
I. Agatho	CXXII.
I. Adrianus	CXXVI.
II. Adrianus	CXXX.
III. Adrianus	CXXX.
III. Anastasius	CXXXII.
II. Agapitus	CXXXII.
II. Alexander	CXXXVII.
IIII. Anastasius	CXLI.
IIII. Adrianus	CXLI.
III. Alexander	CXLII.
IIII. Alexander	CXLV.
V. Adrianus	CXLVII.
I. Bonifacius	CXV.
II. Bonifacius	CXXII.
I Benedictus	CXX.
III. Bonifacius	CXXI.
IIII. Bonifacius	CXXI.
V. Bonifacius	CXXII.
VI. Bonifacius	CXXIII.
II. Benedictus	CXXIII.
III. Benedictus	CXXIII.
VII. Bonifacius	CXXXIII.
III. Benedictus	CXXIX.
IIII. Benedictus	CXXXI.
V. Benedictus	CXXXIII.
I. Bonifacius (durchstrichen)	CXXII.
VIII. Bonifacius	CXLVIII.
VI. Benedictus	CXXXIII.
VII. Benedictus	CXXXIII.
VIII. Benedictus	CXXXV.
IX. Benedictus	CXXXVI.
XI. Benedictus	CXLVIIII.
X. Benedictus	CXXXVII.
I. Cletus	CI.
I. Clemens	CII.
I. Calixtus	CVII.

	Folia.
I. Cornelius	CVIII.
I. Celestinus	CXIIII.
I. Constantinus	CXXIIII.
II. Constantinus	CXXVI.
II. Clemens	CXXXVII.
II. Calixtus	CXL.
II. Celestinus	CXLI.
III. Celestinus	CXLIII.
IIII. Clemens	CXLVI.
IIII. Celestinus	CXLV.
VII. Clemens	CXLIII.
V. Celestinus	CXLVIII.
V. Clemens	CXLVIIII.
I. Dyonisius	CIX.
I. Damascus	CXIII.
I. Deus dedit	CXXI.
I. Deo datus	CXXII.
I. Damasus	CXXXVII.
I. Euaristus	CIII.
I. Eleutherius	CVI.
I. Enticianus	CIX.
I. Eusebius	CX.
I. Egenius	CXXVIII.
II. Egenius (roth durchstrichen).	
III. Egenius	CXLI.
I. Fabianus	CVIII.
I. Felix	CIX.
II. Felix	CXII.
III. Felix	CXVII.
IIII. Felix	CXVIII.
II. Fabianus	CXX.
I. Formosus	CXXXI.
I. Gayus	CIX.
I. Gelasius	CXVII.
I. Gregorius	CXX.
II. Gregorius	CXXIIII.
III. Gregorius	CXXV.
IIII. Gregorius	CXXVIII.
V. Gregorius	CXXXIIII.
VI. Gregorius	CXXXVI.

	Folia.
VII. Gregorius	CXXXVIII.
VIII. Gregorius	CXLIII.
IX. Gregorius	CXLIIII.
X. Gregorius	CXLVI.
II. Gelasius	CXL.
I. Hylarius	CXVI.
I. Honorusda	CXVIII.
I. Honorius	CXXI.
II. Honorius	CXL.
III. Honorius	CXLIIII.
IIII. Honorius	CXLVIII.
I. Ignius	CIIII.
I. Julius	CXI.
I. Innocencius	CXIIII.
I. Johannes	CXVIII.
II. Johannes	CXVIII.
III. Johannes	CXIX.
IIII. Johannes	CXXII.
V. Johannes	CXXIII.
VI. Johannes	CXXIIII.
VII. Johannes	CXXIIII.
VIII. Johannes	CXXX
IX. Johannes	CXXXI.
X. Johannes	CXXXII.
XI. Johannes	CXXX.
XII. Johannes	CXXXIII.
XIII. Johannes (roth durchstrichen).	
XIIII. Johannes	CXXXIII.
XV. Johannes	CXXXIIII.
XVI. Johannes	CXXXIIII.
XVII. Johannes	CXXXIIII.
XVIII. Johannes	CXXXV.
XIX. Jôhannes	CXXXV.
XX. Johannes	CXXXVI.
XXI. Johannes	CXLVII.
II. Innocencius	CXL.
III. Innocencius	CXLIII.
IIII. Innocencius	CXLV.
V. Innocencius	CXLVII.
I. Linus	CI.
I. Lucius	CVIII.
I. Liberius	CXII.

	Folia.
I. Leo	CXV.
II. Leo	CXXIII.
III. Leo	CXXIII.
IIII. Leo	CXXVII.
V. Leo	CXXIX.
VI. Leo	CXXXI.
VII. Leo	CXXXII.
I. Laudo	CXXXII.
VIII. Leo	CXXXIII.
IX. Leo	CXXXVII.
II. Lucius	CXLI.
III. Lucius	CXLII.
I. Marcellinus	CIX.
I. Marcellus	CX.
I. Marcus	CXI.
I. Martinus	CXXXI.
II. (Martinus ausradirt.)	
III. Martinus	CXXXII.
IIII. Martinus	CXLVIII.
V. (Martinus ausradirt.)	
I. Nycolaus	CXXIX.
II. Nycolaus	CXXXVII.
III. Nycolaus	CXLVII.
IIII. Nycolaus	CXLVIII.
I. Pius	CIIII.
I. Poncianus	CVII.
I. Pelagius	CXIX.
I. Paulus	CXXVI.
I. Pyscalis	CXXVIII.
II. Paulus	CXXX.
II. Pyscalis	CXXXIX.
II. Pelagius	CXX.
I. Romanus	CXXXI.
I. Syxtus	CIII.
I. Sother	CV.
I. Stephanus	CVIII.
II. Syxtus	CVIII.

	Folia.
I. Siluester	CXI.
I. Syricus	CXIII.
III. Syxtus	CXV.
I. Simplicius	CXVI.
I. Symachus	CXVII.
I. Syluerius	CXVIII.
I. Seuerinus	CXXII.
I. Sysinnus	CXXIIII.
II. Stephanus	CXXV.
III. Stephanus	CXXVI.
IIII. Stephanus	CXXVII.
I. Sergius	CXXIII.
V. Stephanus	CXXX.
VI. Stephanus	CXXXI.
II. Sergius	CXXXV.
VII. Stephanus	CXXXII.
VIII. Stephanus	CXXXII.
II. Siluester	CXXXIIII.
III. Sergius	CXXXI.
IX. Stephanus.	
I. Telleforus	CIIII.
I. Theodorus	CXXII.
II. Theodorus	CXXXI.
I. Victor	CVI.
I. Urbanus	CVII.
I. Virgilius	CXIX.
I. Valentinus	CXXVIII.
II. Victor	CXXXVII.
III. Victor	CXXXVIII.
II. Urbanus	CXXXIX.
III. Urbanus	CXLII.
IIII. Urbanus	CXLVI.
I. Christoforus	CXXXI.
I. Zozimus.	CXIIII.
I. Zepherinus	CVI.
I. Zeno	CXXIII.
I. Zacharias	CXXV.

I a

Wanne ez sich wol fuget vnd nutze ist zu wissen den meistern von der gotlichen kunste. vnd andern gelerten luten die zit vnd die getat der Romischen keyser. vnd der pebste. So han ich bruder mertin ein penitencier *vnd ein capplan* vnsers heiligen vaters des pabstes dis gegenwertig buch gedacht zu nemen uz manigerleye croniken. von der tat vnd der zit der keyser. vnd der pebste. vnd wil es machen in ein puch nach der iarzal vnsers herren ihesu Christi. Vnd von Octauiano dem ersten keyser. also nach einander[1]) zu zelen die keyser vnd die pebste *pis an Nycolaum den pabest des namen den dritten.*[2]) vnd wanne die keyser vnd die pebste in der stat zu rome gewesen sint. vnd sunderlich dar gehorent. so dunket mich gut sin daz ich von der stat gelegenheit etwas sage, durch daz ich des pas wege vnd ordenunge gewinne von den keysern vnd den pebsten zu sagen. vnd also han ich genomen dis gegenwertige werk ein teil *von der schrift Tyti liuii.* vnd von der croniken orosii. vnd von den croniken damasci[3]) des pabstes. vnd der getat der pebste. *vnd von den kroniken bonici Sutrini*[4]) *des pyschofes also genant. von den pebsten vnd von den keysern.* vnd von den Croniken pauli des dyacones vnd Cardinalis von Rome. von keysern vnd von pebsten. *vnd aber von den Croniken Gylbertis von keysern vnd von pebsten.* vnd von den croniken richardes eines munches von Clonias[5]) vnd von den Croniken Gervasii.

c. | A. B. C. | I b. | c. | c. | c.

[1]) deduxi in una pagina. Eo anno D. quo creati fuerint, ponendo Pontifices: in alia pagina econtra sub eisdem annis, eo anno quo creatus quisque fuit, ponendo Imperatores. A. B. C.

[2]) Johann XXI., A. B, — Clemens IV., C.

[3]) Damasi papae de gestis Pontif. A. B. C.

[4]) Bonisii ep. Sutrini. A. B.

[5]) Cluniacensis. A. B. C.

vnd von den Croniken Estodii.[1]) von den Croniken Ic. Gotfridi von viterbie. von den brudern der kroniken Belvatenum.[2]) vnd etliche von dem passional der heiligen.

Von den vier kunigrichen.

Von erst ist ze sagen[3]) *von den vier kunigrichen zum ersten von dem Romischen riche. daz das iungest waz. zu dem andern mole von welhen personen rome anving. zum dritten mole zu welhen ziten rome anvink. zu dem vierden mal von der geschicht wie rom an vink. zu dem funften mal von den richtern vnd der berichtunge von der rome zu nam vnd gepezzert wart. vnd darvmb als Orosius saget vnd schribet sante Augustino von angenge der werlde bis an die zit daz rome gemachet wart des* Id. *waren vier tusent iar. vier hundert. vnde LXXXIIII iar. vnd also von angenge der werlde bis an die zukunft vnsers herren Jhesu Christi. Waren funf tusent hundert vnd nun vnd nunzig iar. und also vindet man vnder den andern richen vierew die die grosten gewesen sint nach den vier enden der werlde. daz waz babylonisch rich. daz an vink bi Abrahames ziten. Cartagines riche gegen mitten tage. wart bi den ziten der richter vnder Coladuc.*[4]) *do kartago gepuwen wart. Macedonisch rich gegen septentrion. daz an vink von alexandro bi der machabeen ziten. Romisch riche. von der sunnen vndergange. daz an vink pi Romulo. Vnder den vier richen zwei die mittelsten sint die minsten. aber daz erste vnd daz iungeste sint die* IIa. *grosten an dem gewalte vnd von langer werunge. vnd als die hystorien von babylonie sagent von Nyno des wip*

---

[1]) Methodii, A. B. — Escodii, C.

[2]) Ex chronicis fratris Vincentii Beluacensis.

[3]) Die ganze Beschreibung und Geschichte Roms bis zu Octavianus Augustus fehlt in C.

[4]) sub Thola duce. A. B.

Semeramis was. vnd machte babylonie. Also gewan rome iren anvank von Proca[1] *die romeli frowe was. Als orosius seit. vnd als von dem ersten iar. daz Ninus richsent piz daz semeramis babylon die stat machet. do vergingen vier vnd sechzig iar also vergingen von dem ersten iar. vntz daz prothus richsen begonde. piz daz Roma gestiftet* A.+ *wart von Romulo sechs*[2] *vnd sechzig iar. vnd der kunig Cyrus storte vnd herte Babylonie. bi der zit Esdre. vnd zacharie der propheten. daz er ging also. do der kunig Cyrus ein grozes teil des kunigriches von orient het betwungen. do kerte er gegen Babylonie. die die beste was* II b. *under den andern steten. Vnd kam an Eufraten daz wazzer. vnd an ein ander wazzer vnd do einer siner ritter nicht allein der kunst sunder der schonste. do er den furt solte suchen. do ertrank er in dem wazzer. do wurt der kunig betrubet vmb den ritter den er so liep hette. vnd swur in sinem zorn. daz grozze wazzer also dunne zemachen. daz es nieman an sin knie ginge. daz ouch geschach. Wanne er hiez ez zerteiln durch ein wites velt in vier hundert vnd sechzig runse. Also leitet er daz kreftig wasser Eufraten von der stat babylon. daz vor enmitten do durch ran. Vnd also fur er in die feintstat feintlich. von der orosius spricht. daz es vngloublich si. vnd daz si von menschlicher kraft ymmer mochte gewunnen werden* II c. *oder zerstoret. Wanne si gelegen waz vnd ist noch an einer grozen wite des veldes vnd sere preit. Vnd waz von vier orten gemachet. vnd die rinkmour waz funfzig kloftern hohe. vnd funf kloftern brait. vnd waz von gepacken ziegeln gemouret. vnd legt die darein gezogen. vnd die mour het von oben an hundert erein porten. vnd der vmbvank waz ein vnd funfzig meyle weit. noch vil mere schribet Orosius von der stat.* A.+

Do rome anving.

In der zit do Rome an vink. do woren vergangen von angenge der werlde vier tusent vier hundert. vnd achzig

[1] Proca, qui proavus Romuli fuit. A. B.

[2] quatuor, A. B.

vnd vier iar. vnd waz nach dem daz Troye gewunnen wart vier hundert iar vnd funfzig iar.[1] *Do der kunig Achas in Judea richsent. e daz die stat Rome gestiftet*
II d. *wart. Do waren vil kunige in ytalia dem lande. vmb die gegen do sider Rome gepuwen wart. Daz waz zum ersten Saturnus. den vertreip sin sun Jupiter vz grecea dem lande.*
A. B. *vnd warf ime sine hoden vz a l s e i n e m c a p h a n. vnd also flohe Saturnus sinen sun Jupiter vnd kam in schiffen vber mer in ytaliam die gegen. do sider Rome gepuwen wart. vnd lag do verborgen in welden vnd in puschen von der vorhte sines sunes. vnd dar vmb wart daz lant Terra latina genant. von dem worte latet. vnd der Saturnus lerte daz volk von dem lande huser puwen. vnd daz ertrich arbeiten. vnd wingarten pflantzzen. vnd lebten als lute. wanne vor konden si niht arbeiten vnd lebten als vihe. und azzen*
III a. *aicheln. vnd ander wilde frucht. vnd ein teil wonten in den holen steinen. etliche machten hutten von lobe dar vnder si lagen. vnd dar vmb daz er si lerte recht leben. do wart er ir kunig vnd ir got geheizzen. Also puwet er ein stat von der vorhte sines sunes niht verre von Rome. die nante er nach sinem namen. Saturniam. die nu heizzet Sutrinum. do daz erste korn in dem lande geseet wart. u f e i n e m*
A. B. *p r e i t e n v e l d e. d a s h e i z z e t g r a s s u s. vnd nach Saturno richsent Pyrus*[2] *sin sun. vnd dar nach Faunus sun latinus. derselbe latinus bezzert latin sprache. vnd sint die latin nach ime genennet. vnd die vorgenanten kunige. richsent hundert vnd funfzig iar. e daz eneas in daz lant kam. von dem die komen die Rome puweten.*

Von den personen ze Rome.

III b. *Die persone die Rome pauwten. die namen vrsprung vnd anvang von Enea. der ein herzoge waz von Troye. wan do troye gewunnen wart. daz geschach bi der zit do der kunig abdon in Judea richsent. vnd waz vor der zit daz Rome gestiftet wart dru hundert. vnde drizig iar.*[3]

---

[1]) 432, A. 404, B.

[2]) Picus, A. B.

[3]) 432, A.

vnd daz geschach alsus do helena gezucket wart in kriechen. do swuren die kriechen alle zu hauffen. vnd furen mit tusent schiffen fur troye. vnd lagen zehen iar do vor. vnd gewunnen si. vnd waz strites vnd vrluges do geschehe daz beschribet Omerus. vnd daz alsus Troye gewunnen vnd zerstoret. Do fur eneas. vnd Anchises sin vater von danne mit zwelf schiffen.[1] vnd komen in Syciliam. Do Anchises starp. vnd do si solten schiffen in ytaliam. Do nam si ein sturmwint. vnd furte si in Affricam. do eneas von III c. Dytone der kuniginne sere geminnet wart. vnd koufte in zeletste zu der. e. vnd kurtzlich dar nach. do liez er si alda bliben. vnd fur in ytaliam. vnd kam in die gegen. do tyberis daz wazzer in daz mer fluzzet. Do kam ime ein stimme fur in einem trome. die sprach. gank zu dem kunige euandero. der do richset uber die siben berge. daz waz an derselben stat. do sider rome gepuwen wart. wanne er wil striten wider den kunig latinum. vnd du solt ime helfen. wanne dir wirt Natham[2] daz riche in ytalia. vnd daz du mir gloubest. so gib ich dir zu wortzeichen. wenne du dar komest. so vindest du vnder einen widen paume ein weizze Sau. mit drizzig iungen weizzen verhleinen. vnd von der gesicht wart darnach ein stat gepuwen. die piz an III d. disen hutigen tag Albanum geheizzen ist. vnd do der kunig evander Eneam ersach. Do wonde er. er were vint. vnd reit ime gewapnet engegen. Do Eneas das gesuch. Do nam er einen ast eins olpaumes. vnd weist ime den zu einem zeichen dez frides noch der alten gewonheit. wanne wer uz einem lande in daz ander fur. der furte einen oleypaum ast zu einem zeichen daz er frunt were. vnd do also der kunig Euander vnd eneas zu sammen komen. Do swuren si ein ander zu helfen. wider den kunig latinum. vnd do der kunig Turnus der in Tuscia waz. vnd kam dem kunige latino ze hilfe. wan er het sin tochter. vnd si striten mit einander. Do slug der kunig Turnus von Tuscan. Evanders sun zu tode. der hiez Palas. vnd IV a.

---

[1] 22, A.

[2] quia tibi debetur, A. B.

des grab vnd sin lichnam wurden sider funden zu Rome. nach keyser heinrichs zit dez andern. Als hernach ge- A.+ *schriben stet. Und do Turnus erslagen wart. Do nam Eneas sin wip Lauiniam die latinen tochter waz ze wibe. Vnd do noch latinen tode. Do wart Eneas kunig uber daz latinesch rich. vnd dez dritten Jares. von daz Troye zestoret wart. Do starp Eneas. Do nam Aschasius. Eneas sun daz riche. den er mit ime von Troye prahte vnd puwet do die stat albanum. daz waz bi sampsones ziten. do der richter waz in israhel. von der stat wurden die kunige albani genant. die vor- latini hiezzen. Vnd also richsent. Aschauius acht vnd zwenzig iar.*[1] *vnd starp. Do het lauinia einen sun. den trug si do ir man Eneas starp* IV b. *vnd der waz geheizzen Postimus. wan er nach sines vaters tode geporn waz. vnd hiez ouch Syluinus. wan er in einem walde gezogen waz. vnd der richsent nach aschauio. XXVIIII. iar.*[2] *vnd alle die kunige die von dem komen die wurden Siluini gehezzen. die vor Albani waren genant. vnd nach dem postimo richsent Eneas sin sun. nach dem Eneas richsent latinus Siluinus. L. iar. bi dez ziten waren die wissagen Jath*[3] *vnd nathan. bi dem kunige Davides ziten. auch liset man. daz karthago bi siner zit gepuwen het. nach dem richsent Albasilicius. XL. iar*[4] *pi kunig Salomons ziten. Nach dem richsent Egyptus der ouch hiez Achis Siluinus. XXIIII. iar. bi der zit waz Roboam kunig in Judea. Nach dem richsent Capissilinus. XXVIII.* IV c. *iar. do aza kunig waz in Judea. Nach dem richsent Carpentus Siluius. XIII. iar. bi Josaphates ziten in Judea. Nach richsent Thyberins Siluius. IX. iar*[5] *bi Ochozias ziten des kuniges in Judea. von dem Thyberio gewan Tyberis daz wazzer sinen namen. wan ez hiez vor albula. vnd do Thyberius darinne ertrank. do wart daz wazzer*

---

[1]) 38, A. 18, B.
[2]) 39, A.
[3]) Gad, A. B.
[4]) 39, A.
[5]) 8, A.

nach ime genant. Also seit Tytus liuius. vnd nach dem richsent Agrippa Siluius. XL. iar. bi Achat in Judea. vnd bi den ziten waz Omerus in kriechen. Nach dem richsent Aremulus Siluius. XIX. iar. bi Jonas zit in Judea. Nach dem richsent Auentus. XXXIII. iar.[1] *der ouch der stat einen namen liez. wan er in dem teil begraben wart. vnd waz bi Ananiaz*[2] *ziten des kuniges in Judea. Nach Auentino richsent sin sun Protha. XXXIII.* IV d. *iar.*[3] *bi der zit Josie des kuniges in Judea. Nach dem richsent sin sun Amulus. XLIII. iar.*[4] *der verstiez pruder munitorem von dem riche. bi Joachim*[5] *dem kunige in Judea. vnd der Munitor het ein tochter hiez Rea. die waz in dem tempel einer gottinne. wanne si waz schon. vnd bi der slief heimelichen einer hiez mars. vnd gewan zwen sun. der wart einer genant Romulus. der ander Remus. vnd ir muter Rea. wart lebendig begraben vmb die missetat. daz si sich heimelichen het lazzen minnen. wanne ez gewonheit waz. welher frowe also missetet. die begrub man lebendig. vn' die zwei kint. Romulus vnd Remus. wurden geworfen in einen pusch pi dem wazzer Tyberius vnd wurden geseuget von einer wulfinne. vnd do vant si* V a. *ein hirte der hiez famulus.*[6] *der trug si heim sinem wibe. die hiez Laurencia. vnd die waz ein schones wip. vnd liez sich minnen vmb gabe. vnd gewan do mit so vil. daz si ir nachgeburen Lupam nanten. vnde von dem namen. wurden der bosen frowen huser genant Lupamaria. vnd do die selben Romulus vnd Remus gewuchsen. daz si man wurden. Do sammenten si zu in hirten vnd morder. vnd slugen Amulium ze tode. der iren vater Munitoren von dem riche het gestozzen. vnd satzten in wider an daz rich. vnd also von den zwein Romulo vnd Remo wart Rom.*

---

[1] 37, A.
[2] Amasiae, A. B.
[3] 23, A. B.
[4] 44, A.
[5] Joathan, A. B.
[6] Faustulus, A. B.

die von Enea kumen waren. der von Troye geporn waz
A. *gepuwen vnd genant nach dem daz Troye gestoret wart.*
V b. *vierhundert funfzig vnd vier iar.*[1] *als Orosius sprichet.*

Wie Rome an ving.

Wie Rome an vink. vnd ir gelegenheit bewiset vns Estodius.[2] *vnd sprichet also. Dar nach do noes kindes gepauwet den turn der scheidunge der sprache. Do ging noe mit etlichen sines gesindes. in ein schif. vnd komen in ytaliam gevarn niht verre von der stat do Rome liget vnd puwet do ein stat nach sinem namen genant. vnd starb auch alda. Do kam Janus sin sun. vnd Janus Japhetis sun sin neue. vnd Chames ein lantman des landes vnd puwet ein stat alda vnd wart ime daz riche. vnd die stat hiez Janiculum. vnd vnd puwet dar uber die Teyfer einen palast. daz nante er Janiculum. vnd daz waz an der stat. do nu stet die kirche sant Johannes ad Janiculum. vnd bi der zit*
V c. *kam Saturnus der ouch Nemrot hiez. vnd dem uz gesniten wart*[3] *von sinem sun Joue. in des egenanten Janus rich. vnd machet ein stat mit Janus helfe do nu daz Capitolium stet. vnd in den tagen kam der kunig von ytalia zu Jano vnd Saturno mit den luten von Syracusana vnd puwet ouch ein stat alda bi dem wazzer albula. daz dar nach Tyberis wart genant. vnd dar nach kam Hercules sin sun. vnd puwet ein stat in dem Capitolio. als varro schribet. Nach dem kam der kunig Tybris von Orient mit sinem volke. vnd machet ein stat bi dem wazzer Tyberim. Dar nach kam Euander der kunig von Archadia mit sinen luten. vnd machet ein stat an dem berge Palatino. Auch kam der kunig Corneliam*[4] *mit sinem her. vnd puwet ein*
V d. *stat do bi in dem tal. do kam Elaucus*[5] *Jouis Enenkel. vnd puwet ein stat ouch do bi. Dar nach kam Rem*[6])

---

[1]) 432, A.
[2]) Methodius, A. B.
[3]) eunuchisatus, A. B.
[4]) rex Corybantii, A. B.
[5]) Glaucus, A. B.
[6]) Romam veniens, A. B.

Eneas tohter mit vil luten von Troye. vnd puwet ein stat ouch do bi. vnd Auentinus der albanischen kunig. der puwet ein stat do bi. an dem berge Auentino. vnd dar nach in der zit do vergingen von daz Troye zustoret wart vier hundert iar. funfzig iar. vnd vier iar.[1] *Do kam Romulus der geborn waz von dem kunige Priami von Troye. do sin bruder Remus tot waz. vnd er. XXII. iar alt waz. an der. XV. kalende des Meyen. vnd vmb vink dise stet alle mit einer muren. vnd machet ein stat. vnd hiez die nach sinem namen Roma. vnd komen in die stat ze wonen mit wiben vnd mit kinden die herren Sabinenses. Albanenses. Toschalanenses. Politanenses. Sycanenses. Camarinenses Campenatinen. Lucani. vil bi Alledie. Edel lute in ytalia dem lande. vnd die stat hat dri hundert turn. vnd. LX. vnd an dem vmb kreize der stat sint. XXII. mile. on daz uber die Tyfer ist. vnd on die stat Lomonam.*[2] *vnd mit den zwein ist Rome. XLII milen wit.* VIa. A. +

Von porten der stat rome.

Das sint die pforten von der stat. Zum ersten von der pforten Camena.[3] *die do heizzet sant paulus porte bi Remus grabe. Vnd die porte Apia die do get zu dem wege. do sant peter zu unserm herren sprach. Domine quo vadis daz do heizzet katacumba. vnd die porte Latina bi sant Johannes ewangelister der in dem ole gepraten wart. vnd die porte Asinaria wider Lateran. vnd die porte metronij. do der pach in der stat fluzzet vnd die porte Lauicaria. die die grozzest ist. vnd ist bi dem heiligen kruze. vnd die porte Thaurina. die nu heizzet sant Laurencien porte. und die porte. Jumentana*[4]. *die get wider sant Agnesen. vnd die porte Salaria. get wider Sabinam. vnd die porte Pinciana. die stat bi sant felicis in pincis kirchen. vnd die porte flaminea bi der kirchen vnser frowen.* A. B. VIb.

---

[1] 432, A.

[2] civitatem Leoninam, A. B.

[3] Capena, A. B.

[4] Numentana, A. B.

daz do heizzet de populo. vnd do get man vz zu der prucke malinum[1]*. vnd die prucke*[2] *Collina. die ist bi dem tempel Adriani. bi sant peters prucke vber die Tyfer sint dry porten. vnd in der stat Lemina*[3] *dry.*

Von den palasten.

Daz groste Palast waz enmitten in der stat. vnd waz nach dem vmb ringe der węrlde gemachet. Aber daz palast Romuli. bi der lauben fistuli.[4] *daz palast Neronis* VI c. *zu Lateran bi der kirchen Marcelli vnd petri. Daz palast Susurrianum. do nu ist die kirche dez heiligen Creuzes. Daz palast dez frides do Romulus satzete ein guldin sulen vnd sprach. diz palast sol niht vallen. piz ein maget ein kint gebirt. daz palast Traiani. daz palast Adriani. do die Calumpna stet. Daz palast Claudij bi pantheon. Daz palast pantheon*[5] *bi der andern Columpnen. Daz palast Neronis uf dem spital dez heiligen geistes bi sant peter. Daz palast Camilli. Daz palast Julij. dez keisers. do er begraben wart. Daz palast Cromacij. Daz palast Eufamiani. An dem berge Auentum. Daz palast Tyti vnd vespasiani vswendig der mur. Ad Cathachumbas. Daz palast Constantini. do stet ein erin roz. vnd ein erin man dar uf der heizzet Constancius. vnd ist doch nit Con-* VI d. *stancius pilde. sunder eins andern mannes. der waz so stark vnd so kune der ving einen gewaltigen kunig der het Rome besezzen. vnd praht in in die stat. vnd also wart die stat gelediget von dem here. vnd dem man zu eren wart daz bilde gemachet. Daz palast domiciani. vber die Tyfer zu dem guldeinen brote. Daz palast Olympiadis. do sant Laurencius gebraten wart. Daz palast Octauiani. do die kirche stet sant Siluester zu dem houbt. Daz palast Veneris bi der krieschen schule. Daz palast Cyceronis.*

---

1) pontem Milvium, A. B.
2) l. porte.
3) Leonina, A. B.
4) tugurium Faustuli, A. B.
5) l. Antonini.

Do nu ist daz hus der kinder vnd petri leonis. Daz palast Kathaline. do sant Anthoniuskirche stet do bi stet ein stat heizzet die helle. Wanne hie vor bi der alten zit. stunt do ein hol. do fur uz ging. daz der stat grozzen schaden tet. vnd do kam einer hiez Marcus curcius vnd liez sich gewapent werfen in daz hol. vmb die stat erloset wurde von der plage. vnd do er dar in geworfen wart. do tet sich daz ertrich zu. vnd also wart die stat erloset von der plage. vnd die palast die do heizzet Terme. daz sin dise daz palast Terme. Antonianie. Tyberiane. Nepociane. Maximiane. Luciniane. Dyocleciane. Olympiadis. Agrippine. Alexandrine. VII a.

Von dem Capitolio.

Capitolium daz waz ein haubt der werlt. do die Ratherren vnd die senatores innen wonten. die alle die werlt berihten. vnd daz vorderteil des Capitolij. waren holtz vnd slechte[1]) *muren alvmbe bewart. mit golde. vnd mit glas. Daz es ein spiegel were allen den die ez ansehen. In dem obersten teil dez Capitolij holtz.*[2]) *waz ein tempel dez gotes Jouis. Dar inne stunt ein guldin sul. dar uf saz Jouis in einem guldenin Trome.*[3]) *do waz ouch ein tempel genant Asilium. in dem wart erslagen. der keiser Julius vnder dem Capitolio. do lit ein marmelsteinen bilde.*[4]) *do waz ouch ein tempel Iouis. Do nu ist sant Mertin.*[5]) *do waz ein tempel der scheppfunge. zu sant Adriano waz ein tempel refugij. zu sante Sergio waz ein tempel concordie. zu Canapata. waz ein tempel der gottinne Cereris vnd Telluris. Daz tempel veste der gottinne. daz man seit. daz die helle. vnd der drak lige in der kirchen sant Cosmas vnd Damians. waz ein tempel des gotes assisi.*[6]) *Hinder sant Cosma waz ein tempel des gotes* VII b A. B. A. B.

[1]) altis et firmis, A. B

[2]) arcis, A. B.

[3]) l. trone.

[4]) ubi jacet simulachrum Mamertinum, A. B.

[5]) Sta Maria, A. B.

[6]) templum Asylum. A. B.

des frides. Dar vber waz der tempel Romuli. zu vnser
A. B. + *frowen der nuwen. waz ein tempel der got dez fridez vnd der miltekeit vor dem Coliseo waz ein tempel der sunnen.*
VII c. *Daz tempel daz do hiez Septisolium. daz waz mit seulen gemachet. vnd waz der sunnen. vnd dez monen Tempel. vnd waz nahent bi sant Sabinen*[1]) *Tempel. vnd do waz gemacht ein kertzstal mit einem liecht von einem stein heizzet abiston.*[2]) *der waz eines enzundet. vnd kunde in furbaz niemant erleschen. vnd dar vmbe heizzet die stat Abiston wanne man alda machet die wizzen stolen. der keiserinne. Aber zu sant Sabinen hinder einem altar stat ein bilde vnsers herren daz er selber molet. vnd der kreiz prischi Tarquinij. der do waz zwischen dem berge Aluentum. vnd dem grozzen palast het zwo porten ein gen Orient. vnd ein gen Occident. vnd waz von wunderlicher schone. vnd waz also gemachet. daz der Romer keiner den andern*
VII d. *erzurnet an der schauwunge des spiles. des man do pflag. vnd do stunden zwei erin ros pi. ietweder eines in der hohe der porten. vnd die waren verguldet. die stunden also ordenlichen. daz si die ros die man do reit rizten. vnd die ros furt der keiser Constantinus mit ime zu Constantinopel.*

An dem berge Exquilino. zwischen unser frowen der grozzern. vnd lateran. do nach schule[3]) *vnd alle pilde funden wurden. Do waz ein tempel hiez cyprum*[4]) *zu vnser frowen. zu fontana waz ein tempel Fauni. do der aptgot Juliano dem keiser zu sprach. vnd in betroge. zu sant peter ad vincula. waz der tempel veneris der gottinne.*
A. B. *An dem berge Celto*[5]). *do nu ist ein teich*[6]) *dez keisers. do waz ein tempel Jouis des gotes. vnd dyane der*
VIII a. *gottinne. bi den mermerin rossen. do waz ein tempel Sa-*

---

[1]) Balbina, A. B.
[2]) Asbeston, A. B.
[3]) l. sule. columnae, A. B.
[4]) Cymbrum, A. B.
[5]) In monte Julio, A. B.
[6]) mensa, A. B.

turnini vnd bachi. do noch ir bilde ligent. vnd war vmb VIII a.
die marmereinen ros gemacht wurden. daz sage ich kurtzlichen bi keiser Tyberius ziten komen die iungen philosophie von Rome prasicellis. vnd fida[1] *genant. vnd giengen zu male nackent. vnd der keiser fragte si. war vmb si nackent gingen. Dez antwurten si also. vnd sprachen. wanne vns alle ding ploz sint vnd geuellig. vnd daz wir alles werltliches ding versmehen. vnd daz nit besitzzen. vnd waz du sagest heimelich. vnd uber lut. daz ist vns allen erkant. vnd do der keiser berant daz si war seiten. do machet er in dar zu ein memorial. daz man ir do bi gedenken solte. daz nu ist zu vnser frowen Rotundum. Do waz ein tempel der gottinne Cybiles die ein muter waz der gote von dem puwe dez tempels liset man hie nach. do man von* VIII b.
dem keiser domiciano seit. zu der graden waz der tempel der sunnen. zu sant Stephan Rotundum. waz ein tempel fauni. zu dem Elephanto. waz ein tempel Sibille. vnd ein tempel Cyceronis. do nu ist die kirche der kinder petri Leonis. Do ist ouch ein kerker Juliani.[2] *do ouch sant Nyclaus kirche stet. do bi ist ouch ein tempel Jouis. zu dem heiligen engel. do waz daz tempel Seuerianum. zu dem guldin vmbhang. waz der tempel der gottinne Minerue. An der niedern prucke.*[3] *waz ein tempel dez gotez fauni. zu sant Stephan in dem wier. waz ein tempel der hiez Olonitreum.*[4] *daz vz Cristallen alzemale waz gemachet. vnd die kunst Astronomia mit allen den zeichen dez himels waz dar an gemachet. vnd daz zerstort sant sebastianus vnd Tyburcius. Cromacius sun. als man liset* VIII c.
zu vnser frowen vber die tyfer. do waz ein tempel Rauennatinum. vnd waz ein hus dez dienstes do man die ritter inne mietet. die dem Senat vergeben dienten. vnder dem Janiculo waz ein tempel Gorgonis. in der inseln. waz ein tempel Jouis vnd Eschulapij. der got. dise vnd vil ander

---

[1] Praxiteles et Phidias, A. B.

[2] Tullianus, A. B.

[3] Ad pontem Judaeorum, A. B.

[4] Colosseum, A. B.

Tempel. vnd palast der ratherren. der keiser vnd der Senatoren vnd prefecten. vnd der burger der stat. vnd Rom waren mit wunderlichen geberde gemachet. vnd gezieret von golde vnd von silber von ere von helfenpain. von edelen steinen. vnd von merbelsteinen maniger varbe.

Wie rom an ving.[1])

Wanne wir nu berihtet. vnd gesaget haben von der gelegenheit des puwes zu Rome. An muren. an Turnen. an porten. an tempeln. mit den die stat gepuwet waz So VIII d. *sullen wir nu furbaz sagen von den die si berihten in iren tagen. daz wirdest ordenlichen wege haben zu sagen. von den keisern nach den ersten rihtern. vnd dar vmb als Romulus vnd Remus die ersten waren die Rom stiften. Also waren si ouch die ersten an der herschaft. vnd do si. XVIII. iar alt waren. wanne si gezweinlinge waren. Do sammenten si hirten morder vnd diebe. vnd machten ein kleines stettelin an dem berge palatino. mit dem stettelin vnd mit Tyrannide*[2]) *betwungen si vnder sich alle die stete. die andern die do bi gepuwen waren. vnd an dem dritten iar. Do die stat Rom gepuwen wart. do wart Remus erslagen mit einem hirten stap. von einem hiez Forbius*[3]) *der waz hertzoge Romuli sines bruder. wanne die zwen gebruder kriegten vmb die wissagunge der wien die* IX a. *si beide sahen. wanne als livius saget. daz si gezwinlinge waren vnd glich alt wederre. dirre dar vmb oberster rihter were. uber di stat. daz liezzen si an die wissagunge der wien. vnd dar vmb ging ir itwederre uf den berg Auentinum mit den sinen. do begegenten Remo zum ersten siben wien. vnd Romulo. XIIII. wien. Do sprach ietweder. sin wissagunge war gewesen Remus. dar vmb wanne er sin wien bi erste sach. Romulus. wanne siner vogel mer waz. vnd also komen si ze kriege. daz Remus in der schar erslagen wart. Do kam Romulus in die stat. do er allein*

[1]) De rectoribus et regimine urbis, A. B.

[2]) per tyrannidem, A. B.

[3]) a Fabio, A. B.

richsent in der stat. vnd erwelt hundert der eltesten an den rat. vnd nante si Senatores. vnd erwelt ouch tusent man zu striten die er ritter nante. von dem worte mille. vnd do die stat also zu kam. do hetten sin lute in der IX b. *stat nit wip. vnd vingen den luten Sabinis. ir tochter vnd ir wip. vnd namen si zu wiben. vnd dar vmb hetten die sabini. ein grozzes vrluge mit Romulo. vnd Romulus gesiget in an. vnd machten do einen fride mit in. Dar nach kom Romulus bi einer brucke.*[1] *die waz genant Capree. Do vmb zoch in ein grozzes weter. von donren vnd von plitzzene schozzen. Also daz in niemant gesehen mohte. vnd wart also gezucket vnder die goter quirini. vnd wart mit in geheiliget. Nach Romulo berihten Sena-* A.+ *tores. die er gemachet het. die stat anderthalp iar. Dar nach wart einer richsent der hiez Numaponpilius zu Rom. XL. iar*[2] *bi der zit Ezechie. der kunig waz In Judea. vnd der ordent von erste den rittern solt zu geben. vnd* IX c. *legte ouch zwen monen zu dem Jar. Januarium vnd Februarium. bi der zit waz ouch Sibilla erictea nach disem* A.+ *richsent. Tulius Hostilius bi der zit do manasse kunig waz in Judea. der Tulius trug von erst purpurein cleider. vnd nach langem fride. machte er ein vrluge mit den luten. Albanus. die von Rom wonten. XVIII. mile. vnd mit den luten Fenedacus.*[3] *die. XII. mile wonten von Rome. vber Tyberim daz wazzer. vnd gesiget den alben an. Do er gereichsent. XXXII. iar. do verprant in ein weter von dem himel in sinem hus mit allem sinem husegesinde. Bi den ziten waz ein ander Sibille. die genant waz von Same. ouch wart die stat Sysanium*[4] *gepuwen bi den selben ziten. vnd wart dar nach genant. Constantinopolim. nach* A.+ *dem Richsent der vierde Romesche kunig. der hiez Anchus.* IX d. *bi der zit richsent Josyas In Judea. der puwet uf dem mere. XVI. mil von Rome die stat Ostiam. vnd richsent.*

[1] paludem, A. B.
[2] XLI., A. B.
[3] Fidenates, A. B.
[4] Byzantium, A. B.

XXIII. iar. vnd machet die ersten prucke Anchus uber die tiber zwischen dem berge Auentino. vnd Janiculo. Nach dem kam der funfte Romisch kunig Priscus. Tarquinius. vnd richsent. XXXVII. iar. bi der zit waz Joachim kunig in Judea. der machet den kreiz. do die Romer ires spiles pflagen zu triben. vnd puwet och die graben. die den unflat vz den heimelichen kameren in die Tyfer trugen. der begonde ouch von erste daz Capitolium zu machen von erst. vnd wart dar vmb geheizzen daz Capitolium. wanne do man den grunt do zu grub. do wart Xa. *ein haubt do funden ane corper. Nach dem richsent seruius Tulius der sechste romische kunig. bi der zit Sedechie dem kunige in Juda. der machet die graben vmb die muren der stat. vmb daz machte er ze erste. daz man die zinse vf hube. do von man vor niht wiste. ze letzste slug in ze tode tarquinius. der hoffertige. bi der zit ging ein plage vber die Juden. wanne si der kaldeien kunig Nabuchodonosor. vink do Sedechias ir kunig waz. Darnach. Tarquinius superbus der waz der sibende romisch kunig vnd richsent. XXXV. iar. bi der zit dez kuniges Cyrus. vnd der erdacht alle vangnisse. vnd pinunge vnd keten vnd in daz ellende ze senden kerker vnd poyen. vnd der selbe wart verstozzen von dem riche. von sines sunes* A. B. *wegen Tarquinius des sechsten der einer frowen hiez* Xb. *Lucrecia. die ein edel wip waz von kunne vnd ouch von tugent ir ere nam. vnd die selbe frowe von der scham irs vaters vnd irs mannes. vnd irre magen. vnd ertotet sich selber. vnd also wart Tarquinius von Rom vertriben. vnd flohe zu dem kunige Clusio von pornsene.*[1] *der sament ein grozes her von dem Tuscan. vnd ouch ander lute. vnd kam ze Rom. biz an die stat der Tyber bi dem palast Janiculi. vnd brahte die stat in grozze vorhte. vnd machte ze letzste einen friden mit den Romern. vnd besaz Acriciam.*[2] *Nach Tarquinio dem hoffertigen gingen die kunige abe von dem riche in der stat Roma. daz die biz an die*

[1]) ad Porsennam regem Clusinum, A. B.

[2]) Aretium, A. B.

zit gerichsent haben. zwei hundert vnd vierzig iar.[1] *vnd do satzten die Romer die ratherren an daz riche. vnd die stat ze berihten. also daz ie zwen ratherren die stat berihten solten ein iar. vnd dar vmb niht danne ein iar.* X c. *daz keiner zestark noch zehochfertige wurde an dem gewalte. vnd dar vmb wurden ie zwene gewelt. ob ir keiner vnrecht der gemein wolte tun. daz im des der ander wider were. vnd biz an die zit gie Romische gewalt vnd ir rich biz an den funfzehenden stein. wanne man do die mil mit den steinen vnder schiet. vnd do wurden zwen an daz ampt gesatzt. Liuius vnd Bratus*[2] *genant. vnd bi der zit starp zu Rome. Auarogoras.*[3] *vnd Pictagoras. Aristotiles. vnd Platonis iunger. der waz. XVIII. iar alt.* A. +

Von Rom.

In der iarzal von daz Rom gemachet wart zwei hundert vnd vier iar vnde XL. iar. Do waz Lunius[4] *der erste Ratherre gemachet ze Rome. bi dez ziten die lute Sabini vrlugten uf Rom mit einem grozzen vrluge vnd mit* X d. *grozzer kraft. vnd dar vber erwelten die Romer einen der ir houbtman were vber die ratherren. bi den ziten. wart ouch ein zweiunge vnder den Senaten. vnd der gemein ze Rom. bi den ziten wart babylonia zerstoret. von Cyro dem kunige von persia als hie vor geschrieben ist.*

von dem daz die kunge —.[5]

In dem. XVI. iar. von dem daz die kunige ze Rome niht mere richsenten vnd ie zwen ratherren ein iar dez riches pflagen. do klagte daz gemein volke. daz in die ratherren vnd der Senaten gewalt. vnd vnreht teten. vnd wurden ander rihter gesatzt vber die ratherren die hiezzen Tribuni. daz si der gemein rihter wern vnd schirmer.

---

[1] 241. A.

[2] Lucius et Brutus, A. B.

[3] Anaxagoras, A.

[4] Brutus, A. B.

[5] de binis Consulibus, A. B.

von der stat anevang.

In der iarzal dru hundert iar von der stat ane vang.
XI a. *do wurden die gesetzte der stat athenis ze Rome gesant in. X. taueln geschriben. vnd die Romer taten zwo dar zu. als Liuius Tytus seit. an der iar zal als die stat gemachet wart. dreu hundert iar.*[1] *do wurden die ratherren abgesetzet von dem geriht in der stat. an der iarzal*[2] *von der stat an vank wurden die lute vegentes betwungen von den Romern. bi Aswerus ziten dez kunges in Juda. bi den selben ziten Senones galli striten mit den Romern bi dem wazzer alba. vnd die Romer wurden siglos. vnd wart die stat alle gewunnen biz an daz Capitolium daz ouch verloren wart. danne die gans die dar vf stunt. die wecket die Romer vf mit grozzem geschreie. wanne si slieffen von*
A. + *der mude dez strites.*

von daz rome gemacht.[3]

An der iar zal von daz Rom gemachet. dru hundert
XI b. *vnd. LXV. iar do wurden tribuni an der ratherren stat geordent. Do wart die stat peneste*[4] *betwungen von den Romern bi dem wasser allia.*[5] *vnd. VIII ander stette. die vnder dem gewalte der stette peneste waren. bi den selben ziten ging ein grozze plage von sterben vber die stat Rom. wanne enmitten in der stat tet sich die erde uf. vnd erschein do ein flamme. als die helle. vnd von dem bosen roche der dar vz ging. verdarbte vil lute in der stat. als ouch hie vor geschriben ist. do man seit von den palasten. vnd dar vmb furen die lute galli von der stat. vnd einer von den gallen. hiez einen kempfen von den Romern. der mit ime stritte fur beide her. vnd der Romer kempfe gesiget. vnde nam den andern den er het erslagen. einen*

---

1) 301, A. B.
2) fehlt, a. 315 a. u. c., A. B.
3) De tribunis, A. B.
4) Praeneste, A. B.
5) Albula, A. B.

guldin rink von dem halse. vnd tet den an sinen hals. vnd dar nach wart er vnd alles sin kunne Torquati geheizzen. bi den selben ziten. wart Alexander Philippus sun geborn. von olimpia wart kung Macedonum der lute. des getete grulich vnd wunderlich waren. Als man schribet an einem sunderlichen buch. bi den selben ziten machet apius Claudius ein ratherre von Rome den weg apiam in der stat zu Rome. bi den selben ziten wart arimium ze Romemola vnd braienium ze Sampnio[1]) *zwo stet gebuwen von den Romern.* XI c. A. + A. B.

von Rome.[2])

In der iar zal von daz Rome gepuwen wart. dru hundert[3]) *vnd. XXVI. iar. do starp der kunig philippus Macedonum. vnd wart Alexandro sinem sun daz rich. vnd der puwet vnd betwank alle lant in Orient. vnd hoffent ouch Occident betwingen. do der. XII. ior gerichsent. do wart ime vergeben bi der selben zit. do die Romer begonden gwaltig werden. Do wurden si angeurluget von den Samniten. die gesezzen waren an der mitteln zwischen Campania. vnd apulia. die trugen guldin vnd silberin waffen. daz waz vmb Campaniam daz lant. daz gar rich waz von dem mere. vnd von dem gewinne dez landes. vnd dez selben landez houbtstat hiez Camma.*[4]) *vnd waz als groz als karthago oder Roma. vnd zu dem ersten wurden die Samniten vberwunden von den Romern. vnd gesigten doch den Romern an zum letsten. lagen si also gar nider. daz ir uber hundert tusend erslagen wurden in maniger wise. vnd ir kunig wart gevangen mit den andern. vnd ir stat wart zemole*[5]) *zerstoret von den Romern. Auch gewunnen die Romer nie strenger viende danne die Sampniten waren.* A. + XI d.

[1]) Ariminum in Romandiola et Beneventum in Samnio, A. B.

[2]) De nativitate et vita Alexandri magni, A. De Alexandro magno, B.

[3]) 426, A. B.

[4]) l. Capua.

[5]) funditus, A. B.

von daz Rome gemachet wart.[1])

In der iar zal von daz Rom gemachet wart. vierhun-
XII a. *dert und. XLIII. iar.*[2]) *do satzten sich die Tarenti wider die Romer. vnd smehten in ir boten. do si zu in santen. vmb daz gewunnen si sache mit in ze krigen. vnd heten grozze helfe von den Finitinis.*[3]) *vnd besanten ouch an ir hilfe. wirtunden*[4]) *kunk von kriechen. der kam uber mere mit. LXXX. tusent mannen zu fuzze. vnd mit. VI. tusent vnd. XX. helfanden.*[5]) *vnd kam in ytaliam. vnd het ein hertes vrluge mit den Romern vnd gewan ouch di von kartagine an sich wider die Romer. wanne die stat kartago waz groz. vnd ein houbtstat dez landes Affrice. vor. LXXII. iaren.*[6]) *e. daz Rome gemachet wurde. vnd wanne si so mechtig waz. do wolte si Siciliam daz lant.*
A. + *vnd ander Inseln dez meres beschirmen vor den Romern. daz si in keinen gewalt teten. vnd an der iarzal.*[7]) *von*
XII b. *daz die stat gemachet wart. do kam Hannibal der alte mit einem vnzellichen volke. vnd drizzig*[8]) *helfanden geschiffet in Syciliam. vnd begegenten ime do. Oneo*[9]) *vnd Cayus Ratherren von Rome. vnd uberwunden in. vnd namen ime waz er het. Also daz er selbe kume entran. Atilius Regulus ein Ratherre von Rom. do er kerte gegen kartagine der stat. vnd het betwungen die kunige die vil volkes heten. vnd den Romern. LXXIII.*[10]) *stete in Affrica dem lande woren vndertan worden. vnd do er kam an ein wazzer hiez Bagrada. do slug er ein slangen die waz. XX. vnd. C. fuzze lang. die ime siner lute vil ertotet het. vnd den*

---

1) De Tarentinis, A. B.
2) 444, B.
3) finitimorum, A. B.
4) Pyrrhum, A. B.
5) equitum vero VII milibus et CXX elephantis, A. B.
6) CCLXX, A. B.
7) 484, A. 483, B.
8) quadraginta, B.
9) l. Cneo.
10) 74 civit., A. B.

tet er schinden. vnd sant sin hut zu rome. vnd zeleste wolten die kartagines einen friden machen mit in. dez wolde er niht. vnd besammenten sich mit den luten vz dem lande affrica vnd striten mit ime. vnde wurden die Romer siglos. vnd ir houbtman Regulus wart gevangen. XII c. *vnd in keten geslozzen. vnd gefurt gen kartagine. do daz emilius*[1] *vernam ouch ein Ratherre von Rome. daz sin geselle also swerlich gevangen lege. der furt ein her in affricam daz lant. mit drinhundert schiffen. vnd von karthagine die begegenten ime mit so vil luten. vnd wurde ouch alda uberwunden. von Emilio.*

von daz rome gemachet.[2]

In der iar zal von daz die stat gemachet wart. Funfhundert vnd. VIII. iar. do geschach der stat ein grozze plage. Do Lucanus Quintus Catulto in Aulio[3] *Ratherren ze Rom waren. do ging die Tyfer vz. wanne si groz von Regenne waz worden. vnd prach alles daz nider. daz in der stat waz gepuwen. uf slechtem lande. bi derselben zit. bi Summij*[4] *bi Gaij Valerij Ratherren in der stat Quamen. die. IX. Galli.*[5] *vnd vrlugten an die Romer. mit mani-* XII d. *gerley vrluge. ligurria.*[6] *vnde wurden uberwunden von den Romern. vnd die selben lute galli sint grimmes gemutes vnd sterker von libe denne ander lute. vnd rehte als si an dem anvange kreftiger sint. Also schier verget ir kraft. vnd werdent ploder danne di wip. daz an in versuchet ist. als Orosius schribet.*

wie Rome gemachet.[7]

In der iar zal von daz Rome gemachet wart. funfhundert. vnd. XXXIII. iar. do kam Hannibal der keiser

[1] et Fulvius, A. B.

[2] De repentina subversione, A. B.

[3] Lucio Catulo, Aulo Mantio Coss., A. B.

[4] Sempronii, A. B.

[5] novi Galli, A. B.

[6] in Liguria, A. B.

[7] De Anibale, A. B.

von Affrica in Hispaniam vnd besaz die stat Saguntinum. die der Romer waz. die zerstort er. vnd wolte der Romer boten niht fur sich lazzen. bi der selben zit. bi Publio
A. B. *Cornelio Scipio vnd Sempronio Ratherren komen. Hannibal. in ytaliam wider die Romer. vnd hieb einen wek.*
XIII a. *durch die velse. vber die berge pirreneos. mit grozzer arbeit. vnd vrlugte. vnd waz sin her hundert tusent fuzlute. vnd. XX. tusent man ze rossen. dem wider reit*
A. B. *Cornelius Scipio ein Ratherre ze Rome. bi Tycino. vnd verwuntet hannibalem*[1]) *gar ser an dem zu riten. vnd dar-*
A. B. *nach wart Cornelius. vnd die Romer alle erslagen vil nahe vnd gesigten. daz vernam Sympronius der Ratherre*
A. B. *wie ez sinem gesellen Cornelio*[2]) *ergangen waz. vnd kerte her wider von asulia.*[3]) *vnd streit mit hannibale bi*
A. B. *dem wazzer Trebea. vnd verloz do alle sin lute. vnd entweich kum allein. Do hanibal gen Tuscan kerte. do viel ein so grozzer sne an den bergen. Appenninis. daz ime sin helfande vnd ander sin vihe verdurben vor kelde.*
XIII b *wanne er ouch wol wuste flamineum den ratgeben vnd ratherren allein in den gezelten bliben sin. dar vmb ilte er dez balder. daz er in funde vngewarnet. vnd ime also angesiget. vnd vernam auch daz Flamineus kam vnd zoget*
A. B. *vz gegen ime bi dem see. drasimenum. vnd mit listen vmb zoch in hannibal. daz er an allen enden verloz. vnd also vielen von den Romer. XXV. tusent man. vnd. VI. tusent wurden gevangen.*

von Rome.[4])

In der iar zal von daz Rome gemachet wart. Funfhundert vnd. XL. iar. Do wurden gesant. lucius Paulus Carentinus Narco.[5]) *Ratherren von Rom gen Hanibal. vnd striten mit ime bi der gazzen Canosa. vnd verluren*

---

[1]) Hannibal eum graviter vulneravit, A. B

[2]) Scipio, A. B.

[3]) a Sicilia, A. B.

[4]) De Lucio Aemilio, A. B.

[5]) Lucius Aemilius Paulus et Publius Terentius Varro, A. B.

den strit. vnd wurden erslagen. XLIIII. tusent man der Romer. Do mohten die Romer niht mere gestriten. Wanne in dem urluge wurden erslagen Emlius Paulus ratherren. Ares[1]) *vnd die herren von dem pretorio. vnd der Senat.* XIII c. *XXX. edeler herren. vnd funfzig tusent man ze fuzzen. vnd. XL. tusent ze rossen. vnd Farco*[2]) *ein ratherre. flohe zu Nennisio.*[3]) *mit funfzig rittern. vnd die Romer hetten keinen zwifel. ez were ein iungster tag irre stete gewesen. vnd nach der signunft. zehant kerte Hannibal gen der stat. vnd zu einem gezugnisse. eines so grozzes gesiges. do sante Hannibal zu kartagine. dru mutte guldener vingerlin. die er von erslagener lute henden zoch. Als Orosius schribet. vnd die Romer verzwifelten also sere. daz si wolten fliehen vz der stat. wanne daz Scipio Affricanus der do waz ein Tribunus die ritter mit blozzen swerten si betwank ze bliben. Do kouften die Romer von gemeinen gelte knehte. vnd machten die ze Rittern. vnd gedacht Junius dictator also genant. an die alten getat die Romulus tet.* XIII d. *vnd machet die ritter zu sinem her morder vnd diebe. vnd aller hande bose lute. der waren sehs tusent man. do ermanneten aber die Romer die von erste gar verzwifelten. vnd Orosius sprichet. der do het gesehen die ritterschaft ze Rome. wanne ez alles waren ietweder eigen knechte. oder kint an den Jaren. oder morder. oder die von schulden entwichen woren. oder bose wihte. der keiner wirdig waz der ritterschefte. vnd der Senatus waz aller vernuwet.*

von der stat rome.[4])

In der Jar zal. von daz die stat gepuwen wart. funfhundert vnd. XLIII. iar. do brahte hannibal ein reis von Campania. vnd kam mit. IX. tusent mannen ze A. B. *Rom. do ersraken die Romer gemeinlich also sere. daz si zemal verzagten. do lieffen die frowen uf die wer von*

[1]) consulares, A. B.
[2]) Varro, A. B.
[3]) Venusium, A. B.
[4]) De Anibale et Scipione, A. B.

XIIIIa *der muren. vnd trugen stein dar uf. vnd wolten von der mure geworfen haben. vnd kam hannibal mit sinem her. biz an die porten Coloniam.*[1] *Do kam Siluius*[2] *der orerste Rotherre mit den Romern gegen ime. vnd do si zesamen solten varn. do kam ein grozzer regen mit einem hagel gemischet daz si kum entlieffen in die gezelt. vnd do ez schon wart. do wolten si aber ze sammen sin do kam ein noch grozzer regen danne vor. vnd musten aber fliehen in die gezelt. Do bedahte sich hannibal daz daz urluge wider got wer. vnd kerte von der stat. Darnach wart Scipio affricanus in hyspaniam gesant von den Romern. vnd an dem ersten zu riten gewan er die nuwen kartaginem. Do vant er grozzen schatz von golde vnd* XIIIIb. *von silber vf kunftigen solt den rittern zegeben. vnd vink ouch aldo Magonem hanibals bruder. vnd den sant er ze Rom. Do Scipio in hyspanie gesiget do fur er in Affricam. vnd streit mit dem hertzogen der Penoren*[3] *genant waz. vnd slug den ze tode mit. XL. tusent mannen. do er daz alles verwustet. do santen die von kartagine zu hannibal. vnd enbuten ime daz er in zehilfe keme. vnd do hannibal daz vernam. do zogete er vz ytalia. vnd alle die ritter die imc niht gevolgen mohten. die slug er zu tode. vnd also kam er ze karthagine. vnd wurden beidersit tedingen vmb fride. vnd konden niht eintrehtig werden. vnd wurden die von kartagine siglos. daz hanibal mit vier ritten*[4] *kume entfloch. Do fur Scipio in die stat kartaginem. vnd gewan ouch die.*

von Rome.[5]

In der iar zal. von daz Rome gemachet wart. funf- XIIIIc. *hundert. vnd. XLVI. iar.*[6] *Do namen die vrluge die do*

---

[1]) Collinam, A. B.
[2]) Fulvius, A. B.
[3]) et facta pugna cum Poenis, A. B.
[4]) l. rittern.
[5]) De punico bello, A. B.
[6]) 566, A. B.

hiezzen punica ein ende. vnd zehant do viengen an ander vrluge aber an mit den von Macedonia. vnd daz hielte Flameus der funfte[1]) *ein ratherre. vnd nach vil vrluges gesiget er den Macedonien an. vnd gab irem kunge philipp einen fride. vnd die Romer die vnder Hannibal verkouft wurden. die wurden wider praht. mit beschornen haubten zu einem zeichen. daz in der dienst. vnd die eigenschaft were zemale abe gewischet. vnd aber dar machet der kunig antiochus ein vrluge mit den Romern. vnd kam vber mer gevarn. vz dem lande Asya. Europam dem lande.*[2]) *dem kam hannibal von Affrica zu. vnd gesellet sich heimelich zu im. do wart Antyochus vberwunden. von Lucio Cornelio vnd Marco. Scipione. Atilio.*[3]) *ratherren von Rome. vnd hanibal kam von erst in den schiffen Anthyochi. vnd* XIIII d. *floch in den. vnd machte Anthyochus einen fride. mit Scipione. vnd den Romern. vnd also vberslahe ich vil vrluge. hie mit kurtzzen worten. vnd daz waz daz Macedonisch vrluge..* A. B.

von rome.[4])

In der iar zal. von daz Rome gemachet wart. VI. hundert vnd zwei iar. vnder Lucio Censorino. vnd Marco Maulino ratherren. hub sich daz dritte punisch vrluge. wanne do der senatus ze rat wurden kartaginem ze vertilgen. do furen die ratherren zu mit Scipio affricano. der do Tribunus waz. vnd beruften die kartaginenses ze sammen. vnd gebuten in daz si in geben allen iren harnasch vnd ir schif. daz geschach. darnach hiezzen si aber die Romer. daz si zehen tusent schrit hindersich von dem mere entwichen. do wurden si so gar sere beswert. daz si do XV a *kuren. mit strit lieber zesterben. denne daz si wolten also entwichen. vnd erwelten zwen astinbales*[5]) *die ir her leiter*

---

[1]) Quintus Flaminius, A. B.

[2]) in Europam transiens, A. B.

[3]) Cornelio Scipione et Marco Atilio Glabrione Coss., A. B.

[4]) de tertio punico bello, A. B.

[5]) duos Asdrubales, A. B.

weren. vnd machten wappen von silber vnd von golde. vnd die gelegenheit der stat kartaginis waz alsus. daz in einem graben vmb die muren daz mere gink. mer danne dru tusent schritte lang an die gegent die man uf tet des veldes halb. Do waz ein mure. XXX. fuzze tief mit gevierten steinen gemuret. vnd waz. XL. cloftern hoch. vnd LXX. die do heizzent pirse. vnd hat lutzel me danne tusent schritte lang. vnd do kartago von Scipione. vnd von den ratherren gewunnen wart. do gaben ir sich in iren dienst. XXX. tusent man. vnd. XXV. tusent frowen. vnd die andern die in der stat lieber wolten verbrinnen in XV b. *dem fure denne si den Romern wolten dienen. vnd also wart kartago an gezundet. vnd brante. XVII. tage*[1] *on vnderloz. vnd also wart daz der stat ein stein niht gantz bleib. Do waren vergangen. VII. hundert iar. vnd in dem ersten dar nach. vnd also nam daz dritte vrluge ein ende. daz do hiez bellum punicum. in dem vierden Jare. wanne daz urluge weret. XX. iar.*

von rom.[2]

In der iar zal. von dem daz Rome an vink. VI. hundert vnd. VI. iar. daz waz dez selben iares do karthago zerstoret wart. Pigneo Cornelio Lenuilo. Lucio ratherren. do wart Chorucus[3] *die namhafte. vnd die richest stat. vnd allez daz lant Achia wart betwungen. vnd zerstoret von den Romern. vnd do die stat waz angezundet. do waz so vil sule vnd aptgoter von silber vnd von golde. daz ez on zal waz. daz floz vnd smieltz ze* XV c. *samen. vnd wart ein nuwe metalle daz hiez Cornicum.*[4] *vnd alle die vaz die man dar vz machet die heizzen noch vasa Cornicia. Bi der selben zit vnder Seruio vnd Flaco*[5] *ratherren. wart ze Rome ein kint geborn von einer dirnen*

---

[1]) 16, A. B.

[2]) De Cneo Cornelio, A. B.

[3]) Corinthum, A. B.

[4]) Corinthum, A. B.

[5]) Servio Flacco et Quinto Calpurnio, A. B.

daz het vier fuzze. vnd vier hende. vier ougen. vier oren. vnd zwen zumpen. vnd vier hoden. Auch in Sicilia der berg ethna. warf grozzes fur vz alumb in die gegen. Auch hub sich in Sycilia daz dienstlich vrluge.[1] *Daz nit die Romer allein ervert. vnd erschrecket auch sunder die ratherren. Auch was Sicilia daz erlichest*[2] *laut. wanne si wurden manger snoden herschaft betwungen. den si dienen musten.*

von rome.[3]

In der iar zal daz Rome gemachet wart. VI. hundert vnd. XXIIII. iar.[4] *do hiezzen die Romer die stat kartaginem in affrica. vnder Celio Lucio vnd Cyto Flam̃ineo ratherren. vnd daz waz in dem. XX. iar*[5] *nach dem daz si gestoret wart. und die buwunge geschach von den Romern. die santen ir gesinde dar. die die stat wider buweten. bi den ziten wart ein grozze zweiunge. zwischen flano.*[6] *vnd Graeco vnd Ratherren. vnd der stat ze Rome. Bi den ziten warf der berg ethna. vz furig flammen mer danne ie. vnd verprant die stat Cathenensem. vnd von dem plage. Santen die Senatus von Rome. X. iar vz ir zinse.* XV d.

von rome.[7]

In der iar zal von daz Rom gemachet wart. VI. hundert vnd. XLI. iar. Do vrlugten Gneus. Maulinus. vnd Quintus. Scipio.[8] *Ratherren von Rome wider zimbros vnd die Tuscan.*[9] *vnd Ambronas. Gallos vnd Germania. die wurden des eintrechtig. daz si den Romischen gewalt vertilgen wolten. die wurden doch ze letste vber-* XVI a.

[1]) bellum servile, A. B.
[2]) miserior, A. B.
[3]) De Lucio Caecilio. A. B.
[4]) 628, A. B.
[5]) 23, A. B.
[6]) Flavio, A. B.
[7]) De Caio Manlio, A. B.
[8]) Cajus Manlius et Quintus Caepius, A. B.
[9]) Cymbros Theutonicos, A. B.

komen. wanne ze ersten wurden der Romer erslagen. LXXX. tusent man. vnd Marcus Emilius ein Ratherre. vnd zwen siner sune. vnd. XL. tusent man der Colonen. also daz niht wanne zehen man enpfluhen. die die leide mere hin heim brahten. vnd do die Tuscan vnd die Cumbri in ytalien komen in grozzer kelte. vnd dar nach wolten gemache haben mit spise vnd mit tranke vnd mit bade do wurden. Quintus vnd Catulius[1]) *engegen in gesant. die vielen vber si vngewarnet. vnd. e. si sich gesatzten zu strit. do vberwunden si die grozzen menge. ouch nit on iren schaden. vnd also wurden ir erslagen. hundert tusent. vnd. XL. tusent. vnde. LXX. tusent gevangen. vnd die sich selber. vnd ir iungen ertoten. noch wiplicher tobheit.* XVI b. *der vnzellich vil waz. vnd zu einer gedenknisse dez grozen glukes. machten die Romer einen tempel. von wunderlicher gezierde. der noch hute ist genant. zu vnser frowen der grozzen.*

von Rome.[2])

In der iar zal von daz die stat Rome gemachet wart. VI. hundert. vnd. XLV. iar. nach dem vrluge der zimbern vnd der Tuscan. do wart Rom so gar geswechet von kriege vnd von partis. die si in der stat hetten vnder einander. daz si ze letste nach gar vergangen waz. wanne daz Maurius Quintus.[3]) *ein Ratherre daz betrubet volk mit senften worten gestillet. vnd die erslug er die den krieg an vingen.*

von Rome.[4])

In der iar zal von daz Rome gemachet wart. VI. hundert. vnd. LVIIII. iar. vnder Julio dem keiser. vnd Lucio Marco. ratherren. harte wunder da geschahen. vnd die Romer sere erschreckten vmb daz. wanne bi den Ca-

---

[1]) Catullus, A. B.

[2]) de intestino bello, A. B.

[3]) Marius quinto Consul, A. B.

[4]) De Julio Caesare, A. B.

captiuos[1]) *do si di prot solten brechen in der Ritterschaft.*[2]) XVI c.
do ran blut dar vz. vnd zu den Samneten bi Benevento tet sich die erde uf. vnd ging ein flamme dar vz uf biz an den himel. vnd alle die Tier die bi den luten pflegent ze wonen. die liezzen stelle vnd futer. vnd lieffen mit iemerlichem geschrei ze walde. vnd nach dem. danne die hunde die von natur heimelich sint. die lieffen vmb mit iemerlichem hullen als die wolfe. dez bezeichenunge ze hant darnach vz ging. wanne der keiser Julius verlos einen grozzen strit. vnd entran selber kume. Poncius.[3]) *der rihter wart uberwunden. vnd in maniger provincien wurden die Romer siglos also vil daz der Senatus ein cleit antaten von trurikeit. daz cleit hiez Saga. vnd santen daz ouch dem keiser Julio. daz er es an tete. Aber do* XVI d. *Julius vnd Pompeius ir vinde vberwunden. do taten si daz cleit vz. Dar nach besaz pompeius Ascalum die stat. vnd gewan si vnd slug iren kunig. vnd. LXXX. tusent lute der Masoren*[4]) *tot. Bi den selben ziten hub sich an vrluge. vnder den burgern. dar nach daz vor nie mere geschach. wanne der ratherren. vnd der Senaten. waren etliche wider asillam. vnd etliche mit silla. wider die andern also daz der Romer manig tusent wurden erslagen. vnd daz Quintus Catulus sprachen zu Silla. mit welhen wir nu ze letste gesigen gewappent in dem strite. die slahen wir danne zetode one were. vnd on wappen. vnd uf daz wort satzte Silla zu erste die taueln zu machen der beschribunge in daz ellende. vnd in die ersten beschribunge* XVII a. *funf hundert man vnder den waren ratherren. vnd also wurden die Ratherren entweder beschriben oder erwurget vnd also daz zoch sich uf zehen iar. daz do von sturben vnd beschriben wurden hundert tusent. vnd funfzig tusent. Do starb ouch Silla. vnd nam der krieg ein ende. vnd Pompeius betwank die lant in Orient zu einem grozzen teil. vnd. XXII. kunige da mit.*

---

[1]) Tarentinos, A. B.
[2]) per convivia, A. B.
[3]) Pompejus, A. B.
[4]) 18000 Marsorum, A. B.

von Rome.[1])

In der iar zal von daz Rome gemachet wart. VI. hundert. vnd. LXXXXIII. iar. bi dem keiser Gayo. vnd Lucio bibulo ratherren. do wurden dem keiser Julio gegeben drie provincien. mit. VI. legionibus. vnd luten. der ist ieclich. LXVI. vnd. VI. hundert. und. VI. tusent. die wurden ime bevolhen funf iar. daz waz gallia. vber die Alpes. vnd Gallia disseit alpen. vnd Licius[2]*) galliani*

XVIIb. *Comatani. vnd die galliani kriegten mit einem steten vrluge. wider die germanos. daz der Rin allein scheidet. vnd der keyser betwank gallos. der vil erslagen wart. vnd wustet die stat Treuerim zu letste machet er ein brucke*

A.+ *uber den Rin. vnd fur in Germaniam. vnd nach dem daz der keiser die gallos betwungen het. do fur er wider gen Rom. do wart im der Trisor mit dem schatze vor beslozzen mit pompeius rat. vnd wart niht enphangen. Do brach der keiser den Trisor uf. vnd nam den schatz. vnd zoget in anninium*[3]*) zu dem legionen. vnd zoch dar nach alpes zu massilia. vnd fur von danne zu hyspania. wider pompeius lute. vnd kam in ytaliam wider. vnd machte. LXXXVIII. schar. uz sinem her. ze letste nach grozzem kriege. den die Romer wider ein ander hetten.*

XVIIc. *Do floch pompeius her in asiam daz lant. vnd kam von danne in egyptum. vnd do slug in ptolomeus der kunig zu tode in Egypto. vmb die fruntschaft Julij dez keisers. Also zoget der keiser pompeio noch. vnd kam in alexandriam. vnd besante fur sich daz houbet pompeij. vnd sin vingerlin. do er daz sach. do weinet er gar sere. do kam der keiser wider ze Rome. vnd wart dictator Ratherre gemachet. vnd fur in ytaliam*[4]*) zehant wider die pompeiarios vnd betwank die. vnd zogt wider zu Rome. vnd hielt do daz fursten ampt. III. iar. vnd. VII. monen. vnd wart*

---

[1]) De Cajo Caesare, A. B.

[2]) Illiricus, A. B.

[3]) Ariminum, A. B.

[4]) Hispaniam, A. B.

do erslagen. von verretnisse. Bruti vnd Cassi. vnd also waz Rom berihtet vnder kunige von Romulo ziten. II. hundert vnd. XLVII. iar.[1] *vnd vnder den ratherren. IIII. hundert. vnd. XLIIII. iar biz an Julium den keiser. vnd Julius der keiser starb an dem. VI. vnd funfzigsten iar. sines altes. vnd sin corper wart verbrant noch der gewonheit. vnd daz volk satzte ime ein starke Mermelin sul. hundert. vnd. XX. fuzze hoch. vnd machten sin grab dar uf en mitten in der stat. vnd wart die sul Julia geheizzen. vnd an dem hundertsten tage vor sinem tode. do viel ein donre stral von dem himel bi der sul nider die ime gemachet waz. vnd slug dar abe einen buchstaben. ein C. vnd an der nechsten nacht vor sinem tode. do furen die slofkamern uf vnd zu so sere. daz er vz dem bette lief. vnd wonte ez wolte daz hus nider vallen. vnd dez selben tages. do er in daz Capitolium ging do wurden ime brief gegeben. die uf iren tot geschriben woren. vnd het er die ze hant gelesen. so were er nit erslagen. vnd do man in tot trug. do vant man die briefe in siner hant beslozzen. Do sprach der ochse zu dem ackerman. kurtzlich bezeichent*[2] *mer lute. danne korn. war vmb iagest du mich so sere.*

A. + XVII d.

XVIII a.

von Rome.[3]

An der iar zal von daz die stat Rom gemachet wart. VII. hundert. vnd. X. iar. do Julius der keiser gestarb. do kam Octauianus sin neue. den nam man an daz riche. wanne do er noch ein Jungeling waz. Do kam er gen Rome vnd vbet sich. vnd sin manheit in einem ieclichem strit. er vaht ouch funf strite bella Ciuilia. daz vrluge Mutinense. daz vrluge Philippense. daz vrluge Persinum. daz vrluge Syculum. daz vrluge Atticum.

von Rome.

An der iar zal. von daz die stat Rome gemachet XVIII b.

[1] 267, A. 241, B.

[2] deficient, A. B.

[3] De Octaviano Augusto, A. B.

wart. VII. hundert. vnd. XXV. iar. Do kam der keiser Augustus von Orient. vnd het die rich do betwungen. vnd kam hin ze Rome. Do wart er zu ersten geheizzen Augustus von den Romern. daz er den gemeinen nutz gemert het. vnd der name beclibet sinen nach komen. der in bezeichent die obersten wirdekeit vf ertriche des riches. der in kriechischer zungen heizzet. Monarchia. von do Octauianus Augustus wart genant. do zoch er mit einem her in hyspaniam. vnd alle die andern lant vnd rich. betwank er mit sinen hertzogen vnd amptluten. bi den selben ziten betwang er Pannoniam daz nu vngern ist genant mit sinem stiefsun den er dar sante. vnd tilget die mit mangem totslage. vnd dar nach Germaniam daz sich von vngern XVIII c. *zuhet biz an den Rin. wan als Orosius seit. vnd Solinus von den wazzern in Germania. daz ist die Elbe. die fluzzet von Peheim. vnd die entspringet*[1] *in Merhern. vnd die vilse entspringet in Polan. vnd durch daz lant wider daz mere in die Germaniam. kam Tyberius von des keisers wegen mit zweilf leigionibus von Rittern. vnd vrlugten wider si. III. iar. vnd daz vrluge waz den Romern so groz vnd vorchtsam daz als Swetonius seit. daz in nie kein vrluge so schedelich wart. ane daz vrluge Cartaginense. wanne si zu Germania. III. legiones von rittern* A. + *verlurn.*

---

von dem keiser Octauiano dem Augusto.[2]

Nach vnsers herren ihesu christi geburt. richsent Octauianus der keiser. XLIII. iar.[3] vnd waz ein XVIII d. Romer von geburt. Sin vater hiez Octauianus ein Senator. von der muter waz er geborn von Enea. vnd waz neue dez keisers Julij. vnd waz an ime ein wunsch der werlde. in einem gewalt. ouch wart sin glich nie.

---

[1]) et Grutales i. e. Odera, qui nascitur in Moravia, A. B.

[2]) Hier beginnt in A., B., C. der Paralleldruck.

[3]) l. 14.

wanne er on alle bosheit waz.[1]) vnd lebte nach luste. Er pflag bi. XII. Juncfrawen ze sloffen. ouch sahen in die Romer also schon ze wesen. daz in niemant vnder ougen mohte an sehen. vnd waz so gluckhaft. daz er alle die werlte im zinshaft machte. vnd sprachen zu ime. wir wellen dich an beten. wanne got ist in dir. wer des niht. dir mohten alle dink niht als glucklich gen. vnd daz versprach er. vnd bat dez ein frist. vnd dez besant er zu im Sibillam von Tyburtina. ein wissaginne vnd seit der. waz im die lute hetten fur geleit. do bat Sibilla. III. tage frist. ime dar uf ze antworten. vnd vastet dri tage. vnd noch dem dritten tage. antwurt si dem keiser also. ze einem zeichen des gerihtes ist die erde von sweizze naz. von himel ist komen eweclich kunftig et cetera. Do zehant tet sich der himel uf. vnd kam ein lieht uf in. vnd sach in dem himel die schonsten iuncfrowen sten. ob einem alter die het ein kint an irem arme. vnd des gesihtes wundert in sere. vnd horte ein stimme die sprach. diz ist der alter des gotes sunes. Do zehant do viel der keiser uf die erden. vnd betet ez an. vnd do er die gesiht seite den Senatoren dez wundert si sere. diz gesiht geschach in dez keisers kamern Octauiani. in dem Capitolio daz nu ist vnser frowen kirche in dem alter. vnd do Octauianus zu Rome kame wider von Orient. vnd do gesiget hat. mit driualtiger signuft. Do wart er gegruzzet von den Romern mit dem namen augustus. wanne er den gemeinen nutz dez riches gemert het. vnd also betwank er alle lant. vnd slug der von Germania vil zu tode. vnd ving ir. XL. tusent. vnd furt die in galliam. vnd satzte die aldo an dem rine zebliben. Also wart nie man seliger uf ertriche ze striten. XLIIII. iar. die wil er dez riches wielt allein. vnd. XII. iar mit Anthonio. der anthonius waz auch ein Romer. vnd also wart er ouch beromt daz er die stat mit ziegel. vnd mit merbel liez zieren.

XIX a. XIX b. A.+

[1]) neque vitiis caruit, A. B. C.

vnd an dem. XXIIII. iar[1]) sines riches starb virgilius
A.+ ze brundusia. vnd wart sin gepein gefurt. gen Napels.
Bi Octauianus ziten waz ein namhaft Tabern vber die
Tyfer. dic wart genant Eruentoria[2]) wanne die ritter
XIXc. von sinem solde verdienten daz si vertoten mere kurtze-
wil. vnd alda floz ein brunne in der nacht mit olei. do
got geborn wart. do hat sider Calixtus ein kirchen ge-
machet vnd gepuwen vnser frowen. Also starb Octa-
uianus Augustus in dem iar sines alters an dem riche.
LVI. iar[3]) bi der stat Etalta in Campania wart er be-
graben in dem velde marcio. *Auch wart bi sinen ziten*
C. *gerechent die zal der burger zu Rom. dru hundert tusent.*
A.+ *vnd. LXXX tusent.*

Tyberius richsent.

Tyberius richsent. XVIII. iar. biz an daz iar
daz got gemartert wart. der waz Octauiani stief sun.
vnd tochterman. vnd waz och ein kint dez wunsches.
A. B. C. *vnd ein grozzer trinker dez wines.* vnd waz wise vnd
gluckhaft in dem wappen. vnd waz wol geleret der
XIXd. schrift vnd wol spreche. vnd doch eines unsteten hertzen.
wanne er piniget die sinen. vnd die fremden dicke von
A.+ vnschulden. vnd starp in Campania. in dem XVIII.
iar.[4]) sines riches. vnd. LXXXVIII. iar sines alters.
dez die lute alle fro waren. Auch war er sitik mit
allen sinen werken. bi sinen ziten wart der meister
Ouidius in daz ellende gesant. er machet ouch poncium
pylatum richter der Juden. an der stat seit Josephus
in der Juden hystorien. ein meister ein lobelich gezuge-
schaft von Christo. vnd sprichet. bi den ziten waz
Jhesus ein wise man. ob man in einen man sol nennen.
vnd waz ein wurker vnd ein lerer wunderlicher werke.
A.+ vnd zoch an sich mit siner lere vil der Juden. vnd der

---

[1]) 26, A. B. 25 C.
[2]) l. emeritoria.
[3]) 77. Attela, A. B. C.
[4]) 23, C.

heiden. Also nach vnsers herren marter richsent Tyberius funf iar. bi den ziten wart poncius pilatus in daz ellende gesant zu vienne *in purgundia.* umb vil sache die er wider den keiser tet. vnd vmb grozze arbeit die er do leit stach er sich selben ze tode. auch wart herodes mit sinem wibe herodiade in daz ellende gesant ze vienne von Tyberio. vnd sturben do beide rewiclich. diz waz der herodes. vnder dem sant Johannes enthaubtet wart. vnd vnser herre got gemartert. XX a. A. C. A.+ A.+

Gaius. der ouch genant waz Galigola. richsent III. iar. vnd. VIII. monde.[1]) vnd waz der Boste der ie wart. wanne er beslief zwo *siner tochter.*[2]) die eine gewan ein tochter. die minnet er ouch. er waz Neue Tyberij dez keisers. *Jeronimus seit* von dem ersten Gayo [3]) dem keiser wurden alle Romischen kunge keiser genant. *Der selbe Gayus do er so vil bosheit getreib mit vnkusch vnd mit andern bosheit. Do wart er erslagen ze Rome in dem palast.* A. B. C. C. C. XX b. A.+

Claudius richsent. XIIII. iar. vnd. XXVIII. tage.[4]) waz Caligolus veter vnde machet ein vrluge wider die von Britania. vnd etlich inseln enseit Britanie betwank er auch an daz riche. die hiezzen Archades. der lebt. XLIIII. iar.[5]) vnd wart nach sinem tode geheiliget. vnde zu den gotin genant er het keinen gedank. wanne do sin wip erstochen wart. Dar nach kurtzlich lag er in siner kamern. vnde frogte war vmb sin frowe niht zu ime keme. vnd er waz ouch zu allen ziten vnd an allen steten vngeordent an siner spise. vnd an sinem tranke. *Er het wib hiez Messelena. die waz so vnkusch daz si sich heimelich liez minen. in den bosen husern. vnd zeletste offenlich einen ieclichen. dez genuget si niht* C.

[1]) 3 ann. 10 mens. 8 dies, A. B. C.

[2]) sororibus, A. B. C.

[3]) Julio, C.

[4]) 14 ann. 7 mens. 29 dies, A. B. — 28 dies, C.

[5]) 64, C.

XX c. *vnd zohe ouch ander edel frowen mit ir in die bosheit.* Do diser Claudius sterben solde. do satzte er von sines wibes rot sinen Ayden. Neronem in daz riche. vnd ver-
A.+ sties sinen sun[1]) do von. Bi diz Claudius ziten kam sant Peter[2]) ze Rome. vnd berihtet do die Cristenheit.
c. XXV. iar. *bi den selben ziten erschein der fenix in Agypto. der vor VI. hundert iar. in Arabia erschinen waz. man seit auch. daz er lebe. VI. hundert iar. vnd sich danne iunk mache in dem fur. Er ist ein vogel groz als ein Are. vnd uf dem houbte gekronet als ein hane. vmb den hals ist er goltvar. an dem hinderteil purper var.*
A.+ *an dem zagel rosen var. vnd pleich.*

Nero richsent. XIII. iar. VII. monde. vnd. VIII. tage[3]). der verboste romisch rich vnd minret ez. Er vischet mit gulden netzen. die man mit guldinen. vnd
XX d. mit sidenen seilen zoch. vnd erslug einen grozzen teil des senatus. vnd waz allen guten luten vint. vnd er erslug vil siner frunde sin wip sin bruder sinen meister. vnd zundet die stat an. vnd waz der erste ehter der Cristenheit. dar vmb wart er verlozzen vor allen Ro-
A.+ mern vnd von den Senaten ein vint gezalt vnd ein vint der stat. Bi sinen ziten wart sant Jacob vnsers herren bruder gemartert. Er tet ouch Senacam sinen meister.
A. B. C. *vnd hiez ime lozzen in einem bade. daz er starb an siner angesiht.* In der zit wurden die Juden dem rich vngehorsam vnd wart vespasianus dargesant von Nerone.
A. B. C. auch tet *vespasianus*[4]) allen sinen fleiz. daz sant peter. vnde sant paulus gemartert wurden. Also do die Romer Neronem suchten vnd wolten in erslahen. vmb daz
XXI a. die stat waz verbrant von ime. vnd vmb ander bosheit. die er begangen het. do flohe er in den palast. do si ime nach iageten. do stach er sich selber ze tode in

---

[1]) Britannicum, A. B. C.
[2]) et Paulus, A. B.
[3]) 29, A. B. 19 C.
[4]) Nero, A. B. C.

der vor stat. zwischen salariam vnd Numentanam. in der vierden wil[1]) der stat. vnd do azzen in die wolfe. von dem seit Swetonius. daz er so bose waz. daz er an dez menschen libe kein stat noch gelide reiner oder vnreiner ahtet danne daz ander. vnd do von erloubet er den sinen *ketzzern* alle bosheit. Er tet kein cleit A. B. C. mehr an. danne daz einstunt. Er besluck auch an keinen dingen so erlichen als an puwe wanne die gezierde sines palastes. vnd sines wappen. waz alles von golde vnd von silber. vnd von edelm gesteine. von helfinpeine. vnd von so grozzer koste. daz vnzusagen ist. Bi disen ziten do wart der Coliseus uf gerihtet. der waz hundert XXIb. fuzze[2]) hoch. A.+

Vespasianus[3]) richsent. XI. wochen. vnd. IX. iar. vnd. XXII. tage.[4]) der wart keiser gemachet. bi Palestino dem here. er wart verborgenlich geborn. vnd mit guter behendekeit. vnder ime wart die Judescheit betwungen von Romischen reichen. Diser vnd sin sun Tytus gewunnen Jerusalem. vnd dar vmb gewunnen in die Romer sere lieb. Er starb von der Rure. vnd do er sterben solde do richtet er sich uf vnd sprach: Ez ist niht reht. daz ein keiser ligende von dem ertriche scheide. hie wart er ouch von Claudio in germaniam. vnd in Britaniam gesant. vnd streit do mit den vinden ze. XXXII. molen.[5]) vnd die sterckesten vnd die besten betwanck er vnder daz riche. A.+

Tytus.

Tytus richsent. III. iar. der stort Jerusalem mit XXIc. sinem vater vespesiano. vnd alle die gezierde dez tempels sante er ze rome in den tempel dez frides als Je-

---

[1]) l. mil. milliarium, A. B. C.

[2]) 140, A. B. 107, C.

[3]) Galba in A., B., C. ist übergegangen.

[4]) 9 ann. 10 m. 12 d., A. B. 9 ann. 11 m. 22 d., C.

[5]) 32, A. B. tricies et bis, C.

ronimus seit. diser waz also volkomen an allen tugenden. daz er geheizzen wart ein wollust menschlichen kunnes. er liez ouch die bliben in der ersten fruntschaft die wider in gesworn heten. Er waz also milte. daz er niemant verzech der in bat. Er wart begraben do er starb in dem stetelin. do sin vater begraben wart. vnd so grozze clage vnd weinen waz vmb sinen tot ze rome.
c. daz sin ze vil waz. *Alleine der vater grozzer tugent were. doch furkam in der sun an tugenden. daz man in fur den vater erte an der schrift vnd vnder der gemeinen rede.*

Domicianus richsent. XIII. iar.[1]) vnd. V. monde.
XXI d. *Der hiez Johannem ewangelistam von Epheso furen zu rom.*
A. B. C. *vnd hiez in setzen in daz sident olei. vor der porten latina. dar vz er gink vnverseret.* Diser domicianus waz Tytus bruder. an den ersten iaren waz er gut vnd senftemutig an dem riche. zehant dar nach beging er so vil vntugent. daz er daz gut wort sines vaters vnd sines bruders zumale swachet. Er erslug die eldesten von dem Senatu. vnd waz der erste der sich got hiez nennen. vnd wolt kein sul in dem Capitolio lazzen setzzen wanne die guldin oder silberin were. er tet Johannem evangelistam in patmos senden. vnd tet der Cristenheit die andern anuechtunge noch nerone. vnd wie er vespasianus sun were. doch waz er im vnglich an tugenden. wanne er ouch verhaszet waz von allen
XXII a. luten. do wart er erslagen von den sinen in dem palast. an dem iar sines alters. XXXVI. iar. vnd wart mit vneren begraben. bi sinen ziten wart gemartert. Dyonisius mit siner gesellschaft. vnd sant Lucianus der sant peters Junger waz. die sant Clemens ze sammen schicket. vnd si in Galliam sante. Bi disen ziten do wart gemachet daz tempel pantheon. daz nu ist zu vnser frowen der Rotunden. vnd von dem wart es gemachet. die Senatores vernamen. Daz die von Persia sich satzten an daz rich. vnd wolten dar gesant haben

[1]) 3, A. B. 13, C.

einen prefecten von der stat. der het dri tage frist sich ze beroten. vnd do er in einer naht also lag. vnd also entslief. do erschein ime ein wib die sprach. daz er gelobet einen tempel ze machen in ir ere. als si in wiset. si wolt ime helfen daz er gesiget wider die Persen. vnd nante sich Cybelin ein muter aller goter. Do globt ir Agrippa der prefecte. vnd ging des morgens fru fur den Senat vnd saget ime die gesihte. vnd also sant in der Senatus mit vil gezierde mit schiffen vnd mit luten vnd mit funf legionem. mit rittern in persiam. vnd betwank si mit alle. XXII b.

Nerua.

Nerua richsent. I. iar. vnd. IIII. monde. der widerrufte alle die ding die. Domicianus setzet. Er liez ouch Johannem evangelistam vz dem ellende von patmos wider varen zu Epheseos. A.+

Trayanus richsent. XIX. iar.[1]) der betwank Asiam. vnd Babiloniam. vnd fur do in Judeam noch allexandro. diser tet der Cristenheit die dritten ehte. daz waz von siner diener rate. vnd niht von sin selbes willen. er waz geborn. von dienstluten vz hyspania. vnd wart in Gallijs bi Agrippa keiser gemachet in ytalia vnd bereitet vnd meret daz rich vil nach Augusto. er fur in dem roten mere biz in indiam. vnd mahte schif alda mit den er daz lant Indiam verwustet. Er waz gemeine vnd slecht gen den Romern. vnd gen allen landen. vnd waz grusam[2]) gen sinen frunden steteclich. vnd do er wider kam gen persiam noch grozzem lobe vnd signunft. do starb er vnderwegen von der rure. Sin gebein wart ze sammen gelesen in einen guldinen eimer. vnd ze Rome gefurt. vnd vnder ein sule geleit do an dem markte. den er gemachet het. vnd die seul heizzet nach sinem namen Traiana. vnd ist. LX. vnd XXII c.

[1]) 18, C.
[2]) liberalis, A. B. C.

hundert[1]) schuhe hoch also wart er von den keisern[2])
XXII d. begraben. vnd vnder die gote gezalt. vnd zu sinem lobe ewiclich ist in dem Senat gemachet. daz man den fursten ruffet. vnd daz seliget Augusto. vnd pezzert Traiano.[3]) Under ime wart gemartert sant Ignacius. der Junger waz sant Johannes ewangelisten. vnd ein Bischof. anthyochus. Wanne do Traianus kam vnd gesiget het. vnd het den Cristen gedrot. do begegent er im vnd veriach daz er Cristen were. der wart mit ysen gebunden vnd zu Rome gefuret. vnd gemartert. vnd do sin hertze ze kleine stucken gesniten wart. vnd do stunt Cristus name an einem ieglichen stucke mit guldinen buchstaben. geschriben. Bi der selben zit bluet astachius der vor placidus hiez. vnd waz meister der ritterschefte des keisers Trayani. dem Cristus er-
XXIII a. schein an einem geiegde *zwischent eines hirzes horn*. vnd
A. B. also nu do Cristus ime vor seit. do leit er mit wibe vnd mit kinden grozze arbeit. Bi der zit verbrant der tempel pantheon von einem himelschen fur vnd wart dar nach wider gemachet. Bi der zit lebte plinius ora-
C. tor. *der den keiser senftet von der ehtunge der Cristenheit. wanne er im schreib daz (er) niht vbels an in funde. danne daz si den goten nicht opferten. vnd daz si vor tage uf stunden vnd Cristum lobten zu einem got. Bi disen ziten wart Symon vnd Cleophas Jacobi Mumen sun vnd*
A. + *auch bischof waz nach ime gemartert.*

Adrianus.

Adrianus. Traianus sun. richsent. XXI. iar. der betwank die Juden zu dienen. zu dem andern mole.
XXIII b. die vngehorsam waren worden vnd besetzet die stat Jerusalem mit andern luten. Diser waz ze allen dingen lobelich. vnd machet vil nuwer gesetzte. vnd hiez ein

---

[1]) 140, A. B. C.

[2]) sc. solus intra urbem sepultus, A. B. C.

[3]) ut in Senatu Principibus non aliter acclamaretur nisi felicior Augusto melior Trajano, C. — adamaretur — tyranno, A. B.

sul in siner er machen in der stat. vnd wie daz er Traianus neue were. so heizzet[1]) er doch die ere die Traianus het. vnd hiez drie prouincien von dem riche komen. daz waz Syria. Mesopotanea. vnd armenia die Traianus gemachet het. vnd wolte ouch Daciam hin haben gelazzen dȯ werten im die frunde vnd erschreckten in. daz er do von lieze. Wanne do Traianus. Daciam gewan. do brahte er von danne. ein vnzellich menge mit luten gen Rome. Die dicker musten arbeiten vnd wo man ir bedorfte. Do machet er fride in dem riche. die wil er lebte. Er waz ouch wolgespreche in latinischer vnd in kriecher zungen. vnd waz endelich vnd sorksam vmb den Trisor. Er starp zu Campania in dem. XXI. iar sines riches. Der Senat wolt im niht gotlich ere erbieten. doch erwarb ez sin nachkommen an dem Senat daz man in heiliget als die andern. vnd der Adrianus. machet Jerusalem wider. vnd gebot daz man keinen Juden dar inne liez. sunder Cristenlute. Do wart die stat *Caluarie* do got gemartert wart in die stat begriffen mit den muren. daz vor vz wendig lag. vnd wanne er hiez Elius Adrianus. do nante er die stat Jerusalem nach sinen namen Elya. vnder ime wart gemartert ze Rome. die heilige Juncfrowe Seraphia geborn von Anthiochia. vnd wonte in einem huse. mit einer gar edelen frowen hiez Sabina. die si bekerte zu Cristen glouben. vnd do sant Serapia gemartert wart. do lase sant Sabina ir gebein zesammen. dar vmb wart si ouch gemartert. Diser Adrianus gebot mit sinen brieuen. daz nieman die Cristen toten solde. on redeliche sache einer bosheit. Also do er den gemeinen nutz der stat vnd dez richs mit rechtlichen sachen geordent vnd geschicket het. vnd do zu Athenis ein Bibliocetam von wunderlichen werke gemachet het. do starb er zu Campania. *Bi den ziten der gotes dienst zu ersten in kriechischer gewonheit in kriechen begangen wart. Orientalis der vor in Abrahamische wart begangen.*

XXIII c. — A. B. C. — XXIII d. — A. B. C. + — c.

[1]) gloriae invidens, A. B. C.

Anthonius der . .

Anthonius der milte richsent. XXII. iar. vnd dri monen. Diser gewan den namen der milde dar vmb.
XXIIIIa. Wanne in allen landen do er iemant vant der umb schulde oder bekumert waz den loste er. Er waz Adrianus tochterman. vnd waz milde wider die Cristen. vnd richsent so senftcclich. daz er von schulden milde. vnd ein vater waz. Nach sinem tode wart er begangen als Romulus. vnd starb in sinem dorfe Ortam. XII. mile von der stat. vnd wart gezalt vnder die gote. vnd wart geheiliget. Bi der selben zit waz Galienus der artzte ze Rome. bi der selben zit lebte ouch pompeius Trogus von hyspanie. der alle die hystorien von der zit Niniuen des riches Assyria biz an die zit dez keisers ze Latin machet vnd teilet die in. XLIIII. teil der buch Compendium. aber kurzerunge machet Justinus sin iunger. vnd der selbe Justinus machet dem keiser Anthonio ein
XXIIIIb. buch von der regeln der Cristenheit. vnd machet in do mit milde vnd senfte gen der Cristenheit. Diser Anthonius waz so milde daz er niemant herte waz. vnde brufet wie er die guten erte. Man seit von ime daz er spreche ich wil lieber nach der gewonheit[1]) einem burger leben behalten denne tusent vinde ertoten. der het ein tochter die zwen schirmer mit ein ander vehten sach. vnd entprant in dez einen minne so sere. daz si do von siech wart. vnd wart irem man Marco Anthonio daz sagen. dem rieten die ertzte von Caldea. daz er den schirmer tet erslahen. vnd die frowe mit dem blute bestrichen. daz er verguzze. vnd do daz geschach do
A. B. + verginge ir die liebe. vnd wart gesunt.

Marcus.

Marcus Anthonius der gewere richsent mit sinem bruder. Lucio. Aurelio. Commodo. XIX. iar.
XXIIIIc. von dem vink Roma an zwen keiser mit ein ander zu

[1]) exemplo Scipionis, A. B. C.

haben. Diser der wart gar biderbe. doch wart die cristenheit gepinget von sinen dienern mit der vierden verehtunge. Bi diser zit wart der gemein nutz mit gar gelichem rehtem berihtet. vnd von den amptluten wenik. vnd do der eine starb. vnd der ander richsent. do wurden si in Asya in Gallia in Oriente vnd in Occidente vil lute gemartert vmb Cristenglouben. In Asya wart gemartert sant Policarpus mit. XII. siner gesellen. In Gallia ze phyladelphia Sant Justus ein bischof von Lugdum mit gar vil ander lute. Wer mohte disen Marcum niht billich loben. Er waz von sinen ersten iaren gar senftmutig. Er waz von keinen dingen vbermutig. vnd hielt die lant in grozzer tugent vnd mildikeit mit geben. Er waz rilich noch der signuft. Er starb in pannonia. vnd wart geschriben gemeinlich von alten luten vnd erlich vnder die lute[1]) gezalt. Bi dez ziten lebte die heilige Juncfrowe Braxedis die die toten begrub. vnd fur sich selber bat daz si got ouch neme von diser werlde mit der marter. des wart si von gote erhoret. vnd starb och an der marter. vnd fur gen himel. Do diser keiser keiser Marcus geurlugt wider die Germanos. vnd die Solanos. vnd die Glanacos. vnd die Assamatos.[2]) Also daz der Trisor geleret waz von gute. daz er den rittern nit mer het ze geben. Do wolte er den Senat noch daz lant niht betruben vmb gut ze geben. vnde nam sine guldenin vaz. vnd siner frowen gezierde. vnd verkoufft die. daz er den rittern ze geben hete. vnd do er gesiget. do bessert er daz niht alleine. er machte ouch allen landen ir tribut lihter.

XXIIII d.

XXV a.

Commodus.

Commodus Aurelius richsent nach Aurelio. XIII. iar. mit Lucio anthonio. Dirre Commodus. Anthonij sun. hette glucklich strit wider die Germanos. er gedahte. Septembrem den monade ze nemen nach

---

[1]) l. gote.

[2]) Sclavos, Giauocos, et Sarmatas, A. B. Glaucos, C.

sinem namen. Er wart ouch verbost von sines wibes vntugent. vnd gink schirmen mit den luten in Anphyteatro. vnd starb eines gehen todes. mit so grozzem hazze der lute. daz man in nante einen vint alles
A. + menschlichen kunnes. sin nam waz zu tutsche der gemachtsam. vnd waz doch allen luten vngemachtsam. vnd wart erwurget in dem huse vegali.[1]) Diser sante
XXV b. philippum einen edeln Romer in Egyptum genant in Alexandriam mit siner Tochter Eugenia. vnd zwene
A. B. C. *sune*[2]) Protho vnd Jacincto. do solde er ein rihter sin dez landes. vnd sin tohter Eugenia cleidet sich in mannes cleider heimlichen. vnd fur in ein munches closter. *mit*
A. B. C. *iren brudern* protho vnd Jacincto. vnd nante sich eugenius. vnd waz so gar frum. daz si wart zu Apte gesetzet do der apt gestarb. vnd do waz ein boses wib die waz geheizzen Melantia. die enpran in irre liebe von do ir Eugenius der apt ir bosheit verseit. do ruget si in vor allen den munchen vmb ein notzogunge. vnd wart braht fur iren vater der waz rihter des landes. vnd wart an gesprochen vmb die vorgenanten schulde.
A. B. C. vnd do si stunt vor dem rihter irem vater. *vnd ir bruder* bi ir. Do reiz si ire cleider von irem halse. vnd
XXV c. liez iren vater sehen daz si waz Eugenia sin tochter.
A. B. C. vnd Prothus vnd Jacinctus *sin sune*. Do wart vater vnd muter getauft vnd alles ir gesinde. vnd wurden fro des fundes der kinde. vnd daz wib die si an sprach. die verprant von einem fur von himel.

Helius Pertinax.

Helius Pertinax vnd Seuerus richsent. XVIII. iar. dirre Helius bat den Senat. daz liezzen sin wib keyserinne wesen. vnd sinen sun keiser. Do antwurt ime der Senat. daz er sich lizze genugen. daz er richsent mit vnwillen ze letste. do wart er erslagen in einem kriege vnder den rihtern vnd dem pretorius vnd Julio

---

[1]) Vestali.

[2]) eunuchis suis, A. B. C.

dem meister.[1]) Diser helius pertinax waz ein alter A. B. C.+
man. vnd an allen sinen dingen sleht. vnd rach sich
allen dingen keinem. A.+

Seuerus richsent. XVII. iar. Er waz ouch ein
vrluger. vnd waz wol gelert in kriechscher vnd latin- XXV d.
scher zungen. vnd waz ze fragen endelich. vnd ze ge-
ben rilich. Diser Seuerus tet die die funften verehtunge.
der Cristenheit in der manig heilge in manigen landen
wurden gemartert. vnd den leoncius[2]) Orietus wart
enthaubtet. vnd liez Orienem mit. VI. sinen brudern.
vnd ir mutter ein witteben. vnd do der selbe Orienes
waz. XVII. iar. alt. do waz er so wol geleret in
gramatica. bi der zit wart gemartert. yreneus *ein bischof* A. B. C.
zu lugdune mit vil anders volkes. Also starb Seuerus
in britania. daz nu heizzet Anglia Eborati. Diser Se-
uerus waz *kark*. vnd eines grimmigen mutes. vnd streit C.
vil strite do ez ime glucklichen ging. Er betwank die
Parthos. vnd Arabes. vnd brahte vil der lande wider
an daz riche. Der selbe waz ouch ein meister in dem XXVI a.
rehten. er waz ouch ein gut philosophus on die grozzen
ere die er in striten gewan. ze letste het er ein vrluge
in Britanie vnd betwank daz. vnd zu einer sicherheit
die lant zu behalten die er gewunnen het. machet er
einen graben von einem mere. biz an daz andre hun-
dert mil. vnd XXXII. mil. *Diser waz zu erste ein vogt* C.
*vnd kam also von einem ampt biz uf daz andere. vntz
daz er keiser wart. Diser waz ouch der erste vnd der
letste geborn von Affrica.*

Anthonius von karcalla richsent. VII. iar. vnd
sin sun Seuerinus. Diser Anthonius waz Seuerus sun.
vnd waz gar ein boswiht. vnder ime waz in Ereia[3])

---

[1]) seditione Praetorianorum militum, et Salui scelere obtruncatur, A. B. C.

[2]) pater Origenes, A. B. C.

[3]) Hiericho, A. B. Vircho, C.

funden die funf erbunge[1]) der schrift. Diser Anthonius waz noch grimmer der siten denne der vater. vnd waz XXVI b. so vnkusche. daz er sin stiefmuter nam zu wibe. Also do er ein reise samment wider die partos. do starb er bi der stat Edyssam. in dem. VII. iar sines riches.

Marcinus[2]) richsent ein iar. mit sinem sune. vnd A.+ do wart er erslagen.

Anthonius richsent. III. iar. bi dez ziten wart die sehste der ernuwunge der schrift funden. Diser Anthonius waz also vnkusche. daz kein stucke waz von vnkusche. er wolde ez zertriben. ze letste wart er erslagen von der ritterschaft. vnd die sinen mit ime erslagen.

Alexander richsent.

Alexander richsent. XIII. iar. diser wart von dem her genant keiser. vnd von den Senaten augustus. Er hielt die ritterlichen zucht gar hertechlich. vnd hielt bi ime assessorem wlnanum[3]) der ein meister waz die XXVI c. reht zei rihten. vnd betwank die lute persas. die Romer heten in liep. In Gallia ze Moguncia wart ime der hals abe geslagen von den rittern. bi den ziten waz Origenes noch den Aposteln. der beste lerer. vnd an heiligem leben in der Cristenheit. do begonde er machen maniger leye bucher. vnd het stetes sitzzen. VII. Jungelinge. vnd. VII. Juncfrowen die bucher schriben von sinem munde. vnd schreib so vil daz Jeronimus sprach. er het gelesen. VI. tusend volumina. oder pucher die er gemachet het on episteln. vnd noch vil heilikeit A. B. C.+ schribet man von sinem leben. die wir hie geswigen.
C. *Meminea des muter[4]) wart von origenis vnd ander lerer Cristen. vnd dar vmb slug si ir sun der keiser ze tode.*
A.+ *sant ypolitus pyschof ze portuensi waz bi den ziten.*

---

[1]) quinta editio, A. B. C. ernuwunge.

[2]) Macrinus, A. B. C.

[3]) Ulpianum, A.

[4]) Mammea, mater Imperatoris, A. B

Maximinus richsent. III. iar. der waz der erste XXVI d. der von einem ritter ze keiser wart gemachet. on des Senates rat. er verchtet och die Cristen. vnd betwank die germanos. vnd die persaz.[1]) ze letste verliezzen in die ritter vnd wurde er vnd sin sun Maximinus dar nach ein kint waz tot geslagen.

Gordianus richsent. VI. iar. Fabianus wart babest zu Rom von der wisunge dez heiligen geistes der ob sinem houbt in einer tuben wise erschein̄. vnd sprach. du wirdest zu Rom pischof gewihet. Dirre Gordianus do er die von persia betwungen het. vnd gen Rome kam. do wart er erslagen von der verretnisse philippi. A. B. C. +

Philippus. vnd sin sun philippus. richsent. VII. iar. diser der waz ein Cristen keiser worden *von Fabiano dem pabst*. A. B. C. bi dez ersten iare waz die zal tusent iar erfullet von der stat anvank. dar vmb die Romer XXVII a. grozze hochzeit vnd freude begingen an dem tage ze eren. vnd die hochzit wert dri tage vnd dri naht. Diser waz getouft von sant poncio dem marterer in der stat. Nycena in der provincia. dise beide wurden erslagen von dem her. der vater ze Rome. der sun zu veron. vnd der sun waz eines so grimmes mutes. daz in niemant kunde lachen machen. Dise zwen keiser. liezzen iren schatz sant Syxto dem babste. vnd der heiligen Cristenheit. die Decius *der minner* der niht. C. keiser waz von sant laurencio vordert *als man liset in* C. *siner legende. Diser philippus der elter. waz so volkomen an Cristen glouben. daz er snelleclichen sin sunde bihtet vnd gotes lichnam enphing an dem ostertage offenlich vor aller der gemeine.*

Decius richsen. II. iar vnd. IIII. monden. vnd XXVII b. waz bose an allen dingen. vnd waz doch wise in dem wappen. Er hazzet die armen. vnd tet der Cristenheit

[1]) Parthos, A. B. C.

die. VII. verehtunge. Er waz geborn von der nidern pannonia. vnd wart erslagen in dem panneschen vrluge.[1])

Gallus mit vollu.

Gallus mit vollusiano richsen. II. iar. vnd. IIII. monen. vnd starb von dem swellenden buche. bi der zit waz sant Ciprianus bischof zu kartagine.

valerianus.

Valerianus mit sinem sun gallieno richsent. XV. iar. diser betwank die lant. Gotland. Greciam. Macedoniam vnd Asiam. dirre furt ein reyse in Mesopotamiam. vnd zu Jerusalem. vnd wart vberwunden. von Sapore dem kunge von persia. vnd betwungen von ime in einem vnerlichen dienst. wanne als lange er lebte. so troet ime der kunig Sapor uf sinen hals fur XXVII c. einen stegreif wenne er uf sin phert wolde sitzen. Do diser valerianus an vinck richsen. do verehtet er die Cristenheit so vil. daz manig heilige sin blut vergoz vnder ime. Do wart gemartert sant Cyprianus sant Martinus sant Lucius der pabst. Galyenus rihtet von erste daz rich. vnd den gemeinen nutz biderblich. vnd dar nach liez er ab vor fulheit. vnd wart boser danne vor. vnd dar nach wart er erslagen von verret- c. nisse Aurelij des rotgeben.[2]) *von valeriano vnd Galyeno wart decius kunig. vnd noch keiser niht. vnd vnder dem wart sant Syxtus vnd sant Laurencius gemartert. wanne do Sant Syxtus fur in hyspaniam. vnd vant die zwen iungen. Laurencium vnde Vincencium. die furt er mit ime gen Rome. vnd Laurencius bleib aldo mit ime. do fur* XXVII d. *vincencius wider in hyspaniam. vnd wart do gemarter vnder dyocleciano.*

Claudius wart keiser gemachet. *mit willen des* A. B. C. *Senates.* vnd richsent ein iar. vnd. VIII. monen.[3]) der

---

[1]) in bello Barbarico, A. B. C.

[2]) ducis.

[3]) 6, C.

betwank die Gotos. die heten gewustet Myricum[1]) vnd Macedoniam die lant. vnd diser Claudius wart vberwunden von den Tuscan.[2]) vnd starb in einer suchte. A.+

Aurelianus.

Aurelianus richsent. V. iar. Diser verchtet auch die Cristen. vnd den slug ein donerslag daz er doch niht starb. Er waz geborn von dacia repesi.[3]) vnd waz mechtig an vrluge. Er betwank die Schotten[4]) strengiclich *zu funf molen.* Er waz der erste der edel A. B. C. gestein machet in sin krone. Er machet ouch die rinkmur der stat sterker denne si vor waz. vnd einen tempel der sunnen. dar inne er vil goldes vnd gesteines worchte. vnd satzte den luten swinen fleisch zu ezzen. XXVIII a. Auch kam er in Gallias. vnd machte do gar grimme gebot wider die Cristen. zu Senonis martert er sant Columban. vnd vil ander lute mit ime. zu Anstisio[5]) hiez er ouch vil lute martern. Ein stat in Gallia hiez Genabium die nant er nach sinem namen Aurelianam. vnd wart ze letste erslagen. von sines knehtes verretnisse. vnd wart vnder die gote gezalt.

Dacius[6]) der richsent. VII. monde.[7]) Er waz wise vnd milde. vnd mohte siner tugend niht wol bewisen wanne er kurtzlich starb.

Probus[8]) richsent. VI. iar. vnd. III. monade. der betwank zwen kunge. bi der zit stunt uf die ketzzerie Manucheus in dem lande. Er waz der erste genant waz ein barbarus. vnd seit sich doch ein manucheum.[9]) Er

---

[1]) Illyricum, A. B. C.

[2]) victis Alemannis, A. B. C.

[3]) de via Ripensi oriundus, A. B. de Dacia Ripensi, C.

[4]) Gothos, A. B. C.

[5]) Altisiodori, A. B. C.

[6]) Tacitus, A. B. C.

[7]) 1 ann. 6 mens., C.

[8]) A. B. setzen Florian vor Probus.

[9]) Persa genere, acer ingenio, moribus Barbarus. Manes primo dictus: sed per adjectionem Manichaeum se dixit, A. B. C.

XXVIII b. sprach daz zwen anvange weren einer guten dinge. einer dez liehtes. vnd einer der vinsternisse. vnd brahte vil siner nach komen in die irrunge. Dirre probus wart erslagen von den rittern bi der stat Snircino.[1])

Florianus[2]) richsent. zwei iar vnd. XII. tage.[3]) der wart tot gescit von einem aderlazzen. Er tet nie kein dink. daz wirdig were zu verschriben.

Clarius.

Clarius mit sinen sunen Carnio[4]) vnd numeriano richsent. II. iar. er waz an allen dingen bose. vnd verdarb in einem cleinem wazzer. sin sune wurden ouch beide erslagen.

Dyoclecianus. vnd maximianus richsent. XX. iar. Diser dyoclecianus waz von einer heimelichen A. B. C. geburte. *vnd wart keiser gemachet von dem her.* Er verbrante die bucher der Cristen gar vnd verehtet die Cristen. X. iar. in aller der Cristenheit. Er waz der XXVIII c. erste der edel gesteine in sin schuhe vnd sin cleider tet machen. wanne alle fursten vor ime niht wanne purpur trugen. ze letste wart er verstozzen von dem riche. vnd starb von der vergift. Er waz geborn von damacia. vnd machet maximianum zu einem kunge. vnd sant den A. B. C. in galliam *wider die purgunden*[5]) die mit grozzem gewalt sich satzten wider daz riche. die gestillet er. vnd vnder wegen begegenten ime die Thebei. sant Mauricius mit siner schar. vnd daz die niht wolten ophern A. + den goten vnd an Cristum Jahen. do hiez er si martern. daz si williclichen liten. vnd also tet dyoclecianus in oriente. vnd Maximianus in occidente die kirchen zerstoren. vnd die Cristen lute ertoten. vnd die ver-

---

1) Sutrinum, A. B. Sirminum, C.
2) Glorianus, A.
3) 39 dies, alias 2 annis, A. B. 2 ann., C.
4) Carus, Carinus, A. B. Clarus, C.
5) contra populum Rusticorum, A. B. C.

ehtunge der Cristenheit. waz aller groste. wanne si XXVIII a.
were. X. iar. wer niht oppfern wolte den goten den
slug man ze tode. do wart ze rome Gayus der babst
gemartert. vnd Marcellinus der wart babst erwelt. bi
dez ziten waz so grozze verehtung. der Cristenheit.
daz bi. XXX. tagen. vmb vnd vmb in den landen
XXII. tusent von mannen vnd von frowen gemartert
wurden. Also daz der babst Marcellinus von vorhten
den goten oppfert. doch kam er zu ruwen. vnd gab
vrteil vber sich selber daz er solde verstozzen sin von
dem babst ampt. vmb sin missetat. die er begangen
het. vnd wart dar nach von dyocleciano gemartert. bi
der selben zit wart gemartert ze Rome. Anastasia die
Juncfrawe. Sant sebastianus. sant Agnes. sant Lucia
zu meylant. Geruasius vnd prothasius. sant Agatha.
sant Gorgonius. sanctus Quintinus Crisogonus zu der XXIX a.
stat Egea. Cosmas vnd damianus pruder. In dem lande
Frigida[1]) ein gantz stat. die cristenlute waren die wur-
den verbrant daz niemant vz quam in britania. *vnd in
Gallia*.[2]) waren vil die Cristenlute toten vnd vertilge- A. B. C.
ten. *Do wart ouch sant Georgius gemartert. vnd also* A. + C.
*dar nach. do starb dyoclecianus in Britania von vergift.
vnd setzet sinen sun Constantinum der ein kebs sun waz
ze keiser in Gallia. Do der keiser wart. do wart er den
burgern vnd den andern luten liep vnd kam gen Rome
wider Maxencium den die Romer hetten gemachet. vnd der
waz so bose. daz er kein bosheit schuhet vnd gesiget von
dem zeichen dez kruzes daz ime gewiset wart vnder dem* XXIX b.
wart sant katherina gemartert.

---

[1]) Phrygia, A. B. C.

[2]) et Anglia, A. B. C.

(Fortsetzung folgt.)

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

In der Sitzung vom 19. April wurde zuvörderst ein Auszug aus der Correspondenz der auswärtigen Mitglieder mitgetheilt. Herr Hamann in Potsdam verspricht Beiträge auf deutsche Sprachkunst bezüglich, Herr Ihne in Liverpool eine lexicographische Arbeit, in der zugleich eine Schilderung des englischen Volkslebens gegeben werden soll. Herr Schmitz in Greifswald theilt mit, dass er ein Werk: Encyclopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen in vier Theilen, unter der Presse hat, Herr Tycho Mommsen in Oldenburg übersendet den ersten Bogen einer kritischen Ausgabe der Doppeltexte von Romeo and Juliet, und erbittet die Unterstützung der Gesellschaft für die Gründung einer Shakspeare-Actiengesellschaft, deren Ziel sein soll 1) eine kritische Zusammenstellung des alten überlieferten Textes, 2) die Publication einer Reihe von Abhandlungen erläuternder, historischer, ästhetischer, dramaturgischer Art. Seinem Briefe fügt er ein eigenhändiges Schreiben Payne Collier's bei. Herr Düntzer in Cöln übersendet einen kleinen Aufsatz: Goethe in Ilmenau im Anfange de Septembers 1783 (siehe Archiv XXIII, S. 205 ff.).

Herr Philipp berichtet darauf über eine Abhandlung von Borel: Malherbe und Ronsard, Herr Sachs über Jähnsch: Beiträge zur Lexicographie des Französischen, Herr Büchsenschütz über die zweite Ausgabe der Uebersetzung des Parzival von San Marte (Archiv XXIII, S. 200, 202, 161).

Zu den durch die Abreise der Herren Andresen und Pröhle erledigten Aemtern eines stellvertretenden Vorsitzenden und eines stellvertretenden Schriftführers werden gewählt: zum ersteren Herr Professor Petermann, zum letzteren Herr Dr. Holtze.

Für die Bibliothek der Gesellschaft wurden von Herrn Dr. Corte folgende von ihm verfasste Schriften eingesandt: 1) ein Programm des Zerbster Franciseeums: Probe einer englischen Uebersetzung von K. W. Krüger's griechischer Sprachlehre, 2) die Liebenden von Teruel,

Trauerspiel in fünf Aufzügen, frei dem spanischen Stücke desselben Titels von Don Juan Eugenio Hartzenbusch nachgedichtet.

Sitzung des 4. Mai. Nachdem der Vorsitzende von den eingegangenen Briefen und Arbeiten Nachricht gegeben und einige zugeschickte Bücher zur Beurtheilung vorgelegt hat, spricht zuerst Herr Heller über Shaksp. K. John V, 2:

By all the blood, that ever fury breath'd,
The youth says well.

Zur Aufhellung dieser und anderer Stellen, namentlich auch der convicted sails (ibid. III, 4) verwies der Vortragende auf den Einfluss, den das Studium der Alten, namentlich Ovid's und Virgil's, auf Anschauungsweise und Diction Shakspeare's unverkennbar geübt hat; speciell für jene beiden Stellen vergleicht er Ovid, Met. IV, 490 und II, 800 und das Virgil'sche vicit hiems naves.

Darauf las der Vorsitzende einen von Herrn Weigand eingesandten Aufsatz: „Ueber das Französischsprechen in der Schule.“ — Der Verfasser zeigt in demselben, dass die gewöhnliche Anforderung des Publicums, der Schüler solle zu geläufigem Hersagen der im gemeinen Leben am häufigsten vorkommenden Redensarten angeleitet werden, der Schule unwürdig ist. Er verwahrt sodann die neueren Sprachen gegen den Vorwurf, dass ihr Werth für formale Bildung gering sei, ihr Studium in der Schule daher von untergeordneter Bedeutung, zumal da selbst der praktische Gewinn einer Fertigkeit im mündlichen Gebrauche derselben auf Schulen nicht erzielt werde. Im Gegensatz gegen diese Extreme glaubt der Verfasser, dass einige Fertigkeit im Sprechen erreicht werden könne und — schon um der schweren Kunst des Hörens willen — angestrebt werden müsse. Dazu habe man schon auf den untersten Stufen mit Sprechübungen zu beginnen, den Stoff aber, wie er des Näheren ausführt, aus der Grammatik, aus der Lectüre, aus den historischen Unterrichtsgegenständen und aus den persönlichen Verhältnissen der Schüler zu entnehmen; mit Disputatorien könne man günstigenfalls auf der höchsten Stufe abschliessen. Eine lebhafte Debatte knüpfte sich an diese Vorlesung. Herr Heller bemerkt, der Verfasser hätte Realschule und Gymnasium aus einander halten sollen. Herr Herrig erwiedert, selbst auf dem Gymnasium werde bei rechtem Betriebe der Sache eine ziemliche Fertigkeit im Sprechen gewonnen. Herr Hartung will auch für das Lateinische Sprechübungen. Herr Mann erklärt die mündlichen Uebungen bei jedem Sprachunterricht für erspriesslicher als die schriftlichen. Herr Kleiber weist die Unzulässigkeit der Forderung nach, dass die Schule es zu vollkommener Fertigkeit im Sprechen bringe, ist mit dem Ziel und der Methode des Verfassers im Wesentlichen einverstanden und zweifelt nicht am Gelingen, sobald nur hinreichend gebildete Lehrer vorhanden seien. Herr von Thrämer, als Gast anwesend, meint, dass der Schüler überhaupt nur ausnahmsweisse eine fremde Sprache

sprechen lerne; könne doch selbst in den russischen Ostseeprovinzen selten ein Abiturient das Russische geläufig sprechen, obwohl dieser Unterrichtsgegenstand — dem übrigens weder Abneigung noch Unfähigkeit der Schüler, noch ausserordentliche Schwierigkeiten der Erlernung im Wege ständen — ganz besonders bevorzugt sei. Herr Kleiber entgegnet, dass es dann an der Methode liegen müsse; bei ausschliesslich grammatisch-kritischer Behandlungsweise lerne man keine Sprache, auch die eigene Muttersprache nicht einmal, sprechen. Zum Schlusse weist Herr Heller auf die Wichtigkeit der Hörübungen hin.

Den 1. Juni berichtet der Vorsitzende über die eingelaufene Correspondenz. — Dann spricht Herr Heller über vier Stellen Shakspeare's. Zuerst zeigt er die Unhaltbarkeit der Delius'schen Erklärung von Bar Harry England (King Henry V., act III, 5); auch unternahm Niemand aus der Gesellschaft eine Vertheidigung der Delius'schen Uebersetzung. Dann bespricht er folgende Stellen: King John IV, 1, Well, see to live, King John III, 2, While Philip breathes (in dieser Stelle bezieht er mit Schlegel gegen Delius Philip auf den König von Frankreich, nicht auf den Bastard) und King John II, 2. In dieser Stelle liest er, wie die Folio: kings of our fear, nicht: kings, of our fear, und erläutert sie durch King Richard II, 4, wo der König sich king of griefs nennt. Herrn Hartung's Erklärung, der kings of our fear als Apposition zu gates fasst, fand vielseitige Unterstützung. — Herr Sachse referirt darauf über die vier ersten Nummern des Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit, Organs des germanischen Museums zu Nürnberg. — Herr Sachs trägt nachstehende Studien zur Geschichte der englischen Grammatik vor, welche vielfach discutirt werden.

„Ich will in den folgenden Zeilen nicht eine Geschichte der englischen Grammatik schreiben, zu der unter Andern Hunter in seinem textbook of English Grammar und Goold Brown in seiner Grammar of English Grammars einzelne Notizen zusammengetragen haben, welche auch Schmitz in der Einleitung zu seiner brauchbaren Grammatik benutzte; ich will nur versuchen, einige fernere Beiträge zusammenzustellen und die bedeutendsten Werke zu charakterisiren, welche sich mehr oder weniger speciell mit dem Studium der englischen Sprache beschäftigt haben. Im Ganzen gilt übrigens noch Blair's Wort in den Lectures I, 157: The Genius and Grammar of the English, to the reproach of the country, have not been studied with equal care (sc. as the French) or ascertained with the same precision.

Die ältesten Versuche, welche in dieses Gebiet einschlagen, obwohl man sie kaum Grammatiken nennen kann, sind mehr glossenartig gehaltene Werke, deren Zweck es war, Bewohnern des britischen Eilandes fremde Sprache zugänglich zu machen, die uns aber mittelbar auch mancherlei Andeutungen über das heimische Idiom geben. Dahin gehört die hinter Somner's Dictionarium Saxonico-latino-anglicum (Oxon. 1659. Fol) abgedruckte Grammatica latino-saxonica des Abtes Aelfric, welche sich selbst als excerptiones de Prisciano minore einführt und als ein frühzeitiges, die einzelnen Redetheile nach Art der alten lateinischen Grammatik durchnehmendes Werk in angelsächsischer und lateinischer Sprache in lexikalischer Beziehung von Bedeutung ist. Ein ähnliches Interesse nehmen einige ältere Werkchen in Anspruch, welche darauf berechnet waren, das Studium der französischen Sprache zu erleichtern; 1) das Gedicht des Gautier

de Biblesworth aus dem XIII. saec., tretys que Gauter de Bibelesworth fist a madame Dyonisie de Mounchensy, das ich aus dem Ms. Mus. Britan. Arundel 220 (4. parchemin. XIV. saec. p. 297) copirt und mit der etwas verstümmelten Copie in der Bibliothek von Corpus Christi College zu Cambridge Nr. 450 (Fol. 241—251) und dem Middlehiller Ms. 8336 verglichen habe, das aber bis jetzt noch nicht herausgegeben ist. Die genannte Dame sollte aus diesem Opus, welches in französischen Versen die Hauptbegebenheiten des Lebens von der Wiege an mit englischen Glossen durchgeht, französisch lernen, und es kann wohl als eines der ersten Vocabularien für die englische und französische Sprache angesehen werden. Die seltene, bei Wynkyn de Worde gedruckte prosaische Grammatik der französischen Sprache (British Museum Biblioth. Grenvill. 7570) here begynneth a lytell treatyse for to lerne Englysche and Frensche. 12., ist die Robertson'sche Methode in nucleo. Sie soll in beiden Sprachen in die am meisten gebrauchten Phrasen einführen und enthält auf den zwölf Seiten stets Interlinearübersetzung. Sie fängt an:

Here is a good boke to lerne speke frensche in the name of the father
Very ung bon livre a apprendre parler francoys en nom du pere
and the sone...
et du fiz...

Diese und einige andere solche Erstlingsversuche, wie endlich die erste französische Grammatik, welche einen Engländer, Palsgrave, zum Verfasser hatte, das von Genin neu edirte, zuerst 1530 veröffentlichte Esclarcissement de la langue Francoyse geben, wenn auch nur in zweiter Linie, Kenntniss vom Standpunkte einer Sprache, welche damals ausser Landes noch wenig geachtet war. Denn lange nachdem Bonnetto Latini in der Einleitung zu seinem Tresor die oft citirten Worte zum Lobe der französischen Sprache geäussert hatte: que francois est plus delitaubles lengages et plus communs que molt dautres, durfte noch Claudius Duretus in seinem tresor de l'histoire des langues de cet univers (Col. 1613) die folgende Bemerkung machen: „Cette langue angloise est si peu estimée des estrangers, qui vont en Angleterre, qu'il y en a peu qui veulent se pener de l'apprendre et de la parler, si se ne sont les serviteurs ou facteurs pour l'usage des choses utiles et necessaires à la vie lesquelles dependent du menu peuple, qui ne scait parler autre langue." Grammatische Studien wurden wesentlich gefördert durch die sogenannte Paul's Accidence, ein 1510 erschienenes Compendium der lateinischen Sprache für Engländer, zu dem Colet dean of St. Paul's die englisch geschriebene Einleitung und den Namen, sowie Lily den syntaktischen Theil lieferte, und durch das am Meisten in jenen und noch in späteren Zeiten gebrauchte*) Handbuch der lateinischen Grammatik, Lily's oder King Henry's Grammar, als dessen früheste vollständig zusammengestellte Ausgabe nach zuverlässigen Untersuchungen die vom Jahre 1542 anzusehen ist. Wie die Entwickelung der englischen Sprache, besonders in syntaktischer Beziehung, vielfach durch das Lateinische beeinflusst wurde, so lehnte sich auch die Grammatik vielfach an die als Muster angenommene Behandlung der lateinischen Zunge.

Die erste eigentliche Grammatik der englischen Sprache aber, veröffentlicht drei Jahre vor Puttenham's art of english poesie, ist William Bullokar's Booke at large for the amendment of orthographie for English Speech, über das mir keine weitern Nachweisungen zu Gebote stehen, und desselben Autors bref grammar for English, 1586, in der B. selbst

*) So sagt Wither Abuses stript I, 1: Nor any whit for Grammar rules to seeke, in Lilies Latine nor in Camdens Greeke...

sagt, sie sei the first grammar for english that ever waz, except my grammar at large. Ich muss mich hier begnügen, dieses Buch nur zu nennen, wie ein zweites aus der nächstfolgenden Zeit, das als in Beziehung zu grammatischen Untersuchungen stehend citirt wird, das mir aber ebenso wenig hier einzusehen möglich war; ich meine das von Wharton in seiner History of English poetry III, 323 citirte Werk von Verstegan „Restitution of decayed Intelligence. Antwerp. 1605. 4., dessen Autor schon 1587 in Antwerpen das theatrum crudelitatum heraeticarum herausgab. Nach der englischen Grammatik Ballokar's, dessen Name übrigens bald noch einmal, aber mit dem Vornamen John als der eines Autors eines englischen Lexicons erscheint: „An english expositour of hard words. 1616," erschien zunächst wieder eine lateinisch geschriebene von Dr. Alexander Gill: „English grammar treated in Latin. 4. London 1621," welche aber bald durch Ben Jonson's English grammar for the benefit of all strangers verdunkelt wurde. Dieser Dichter, dessen „partiality for the classic tongues and learned sock" sprüchwörtlich geworden sind, basirte sein Werk auch wesentlich auf das Latein; ihm ist grammar „the art of true and well speaking a language; the writing is but an accident" Er behandelt die einzelnen Redetheile nach der althergebrachten Weise, gibt mancherlei Regeln zur Abhülfe der englischen Pseudographie, die aber zu lange schon herrschend sei als dass eine Abhülfe wahrscheinlich, citirt viel aus lateinischen alten und spätern Grammatikern, wie in den neun Kapiteln der Syntax aus Gower, Lydgate, Chaucer; stellt aber unter den schätzenswerthen Regeln manche hin, die er selbst in seinen Werken sonst nicht befolgt hat. So z. B. sagt er prince habe im Genitiv princi's, welches missverstanden zu der monströsen syntaktischen Form the prince his house geführt habe; während doch zwei seiner Stücke den Titel Sejanus his fall und Catiline his conspirary führen, und in Every man in his humour 3, 2 „Sir Bevis his horse vorkommt; unter den Pronominen führt er its noch nicht an, das freilich in der englischen Bibel niemals, aber zweimal bei Jonson selbst und bei Shakspeare vorkommt. Wenn Ben Jonson, dessen Buch Horne Tooke Introduction S. 5 „the first (as well as the best) English grammar" nennt, sich eng an die lateinische Grammatik anschloss, so wählte sein nächster Nachfolger auf diesem Gebiete, J. Wallis, der Vater der englischen Philologie, wie ihn Nares (Elements XXIV) mit Recht nennt, gar wieder die Sprache Cicero's und Priscian's, um seine Grammatica linguae anglicanae zu schreiben, welche zuerst 1653 in Oxford erschien, wo der Autor seit 1649 Savilian professor of geometry war. Wenn er auch in der Vorrede S. XXV seinen Vorgängern vorwirft, dass sie „ad latinae linguae normam hanc nostram anglicanam nimium exigentes multa inutilia praecepta tradiderunt, quae a lingua nostra sunt prorsus aliena," so hat er sich doch auch wesentlich an dieselben Vorbilder angeschlossen und in seinen gelehrten, vielfach auf das Hebräische und die classischen Sprachen Rücksicht nehmenden Werke die hergebrachte Anordnung befolgt: er behandelt in fünfzehn Kapiteln pronunciatio, substantiv, artikel, praepositiones, adjectiv, comparativ, pronomen, verb, auxiliare, to be, to have; dazwischen syntaktische Regeln bezüglich des Accusativs und Nominativs; verba anomalia; adverbia, conjunctiones, praepositiones noch einmal, interjectiones; dann 125 bis 191 etymologia; endlich 191 poesis. Auf Seite 199 folgt die praxis grammatica, in der das Vaterunser und das Symbolum analysirt werden. Ein solches Werk, so hoch es auch bei dem gerühmten Scharfsinn seines Verfassers über etwa gleichzeitigen für den praktischen Gebrauch geschriebenen Machwerken stehen mochte, als z. B. Milk for Children, a plain and easie method teaching to read and write von J. Thomas, London 1658, bleibt doch bedeutend hinter den Anforderungen zurück, die wir jetzt an eine gute Grammatik machen; noch weniger aber kann bei aller Spitzfindigkeit des Autors das folgende Opus uns befriedigen, das in unser Gebiet

einschlägt; wir meinen Bishop Wilkins*) Essay towards a real character and a philosophical language, London 1668, aus dem Booth in seinem analytical dictionary einen interessanten Abschnitt excerpirt, das Monboddo of the origin and progress of language (Edinburgh 1774) S. 440—482 ausführlich bespricht und für ein nicht praktisch andwendbares Erzeugniss eines Genius erklärt. Nach einer Einleitung über den Ursprung der Sprachen, über Alphabete und deren Unvollkommenheit stellt W. in einem Universal philosophy betitelten Abschnitte in zwölf Kapiteln allgemeine Begriffe auf, unter die er mit fast ermüdendem Streben nach logischer Unterabtheilung und Schematisirung die einzelnen Worte der Sprache zu rangiren versucht (regular enumeration and description of all those things and notions to which names are to be assigned): dann folgt die philosophical grammar, worin er in acht Kapiteln die einzelnen Redetheile bespricht und auch wieder mit mathematisch genau abgezirkelten und sogar durch Bilder erläuterten Schema's je in das ihnen zukommende Fach des grossen Repositoriums einschachtelt. Sehr unbedeutend ist das kurze Kapitel von der Syntax, worin er fast nur von Stellung und Accent der Rede handelt, und nachdem er noch in Kap. 10—14 über Buchstaben und ihre Aussprache geredet, geht er im vierten Theile seines Buches zu seinem Hauptzwecke über, der Aufstellung einer neuen philosophischen Sprache, die er künstlich selbst construirt hat und deren Vorzüglichkeit er dadurch recht in's Licht zu stellen sich bemüht, dass er zum Schluss das Vaterunser in fünfzig Sprachen hinter einander vorführt und sein Machwerk als einundfünfzigste darauf prangen lässt, welche uns trotz Monboddo's lobender Aeusserungen darüber doch nur als eine ziemlich unfruchtbare Arbeit hat erscheinen können.

Einige gelegentliche Beiträge für grammatische Untersuchungen lieferte Henr. Spelman**) in seinem Glossarium archaeologicum, London 1687, nachdem die eigentlich anglische Lexicographie durch Minshew's grosses Lexicon in elf Sprachen (1617), „Guide into the tongues“ und durch Rider's „Latin and English Dictionarie“ gefördert war; doch machte sich auch hier der Einfluss eines allzu pedantischen Studiums der alten Sprachen bald geltend und führte manche Autoren auf Abwege, wovon uns „The new world of English words or a general dictionary“ von E. Phillips, London 1658, Fol., mit seinem gelehrten Wuste ein recht deutliches Beispiel gibt.

Im Jahre 1689 erschien in Oxford ein Werk, das für eine gründlichere Erforschung der englischen Sprache in wissenschaftlicher Beziehung Bahn brach, die lateinisch geschriebenen Institutiones grammaticae anglo-saxonicae et Moeso-goticae von G. Hickes, 4., worin nach den hergebrachten Principien der lateinischen Grammatik in fünfzehn Kapiteln erst die verschiedenen Redetheile lateinisch behandelt, dann quaedam regulae syntaxeos (24) promiscue positae mit Beispielen aus den beiden Sprachen begründet werden; es folgt darauf eine isländische Grammatik und Lexicon von Ranolph Jonas, die aber nur die Accidence, keine Syntax enthält, ein Vorwurf, den wir überhaupt einer grossen Zahl von Grammatiken machen müssen, dem ja selbst Grimm in seinem herrlichen Buche nicht ganz ausgewichen ist, während auch Diez's syntaktischer Theil gegen den ersten gehalten dürftig genannt werden kann, obwohl Monboddo mit Recht von der Syntax sagt (S. 339, vol. III), sie sei the last, but the first and principal part, being that for which every other part of the art is intended.

Wichtig für die Behandlung der lateinischen Grammatik und somit auch von unmittelbarem Einflusse auf die englische waren des laborious and judicious (Tooke I, 292) Rich. Johnson's 1706 erschienenen Grammatical

*) Who is fairer and more intelligent than any of them (Tooke I, 292).

**) Tooke I, 412: I hardly venture to say that I believe the correct and exact Spelman is here mistaken.

Commentaries (8. 400 Seiten), die sich besonders gegen Lily richteten; bedeutender aber wirkte sein Namensvetter, Dr. Johnson, durch sein 1755 erschienenes Lexicon, dem er eine Geschichte der englischen Sprache auf 29 und eine englische Grammatik auf 14 Seiten, mit etwa zehn Zeilen Syntax meist das Phonetische berücksichtigend, voranschickte. Dieses von Todd neu herausgegebene Werk, über das auch die Ausgabe von Dr. Johnson's Werken durch Murphey (London 1816) im zweiten Bande Notizen enthält, hatte wie sein Verfasser seiner Zeit unbedingte Autorität, wenn auch freilich jetzt Manches antiquirt oder umgestossen ist und Booth S. 76 mit Recht von ihm sagt, er sei an authority, which, if not great among grammarians, is powerful among the people (cf. Johnson's life by Boswell ed. Croker. London 1839. 10 vol. 8.).*) Bald nach diesem rein für das Praktische beabsichtigten und in vielen tausend Exemplaren und Auszügen im Volke verbreiteten Werke erschienen „The principles of the English language digested for the use of Schools“ by J. Elphinston. London 1766. 12. in vier Abschnitten: Accidence, Etymology, Syntax in acht Theilen nach der hergebrachten Bestimmung der Redetheile, Prosody (S. 298); einen ähnlichen Gang befolgt Jos. Priestley, The rudiments of English grammar. London 1768. 8., der alle Abschnitte in Fragen und Antworten abhandelt und auf den ersten leichtern und einfachern Theil bis Seite 200 noch in zwölf Paragraphen notes and observations for the use of those who have made some proficiency in the language folgen lässt, die manche feine Bemerkung über Sprachgebrauch gibt und Fehler gegen die Syntax in zahlreichen Beispielen aus den gelesensten Autoren der ihm zunächst vorangehenden Zeit rügt. Blair I, 208 nennt ihn useful, by pointing out several of the errors into which writers are apt to fall. Von secundärer Bedeutung war Ray's in demselben Jahre mit Priestley erschienene complete collection of English proverbs, London 1768; sehr einflussreich aber, weil das Erzeugniss eines scharf denkenden Kritikers. A short introduction to English Grammar by Lowth, London 1767, whose grammar (wie Booth S. 77 sagt) has been plundered by many of his successors without being improved. Blair, lectures I, 207, nennt sein Buch the grammatical performance of highest authority that has appeared in our time; Horace Tooke, Introduction 5, sagt: Our English grammar may be sufficiently and easily learned from the excellent Introduction of Dr. Lowth; doch tadelt er ihn auch mitunter (I, 258, II, 471). Zwar sagt er in der Vorrede, dass die englische Sprache vielleicht von allen europäischen die einfachste in Form und Construction sei (S. V) [ein Urtheil, das sich besser ausnimmt als Monboddo's Erklärung, Französisch und Englisch seien mongrel dialects, corruption of better languages, S. 75]; aber doch darf man nicht genaue Forschungen unterlassen und hergebrachte Fehler aus dem Volksmunde in die Schriftsprache einschmuggeln. S. VI: The construction is so easy and obvious, that our grammarians have thought it hardly worth while to give us any thing like a regular and systematical syntax. The English Grammar that has been last presented to the

---

*) Sehr scharf kritisirt es H. Tooke, I, 219: „His grammar and history and dictionary of what he calls the English languages are in all respects (except the bulk of the latter) most truly contemptible performances; and a reproach to the learning and industry of a nation, which could receive them with the slightest approbation. Nearly one third of this dictionary is as much the language of the Hottentots as of the English... it appears to be a work of labour, and yet is in truth one of the most idle performances ever offered to the public“ etc. — Campbell, Rethoric I, 405, urtheilt über ihn: „Dr. Johnson notwithstanding his acknowledged learning, penetration and ingenuity, appears sometimes, if I may adopt his own expression „lost in lexicography.“

public and by the person best qualified to have given us a perfect one (Dr. Johnson), comprises the whole Syntax in ten lines, for this reason, „because our language has so little inflexion, that its construction neither requires nor admits many rules." Lowth gibt trotzdem viele Regeln und kritisirt Fehler, welche von Autoren dagegen gemacht sind, in dem 205 Seiten umfassenden Werke. Eine vielfach neu aufgelegte Grammatik, die aber auch mannigfachen Tadel verdient, ist die von Tooke I, 295 kurz kritisirte von Greenwood.

Wir kommen jetzt zu zwei Büchern, die, von bedeutenden, geistreichen Männern verfasst, manches recht Gute lieferten, aber wohl in England entschieden überschätzt sind; wir sprechen von Harris und Tooke. J. Harris († 1780) war ein speculativer Kopf, der in seinem gelehrten Werke Hermes or a philosophical inquiry concerning universal grammar (3 ed. 8. London 1771) streng construirend und überall auf die classischen Sprachen recurrirend weniger ein specielles Lehrgebäude der englischen Grammatik gab, als ein mitunter etwas zu hoch geschraubtes philosophisches Buch voll scharfsinniger Bemerkungen über die vorzüglich von ihm geehrten alten Sprachen, aus denen die grammatischen Begriffe logisch entwickelt werden, und gelegentlich über die englische. Das erste Buch handelt von den Theilen der Rede, die für sich allein bezeichnend sind (Substantiv und Attributive), das zweite von den auxiliary parts, which are only significant when associated: das dritte im Allgemeinen von der Sprache, considered with respect to meaning on general ideas. Auch des Verfassers anderes, nach seinem Tode veröffentlichtes Buch, Philological inquiries, London 1781, trägt denselben Charakter an sich, bezieht sich aber mehr auf Kritik und Literaturgeschichte als auf Grammatik. Wenn Lowth den Hermes „the most beautiful and perfect example of Analysis" nennt, „that has been exhibited since the days of Aristotle," so können wir andrerseits nicht umhin, in manchen Beziehungen Hooke's Urtheil zu unterschreiben, der in seiner Introduction, jene Worte citirend, S. 7 sagt: „I cannot say that I have found the performance to correspond: nor can I boast of any acquisition from its perusal, except indeed of hard words and frivolous or unintelligible distinctions. cf. I, 265. Während er a priori construirend vorging, unternahm John Horne Tooke in seinen *Ἔπεα πτερόεντα* or the Diversions of Purley (London 1798—1815. 2 vol. 4., neu edirt 1829 von Richard Taylor, 2 vol. 8.) mit grosser Belesenheit im älteren Englisch (und die sorgsam gesammelten Beispiele geben seinem Buche ein grosses Verdienst für wissenschaftliche Untersuchungen) die Grammatik nach allen ihren Theilen etymologisch zu behandeln, wobei er das unverkennbare Verdienst hatte, viele richtige Etymologien an's Tageslicht zu fördern durch Zurückführung auf das Angelsächsische, besonders in den Abschnitten von Conjunctionen und Adverbien, indem er richtiger urtheilte als Tyrwhitt, der sein Glossar zu Chaucer mit den Worten einleitet: „Etymology is clearly not a necessary branch of the duty of a Glossarist;" aber während er mit der grössten Verachtung auf andere Grammatiker herabsieht (II, 322: Johnson says hardily as usual . . . . and this is accepted and repented by Malone; I can only say, that this note is worthy of them both, and they of each other, cf. I, 347. 473, Mr. Todd [dessen getadelte Etymologie aber richtiger ist als Tooke's] knew as little as heart can wish, concerning the signification of any words, II, 149), hat er sich doch durch sein ganz falsches Princip, fast alle Worte aus Participien abzuleiten, gar zu oft auf Irrwege geführt;*) ihm sind z. B. coward, das offenbar mit codardo zusammenhängt, dastard, ja selbst das französische oui

*) Murray, citirt und zurückgewiesen von Tooke's Editor, tadelt, dass er oft falsch sich auf Tooke gestützt und auf the weaker materialism of some unintelligible modern opinions.

Participien etc. Um noch zwei eclatante Beispiele von Tooke's Etymologien anzuführen, die uns zum Theil von W. Windham, J. Bruckner*) und Fearn in seinem Anti-Tooke erwähnt werden, so leitet er I, 303 avec ab = and have that or have that also, and it was formerly written avecque i. e. avezque, II, 146 Knight = Lnyc, attaché zusammenhängend mit to Knit; II, 431 leitet er das Futur ab aus wol, vol, *βουλ*, ibo sei = iboul, ibou; so amabo = ama-boul, audiam = audire amo etc.

Monboddo's, mehr dem Harris'schen Wege folgendes Werk „Of the origin and progress of languages, Edinburgh 1774, enthält in seinem zweiten Theile unter den Abschnitten of the analysis of the formal part of language, analysis of the material part of language und composition of language manche anziehende Bemerkungen, welche der für die alten Sprachen begeisterte und oft einen Mangel an festen Regeln im Englischen bedauernde Autor (II, 80 the French, in this, as well as in many other things, is more regular than our language —; II, 82 it is the misfortune of our language that the use of it is not so much fixed as of the French; and whoever will try to reduce it to rules, will find very near as many exceptions from as instances of the rule) seinem, gründlichen Studien wohl nicht entsprungenen Opus einflicht, das übrigens von Tooke vielfach auf das Schärfste (selbst in Bezug auf den Styl, I, 269) getadelt wird (cf. I, 113 etc.) und von dem Taylor sagt, man werde gewöhnlich recht thun, grade das Gegentheil der dort aufgestellten Ansichten als wahr anzunehmen (I, 192 Note). Sowohl Beattie als Blair in seinen Lectures behandeln mancherlei in das Gebiet der Grammatik einschlagende Punkte; der Letztere besonders in der neunten Vorlesung über Structure of Language, worin er nachweist, wie die Syntax der in ihrer Form und Construction einfachsten aller europäischen Sprachen (I, 203), der lateinischen, sehr verwandt, uud im dritten Theil L. XXXVIII, in der er von englischer Poetik spricht. Beattie ist von Tooke in dessen gewohnter Weise schnöde abgefertigt mit den Worten (Letter to Mr. Dunning S. 559): The author would by no means be thought to allude to the common sense of Doctors Oswald, Reid and Beattie; which appears to him to be sheer nonsense (cf. I, 265). Sein Buch „the theory of language," London 1788, enthält besonders im zweiten Abschnitte „of universal grammar" neben manchen falschen oder sehr hausbackenen Bemerkungen allerlei gute Beobachtungen über den Bau der englischen Sprache; er verfolgt im Ganzen den von Harris eingeschlagenen Weg der Vergleichung und Begründung durch die alten Sprachen, die er oft citirt, wobei er das Griechische mit englischen Buchstaben schreibt. Am schwächsten ist die Lehre von den Modis von ihm behandelt. Die als standard angesehene Grammatik aber, die noch jetzt in den Händen aller Engländer ist, obwohl sie ihrer ganzen Einrichtung nach mehr eine Zusammenstellung von lose zusammenhängenden Regeln gibt, deren Befolgung durch einige Beispiele angerathen wird, ist von Lindley Murray, welcher zuerst London 1795 in einem, später 1819 in zwei Bänden erschien und nach der die zwei ausser dieser am meisten verbreiteten Grammatiken von W. Lennie, „The principles of English grammar" (1831, 13, edit.), Edinburgh, und R. Hiley, „A treatise on English grammar" (1840, 3. edit.), London, gearbeitet sind.

Ein eigenthümliches Werk ist Cobbett's „Grammar in a series of letters," XXIV. 230 Seiten. 12. 1818, und der Autor stellt sich absichtlich auf

---

*) Criticisms on the diversions — unter dem Namen Cassander — (wieder von Tooke selbst, der auch Windhams Malignant and false observations öfter bespricht, cf. I, 217, in nicht eben höflicher Weise recensirt, wie ja Tooke überhaupt verbissen und grob war und sein Buch vielfach zu Invectiven gegen seine politischen Gegner benutzte.

einen sehr niedrigen Standpunkt und in Opposition zu gelehrter Behandlung des Stoffes, sein Buch soll vom Volke, soldiers, sailors etc. gebraucht werden, und ist in den ersten zwölf der Etymologie und Accidenz gewidmeten, wie in den folgenden die Syntax enthaltenden Kapiteln ein sich nur ziemlich oberflächlich haltendes Buch.

Thomson's Lexicon (Etymons of English words, Edinburgh. 1826. 4.) gibt eine Einleitung von 27 Seiten über indo-germanische Etymologie, die manches Gute enthält; in seinem Lexicon ist nur eine Neigung, durch Aufnahme seltener aus fremden Sprachen herübergenommener Worte Gelehrsamkeit zu zeigen, aufgefallen, während viele wichtige Worte fehlen. Ausführlicher und ein in seiner ganzen Anlage beachtenswerthes Werk ist das Analytical dictionary of the English Language in which the words are explained in the order of their natural affinity von Daniel Booth. London. 1835. 4. 455 Seiten. Der Autor ist sehr belesen in classischen und modernen, auch in germanischen Sprachen, und bringt in der sehr ausführlichen grammatischen Einleitung bei Gelegenheit der einzelnen Redetheile manche beachtenswerthe Etymologie. Das Lexicon beginnt mit den Begriffen man, female und entwickelt daraus allmälig in logischem Fortschritte die übrigen Worte der Sprache; doch ist der Autor dem sein Buch Benutzenden noch durch einen Index zu Hülfe gekommen.

Von den in neuerer Zeit in England erschienenen Grammatiken heben wir nur die vielfach gebrauchten heraus von Graham, English Grammar, London 1843, d'Orsey, „A duodecimo grammar,“ Edinburgh 1845“ und Hunter, „Textbook of English grammar,“ das nach der erwähnten kurzen Einleitung in die Geschichte der englischen Grammatik vierzehn Paragraphen Etymologie, neun elementary und vierzehn supplementary Syntax, endlich vier über Interpunction enthält; doch verräth er oft grosse Unkenntniss der Etymologie, wie z. B. wenn er nay aus n'aie ableitet, um nur ein Beispiel anzuführen.

Ein epochemachendes Werk, das zuerst Grimm's grosse Forschungen in England einführte, war A Handbook of the english language for the use of students by Latham. London. 1851. 8., über das ich hier eben so kurz hinweggehen kann als über die gleichen Spuren folgenden und wohl jedem sich eingehend mit dem Englischen Beschäftigenden ebenso bekannten Werke von R. Chenevix Trench, „On the lessons in proverbs.“ London. 1853. 8. und besonders „English, past and present.“ London. 1855. 8. Hier wird nach einer Charakteristik der Bestandtheile des jetzigen Englisch nachgewiesen, was die Sprache und wann sie es für ihren Wortvorrath gewonnen, was sie an Worten im Laufe der Zeit verloren, wie die Bedeutungen der Worte sich verändert haben und wie auch die Orthographie nach und nach sich wesentlich umgestaltet. Das Werk, das für manche Einzelnheiten d'Israeli's „Curiosities of litterature“ verpflichtet ist, gibt entschieden einen der interessantesten Beiträge zur historischen Betrachtung der englischen Sprache. Bis zu diesen Werken kann man Behn-Eschenburg's Urtheil über die in England geschriebenen englischen Grammatiken theilen, das er auf Seite X der Vorrede zur neuen Auflage seiner Grammatik ausspricht: „Die in England geschriebenen englischen Grammatiken wollen nichts weiter als einige praktische Winke geben, die sie nach dem Schema der mittelalterlichen lateinischen Grammatik an einander reihen; ihre Norm ist der Durchschnittsgebrauch; höchstens üben sie dann und wann vom Standpunkte der lateinischen Grammatik aus eine sehr einfache Kritik und sitzen über die ersten Denker und Dichter der Nation zu Gericht, die unmittelbar aus dem eigenthümlichsten Sprachgeist heraus gedacht und gesprochen haben. Von einer Einsicht in die Eigenthümlichkeiten des germanischen Sprachbaues, einer historischen Kenntniss der deutschen Schwestersprache, von einer Bezugnahme auf die grossartigen Entdeckungen der neuern Sprachforschung ist bei ihnen keine Rede.“ — Nach einer Bemerkung Taylor's in Tooke, XVII,

scheint Grant's grammar ein mehr wissenschaftliches gutes Buch zu sein; doch habe ich es nicht gesehen.

Von anderen neueren Erzeugnissen wollen wir zum Schluss nur noch Fowler nennen, der Latham's Untersuchungen in seine 1850 in New York erschienene Grammatik aufnahm, und Goold Browne's „Grammar of English Grammars." New York. 1851. Dies letzte Werk ist das Erzeugniss von siebenundzwanzigjährigen Studien und eine weitere Ausführung der 1823 erschienen „Institutes of English Grammar" desselben Autors, die nur dreihundert Seiten umfassen, während dies in Namen und Einrichtung der „Grammaire des grammaires" etwa gleichstehende Opus 1028 Seiten stark ist. Nach einer Einleitung in die Geschichte der englischen Sprache und einigen Notizen bezüglich mancher Vorgänger Browne's auf dem von ihm betretenen Gebiete folgen die überaus zahlreichen Beispiele for parsing ... und die nicht immer zu logisch geordneten Regeln der Orthographie, Etymology, Syntax und Prosody.

Um die in Deutschland erschienenen englischen Grammatiken eingehend besprechen zu wollen, müsste man sich mindestens gleich Hercules rüsten, als er seine Kräfte dem Dienste des Augias widmete; fast jeder Lehrer schreibt einen mehr oder weniger praktischen Leitfaden für seinen Unterricht und doch sind die auf Wissenschaftlichkeit und einiges Verdienst mit Recht Anspruch machenden Bücher darunter nicht allzu häufig.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Ulfilas. Die heiligen Schriften alten und neuen Bundes in gothischer Sprache mit gegenüberstehendem griechischen und lateinischen Texte, Anmerkungen, Wörterbuch, Sprachlehre und geschichtlicher Einleitung von H. F. Massmann. Stuttgart 1857. Liesching. 8.

Ulfila, oder die uns erhaltenen Denkmäler der gothischen Sprache. Text, Grammatik und Wörterbuch. Bearbeitet und herausgegeben von Friedr. Ludw. Stamm, Pastor zu St. Ludgeri in Helmstedt. Paderborn 1858. Schöningh. 8.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, dass, trotz der geringen Begünstigung der deutschen Studien von Oben her, überall im deutschen Volke sich Kräfte regen, die eifrigst dahin arbeiten, dass auch nach dieser Seite hin die Ehre der Nation gewahrt werde. Das Studium der deutschen Sprache beginnt bekanntlich mit den kostbaren grossen Resten des Gothischen. Professor Massmann war, wenn irgend Einer, durch seine frühere Herausgabe eines Theils der gothischen Denkmäler, durch seine jahrelangen gründlichen Studien der ganzen dahin einschlagenden Literatur — ich erinnere nur an seine Gothica Minora in Haupt's Zeitschrift I, 294 bis 393 — wohl berechtigt, eine Sammlung aller gothischen Sprachreste zu veranstalten und das Verständniss derselben möglichst zu erleichtern. Zu diesem Zweck hat er dem Text eine ziemlich ausführliche geschichtliche Einleitung vorausgeschickt über die Gothen nach ihrer physischen und geistigen Existenz, über Ulfilas, über das gothische Alphabet, über die Schicksale der gothischen Schriften u. dgl. m. Ueber das Alles hat schon Herr Hölscher im zweiundzwanzigsten Bande des Archivs auszugsweise berichtet. Er hat das Verdienst des Herausgebers richtig gewürdigt, des minder Gelungenen oder Verfehlten dagegen mit keiner Silbe gedacht. Es ist nicht meine Absicht, die gründlichen und sehr ausführlichen Ausstellungen des Recensenten in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1857 Nr. 160 zu wiederholen. Dieselben betreffen sowohl die äussere Darstellung des Textes, die Verunzierungen desselben durch Sternchen, überflüssige Häkchen und Querstriche, die ausserordentlich grosse Menge von Druckfehlern, als auch ganz besonders die Willkür in der sonst sehr verdienstlichen Zusammenstellung des griechischen und lateinischen Textes, endlich auch Fehler und Mängel des Wörterbuchs und der Grammatik. Die Ausgabe ist demnach trotz ihrer Zweckmässigkeit und Handlichkeit nicht geeignet, wissenschaftlichen Studien zu Grunde gelegt zu

werden und etwa die vortreffliche Ausgabe von v. d. Gabelentz und Löbe überflüssig erscheinen zu lassen.

Die Ausgabe von Stamm gibt den gothischen Text mit Ausnahme der kleinsten Denkmäler. Dieselbe stützt sich auf „das v. d. Gabelentz-Löbe'sche Meisterwerk", verglichen mit der neuesten Ausgabe von Massmann, und auf Uppström's genauen Abdruck der silbernen Handschrift. Die photographischen Copien Leo's scheint er nicht benutzt zu haben. Die gothischen Doppelbuchstaben, die Massmann gegen lateinische vertauscht, hat er wieder aufgenommen, die in der Handschrift fehlende Accentuirung von ai und au hat er ebenfalls nicht, ebenso wenig die Längenbezeichnung von e und o. Dem Text folgen einige Seiten Lesarten, sodann Grammatik und Wörterbuch. Die Grammatik ist ausführlicher als die Massmann's; sie behandelt auch die Syntaxis, während Massmann sich nur auf die Formenlehre beschränkt hat. Das Wörterbuch „bestrebt sich möglichster Kürze" und ist doch in manchen Artikeln ausführlicher als das in der Massmann'schen Ausgabe. Eine kurze Einleitung enthält das Wichtigste über Ulfilas und die gothischen Denkmäler, so dass in der That diese wohlfeile Ausgabe ihrem Zwecke, Anfängern- und Studirenden in compendiöser Form sichere Grundlage zu gothischen Studien zu sein, auf das Vollkommenste entspricht und alle früheren Hülfsmittel der Art, z. B. die kleinen Bücher von Vilmar und Hahn, entbehrlich macht.

Dr. Sachse.

Lehrbücher der englischen Sprache.

Unter der grossen Menge der jetzt sich täglich mehrenden englischen Grammatiken zeichnet sich vortheilhaft aus, da sie einen denkenden praktischen Verfasser verräth, die Schulgrammatik der englischen Sprache für alle Stufen des Unterrichts berechnet von Dr. H. Behn-Eschenburg, die soeben in zweiter Auflage, Zürich 1858, die Presse verlassen hat. Es ist gegen die erste Auflage nichts Wesentliches geändert, ausser dass ein schwieriges Lesestück durch Briefformulare ersetzt und die Ordnung der syntaktischen Beispiele umgemodelt ist; eine Consecutio temporum ist zuerst hier vom Autor versucht. Der erste Abschnitt, „Einführung in die Sprache," geht in 134 Paragraphen erst in grossen Umrissen den englischen Sprachbau durch; es folgen dann auf diese Regeln von Seite 27—103 zum Theil recht passend gewählte und durch den Druck das Lesen erleichternde englische Lesestücke (6) und (56) Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen. Uebersichten der vorgekommenen englischen Laute und starken Verba vervollständigen diese Grundlage, auf die sich nun in ähnlicher Anordnung die hundert Paragraphen des zweiten Abschnitts „Erweiterte Formlehre" aufbauen. Die Paragraphen 300—794 geben die mit dem Verb beginnende Syntax, welche mit Uebungsstücken, eingestreuten Fragen etc. die zehn Redetheile durchgeht, aber stets auf logische Anordnung und historische Berücksichtigung der Sprache bedacht ist; dass selbst die lateinischen grammatischen Begriffe erklärt werden, zeigt, für welchen Kreis das Buch berechnet ist. Die Lehre von der englischen Wortbildung, nach Fiedler, von Accent, von Aussprache und Schrift, endlich Noten über englische Aussprache der classischen Sprachen, über Dialekte, Dichtersprache, Interpunction, Apostrophirungen und grosse Anfangsbuchstaben schliessen bis §. 1000 hin in etwas aphoristischer, aber stets wohldurchdachter Weise das reichhaltige Buch.

Wer eine andere Methode wünscht, wird vielleicht befriedigt werden durch das Lehrbuch der englischen Sprache von T. Robertson, nach den neuesten Auflagen des französischen Originals zum Gebrauch für

Deutsche bearbeitet von W. Oelschläger, Stuttgart 1857. Vierte Auflage. Das Buch will keine Grammatik sein und enthält nur, wie der Uebersetzer sagt, einen reichen Schatz von Formen und Regeln ohne logische Aufeinanderfolge; die bekannte Methode (mehr praktische Richtung als Wissenschaftlichkeit) ist hier consequenter als in Bolz's Bearbeitung festgehalten; doch macht auch hier der Verfasser die Concession, S. 362—386 eine kurze übersichtliche Zusammenstellung der in den 58 Lectionen (welche gegen früher durch Leseübungen vermehrt sind) vorgekommenen Formen und Regeln zu geben.

Praktische Schulgrammatik der englischen Sprache. Mit vielen Uebungsstücken zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Englische von Graeser. Leipzig 1857. Der Verfasser eines praktischen Lehrganges nach Ahn's Methode und eines französisch geschriebenen Buches für das Englische, wie eines ähnlichen in englischer Sprache für das Französische beabsichtigt hier nicht, sich durch absolute Vollständigkeit oder durch Vertiefung in sprachliche Probleme auszuzeichnen. Er gibt 1—14 eine Vorschule der englischen Aussprache, dann eine kurze Grammatik, in der z. B. die unregelmässigen (!) Verba schlecht geordnet sind, und nach sechs Seiten Uebungen zur Wiederholung von S. 45—134 die wichtigsten syntaktischen Regeln mit zahlreichen Exercitien. Die 135—157 folgenden, mit Vocabeln am Ende (bis 178) versehenen Aufgaben zur Einübung sämmtlicher Regeln sind für den Schüler anziehend ausgewählt; auf sie folgen orthographische Regeln und weitere Ausführung früher nur angedeuteter syntaktischer Punkte, besonders mit Bezug auf die Präpositionen, endlich besondere Regeln und Ausnahmen für die Aussprache, die in der Vorschule noch nicht erledigt waren (205—230).

Das Lehrbuch der englischen Sprache von Prince-Smith, einem gebornen Engländer, der aber schon seit sehr langer Zeit in Deutschland heimisch geworden, hat in seinem ersten Cursus (Berlin 1855 — 15 Sgr.) ganz besonders und mehr als andere derartige Bücher den Zweck, die Erlernung der Aussprache zu erleichtern und gibt zu dem Ende, mit einsilbigen Wörtern beginnend, eine zahlreiche Menge von Uebungen nebst praktischen Anleitungen auch für den Selbstunterricht, nebst Interlinearübersetzungen und eingeflochtenen grammatischen Regeln; erst im 26. Abschnitte beginnen mehrsilbige Worte, und hier ist besonders das Kapitel vom Einfluss des Tones auf die Aussprache und das über die unbetonten Silben hervorzuheben. Deutsche Stücke zu mündlicher Uebersetzung, Regeln über Betonung, Schlüssel und umfangreiche Verzeichnisse schliessen das gute Buch, dem wir bei seiner von vornherein ausgesprochenen praktischen Tendenz den mitunter sich zeigenden Mangel an tieferen Studien gern verzeihen wollen.

Englische Grammatik in kürzester Form. Erster Theil des leichtfasslichen Sprachbuches. Dr. A. Riedl. St. Gallen 1855. Dieses Buch macht die Aussprache im Gegensatze zum vorigen etwas zu kurz ab; an der Anordnung liesse sich Manches tadeln, wie auch beim Verzeichniss der zum Sprechen nöthigsten Worte ein logisches Princip wenig sichtbar ist. Die unregelmässigen Verba sind alphabetisch, die regelmässigen Formen der Declinationen und Conjugationen auf einer Tabelle zum Schluss gegeben. Seite 97 gibt Riedl seine Quellen an, die vor dem nach Ahn'scher Methode bearbeiteten kurzen Buche den Vorzug der Ausführlichkeit haben. Den zweiten Theil dieses Buches bilden Easy Themes, leichte Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Englische, während der dritte ein englisches Lesebuch ist, das nach vorheriger Angabe der bei der durchgängigen Bezeichnung der Accentsilben und sonstigen Erleichterungen der Aussprache angewandten Zeichen und nach einer kurzen Liste von Homonymen 1—14 Familiar Phrases, 15—21 Easy lessons of one and two syllables und dann im Ganzen leidlich gewählte grössere Lesestücke gibt. Noten unter dem Text vertreten bis zu S. 94 das Wörterbuch; weshalb in

ihnen aber auch Formen analysirt werden, ist nicht recht klar, da der Schüler doch zum Verständniss dieser schon befähigt sein muss, wenn er dieses Buch in die Hand nimmt. 109 — 163 bieten poetische Stücke mit Noten. Wenn wir auch sonst die Vorführung von Gedichten in guter englischer Uebersetzung billigen, welche dem Schüler aus dem deutschen Unterricht bekannt sind, so dürfte doch wohl das, vielleicht durch locale Beziehungen dem Schweizer mehr geeignet erscheinende The chief of Toggenburg (144) am Wenigsten hierhergehören, das freilich auch schon in Fölsing steht.

Uebungsaufgaben zum Uebersetzen aus der deutschen in die englische Sprache, für Anfänger, Dr. Brennecke, Posen 1857, ist eine mit Hinweisung auf des Verfassers Grammatik in zwei aufeinanderfolgenden Lehrstufen bearbeitete Sammlung von leichten Uebungen zum Uebersetzen mit Beschränkung auf die wesentlichsten Regeln und gebräuchlichsten Wörter. Die erste Lehrstufe enthält 43, die zweite eine gleiche Anzahl von Uebungen mit darunter gesetzten Vocabeln und mehr oder weniger ausführlichen Regeln darüber; der Stoff ist passend gewählt „entlehnt aus der heutigen englischen Weltanschauung und soll beitragen, die Erlernung der künftigen Universalsprache zu erleichtern.“

---

1. Französische Fibel und erste französische Grammatik nebst leichten Lesestücken von Dr. M. R. Friedemann. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin bei Rud. Gärtner. 1855.
2. Französisches Elementarbuch nebst Vorbemerkungen über Methode und Aussprache von Dr. B. Schmitz. Erster Theil: Vorschule der französischen Sprache. Dritte erweiterte Auflage. Berlin bei Ferd. Dümmler. 1857.
3. Aufgaben über die Regeln der französischen Sprache für Anfänger von Alex. Frege. Zweite Auflage. Schwerin bei Oertzen und Schloepke. 1857.
4. Die regelmässigen und unregelmässigen französischen Zeitwörter, ihre Stammzeiten, die Ableitungen und Verwandtschaften, von Stolzenburg. Potsdam. 1853.
5. Französisches Uebungsbuch von Fr. Rempel, Professor und Rector am königl. Gymnasium in Hamm. Erste Abtheilung, für Anfänger. Zweite gänzlich umgearbeitete und mit Paradigmen vermehrte Auflage. Essen bei Bädeker. 1858.
6. Cours de syntaxe française à l'usage de la jeunesse allemande. Munich. 1857.

Nr. 1 der genannten Elementarbücher tritt unter dem bescheidenen Namen einer Fibel auf. Es ist nicht nöthig, hier auf die Anordnung des Buches näher einzugehen, da dasselbe bereits in der dritten Auflage und zwar von 1855 vorliegt und den Lesern des Archivs schon aus einer Besprechung bekannt sein kann, die in demselben der zweiten Auflage gewidmet worden ist.

Was die erste Abtheilung anbetrifft, auf die es hier als bei einer Fibel hauptsächlich ankommt, so scheint die Reihenfolge in der Einübung der Vocale eine etwas willkürliche zu sein. Der Hauptzweck bei dieser Einübung ist, eine reine Aussprache der Vocale bei dem Kinde zu gewinnen; zu dem Ende ist es aber wohl am förderlichsten, die Vocale in der Reihe zu üben, in welcher sie sich der Mundstellung nach aus einander entwickeln. Beginnt man also mit a und fährt mit o in zweiter Stelle fort, so muss nothwendig in dritter Stelle u folgen, nicht aber e, namentlich nicht in seinen verschiedenen Lautwandlungen (ė, é, è [ê]). Demnach würden wir §. 8 zwischen §. 2 und 3 setzen. Ferner leuchtet nicht recht ein, warum die gedehnten Vocale â, ô, î, û getrennt von a, o, i, u geübt werden sollen, während ê im Zusammenhange mit den übrigen Lautwandlungen von e geübt wird. — In Betreff des nasalen in (in, im, ein, ain, aim) finden wir noch immer die Aussprache durch äng bezeichnet, trotzdem doch von allen Seiten und gewiss mit Recht die Nothwendigkeit hervorgehoben wird, grade beim Anfänger auf eine correcte Aussprache zu achten. Wenn man auch sagt: „in lautet ungefähr wie äng," so wird sich der Lernende, dessen Ohr überdies an feinere Schattirungen nicht gewöhnt ist, wenig an das ungefähr kehren und gradezu äng aussprechen. Wo die Analogie der Aussprache im Deutschen mangelt, da lasse man doch lieber derartige Bezeichnungen weg; der gut aussprechende Lehrer wird sicher ohne dergleichen Mittelchen fertig werden, den Uebrigen aber wird dadurch nicht im Geringsten geholfen. Dasselbe gilt von un (öng), oin (oäng).

Bei der Einübung der Consonanten c und g vermisst man die Angabe der Aussprache derselben vor y; wenn auch cy und gy im Ganzen wenig vorkommen, so ist doch kein Grund vorhanden, sie an dieser Stelle ganz zu ignoriren, um so weniger, als in §. 16 von dem einsylbigen y die Rede gewesen. Sehr misslich scheint es übrigens auch, als Analogieen für die Aussprache von g vor e und i die deutschen Wörter geniren, genie anzuführen; wenn nun Einer z. B. immer nur schenie und schenieren hat aussprechen hören und ausgesprochen hat, dann wird er auch sagen müssen: la schelée, les schens?

Ueber die ganze erste Abtheilung können wir uns im Uebrigen nur anerkennend äussern, wenn auch vielleicht die Uebungen jeder einzelnen Nummer noch zahlreicher sein könnten. Ganz besonderen Beifall verdient aber als Beschluss dieser Abtheilung §. 63, Probeübungen betitelt; auch dieser würde, erweitert, von noch grösserem Werthe sein.

Die zweite und vierte Abtheilung schliessen sich in natürlicher Entwickelung an die erste an. Was aber die dritte anbetrifft, so scheint sie uns für eine Fibel einen zu beträchtlichen Umfang einzunehmen, denn sie umfasst zwei Drittel des ganzen Buches (S. 60—125). Während in einer Beziehung zu viel gegeben wird, ist auf der andern zu wenig geschehen, da wir mit Ausnahme der Paragraphen über die adverb. quant. und die präpos. überall die Beispiele vermissen.

Nr. 2 liegt ebenfalls in erweiterter dritter Auflage vor. Der Verfasser gibt statt einer Vorrede auf dreiundzwanzig Seiten Vorbemerkungen: A. über die Einrichtung des Buches und Methode überhaupt; B. Vorbemerkungen zu einzelnen Nummern; C. die allgemeinen Regeln der französischen Aussprache. Was in neuerer Zeit vielfach in einem Anhange zu den Schulbüchern zu sagen beliebt wurde, geht hier dem Schulbuche voraus; aber so wenig wir jene Anhänge in Büchern billigen können, die für den Schüler bestimmt sind, ebensowenig billigen wir diese Vorbemerkungen, an dieser Stelle, wohlverstanden. Denn es soll damit keineswegs gesagt sein, dass dieselben nicht Vortreffliches enthielten. So können wir z. B. dem Herrn Verfasser nur beipflichten in dem, was er über den Werth von Paradigmen sagt: „Ich kann den Werth vollständiger Paradigmen, welche

dem Schüler nicht viel zu denken und zu machen übrig lassen, nicht einsehen. Wenn der Schüler das Zeitwort avoir richtig und tüchtig eingeübt hat, so kann er die zusammengesetzten Zeitformen von parler selbst machen, und es ist viel besser, wenn er sieht, dass er sie selbst machen kann, als wenn er gleichsam als etwas Neues in aller Breite im Buche sieht: „Perfectum j'ai parlé, tu as parlé etc.

In dem Theile über die französische Aussprache finden wir auf Seite XXII in Zusatz 5 eine Bemerkung, die wenigstens an Ungenauigkeit leidet. Es heisst dort nämlich: „e und u sind in den Verbindungen gi, gu vor einem andern Vocale stumm (in ge dient e zur Erweichung des g, in gu dient u zur Härtung des g): mangeant, pigeon, gageure; guerre, guide, anguille, langue. Ebenso dient e zur Erweichung des c in morceau.“ Dagegen ist zu sagen 1) dass die Behauptung in ihrer Allgemeinheit eine falsche ist; es möchte doch schwer werden, neben gageure ein zweites Beispiel hinzustellen, in welchem e vor u stumm wäre hinter g; 2) dass das e in morceau durchaus nicht dasselbe ist als in mangeant, sondern dass es, wie in den meisten Wörtern auf eau, z. B. château, in der Ableitung des Wortes selbst seine Berechtigung findet.

Was das Elementarbuch selbst anbetrifft, so zeigt sich durchweg das sehr anerkennenswerthe Bestreben, die Selbstthätigkeit des Schülers anzuregen; daher von Regelwerk keine Spur, aber hinreichende Uebungen, so dass unter verständiger Leitung der Schüler dahin gelangen kann, einen selbstgefundenen Schatz auch von grammatischen Kenntnissen sich anzueignen. In der Erweiterung des zweiten Abschnitts, dessen Hauptinhalt die drei regelmässigen Conjugationen sind, befinden sich indessen einige Angaben, denen wir nicht beipflichten können. So heisst es unter Anderm in Nr. 5 (S. 53): haïr (hassen) wird im Präsens sing. ind. ohne tréma geschrieben und einsylbig gesprochen.“ Logisch richtiger möchte es doch wohl sein, zu sagen: „haïr ist im Präs. sing. ind. einsylbig, deshalb fällt das tréma hier weg.“ Wie pedantisch diese Bemerkung auch scheinen möge, so ist sie doch insofern wichtig, als sie dem Kinde das richtige Verhältniss von Ursache und Wirkung zeigt.

Den Beschluss des Buches machen zusammenhängende Lesestücke, denen ein alphabetisch geordnetes Vocabularium beigegeben ist.

Nr. 3. Die Vorrede gibt in acht Punkten an, was dieses Uebungsbuch hauptsächlich von Seinesgleichen unterscheiden soll. Wir müssen aber gestehen, dass mit Ausnahme von Nr. 8 alle übrigen Punkte doch schon längst allgemein als richtig anerkannt worden sind. In Nr. 8 aber heisst es: „Es sind nicht, wie in den meisten Elementarbüchern, Stücke zum Uebertragen aus dem Französischen eingereiht. Denn diese verlangen eine Anordnung nach ganz andern Rücksichten, die mit der nach dem grammatischen Systeme nicht zu vereinigen ist.“ Wenn es auch etwas schwer sein mag, beide Arten von Uebungen in allen Beziehungen in Einklang zu bringen, so scheint es doch für den Anfänger von wesentlichem Nutzen zu sein, wenn er beide Sprachen fortwährend an einander übt und nicht die eine ausschliesslich an der andern. Dann ist doch aber auch vor Allem auf Einfachheit der Lehrmittel, namentlich auf der untersten Stufe zu sehen; das Buch des Herrn Verfassers macht aber jedenfalls neben seinem Uebungsbuche noch ein französisches Lesebuch für den Anfänger nöthig. Doch gehen wir zu dem Buche selbst. Obgleich es nur Aufgaben über die Regeln der französischen Sprache geben soll, seinem Titel nach, so sind doch mit besonderer Betonung die Regeln selbst angegeben, und häufig in sehr naiver Form. Um Beweise für diese letztere Behauptung zu geben, begnügen wir uns, einige Definitionen und Regeln wörtlich anzuführen. Nr. 1 beginnt gleich folgendermassen: „Verb heisst ein Wort, welches darstellt, was Einer thut. Infinitiv nennt man die Form des Verbs, wenn es sich auf r oder re endigt.“

In Nr. 2 heisst es: „Die gewöhnlichste Spruchform ist die der dritten Person, welche in der Endung t besteht." In Nr. 6 aber heisst es gar: „Wenn der Besitzer ein Wort im Pluriel ist, dient" etc. etc.

Nr. 4. Obgleich der Herr Verfasser in kurzen einleitenden Worten behauptet, dass die Zeitwörter, welche dem Schüler grosse Schwierigkeiten bereiten, nach solcher (soll wohl heissen: meiner) Behandlung sich bald mit Leichtigkeit in ihren verschiedenen Formen anwenden lassen, so hat uns diese Leichtigkeit bei genauerer Ansicht des Heftchens doch keineswegs einleuchten wollen. Wir bezweifeln auch sehr, dass dies dann eintreten würde, wenn wir, wie der Herr Verfasser es fordert, die kleine Tabelle fleissig benutzten. Für Diejenigen aber, die das Bedürfniss fühlen sollten, neben einer guten Grammatik noch eine solche Monographie über das französische Verbum ihren Schülern in die Hand zu geben, würde der Herr Verfaser jedenfalls sehr gut thun, die Anschauungsweise auseinanderzusetzen, nach welcher er bei Anordnung der Verba verfahren ist, denn, offen gestanden, wir wissen nicht mehr anzugeben, was ein regelmässiges Zeitwort ist, wenn unter dieser Rubrik Verba wie venir, prendre, naître und viele andere aufgeführt werden, die wir einfältigerweise bisher immer für unregelmässig gehalten haben.

Nr. 5. Die Rücksichten, welche den Herrn Verfasser bei Abfassung seines Uebungsbuches leiteten, können den Lesern dieser Zeitschrift durch eine Besprechung der ersten Auflage (Archiv, J. 1852, S. 229) bekannt sein. Es bleibt uns daher bei Ankündigung der zweiten Auflage nichts Anderes zu thun übrig, als auf jene Besprechung zu verweisen. Doch sehen wir uns genöthigt, auf einen ad 2 schon besprochenen Punkt zurückzukommen. Der Herr Verfasser hat nämlich dieser Auflage eine Zusammenstellung von Paradigmen der Declinationen und Conjugationen beigefügt, und sagt mit Bezug darauf in der Vorrede: „Dem mehrseitig ausgesprochenen Wunsche, dass dem Uebungsbuch Paradigmen von Declinationen und Conjugationen zur bequemen Einübung derselben für die Schüler beigefügt werden möchten, habe ich in einem besonderen Anhange willfahren zu müssen geglaubt, wenngleich ich selbst solche bei meinem Unterrichte nie vermisst habe." Es mag allerdings ein bequemes Unterrichten sein, wenn man sich solcher mechanischen Handhaben, wie Paradigmen sind, bedienen kann; erfolgreicher, wenn auch mühsamer ist es aber jedenfalls, wenn man den Schüler dahin bringt, dass solche Paradigmen für ihn überflüssig sind.

Nr. 6. Dieses Buch ohne Namen (des Verfassers, wohlverstanden) kennt, trotzdem es sich auf die Erfahrungen eines zehnjährigen Unterrichts in Deutschland stützt, doch den Aufschwung nicht, den das Studium des Französischen, wie überhaupt der neueren Sprachen, in den letzten Jahrzehnten in Deutschland erfahren hat. Es kennt nur „La Grammaire de Noël et Chapsal," „la Grammaire selon l'Académie," „le cours théorique et pratique de langue française par M. Poitevin," kurzum „les grammaires françaises les plus généralement suivies et appréeciées." Es beabsichtigt, wie es in der Vorrede heisst, „de présenter aux élèves et aux instituteurs de langue française en Allemagne une théorie complète et méthodique, mais simple et facile, éclairée par des exemples à la portée de la jeunesse" etc. Nach Ansicht des Buches müssen wir gestehen, dass wir diese théorie nicht für complète, besonders nicht für méthodique halten können, wohl aber für simple, und wenn auch nicht grade für facile, so doch für légère. Es möge genügen, an einigen Beispielen zu zeigen, wie oberflächlich das Ganze, und wie wenig geeignet es ist, in den Geist der Sprache einzuführen.

In dem Kapitel „De l'article" heisst es §. 32 (S. 7): Du, des, de la donnent au substantif tantôt un sens général, comme lorsque je dis: la vie des hommes est plus courte que celle des cerfs; tantôt un sens partitif, lorsqu'ils équivalent à quelque.

Ibid. §. 34. „On emploie le, la, les avant les adverbes plus, mieux, moins, quand on veut établir une comparaison, mais on emploie le invariable, quand il n'y a point de comparaison, et lorsque les adverbes plus, mieux, moins modifient un verbe ou un autre adverbe. ex. Entre toutes ces jeunes personnes vos sœurs sont les plus aimables et elles sont le plus aimables, quand elles se couvrent du voile de la modestie.“ Findet hier etwa in dem zweiten Falle (le plus aimables) keine Vergleichung statt? Gewiss, nur der Gegenstand der Vergleichung ist ein andrer; im ersten Fall werden verschiedene Personen in Bezug auf dieselbe Eigenschaft verglichen, im zweiten dagegen verschiedene Grade derselben Eigenschaft in Bezug auf dieselben Personen.

S. 12, §. 52 heisst es: „L'adjectif possessif leur se met au singulier: 1) lorsque l'objet possédé exprime distinctement une seule personne ou une seule chose; 2) lorsque par sa nature, il ne peut avoir de pluriel; 3) lorsqu'on énonce un sens général.“ Wo ist da wohl die verheissene simplicité und clarté.

Sehr dürftig ist das Kapitel „Emploi des auxiliaires,“ und dieses Kapitel, wie das über den Gebrauch der Tempora und Modi, ist doch grade für Deutsche ein sehr wichtiges und schwieriges.

Wenn wir daher im Ganzen viel an dem Buche auszusetzen haben, so ist doch andrerseits nicht zu leugnen, dass es auch einiges Gute enthält; besonders hervorzuheben ist in dieser Beziehung das Kapitel „Accord du verbe avec son sujet“ (§§. 94—106) und „de la négation“ (§§. 180—186); weniger ausführlich, doch auch recht lobenswerth ist der Abschnitt „du complément du verbe“ (§§. 107—113). Crouze.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Organ des Germanischen Museums. Red.: Dr. Freih. v. u. zu Aufsess, Dr. A. v. Eye, Dr. G. K. Frommann. Neue Folge. gr. 4. Nürnberg.

Der Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit ist, wie er ausdrücklich auf dem Titel angibt, das Organ des germanischen Museums zu Nürnberg und hat mit dem laufenden Jahre den fünften Jahrgang „neuer Folge“ eröffnet. Die letzten Worte sollen bekanntlich nur andeuten, dass sich der Anzeiger als eine Fortsetzung des von Herrn v. Aufsess im Jahr 1832 unter dem Titel „Anzeiger für Kunde des teutschen Mittelalters“ begründeten, dann zuerst in Gemeinschaft mit Mone, endlich von diesem Letzteren allein unter dem Titel „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit“ bis zum Jahre 1839 fortgeführten betrachtet. Der jetzige Herausgeber der Zeitschrift, Herr von Aufsess, eben derselbe, welcher auch jenen ältern Anzeiger begründet hat, und die Herren A. v. Eye und K. Frommann, die unter uns einen guten Klang haben, sprechen sich in dem Vorworte zur ersten Nummer (Juli 1853) darüber, sowie über die ganze weitumfassende Tendenz dieses Blattes und seines Anschlusses an das germanische Museum selbst aus. Danach hat nun diese im Allgemeinen noch wenig gekannte Zeitschrift die grosse Aufgabe, das ganze Material des deutschen Alterthums bis zum siebenzehnten Jahrhundert zu umfassen. Sie verfolgt die einzelnen Disciplinen nach denselben Rubriken, nach welchen das grossartige germanische Museum in Nürnberg selbst eingerichtet und gegliedert ist. Es würde demnach diese Zeitschrift ganz vorzugsweise die Böckh'sche Auffassung vom Wesen und Beruf der Philologie zu realisiren suchen, während die übrigen wissenschaftlichen Blätter nur partielle Zwecke verfolgen. So z. B. gibt die Haupt'sche „Zeitschrift für deutsches Alterthum“ vorzugsweise Denkmäler und

grössere Abhandlungen, die Pfeiffer'sche „Germania“ fast ausschliesslich Literarhistorisch-Exegetisches, nebst einigen meistens süddeutschen, zum Theil sehr einseitigen Kritiken; die Frommann'sche endlich, „Die deutschen Mundarten,“ beansprucht nur, das Organ für mundartliche Studien zu sein.

Ist so die Tendenz des Blattes eine höchst wichtige, so ist auch der reiche Inhalt wohl geeignet, jedem Freund der deutschen Literatur, oder besser: deutscher Studien, Interesse und Belehrung zu gewähren. Diesen Inhalt bilden zuerst „wissenschaftliche Mittheilungen,“ dann eine Chronik des germanischen Museums und Verzeichnisse I. der Geschenke für das Archiv, II. für die Bibliothek, III. für die Kunst- und Alterthumssammlung; ferner eine Chronik der historischen Vereine; dann unter der Ueberschrift „Nachrichten“ kurze Anzeigen über neu erschienene Werke der betreffenden Literatur und Angabe der in das Gebiet des Museums einschlagenden Aufsätze in andern Zeitschriften. Den Beschluss bilden Vermischte Nachrichten, Anfragen, Inserate und Bekanntmachungen.

Der Jahrgang besteht aus zwölf in der Regel zwei bis zwei und einen halben Bogen starken Nummern; der Preis desselben ist mässig, etwa zwei Thaler. Ich beschliesse meinen Bericht mit einer kurzen Angabe der wissenschaftlichen Mittheilungen, deren einige nur kurz, andere länger sind und sich durch mehrere Nummern hindurchziehen. Es sind in den beiden ersten Nummern der Reihe nach folgende: 1. Heinz Uebertwerchs Lied von Niclas Muffel 1469, mitgetheilt von Prof. Dr. C. Höfler in Prag. 2. Ueber eine Handschrift des Luarin, von Prof. Dr. K. Bartsch. 3. Zwingli's erste zwei Schriften, von E. Weller in Zürich. 4. Haar und Bart der Deutschen im Mittelalter, von Jacob Falke. Der Verfasser, einer der Beamten im Germanischen Museum und Herausgeber einer Galerie der Meisterwerke altdeutscher Holzschneidekunst, gibt hier nur wegen Beschränkung des Raumes eine möglichst kurze übersichtliche Darstellung des Ganges, den die Tracht an Haar und Bart in Deutschland genommen hat. Einige Abbildungen sind zur Veranschaulichung beigefügt. Die weitere Ausführung soll an einer andern Stelle stattfinden. 5. Ueber die Wappen und Sigille der Stadt Constanz von Dr. J. Marmor zu Constanz, mit einer Abbildung. 6. Nachträgliche Bemerkung über eine alte Spielkarte, vom Kreisgerichtsrath Kuchenbuch zu Müncheberg. 7. Schuldiger gleichbedeutend mit Gläubiger, von Lochner. 8. Ueber die Handschriften der Nürnberger Stadtbibliothek, von Dr. K. Bartsch, Professor zu Rostock. 9. Altnumistica, von E. Weller in Zürich. Derselbe bittet die Herren Bibliothekare um Auskunft über mehrere Exemplare von Joh. Clai's satirischem Gedichte, von dem K. Gödecke nur einige Ausgaben nenne. 10. Wolfgangus Prisbachius, von E. Weller in Zürich. Der genannte Pseudonymus ist nach Weller Theodor Beza und Genf der Druckort seiner Schrift. 11. Die adlige Gesellschaft „zum Sünffzen“ in Lindau, von C. Primbs, Rechtspraktikanten zu Nürnberg. Die Gesellschaft ist schon vor 1385 gegründet worden. Der älteste Gesellschafts- oder Statutenbrief ist vom Jahr 1430. Karl V. ertheilt ihr 1551 neben dem Rechte, dass aus selber jederzeit die drei Bürgermeister und ein Geheimer zu wählen seien, die Freiheit, auch andere ehrbare Leute in ihre Gesellschaft aufzunehmen. 12. Ein altes Taufbecken im Dome zu Osnabrück, von Dr L. Tross, Oberlehrer in Hamm. 13. Unzuchtstrafen früherer Zeiten, von A. Birlinger, Cand. theol. in Tübingen.

So mannigfaltig und unterhaltend diese wissenschaftlichen Mittheilungen sind, ebenso sind es auch die übrigen Zuthaten des Blattes. Alle Diejenigen, welche sich für das germanische Museum interessiren, finden hier Alles verzeichnet, was die Verwaltung, den Vorstand, die Gelehrtenausschüsse und dergleichen mehr betrifft, ebenso den ungeheuern Zuwachs an Mitteln jeder Art, besonders an literarischen. Am wichtigsten sind sodann wohl die Auszüge aus den Schriften der verschiedenen historischen Vereine (die beiden

ersten Nummern geben deren dreizehn) und die Hinweisung auf Aufsätze in Zeitschriften (in den beiden vorliegenden Nummern dreissig). Es werden zweiundzwanzig Werke angezeigt und nach Inhalt und Werth einer kurzen, aber gediegenen und gemässigten Kritik unterworfen. Auch unter den vermischten Nachrichten, Bekanntmachungen, Anfragen und dergleichen findet der Freund deutschen Alterthums mannigfaltige Anregung, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, dass keine Zeitschrift geeigneter ist als sie, in das Studium des Deutschen auf eine leichte und angenehme Weise einzuführen und zu bewirken, dass Jeder, unbeschadet seiner speciellen Studien, bei dem Gesammtstudium der deutschen Philologie sich betheilige.

Nr. 3 und 4 (März und April) enthalten folgende wissenschaftliche Mittheilungen: 1. Meister Hermann, ein deutscher Glasmaler des vierzehnten Jahrhunderts, von Dr. Ludwig Schneegans, Stadtarchivar in Strassburg. 2. Der wahre Name des Bildhauers der Constanzer Domthüren, von dem selben. 3. Ueber die Handschriften der Nürnberger Stadtbibliothek, Schluss, von Dr. K. Bartsch, Professor in Rostock. 4. Meister Altswert, von Prof. Dr. A. v. Keller in Tübingen. 5. Ueber Gambrinus, von Dr. Karl Gautsch in Dresden. 6. Haar und Bart der Deutschen im Mittelalter, Schluss, von Jacob Falke. 7. Zum Holen der Speckseite, von Dr. Reinhold Köhler, grossherzoglichem Bibliothekar in Weimar. 8. Zur Geschichte der Strafe des Steintragens der Weiber, von Jos. Zahn, Professurscandidaten in Wien. 9. Ueber die Gefangennehmung des Grafen Reinhard von Solms, von Dr. Johannes Voigt, königl. preussischem geheimen Regierungsrath und Universitätsprofessor in Königsberg. 11. Freimarkt, vom Archivar Herschel zu Dresden. 11. Die Inschrift in der sogenannten Bennohöhle, von K. Gautsch in Dresden. 12. Meister Altswert, Fortsetzung, von Prof. v. Keller. 13. Zur Geschichte des englischen Schweisses. 14. Das römische Kastell Aliso und das Varianische Schlachtfeld, von M. F. Escellen, königl. preussischem Hofrath in Hamm. 15. Bärenfang im Fichtelgebirge, von Ludwig Zapf in Münchberg. 16. Der Freistuhl an der breiten Eiche, von J. S. Seibertz, königl. preussischem Kreisgerichtsrath zu Arnsberg.

Den Schluss bilden wieder, wie in den früheren Nummern, die Chronik des Museums nebst Angabe des Zuwachses zu den Sammlungen desselben; Chronik der historischen Vereine; Nachrichten aller Art: Recensionen (23 bis 30), vermischte Nachrichten, Inserate und Bekanntmachungen.

Dr. Sachse.

Programmenschau.

Die freie deutsche Arbeit in Prima. I. Von Dr. H. Wendt. Programm des Gymnasiums in Rostock, 1857.

In dem ersten Theile dieser höchst beachtungswerthen Abhandlung, welcher die Ueberschrift: Allgemeines trägt, gibt der Verfasser zuvörderst eine kurze historische Darstellung des Entwicklungsganges, welchen die Methode des deutschen Unterrichts an unsern Gymnasien genommen hat, und wendet sich sodann zu einem speciellen Punkte dieses ganzen Gebiets, dem freien deutschen Aufsatz in Prima. Dieser Ausdruck wird folgendermassen erklärt:

„Darstellung durch die Schrift ist, wie die mündliche Rede, die sie zunächst vertritt, wie die Sprache überhaupt, zu welcher der Mensch von Natur organisirt ist, ihrem Wesen nach Mittheilung: Mittheilung eines Innerlichen, eines Empfundenen, Gedachten, im Innern Geschauten. Der Zweck jeder solchen Mittheilung ist entweder ein innerer, auf sie selbst gewandter, oder ein äusserer, auf etwas Anderes als sie selbst bezogener, wonach die Mittheilung selbst in zwei ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach verschiedene Arten zerfällt. Die erstere Art, deren Zweck ein innerer, muss angesehen werden als ein Act der Selbstbefriedigung durch geistiges Schaffen, der Befriedigung eines im Geiste wie in allem Lebendigen wirksamen Triebes, sich selber gegenständlich zu sein und zu werden, sich von sich selber abzulösen, sich darzustellen, und so in objectiver Erscheinung sich selber anzuschauen. Hierbei ist die geistige Thätigkeit ganz durch sich selbst bestimmt, weil auf keinen andern Zweck als auf ihr eigenes Schaffen bezogen, und insofern eine freie, die ihr Gesetz in sich selber hat, aus sich selber anhebt und in sich selber mit geschehener Selbstdarstellung zu Ende geht. Production ist das eigentliche Wesen dieser ersten Art der Mittheilung.

Die zweite, deren Zweck ein äusserer, ist dadurch in Allem der Gegensatz der ersteren Art. Dort ein Act reiner Selbstbefriedigung, hier ein Geschäft, das in fremdem Auftrage vollzogen wird; dort ein einfaches und unmittelbares Interesse an der Mittheilung, das ganz in dieser selbst aufgeht, hier ein abgeleitetes und mittelbares Interesse an der Mittheilung als solcher, deren Zweck ja eben ausser ihr selbst in etwas Anderem liegt, das durch sie erreicht werden soll, und das so vielfach sein kann als die Beziehungen des individuellen Seins nach Aussen oder zu sich selbst. Denn auch zu sich selbst kann der Mittheilende in Zweckbeziehung treten, ohne dass darum der Zweck der Mittheilung aufhörte ein äusserer zu sein und ein innerer würde. Eine schriftliche Aufzeichnung z. B. als Gedächtnisshülfe oder zum Nutzen und zur Uebung irgend einer geistigen Kraft oder Fertigkeit, wie solche namentlich in Schulen so häufig vorkommen, hat einen der Darstellung selbst äusserlichen Zweck, dessen geistige Natur nichts an dem äusserlichen Cha-

rakter dieses Zweckes ändert. Ferner ist hierbei die geistige Thätigkeit nicht durch sich selbst bestimmt, die Regel ihres Verfahrens wird ihr nicht durch ihr Schaffen selbst, sondern durch etwas Anderes, aussen Stehendes dictirt, zu dem dies Schaffen in Zweckbeziehung steht; es waltet über ihr nicht ihr eigenes, sondern ein fremdes Gesetz, sie ist insofern eine unfreie, gebundene, von Aussen beherrschte."

Arbeiten der letzteren Art, eigentliche Uebungen, müssen in der Schule in Menge vorkommen; die Production schliesst dagegen den Begriff der Uebung aus, denn sie beruht auf dem energischen Hervortreten eines in allem Leben, dem geistigen wie dem leiblichen, unter gewissen Umständen erwachenden Triebes, womit dasselbe über die Grenzen der Individualität, innerhalb welcher es zunächst besteht, hinausstrebt, und sich in einer aus ihm selbst heraustretenden Bildung, die ein Abbild seines eigenen Seins ist, zu wiederholen unternimmt. Solches Unternehmen ist nun zwar an Bedingungen geknüpft, deren Vorhandensein vom directen Willenseinflusse des Subjects unabhängig ist, aber das Productionsvermögen und der in ihm erwachende Bildungstrieb stehen keineswegs ausser dem Bereich mannigfacher bestimmender und bedingender Einflüsse. Der Verfasser will es hierbei indessen durchaus nicht auf Hervorrufung und Begünstigung der Production anlegen, sondern will die Aufgabe der Schule, welche das geistige Leben der Jugend und seine Entwicklung zu leiten und zu behüten hat, so verstanden wissen, dass sie die „bei normaler, gesunder Entwicklung von selbst sich regende Production gewähren lasse und nur dafür Sorge trage, in massvoller und wohl berechneter Weise derselben Gelegenheit zu bieten, sich zu zeigen, wo sie sich zeigen wolle."

In Beziehung auf die von mehreren Pädagogen geäusserten Bedenken über die Zulassung der Production im Jünglingsalter überhaupt bemerkt der Verfasser, dass auch er der Ansicht über das Verwerfliche der blasirenden Anforderungen so mancher Lehrpläne beipflichte, dass man indessen vom pädagogischen Standpunkte nur desshalb vor der Production wie vor einem Gifte absperren zu müssen glaube, weil man darunter etwas ganz Anderes verstehe, als die Befriedigung eines naturgemäss im Geiste wirksamen Triebes, sich selber gegenständlich zu werden. Zur näheren Verständigung scheint es dem Verfasser nöthig, „in der Natur des geistigen Vermögens selber, der Seelenthätigkeit im Allgemeinen, die Erklärung desjenigen Vorganges zu suchen, den er als Production, als productive Seelenthätigkeit bezeichnet; die Spuren derselben bis in das erwachende Seelenleben zurück zu verfolgen; ihr Verhalten während der nachfolgenden Entwicklungsphase zu beobachten, den wesentlichen Richtungen nachzugehen, in welche diese fortschreitende Bewegung jene Thätigkeit naturgemäss weiset; die Gebiete abzugrenzen und deren Dimensionen nach Breite und Tiefe zu ermitteln, innerhalb welcher die Production sich je nach den verschiedenen Alters- und Lebensabstufungen bewegt." — Jede Seelenthätigkeit ist als ein inneres Wirken und Schaffen, Bilden und Gestalten zu denken: die productive Geistesthätigkeit ist deshalb von keiner Alters- und Entwicklungsstufe ausgeschlossen und es findet unter den Productionen der verschiedenen Lebensabschnitte kein Art-, sondern nur ein Gradunterschied statt. Das eigenthümliche individuelle Leben producirt sich stets in der ihm adäquaten Weise. In der Sprache ist Nichts, was nicht in der Seele ist; als Product menschlischer Organisation ist sie leiblich und geistig bedingt und dasselbe gilt auch von dem ganzen Verlaufe der Entwicklung des sprachlichen Vermögens im Individuum. Die Production besteht demnach in dem bezeichneten Sinne in einer Geistesthätigkeit, die jedem Lebensalter zukommt und als vom Menschengeiste unzertrennlich gedacht werden muss. „Es genügt, dass das spielende und plaudernde Kind seine ganze Seele blosslegt, und dabei in tausend eigenthümlichen Combinationen, Erfindungen, Urtheilen und Einfällen die Selbstthätigkeit und den schaffenden und gestaltenden

Trieb kundgibt, der das Wesen aller und jeder Production ausmacht. Verfrüht, widernatürlich kann also diese Thätigkeit und können ihre Aeusserungen und Erzeugnisse nirgends heissen, wo sie von selbst und unter den ihnen gemässen Bedingungen auftreten . . .

Sollen demnach schriftliche Productionen, wie früh oder wie spät, im ausgehenden Knaben- oder im reiferen Jünglingsalter innerer Beruf oder äusserer Anlass dazu führen mag, vor dem Vorwurf der Präcocität, der Ueberspannung und Unnatur geschützt stehen, so dürfen sie eben nicht durch künstlichen Reiz gemacht, sondern müssen, analog den Combinationen und Erfindungen des spielenden Kindes, von selbst gekommen, freiwillig und aus innerem Trieb, also auf naturgemässem Wege entstanden sein. Die Selbstbestimmung des Geistes in dem freien Spiel seiner Kräfte, das Wohlgefallen, das er an ihrer Thätigkeit findet, ist der einzige Bestimmungsgrund der Production: die Aufgabe kann und soll nur als Gelegenheitsreiz und Anregung der Productionslust wirken.

Sollen ferner dergleichen Productionen überhaupt möglich, sollen sie natürlich und wahr und nicht bloss Schein und Täuschung sein, so muss ihnen erlaubt sein, nach Art und Charakter, nach Inhalt und Form das zu sein, was sie in Berücksichtigung des Alters und der Bildungsstufe, der Neigung und der Individualität des Producirenden sein können: ihnen muss erlaubt sein, in der Richtung und dem Vorstellungskreise zu liegen und die Sprache und Ausdrucksweise an sich zu tragen, die diesem Alter, dieser Bildungsstufe und individuellen Begabung natürlich und angemessen sind . . .

Endlich ist zu jeder Production der volle Seelenantheil nöthig, das intensive Interesse an dem Gegenstand der Darstellung, welches die höhere Spannung und Energie der geistigen Kräfte, ihre volle Wirkung auf einen gegebenen Punkt bedingt. Was aus dem Innern heraus Gestalt und Bildung gewinnen soll, muss die innere gestaltende und bildende Thätigkeit in entsprechender Weise in Bewegung setzen, muss desshalb zu dem individuellen Denken, Empfinden, Begehren in der allernächsten und innigsten Beziehung stehen."

Nach einer kürzeren Polemik gegen Hiecke, welcher, wie der Verfasser sagt, von einer falschen Theorie der Production ausging, beleuchtet die Abhandlung die Ansichten mehrerer Gegner der freien Production beim Unterrichte in der deutschen Sprache und behandelt dann in einem zweiten Theile die Bildung des Stiles. Referent wünscht, dass dieser interessante Abschnitt in der Zeitschrift vollständig abgedruckt werden möge. Er lautet folgendermassen:

„Man verlangt vom Lehrer, dass er den Stil seines Zöglings bilde. Es ist erstaunlich, mit welcher Unbefangenheit diese Aufgabe gestellt und — acceptirt zu werden pflegt. Am erstaunlichsten wohl in folgendem, übrigens alltäglichem Fall. Ein junger Mensch vom Lande wird von seinen Angehörigen in die Stadt gegeben, um hier, nachdem er zu Hause bis zum fünfzehnten oder sechzehnten Jahre die Elemente absolvirt, in Jahresfrist mit einem Cursus im Reiten, Tanzen, Buchführen, etwas französischer Conversation und — im deutschen Stil seine „Ausbildung" zu vollenden. Bald ist, neben den andern, auch der „Stil-" oder „Deutschlehrer" gefunden: eine Stunde wöchentlich oder zwei werden ausgemacht, und die Sache geht vor sich. Aus der Reitstunde kommt der Jüngling in die Stilstunde. Hier erhält er, nach Anleitung irgend eines „Briefschülers" oder einer „Sammlung von Materialien zu allen Arten von schriftlichen Arbeiten," die den Lehrer der Mühe überhebt, die Stoffe der Individualität und dem Bedürfniss seines Schülers anzupassen, Aufgaben zu Briefen und Aufsätzen, die ihm Veranlassung werden, Federn zu zerkauen und Papier zu beschreiben — mit Redensarten, die der Lehrer nach Möglichkeit verbessert, und die, als überlieferte fertige, conventionelle Formeln, zu dem natürlichen und sachgemässen

Ausdruck, zur Sprache in eigentlicher Bedeutung, als dem Spiegel und Abdruck des eigenen Innern, genau in demselben Verhältniss stehen wie die Exercitien der Tanzstunde — Arme halten, Beine stellen, Verbeugungen machen, entrée und sortie executiren u. s. w. — zur freien, vom Gefühl und Affect und innerem Bedürfniss getragenen Haltung und Bewegung des Körpers. Dass der Schüler durch diese Schreibereien, die sich um fingirte Verhältnisse und unwahre Situationen drehen und keinerlei Zusammenhang haben „mit dem, was in der Reihe der lebendigen Gedanken vorgeht," auch nur so viel gefördert werde, dass er die gröbsten Fehler und Solöcismen seines Dialekts nach eigenem Urtheil vermeiden lerne, ist kaum denkbar: das Höchste ist, dass er eine Anzahl Phrasen und Wendungen über allerlei Gegenstände und Gelegenheiten an ungelegenem Orte anbringen lernt; worauf er, um diese „Ausbildung" bereichert, in sein Dorf zurück- oder zu seinem anderweitigen Berufe übergeht. Und dies hohle Wesen heisst Unterricht im Stil!

Aber auch bei anscheinend gründlicherem Verfahren eines regelmässigeren Unterrichts, in höheren und niederen Schulen, erscheint Demjenigen, der Zweck und Mittel eines solchen stilistischen Unterrichts bedenkt, das Meiste, was für denselben geschieht und geschehen kann, als nugae, als ein von dem Bewusstsein dessen, um was es sich eigentlich handelt, mehr oder weniger verlassenes Beginnen. Sehen wir uns den Gegenstand, um den man sich bemüht, etwas näher an.

Der Stil ist der Mensch. Das heisst zunächst, der Stil ist Natur. Denn der Mensch selber, der einzelne in seiner individuellen Bestimmtheit, ist vor Allem Natur, ist eine ursprüngliche Eigenheit, eine so und nicht anders angelegte Wesenheit, und alle innere und äussere Gestaltung dieses Individuellen ist lebenslänglich, im Grossen und Ganzen, Entfaltung eines von Anfang Gegebenen, eines im Keime nach Gehalt und Form Vorgebildeten. Wenn nun diese angeborne Art den Chrakter des Individuums, wenn sie wesentlich seine Weise zu denken, zu empfinden, die Welt, die ihn umgibt, und alle ihre Erscheinungen aufzufassen und ihr gegenüber sich lebendig wirkend zu verhalten, bedingt, so ist damit auch über das Verhältniss des Darstellungsvermögens zur natürlichen Begabung des Individuums entschieden. Denn wie zuerst der menschliche Charakter überhaupt, der Gattungscharakter unsers Geschlechts, am reinsten und menschlichsten in Wort und Rede hervortritt, so muss dies auch vorzugsweise das Gebiet sein, wo die individuelle Natur sich in ihrer Stärke zeigt, so muss Naturell und Temperament und alle ursprüngliche Besonderheit des Einzelnen in der Sprache desselben zu vollster Geltung kommen. So ist der Stil zuerst Natur, und dass dem so ist, liegt im Grossen in allen Literaturen, und liegt noch im Kleinsten in jedem Blättchen, das uns im menschlichen Leben von Freundes Hand zu Gesichte kommt, klar vor Augen.

Aber freilich der Mensch ist nicht bloss Natur. Das Ursprüngliche in ihm ist auf tausendfache Weise durch Bildungseinflüsse modificirt, die im weitesten Bereich seiner ganzen Persönlichkeit ihr Gepräge aufdrücken, und so ist der Stil zweitens auch die Bildung des Menschen. Die Barbarei hat ihren Stil so gut wie die höchste Bildung und die Verbildung, und keinen Fortschritt im intellectuellen und sittlichen Leben der Völker und Individuen gibt es, und keinen Rückschritt, der nicht seine Spuren in ihrer Sprache zurückliesse. So mächtig nach dieser Seite hin ist der Einfluss der Bildungsverhältnisse, dass wir, um von den Völkern zu schweigen, nicht einen Mann von einiger Bedeutung kennen, der als Schriftsteller, wenn seine Werke kein ganz kurzes Leben begleiten und dieses, wie natürlich, eine Mehrheit von Bildungsphasen durchlief, nicht ein Abbild seines Bildungsganges und der verschiedenen Perioden desselben in der Verschiedenheit seines früheren und späteren Stils darböte.

So ruht das Darstellungsvermögen und was dasselbe im einzelnen Falle

charakterisirt, es seien Vorzüge oder Schwächen, durchaus auf der breiten Unterlage der Individualität, der gesammten geistigen Organisation, wie diese theils durch natürliche Anlage, theils durch Bildungseinflüsse näher bestimmt und entwickelt ist — durchaus bedingt und getragen von grossen und allgemeinen Verhältnissen: der Denkthätigkeit, des Anschauungsvermögens, der Quantität und Qualität der in der Seele lebendigen Begriffe und Vorstellungen u. s. w.; und es ist kaum abzusehen, wie neben diesen massgebenden und entscheidenden allgemeinen Bedingungen noch einer aparten Kunst, einer besondern stilbildenden Veranstaltung ein Recht und eine Bedeutung zukommen könne. Der Stil ist der Mensch: wer also den Stil anders will, muss den Menschen anders machen. Dies wird zum Theil unmöglich sein, soweit die Individualität von fester natürlicher Schranke umzogen ist, die keine Kunst und keine Erziehungsweisheit durchbricht oder verrückt: zum Theil aber, nämlich soweit die Anlage und ihre Entwicklungsfähigkeit es zulässt, mag es der Einsicht, der Kunst, wenn sie rechter Art ist, gelingen, zumal in einem Alter, wo der individuelle Charakter noch weniger scharf ausgeprägt, die Natur noch nachgiebiger, die Seele noch allen Einflüssen offener und folgsamer ist. Darauf beruht ja eben alle Möglichkeit der Erziehung, der Bildung, des Unterrichts, die eine Perfectibilität menschlichen Wesens voraussetzen, ohne welche jeder pädagogische Versuch eine Thorheit wäre.

An diese pädagogische Kunst also und was sie von allgemein erziehenden Mitteln, von seelenbilden Einflüssen besitzt oder zu besitzen meint, sieht sich der „Stillehrer" gewiesen, der im Ernst und nicht bloss zum Spiel, von Innen heraus und nicht bloss auf der Oberfläche, aus ganzem Zeuge und nicht bloss mit aufgehefteten Flicken und Lappen, den Stil seines Zöglings zu bessern unternimmt. Von ihr, wenn sie aufrichtig ist, wird er dann erfahren, erstens dass zur Erziehung, Bildung, Entwickelung des Menschen das Leben viel, die Kunst wenig thut; zweitens, dass alle grossen, allgemeinen, durchgreifenden Wirkungen weit weniger von der Intelligenz, als von der sittlichen Kraft des Menschen erwartet werden müssen. So belehrt (wenn er anders solcher Belehrung fähig ist), wird er seine Aufgabe in einem andern Lichte sehen, als die Literatur der „Anleitungen zum deutschen Stil" sie ihm erscheinen liess; er wird grösser von ihr und immer grösser denken, je mehr er sich in ihre Bedeutung vertieft, so gross zuletzt, dass er, wie stets der Mensch sein Thun, wenn er sich recht auf dasselbe besinnt, nur mit religiösem Gefühl sie anzublicken wagt. Denn wenn Erd' und Himmel zusammenwirken müssen, um des Menschen Seele zu bilden, und diese nur aussprechen kann, wovon ihr zu zeugen gegeben ward in ihrem innersten eigensten Leben, so ist der erste und vornehmste Lehrmeister des Stils Er, der Himmel und Erde geschaffen und der das Leben der Menschen lenkt und ihre Herzen anrührt durch allerlei Wandel und Schickung, und so ihre Zungen löset. Gleich diesem Meister in seinen Lectionen in die Tiefen der Menschenseele hinabgreifen, an den Quell der Gedanken und Gefühle, mit wohlthätiger Erschütterung, mit freimachendem Zauberstabe, dass es lebendig zu sprudeln beginnt, und stark, und lauter, und lieblich, in Wort und Rede, dem Spiegel des Innern — das dünkt uns die rechte Weise dieses Unterrichts, der seiner wahren Natur nach nur bestehen kann in einer grossen und dauernden Einwirkung auf den inneren Menschen, die das Ganze seines Denkens, Fühlens, Wollens erfasst. Woher diese kommen, worin sie bestehen müsse, ist bei der Verschiedenheit der Naturen und Prädispositionen unmöglich im Voraus zu bestimmen; noch unmöglicher in den meisten Fällen, solche Einwirkungen nach vorbedachtem Plane herbeizuführen. Es ist meistens ein bedeutendes Ereigniss seines Lebens, das den Jüngling, oft plötzlich, zum Manne vollendet, über seinen Beruf und sein Talent entscheidet: ein grosses Beispiel, eine ungewöhnliche Lage, ein hohes Interesse, eine leidenschaftliche Neigung regt alle seine

Kräfte auf, richtet sie auf Einen Punkt, gibt seiner Einbildungskraft Leben, seiner Empfindung Tiefe, seinen Gedanken Klarheit und Ordnung. Nun ist mit allen Gaben, die in der Knospe ruhten und die nun auf einmal in voller Blüthe stehen, auch der Stil da. Natürlich! Der Mensch hat sich selbst gefunden und so auch die Sprache, die ihm gemäss ist. Nicht dem Unterricht des Professors Gellert, der in seinem Prakticum die Aufsätze Goethe's, des Leipziger Studenten, gleich vielen anderen, mit gewohnter Freundlichkeit und Sorgfalt corrigirte, dankt dieser den Reiz und die Vollendung einer Darstellung, die bald die Zeitgenossen und nach ihnen noch Manchen entzücken sollte. Als aber für ihn, der inzwischen „viel mit Menschen gelebt und ihren Sinn erkannt, viel auch gelitten in seinem Gemüthe," der Augenblick der Erfüllung gekommen war, als mit den Ereignissen, die den „Werther" in's Leben riefen, die entscheidende Stunde geschlagen hatte, da stand plötzlich, wie durch ein Wunder, die Blume der Schönheit entfaltet da. Und so schlägt für den Einen in diesem, für den Andern in jenem Anlass die Stunde, da der Gott in seinem Busen zu reden beginnt — ohne Hülfe und Zuthun des Stillehrers, der nur dann für seinen Zögling von einiger Bedeutung werden mag, wenn er ausser im Stil auch sonst noch in einigen Dingen, die zum Leben gehören, obgleich sie nicht alle Tage dahin gerechnet werden, ihm vorangehen kann: wenn er durch reinen Sinn und Reichthum des innern Lebens, eine mannigfaltige Kenntniss, durch Verständniss für das Grosse in Wissenschaft und Kunst, wie im Leben und in den Geschichten der Menschen, vor Allem durch sittliche Eigenschaften auf ihn wirken kann. Einem solchen freilich mag es gelingen, durch Anregung dessen, was in der Seele des Zöglings schlummert, auch ohne dass „Aufsätze" gemacht und corrigirt werden, und selbst lange vor der Zeit, ihm diejenige Richtung und die Impulse zu geben, die einst allen seinen Worten und Werken zu Gute kommen werden: er mag, wenn er das, was die Bestimmung des Menschen und seine Befähigung vollendet — die Gelegenheit, für seinen Schüler auch nicht machen kann, ihn wenigstens würdig auf ihren Eintritt vorbereiten. Das ist Alles, was er vermag (es ist aber nicht so ganz wenig und unendlich mehr, als die herkömmlichen „Stilübungen" auch nur ahnen lassen): ein vorbereitender Unterricht der allgemeinsten Art, der darin besteht, den Sinn für das Höhere im Menschen zu wecken.

Soll ich nun aber noch bestimmter als bisher mich aussprechen, was ich zu solchem vorbereitenden Unterricht rechne, oder welche Einwirkungen der angedeuteten Art mir vor anderen im directen Zusammenhange mit der Gabe des Wortes zu stehen scheinen, so hat das Bewusstsein der Zeiten längst darüber entschieden, dass die Furcht Gottes der Anfang aller Weisheit ist. Es kann auch keinem Zweifel unterliegen, dass Nichts eine grössere Gewalt der Rede gibt als die Macht des Glaubens, der sittlich-religiösen Ueberzeugung; nicht bloss in Fällen, meine ich, wo es sich um die Religion und deren Interessen handelt, wo Luther und Andere grosses Beispiel gaben, sondern ganz allgemein, in geistlichen und weltlichen, bürgerlichen und bäuerlichen, häuslichen und öffentlichen, grossen und kleinen Dingen: überall wo es gilt, das unmittelbare Verhältniss des Menschen zur Wahrheit, seinen ungelösten Zusammenhang mit ihr und seinen unreflectirten Antheil an ihr auszusprechen. Die Wahrhaftigkeit und die Unbefangenheit, die Stetigkeit und die Treue, die Kraft und die Milde, die Furchtlosigkeit und die Bescheidenheit, und alle die höheren Tugenden der Rede, die ihr bei Freund und Feind den Charakter der Zuverlässigkeit geben und Achtung verschaffen, können nur aus einem Gemüthe kommen, das fest auf sich selbst gestellt ist, wie dasjenige, worin der Glaube den Zweifel, die Liebe die Selbstsucht, das Ewige das Zeitliche besiegt hat. Was wohlgefällig ist vor Gott im Herzen, ist auch, wie es über die Lippen kommt, gerechtfertigt vor den Menschen; und wer sich mit dem Herrn zu besprechen gewohnt ist, verstummt nicht vor den Knechten. Die Kraft, die im Innern haushält, mit

festem Mass die fluthenden Begierden lenkt und die schweifenden Gedanken zügelt, die im Handeln gewiss macht und die Schritte der Lebensbahn ordnet, schreibt auch der Rede ihr Gesetz und zeichnet ihr die Bahn vor, auf der sie sicher und ohne Umschweif zum Ziel dringt. Es ist auch tausendfältig erprobt, dass vor dem Wort des schlichten Bürgers und Landmannes, des einfachen Mannes, der keine Studien gemacht als an seinem eigenen Herzen, und keinen Unterricht gehabt als der ihn lehrte sein Heil bedenken, dass vor seinem klaren Verstand, graden Sinn, einfältigen Wort alle Kunst der studirten Rede, alles Schellengeläute der Wortmacher und Declamatoren, alles Spinnengewebe der subtilsten Argumentation zu Spott ward. — In allen Literaturen zählen einzelne erhabene Inspirationen des religiösen Geistes zu den grossartigsten Schöpfungen des Menschengeistes; doch nicht an diese allein hat man zu denken, wenn man sich von dem Einfluss Rechenschaft geben will, den die still schaffende religiöse Idee von jeher auf die literarische Production gehabt hat. Wie alle Cultur mit der Religion beginnt, wie alles tiefere Geistesleben von ihr durchdrungen und getragen wird, so gibt es auch keine Literatur von einiger Bedeutung, die nicht überall und vorzugsweise in ihren würdigsten Repräsentanten den Pulsschlag des religiösen Lebens der Völker und Individuen erkennen liesse: nur nicht überall so auf der Oberfläche, wie es für Manche nöthig wäre, die sonst Nichts davon entdecken können, sondern meistens, wie sich gebührt, in der Tiefe, und hier unter grosser Verschiedenheit der Formen und des Ausdrucks: anders natürlich in einer griechischen Tragödie als im mittelalterlichen Minnelied, anders bei einem Geiste wie Shakspeare als im Sagen- und Mährchenschatz des deutschen Volkes — nirgends aber vielleicht in vollerer Strömung, als hier auf dem zuletzt bezeichneten Gebiete. Doch dies nur nebenbei! nicht die Literatur und ihre Interessen beschäftigen uns hier, nicht aus dem Standpunkt der literarischen Production betrachten wir die Frage des Stils, eingedenk der Warnung v. Raumer's, dass wir (auf unsern Schulen) nicht Schriftsteller, auch nicht künftige Schriftsteller zu bilden haben, sondern ganz allgemein, aus dem Gesichtspunkte des Hausgebrauchs, wenn man will, des alltäglichen Lebens, im Interesse der nächsten Zwecke, für welche die Sprache da ist, der Mittheilung und des Gedankenausdruckes im weitesten Sinne. Und wenn hier die Frage ist: Wie es zu machen, wenn der Mund zum Reden sich öffnet, dass Wohllaut aus ihm hervorgehe? so ist die Antwort: Nicht anders als so, dass er den Ton der Seele wiedergebe und dass dieser Ton wohl laute. Wenn Misston in der Seele ist, muss auch die Rede des Mundes misstönend und widerwärtig sein; und wiederum, je höher, je reiner die Seele besaitet ist, desto reiner, heller muss auch die Rede des Mundes tönen. Nun hat die Menschenseele keinen höheren und keinen volleren Ton, als den zum Preise ihres Schöpfers, und wer den entbehrt in seiner Seele, dess Mund mag reden was und wie er will: es sind nur arme Worte, hohle Klänge, die nirgends haften, weder im Ohr, das sie mit leerem Schall erfüllen, noch im Herzen, das sich ihnen nicht öffnet.

Das wäre also die erste Quelle der Wohlredenheit, zu welcher der Lehrer des Stils heranzuführen, aus welcher der Schüler des Stils mit vollen Zügen zu trinken nicht versäumen soll; und die zweite fliesst nicht weit davon: von der Anbetung des Schöpfer ist zu der Liebe seiner Creatur, zur Freude an allen erschaffenen Dingen der Schritt natürlich.

Der Lehrer des Stils, der nicht Staare abzurichten, noch durch angezogene Drähte Puppen sprechen zu lassen hat, sondern sich an ein beseeltes Innere gewiesen sieht, darin die Welt der Erscheinungen sich spiegelt, und daraus sie mit Klang der Rede hervortönt, kann wenig thun als diesem Spiegel die rechte Richtung geben: die Richtung auf das Lebendige, Wirkliche, auf Gestalt und Kraft, dass nicht Schatten bloss und Nebelbilder, sondern eine gestaltenreiche, lebendige Welt in Kraft und Handlung, in Glanz und Schönheit den Spiegel fülle. Denn darauf kommt es an, wie der Mensch

im Anschauen, Empfinden, Denken zu den Dingen dieser Welt sich stellt; was und wie viel er davon in seine Kreise zieht; mit welchem Antheil, welchem Interesse, welcher Freude er dies thut: ob ihn das Grosse reizt, das Schöne fesselt, das Bedeutende, das Ungemeine in frohes Staunen setzt, und ob er Grosses auch im Kleinen, Sinn und Bedeutung auch in alltäglicher Erscheinung, das ewig Dauernde im zeitlichen Fluss und Wechsel zu sehen vermag — oder ob Alles ohne Unterschied, im Leben wie in den Büchern, in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, in den Zuständen der Menschen wie in den Werken der Natur, vor seinem blöden Aug', seinem stumpfen Sinn' in gleicher Nichtigkeit und Gemeinheit verschwimmt. Das sollte die Höhe aller Bildung bezeichnen, dass der Mensch sich im Mittelpunkt aller Dinge fühlt, dass er würdig und mit Selbstachtung von sich, von seinem Geschlecht, von dessen Geschichte denkt, dass darum kein menschliches Verhältniss ihm gleichgültig, keine Form und Erscheinung des Daseins ihm bedeutungslos geblieben wäre. So haben alle grossen Völker, welche Spuren ihres Daseins zurückgelassen, gedacht und darnach geredet und gehandelt: so haben sie Alles, was menschlichen Sinnen und menschlicher Forschung erreichbar war, in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen, mit diesem Wohlgefallen, diesem hohen Ergetzen haben sie von sich und ihren Werken und Schicksalen, von Allem, was mit ihnen in Berührung kam, gesprochen, und haben das Gemeine geadelt, das Formlose gestaltet, das Todte beseelt, das Flüchtige gefesselt, und so den Augenblick zur Unendlichkeit erweitert und ihrem kurzen Dasein eine unvergängliche Dauer abgewonnen. Und eben das hat alle grossen Schriftsteller gross gemacht, dass sie ein hohes Interesse der Welt, die sie umgab, entgegenbrachten, dass sie mit verlangenden Blicken auf Himmel und Erde hinausschauten und die Fülle des Lebens, das alles Sein durchdringt, in ihre Seele sogen. Da sanken vor ihnen die Schranken der einzelnen Existenzen, zum Gefühl des Alls, der Gemeinschaft aller Dinge erweiterte sich in ihrer Brust die persönliche Empfindung, und, weil ihre Seele sich allen Dingen vermählte, waren ihnen alle Dinge traut und geheim; weil zu ihnen alle Dinge sprachen, und ihr Ohr der Sprache jedes Dinges erschlossen war, konnten sie wiederum von allen Dingen sprechen; und weil sie allen Dingen in's Herz schauten, konnten sie zu uns aus dem Herzen aller Dinge reden, und so die Mittler werden zwischen ihrem Geschlecht und den erschaffenen Dingen allen, in deren Heiligthum sie als Priester ein- und ausgingen, und den Draussenstehenden verkünden und bezeugen die Herrlichkeit Gottes in seiner Creatur.

Aller höhere Stil fliesst aus solcher energischen Betheiligung des Menschen an den ihn umgebenden Dingen. Darum muss der Lehrer des Stils sich fragen, ob er zur Hervorbringung eines solchen Verhältnisses zwischen dem menschlichen Innern und der Aussenwelt, oder zur Kräftigung und Hebung desselben, die natürliche Begabung vorausgesetzt, etwas thun könne, und er wird bald erkennen, dass hier jeglicher Art von Bildungseinflüssen, vornehmlich sittlichen, aber auch intellectuellen, ein weiter Spielraum geöffnet ist. Zuerst ist zu erinnern, dass aller Antheil an den Dingen die Kenntniss derselben, sei es durch Anschauung, Vorstellung oder auf welchem Wege sie vermittelt sein mag, voraussetzt, dass daher Umfang und Mannigfaltigkeit der erworbenen Erkenntniss für den Grad der Betheiligung an den Dingen nicht gleichgültig sind. Denn wie gross auch die natürliche Begabung sein möge, mit ihr ist das Object der Empfindung, Anschauung, des Denkens noch nicht gegeben, vielmehr wird dieses den Seelenthätigkeiten erst von aussen, durch unmittelbare oder mittelbare Berührung mit den Dingen, zugeführt, und je vielfältiger auf solchem Wege sich jene angeregt finden, je reicher das Material ist, das dadurch der Anschauung, der Erkenntniss geboten wird, desto mehr schärft sich das Gefühl des Zusammengehörens des Menschen mit den Dingen, desto inniger und fester wird sein Verhältniss zu denselben. Es wächst mit jeder Erkenntniss des Men-

schen Antheil an der Welt, und wer viel gesehen, gehört, gelernt und erfahren von menschlichen und natürlichen Dingen, wer, wohin er blickt, die Zeiten und die Räume sich mit bekannten Gestalten füllen sieht, der steht Welt und Menschen mit ganz anderem Interesse gegenüber, als der leere Kopf, der mit leeren, nirgends haftenden Blicken auf Himmel und Erde schaut, für den der Mund der Geschichte schweigt, und der nichts ahnt von dem, was der Erfindungsgeist der Menschen, was Kunst und Wissenschaft seit Jahrtausenden Grosses und Schönes zu Stande gebracht haben. Vor Allem sind es Kunst und Wissenschaft, welche dem Geist die reichste Fülle von Anschauungen, Begriffen, Combinationen aller Art erschliessen, die Betrachtung durch immer neue Gesichtspunkte reizen, den Blick nach oben und unten, nach aussen und innen, in Nähe und Ferne, auf Gegenwart und Vergangenheit richten, und so, indem sie Zeiten und Völker verbinden, das höchste und mannigfaltigste Interesse an dem Menschen und seinen Werken, an aller Creatur, an der gesammten Wirklichkeit unterhalten. Aber auch unter denen, die nicht Männer der Wissenschaft im strengsten Verstande sind, deren Leben aber oft nicht weniger voll, und deren Antheil an allem Guten und Löblichen oft nicht minder gross ist, war eine rege Wissbegierde, ein rastloser Trieb des Forschens, Beobachtens, Erkennens, stets charakteristisch für alle, die durch ihr Wort oder ihre That der Menschheit angehören. Natürlich! denn geistige Rührigkeit, in welcher Sphäre des Lebens und Wirkens sie sich bewegen mag, verträgt sich nicht mit schläfrigem Beharren im Kreis der immer gleichen Tage, sie schafft sich fort und fort in neuen Anschauungen neue Impulse und unterhält und mehrt auf diese Weise durch Zuflüsse von allen Seiten den Reichthum des innern Lebens, aus dem der Strom der Rede seinen Ursprung nimmt, der, wenn viele Quellen und Bäche der Erkenntniss sich in ihn ergiessen, auch mächtig und ohne Hemmung daher fliesst, der aber in gedankenarmer Steppe des Innern versiegt und versandet.

Das Zweite, worauf es ankommt, ist die Ordnung, der Zusammenhang, worin die erkannten Dinge vor dem erkennenden Geiste stehen, und aus tausendfachem Einzelnen sich ein Ganzes ründet. Um zu erfahren, „wie schön sich die weltlichen Dinge zu einander verhalten," muss ich eben in ihnen ein Ganzes sehen können; nur da kann ich mich wahrhaft des Einzelnen freuen, wo es den Gedanken des Ganzen in mir erregt. Dies mahnt mich, nicht mehr in meine Kreise zu ziehen, als ich übersehen und bewältigen kann. Nur so viel will ich mein nennen, als sich harmonisch zum Ganzen meiner Anschauungen fügt: das schlechthin Ungleichartige, Disparate, das mir keinerlei Anknüpfung an mein übriges Denken und Vorstellen gestattet, will ich lieber entbehren, als mich auf Kosten der innern Einheit daran bereichern. Es gibt ein unvortheilhaftes Haschen nach Kenntnissen auf allen Gebieten menschlichen Wissens, das ohne Einsicht lässt, weil es nur die Gegenstände vor dem Auge häuft, ohne den Standpunkt zu erhöhen und dadurch den Gesichtskreis zu erweitern. Der Mensch ist das Maass aller Dinge, sagt der Grieche. Dies ist er in höherem Sinne nur durch die Einheit seines Denkens und Vorstellens: denn alles Mass ist angenommene Einheit. Wo dem Geiste in seiner Bildung diese Einheit, und mit ihr das Mass der Dinge verloren geht, da gehört er nicht länger sich selber an, an die Stelle der lichten festen Ordnung der Dinge tritt das alte Chaos. Das wussten eben jene Griechen so gut, deren ganze Bildung sich in engeren Grenzen hielt, um innerhalb derselben sich harmonisch zu vollenden. Und darin sind sie musterhaft: denn es ist unstreitig besser, in einem kleinen Staate vollkommen Herr sein, als einen grossen ohne Macht regieren; und wenn unsre moderne Bildung in ihrer universalen Richtung nur zu oft einem grossen, aber anarchischen Staate gleicht, wo Alles auseinander fällt, weil die Bestandtheile und also die Interessen zu verschiedenartig, das Band aber, das alle umschlingen und einigen sollte, zu schwach ist, so weist uns dies

auf den Weg der Selbstbeschränkung, des Masses in unsern Ansprüchen an die zu erstrebende allgemeine Bildung, dass nicht über ihrer zu grossen Breite die Innerlichkeit und harmonische Durchbildung, über der Mannigfaltigkeit der Richtungen die Einheit und mit ihr die Stärke des geistigen Vermögens verloren gehe.

An und für sich freilich sind Reichthum, Vielseitigkeit, Beweglichkeit der geistigen Interessen, wie sich von selbst versteht, nicht bloss nicht verwerflich, sondern selbst nothwendige Bedingungen jedes höhern Geisteslebens, und auch für die Entfaltung und Vollendung des sprachlichen Vermögens, wie bereits oben besprochen, von höchster Bedeutung; aber ihre volle und energische Wirkung in dieser wie in jeder andern Beziehung knüpft sich an ihre gegenseitige Durchdringung und zusammenlaufende Richtung auf ein gemeinsames Höheres, worin der Begriff und Lebensinhalt der gesammten Bildung sich einheitlich zusammenfasst. Nicht ein todtes Aggregat von allerlei Kenntnissen und Fertigkeiten, von vielerlei unvermittelten und unzusammenhängenden Begriffen, Wahrnehmungen und Beobachtungen, sondern ein lebendiger geistiger Organismus ist die rechte Bildung, ein Organismus, der von Einem Lebensprinzip in allen seinen Theilen und Functionen durchdrungen und gestaltet, eben dadurch als Ganzes lebendig und wirksam ist, dass das Einzelne in ihm als Einzelnes aufhört, in das Leben des Ganzen als aufgehobenes Moment desselben übergeht. Und wie der leibliche Organismus nicht bloss die Verschiedenheit der Stoffe und Functionen, die seinen Lebensprocess unterhalten, zur Einheit seines Begriffs, der sich lebend entwickelt, verbindet, sondern auch jedem einzelnen seiner Theile den Begriff und das Gepräge des Ganzen aufdrückt, so dass der Kundige aus dem einzelnen Glied und Gebilde auf Art und Gestaltung dieses Ganzen schliessen mag: grade so sehen wir auch in dem Bildungsleben aller bevorzugteren Völker und Individuen, aus wie verschiedenen Elementen dasselbe sich gestalten, und wie verschiedene Einflüsse von aussen es in sich aufnehmen mag, nicht bloss alle diese Verschiedenheiten in eine organische Einheit und Harmonie sich auflösen, sondern auch das Prinzip, die Seele dieser Bildung mit solcher allgegenwärtigen und durchwirkenden Kraft auftreten, dass sich bis in's Einzelnste Allem, was dieser Bildung angehört und was von ihr ausgeht, ihr Begriff und ihr Charakterbild kenntlich eindrückt. Von diesem Gesetz innerer Angleichung und Ausstrahlung aus einem Mittelpunkte ist auch die Sprache, darin eine solche mit sich selbst einige Bildung sich darstellt, ergriffen: wie mannigfaltig auch, nach Verschiedenheit der behandelten Objecte, oder nach Stimmung und Absicht des Subjects, ihre Töne und Weisen klingen mögen, ist sie doch, wie die Bildung, deren Ausdruck sie ist, in ihrem Grundton immer sich selber gleich, und der Kundige erkennt auch hier im einzelnen Wort, in der einzelnen Wendung „geliebte, still redende Züge“ des Urbildes. Und so schreiten Völker und Individuen durch Zeiten und Geschlechter hin, in hoher Eigenthümlichkeit und selbsteigener Schönheit voll ausgeprägte Gestalten, dieselben noch nach Jahrtausenden, die sie im Leben waren, und so in Eins gewachsen mit Allem, was ihnen angehört, dass es der Mit- und Nachwelt leichter scheint, dem Herkules seine Keule, als ihrem Gedanken seinen Ausdruck zu entreissen.

Wir fanden also, dass ein lebendiges, reges, fruchtbares Verhältniss des Menschen zur Welt der Erscheinungen, ein energisches Interesse an menschlichen und natürlichen Dingen, wie es für den höheren Charakter des Stils in jeder Gattung der Rede als unerlässliche Bedingung erscheint — so weit dasselbe, von der natürlichen Begabung abgesehen, durch Bildungseinflüsse vermittelt werden kann — eine doppelte Voraussetzung hat: einmal eine breite Grundlage der allgemeinen Bildung, eine vielseitige geistige Berührung mit dem Leben in jeder seiner Erscheinungsformen, eine reiche und mannigfaltige Erkenntniss, ein Leben in und mit menschlicher Kunst und Wissenschaft; dann einen gleichzeitigen Fortschritt von der Vielheit der

Bildungsfactoren zur Einheit des Bildungscharakters, eine gegenseitige innere Durchdringung und Angleichung mannigfältiger Momente zur Darstellung eines einigen, auf sich selber ruhenden organischen Ganzen der sittlichen und intellectuellen Bildung.

Fassen wir alles Gesagte in ein kurzes Wort zusammen, so ist es dies: Die allgemeine und die besondere natürliche Begabung, nächstdem Bildung, sittlich-religiöse wie intellectuelle, und unter Umständen Affect und Leidenschaft machen den Stil. Wie die Seele des Menschen, wie seine Art zu denken, zu empfinden, so sein Ausdruck, seine Sprache.

Hiergegen ist alles Andere, was man sonst noch als bestimmend und massgebend für den Stil bezeichnen könnte, von untergeordneter Bedeutung. So ist es gewiss, dass der Gegenstand auf die Haltung und Färbung der Darstellung Einfluss üben muss: mit dem objectiven Unterschiede der Dinge ist ihre verschiedene Behandlung von selbst gegeben. Aber erstlich ist schon die Wahl des Gegenstandes für die Individualität bezeichnend, und wo die Wahl verfehlt oder nicht frei ist, wird der Erfolg den Fehler oder den Zwang rächen: die vielen misslungenen Versuche aller Art, wo Affectation und Unnatur den Nothstand des Schreibenden kund thun, zeugen davon! Non omnia possumus omnes. Weil die Grenzen der individuellen Natur gezogen sind, gibt es für Jeden ein Gebiet des Unmöglichen, von dem der Verständige weise zurückbleibt, das der Unverstand zu seinem Schaden betritt. So behauptet die Individualität auch hier ihr Recht. Zweitens aber gehört dieser Grundsatz, der Gegenstand mache den Stil, in seiner Allgemeinheit, zu den allerbedenklichsten der literarischen Production. Allerdings beschränkt die Natur des Gegenstandes den Schreibenden; aber wie eng oder weit diese Schranken sind, das muss dieser selbst sich sagen, das muss seine Auffassung des Gegenstandes ihm sagen. Ein grosser Spielraum bleibt auch hier der Individualität zu freiem Schaffen und Gestalten. Derselbe Gegenstand, dasselbe Thema kann sehr verschieden aufgefasst, und also auch dargestellt werden, und jede dieser Auffassungen und Darstellungen kann berechtigt sein: die Wahrheit wie die Schönheit erschienen von jeher in einer grossen Mannigfaltigkeit von Formen, und erscheinen stets in neuen. Nur eigensinnige Kritiker, rigoristische Dictatoren des Geschmacks, wie deren die Geschichte jeder Literatur aufzuweisen hat, verschliessen dagegen ihr Auge, vertreten mit selbstgeschaffenen Regeln und Theorien, die sie in der Natur der Stoffe gefunden haben wollen, den Individualitäten den Weg und machen die einmal dagewesene Form zum Gesetz für alle künftige Behandlung. Aber solche Gesetzgebungen waren noch stets von kurzer Dauer: ein Flügelschlag des Genies verwehte sie, und das Feld war wieder frei, und Natur, Neigung, Einsicht, innerer Beruf konnten wieder mit dem Gegenstande machen was sie wollten, d. h. was sie nach ihrer Auffassung durften. Denn nicht regellos ist ihr Walten mit den Stoffen, vielmehr bis in's Einzelnste durch diese bedingt, aber die Auffassung macht sie zu dem, was sie sind, und die Auffassung ist des Menschen — und so ist die Behandlung, der Stil abermals der Mensch. Duo cum faciunt idem, non est idem.

Und dies gilt, wie gelegentlich schon wiederholt angedeutet ward, von den Völkern wie von den Individuen. Alles, was von der sprachlichen Darstellung und deren subjectiven Bedingungen aus dem Gesichtspunkte des Einzelnen gesagt worden, findet im Grossen in den National-Literaturen seine Bestätigung. Auch hier ruht alle Eigenthümlichkeit der Sprache, des Ausdrucks bis in's Einzelnste auf angeborner Art, Charakter, Bildung, Geschichte des Volks. Wie dieses von Anfang war, wie es unter wechselnden Einflüssen sich entwickelte, ein anderes ward und doch dasselbe blieb: so war seine Rede, seine Schrift, sein nationaler Stil. Blicken wir auf uns selber hin! War nicht unsre deutsche Sprache und ihre Literatur in den anderthalb Jahrtausenden, dass Denkmäler von ihr existiren, zu jeder Zeit in Worten und Wendungen, in Stil

und Redeweise ein treuer Spiegel und Abdruck unsrer Nation, der Bildungsphasen, die sie durchlief, der Vor- und Rückschritte in dieser Bildung, und bei allem Wechsel der Form doch wieder in ihrem Grundcharakter sich selber gleich von Anfang bis heute, „weil von sich selbst der Mensch nicht scheiden kann?“ Und was diese Sprache jetzt ist, wodurch ward sie es? woher kamen ihr z. B. auch die Fortschritte, die sie noch seit einem Jahrhundert, seit den Tagen Gottsched's und Gellert's, gemacht hat? Man höre hierüber das glänzende Zeugniss eines competenten Beurtheilers, Koberstein's, wenn er nach einer kurzen Charakteristik der am Sprachkörper eingetretenen Veränderungen und der Bereicherung des Wortvorraths also fortfährt: „Am allerbemerkbarsten jedoch zeigt die neue Sprache ihre Ueberlegenheit über die zunächst ältere in dem Gebrauch, den sie von ihren syntaktischen Mitteln, von Idiotismen und von der Nüancirung der Wortbedeutungen zu machen gelernt hat. Ungleich freier und kühner, geschmeidiger und mannigfaltiger in ihren Bewegungen beim Satz- und Periodenbau, hat sie sich mit einer Fülle neuer Wortstellungen und Wendungen bereichert; durch zahlreiche bildliche Ausdrücke und Idiotismen, die sie entweder aus der Redeweise des Volks in sich aufgenommen oder neu geschaffen hat — zunächst in Nachahmung fremder Sprachen, dann immer mehr aus dem Geiste des eigenen Volkes, — hat sie sich sinnlich belebt, innerlich erwärmt und erfrischt, wieder an natürliche Bewegung gewöhnt und volksthümlich gefärbt; durch Erweiterung der Begriffssphäre vieler schon vorhandenen Wörter und durch eigens gebildete sich umfangreich und geschickt genug gemacht, zum Vortrag der feinsten und abstractesten Gedanken zu dienen; und zuletzt noch durch ihre sorgfältige, charakteristische und feine Ausbildung in den verschiedenen Stilarten auch die übrigen Tugenden sich angeeignet, um ein vortreffliches Darstellungsmittel für jede Gattung der Poesie und der Prosa abzugeben.“ — Und nachdem man dies gehört, frage man sich: wie und wodurch ist das Alles gekommen und geworden? Und wenn man dann noch den Muth hat zu antworten: die Stilübungen, die Gottsched und Gellert vor hundert Jahren in Gang brachten, und die man seitdem ununterbrochen auf unsern Schulen und Universitäten bis auf diesen Tag in steigender Progression fortgesetzt hat, haben es gethan! wenn man den Muth hat zu leugnen, dass tausend zusammenwirkende grosse, allgemeine, tief in den Geist und das Leben der Nation greifende Ursachen, Ursachen, wie deren bei uns nie zuvor so viele und so mächtige zusammengewirkt haben, das Reformationszeitalter ausgenommen, dass Genie, Talent, Wissenschaft, Erfahrung, Schicksale der Nation und Weltereignisse dies Werk vollbracht haben, dass nur sie es vollbringen konnten, dass diese Frucht an einem lebendigen Baum mit tiefen und weitverbreiteten Wurzeln, nicht an einem todten, in den Boden gesteckten Reis gewachsen ist und wachsen konnte — dann haben wir freilich Vieles umsonst geredet. Dann kommen wir freilich auf unsre „Stilschulen“ und „Anleitungen,“ auf unsre Gottsched, Adelung, Pölitz, Falkmann etc. statt auf Luther, Lessing, Goethe, Humboldt etc. zurück. Dann braucht es auch für unsre Knaben und Jünglinge, um sie zu trefflichen Scribenten, zu Rednern und Sprachkünstlern zu machen, statt all des Andern, was sonst mit ihnen vorgenommen wird, Nichts weiter, als jener „Stilstunden“ mit obligaten Uebungen ein oder zwei Male die Woche, von denen oben die Rede war, und die dann etwa um die Zeit ihrer Confirmation ein vorübergehendes Bedürfniss werden.

„Aber die Form! die Form! Ist denn im Reden und Schreiben nicht immer ein Doppeltes: Inhalt und Form? Gedanke und Ausdruck? und gibt es nicht Vorzüge und Mängel der Form an und für sich? und Regeln und Vorschriften und Uebungen, um diese vermeiden, jene erstreben zu lernen? Ist nicht zum reinen, gewandten, schönen Stil die Kenntniss dieser Form nothwendig? ist er selber nicht eben die Fertigkeit, sich in reinen und schönen sprachlichen Formen zu bewegen?“

„Der falschen Vorstellungsart," sagt K. Ph. Moritz, „wo man das im Ausdruck sucht, was in der Sache liegt, kann nicht genug entgegen gearbeitet werden, weil der Nachtheil davon, in Ansehung der Verstimmung des menschlichen Denkens und Empfindens so gross ist und eine unzählige Menge misslungener Geistesproducte nur daher ihren Ursprung haben." Und: „In den Lehrbüchern über den Stil scheint die Vorstellung zu herrschen, als ob eine jede Art des Stils in eines Jeden Gewalt wäre und durch Regeln füglich erlernt werden könnte." — Was ist die Form? ist sie etwas selbständiges? bedingungsloses? durch sich gegebenes? hat sie eine Existenz für sich? eine Geltung und Bedeutung für sich? entsteht sie für sich? nach eigenem Gesetz? kann sie für sich angeeignet, entlehnt, übertragen werden? und ist sie, falls das möglich, nach der Uebertragung noch dasselbe was sie vorher war? Alle diese Fragen müssen wir verneinen, sobald nicht von der Form eines todten, mechanisch zubereiteten Stoffes, sondern von derjenigen eines lebendigen Seins, es sei ein körperliches oder ein geistiges, die Rede ist. Das Leben kann nur in bestimmter, individueller Form, die seine natürliche organische Bildung, seine leibliche Erscheinung, und darum selbst lebendig, nicht eine todte Hülle, ein angepasstes Kleid, ein zubereitetes Gefäss für dasselbe ist, sich darstellen, und die von dieser Form eben so unzertrennlich, wie umgekehrt die Form von dem Leben, das in ihr und durch sie erscheint. Das werden wir nunmehr wohl von aller Naturbetrachtung gelernt haben, und die dort gefundenen Gesetze der Form gelten auch für das geistige Leben. Auch dieses hat, wo es erscheint, eine bestimmte, individuelle Begrenzung in Raum und Zeit, die wir seine Form nennen. Es erscheint unter andern auch in sprachlicher Form, und diese sprachliche Form ist eben so wenig für den geistigen Inhalt, das geistige Leben, den individuellen Begriff, der darin erscheint, ein Zufälliges, Aeusserliches, Bedingungsloses, als z. B. die Blattform und die ganze Bildung der Pflanze für den Begriff, das Leben, das sich in dieser Form und Bildung individualisirt. Nennen wir den geistigen Inhalt, der sich in sprachlicher Form darlegt, einen Gedanken, so stehen also Gedanke und Form in unlöslichem, weil lebendigem, organischem Zusammenhang: jener ist nicht ohne diese, und diese ist nur, weil jener ist, und ist so wie jener, ihr Inhalt es verlangt. Beide sind als ein Ganzes aus demselben Schöpfungsacte des Geistes hervorgegangen, und bezeugen ihren gemeinsamen Ursprung durch die Harmonie ihres Daseins und ihres Lebenslaufes. Denn indem ihr Sein mit tausend zarten Wurzelfäden an dem Leben, aus dem es entsprungen ist, d. h. an dem Geiste des Individuums, des Volkes haftet, bringt es dessen Art und Eigenthümlichkeit, dessen Beharrliches (seinen Grundcharakter), aber auch dessen flüssige Natur zur Erscheinung und zeigt alle seine Metamorphosen. So entwickelt sich die sprachliche Form, bildet und verbildet sich, sinket und steigt — Alles in Uebereinstimmung mit dem geistigen Sein, das sie trägt, und kann darum auch wohl als ein Gewordenes für sich aufgefasst, für die Betrachtung isolirt, als geschichtliche Erscheinung studirt, aber nicht in ihrem Werden beliebig übertragen, durch Unterricht nicht schlechthin mitgetheilt werden. Denn auch ihre Nachbildung, wo sie versucht wird, unterliegt denselben Bedingungen wie ihre erste Entstehung: auch was wir von Andern entlehnen, muss in uns wiedergeboren werden, soll es wirklich als unser Eigenthum gelten, und diese Wiedergeburt kann nur vermöge übereinstimmender Anlage und Bildung geschehen. So kann ein fein gebildeter Römer griechische Eleganz und griechischen Formreichthum bis auf einen gewissen Grad in seiner Sprache nachbilden, aber erst nachdem seines Volkes Bildung, worin die seinige wurzelt, den langen Weg von der altrömischen Einfachheit und Rusticität bis zur Urbanität des augusteischen Zeitalters zurückgelegt, und auf diesem Wege tausendfältige materielle und geistige Einflüsse in sich aufgenommen und verarbeitet hat. Und eben so kann er selber wieder, dem

so Grosses gelang, mit seinen Kunstschöpfungen des geläutertsten Geschmacks, der feinsten Lebensklugheit nach Jahrtausenden ein ernstes nordisches Volk, in der Periode seiner universellen Bildung, zur Nachahmung reizen, die doch selten gelingt, weil die Natur die geistigen Elemente selten so glücklich mischt, die öffentlichen Zustände und die persönlichen Verhältnisse selten ein Talent auf einen so günstigen Boden stellen, als nöthig ist, wenn ihm eine Form gelingen soll gleich derjenigen, worin uns jener „Lieblingsdichter aller gebildeten Menschen“ noch heute entzückt.

Dies gilt von aller auf Nachahmung der Form gerichteten Bemühung. „Was hilft alles Ankünsteln des Fremden? die Kunst kann nicht ohne Natur bestehen, und der Mensch hat seinen menschlichen Mitbrüdern nichts Anderes zu geben als sich selbst. Wie über dergleichen Bestrebungen, die nur auf äusserliche Uebertragung der Form ausgehen, schon eine frühere Zeit urtheilte, wo besonders Cicero der Gegenstand solcher kindischen Nachäffung und todten Schulübung war, ersieht man aus der bei v. Raumer mitgetheilten Stelle des Erasmus im Ciceronianus 1528. „Es ist ein thörichtes Beginnen“ — sagt jener gelehrte Theolog und Kenner der alten Literatur, „der erste Philolog, der alle Bildung aus den Quellen des Alterthums schöpfen hiess,“ „aber auch der erste, der die Beschäftigung mit Objecten und Formen des Alterthums nicht als Mittel zum Zweck ansah“ — „in fremdem Sinne schreiben zu wollen, sich abzumühen, dass Cicero's Geist den Leser aus unsern Werken anwehe. Du musst alles Mannigfaltige verdauen, was Du lesend zu Dir genommen und es durch Nachdenken vielmehr in die Adern der Seele überführen, als in das Gedächtniss oder in einen Index, so dass der Geist mit aller Art geistiger Speise genährt, eine Rede aus sich selbst erzeuge, welche nicht nach diesen und jenen Blumen, Laube und Gräsern schmeckt, sondern nach dem Wesen und der Neigung Deines Gemüthes; daher der Leser in Deiner Schrift nicht etwa zusammengeflickte Fragmente Cicero's, sondern das Abbild eines Geistes erkenne, welcher mit Wissen aller Art erfüllt ist. Die Bienen sammeln den Honigstoff nicht von einem einzigen Strauch, sondern mit bewunderswürdiger Emsigkeit fliegen sie auf Blumen und Kräutern aller Art herum; auch gewinnen sie nicht fertigen Honig, sondern in Mund und Eingeweiden bilden sie ihn, erzeugen ihn dann aus sich, und man erkennt in demselben nicht Geschmack oder Geruch einzelner Blumen, welche sie gekostet.“ — Hier wird in vortrefflicher Weise, einer falschen äusserlichen Nachahmung gegenüber, auf den innern Zusammenhang hingewiesen, der zwischen der Form und ihrem geistigen Inhalt besteht. Von beiden mit einander heisst es, dass der Geist, mit geistiger Speise aller Art genährt, die Rede aus sich selbst, aus seinem eigenen Leben erzeuge, dessen Art und Eigenschaft sie auf diese Weise in treuem Abbilde zeige.

Was können also alle einseitig auf Ausbildung der Form gerichteten Bestrebungen helfen? Ist ein Fortschritt in der Form denn nicht an einen vorausgehenden Fortschritt des sie erfüllenden, vielmehr sie erschaffenden geistigen Inhaltes, d. h. an eine Steigerung, Erweiterung, Vergeistigung des innern Lebens gebunden? Und wird dieser letztere Fortschritt, wo er gemacht wird, nicht von selbst und aus innerm Bedürfniss den Fortschritt in der Form zur nothwendigen Folge haben? Ist es nicht überall so, dass das höher potenzirte Leben frühere unvollkommnere Formen abwirft, indem es höhere, freiere, reichere aus sich erzeugt? Jene können eben nicht zurückbleiben, weil sie, wie die Entwickelung fortschreitet, als ein Fremdes, dem Innern nicht mehr Adäquates empfunden, vom neuen Triebe abgestossen werden. So auf Seiten des körperlichen Organismus, und eben so auf Seiten des geistigen. Auch hier potenzirt sich, so lange der Process der Entwickelung fortgeht, aufsteigend so weit die angeborne Art und Anlage es zulässt, mit dem inneren Gehalt des Lebens und der Bildung auch die Form, worin dieser Gehalt zur Erscheinung kommt, und was mich innerlich be-

reichert, den Horizont meiner Anschauung erweitert und dadurch mein Gemüth befruchtet, was mich geistig erregt und mich wesentlich fördert, das fördert und bildet mich auch formell.

Hieraus erhellt, dass eine höher entwickelte sprachliche Form nur von höherer allgemeiner Entwickelung, dass ein ausgebildeter Stil nur von dem gereiften Geiste erwartet werden kann; dass man an frühere Alters- und Bildungsstufen hinsichtlich der Darstellung nicht Forderungen stellen darf, die aus innerem Vermögen erst auf einer späteren Stufe befriedigt werden können; dass die Sprache, den Ausdruck, den Stil zu bilden, das Geschäft aller Erziehung und alles Unterrichtes, nicht bloss desjenigen, der von der Schule ausgeht, sondern auch desjenigen ist, den das Leben ertheilt; und dass wenig oder kein Erfolg von einem Verfahren zu erwarten steht, das diese Seite der Bildung isoliren, sie unmittelbar durch besondere Veranstaltungen, Methoden, Vorschriften und Uebungen mittheilen zu können vermeint.

Was aber nicht unmittelbar mitgetheilt werden kann, das kann dennoch zum Gegenstand des Studiums, der Beobachtung gemacht, und so kann auch der Sinn für die sprachliche Form durch Anschauung, Beurtheilung, Vergleichung geweckt und geschärft, es kann das Bedürfniss einer reinen und schönen Form der Rede durch entsprechende Veranstaltungen innerlich angeregt und bis zum Grade absoluter Forderung gesteigert werden? Und eben so setzt doch auch die Herstellung solcher Form die Kenntniss der Mittel, durch welche sie hergestellt wird, so wie des technischen Verfahrens im Gebrauch dieser Mittel voraus? Da nun, wo von sprachlicher Form die Rede ist, eben die Sprache das Mittel der Darstellung ist, so kann die Herstellung einer angemessenen sprachlichen Form nicht ohne Herrschaft über die Sprache, die wieder auf einer umfassenden Kenntniss ihres materiellen Reichthums, auf gründlicher Erforschung ihrer Gesetze und Ausdrucksmittel, ihres ganzen geistigen Organismus beruht, gedacht werden?

Alles dieses ist wahr, und alles dieses wird durch den gesammten Unterricht, der alle geistigen Kräfte und so auch das sprachliche Vermögen in Anspruch nimmt und ausbildet, geleistet und kann nicht ohne ihn erreicht werden; speciell aber durch das Studium der Musterschriften der Alten und Neueren, das ja von früh auf die Jugend unsrer Schulen in ausnehmendem Maasse beschäftigt und als die feste, durch Nichts zu ersetzende Basis aller höhern Geistesbildung anerkannt wird. Hier bietet sich zum unausgesetzten Studium der Form die Gelegenheit wie nirgends sonst; hier hat der Schüler eine Sprache vor sich, die ihm eine unendliche Mannigfaltigkeit von Ausdrucksformen erschliesst, deren Studium nicht bloss, was das Wenigste ist, den eigenen Besitz des Lernenden an Mitteln des Ausdrucks materiell bereichert, sondern auch formell sein Darstellungsvermögen durch Ausbildung des Sprachsinns, durch Uebung der Geisteskraft erhöht; hier hat er Muster alles Stils und jeder Darstellungsform unablässig vor Augen, und mag sein Ohr und seinen innern Sinn an alle höheren Vorzüge der Rede, als Lebendigkeit, Geist, Energie, Präcision, Klarheit, Grazie, Wohlklang, und seinen Geist an alle auszeichnenden Attribute der Composition, als Schärfe der Auffassung, Gründlichkeit, Tiefe, Reichthum, Maass, Uebereinstimmung, mit steigender Empfänglichkeit gewöhnen. Was könnte ihm diese Schule ersetzen?

Und damit mögen sich immerhin eigens auf den Zweck der Stilbildung berechnete Anleitungen und Uebungen verbinden, die, wenn sie auch, wie sich aus dem Vorhergehenden ergibt, für den beabsichtigten Zweck keineswegs schlechthin nothwendig sind, ihn vielmehr, wenn in verkehrter, rein äusserlicher Weise aufgefasst, nur beeinträchtigen können, doch, vom einsichtigen Lehrer mit dem einsichtigen Schüler vorgenommen, denselben an ihrem Theile mögen fördern helfen. Nur auf andere Weise, als man sich die Sache gemeiniglich denkt: nämlich nicht direct, und so als ob sie die

beabsichtigte Wirkung unmittelbar zur Folge hätten, sondern indirect, als formales Bildungsmittel, insofern sie, durch ihre Richtung auf Form und Ausdruck, überhaupt den Formsinn bilden helfen, und dadurch, also mittelbar und in zweiter Linie, dem speciellen Zweck der Stilbildung dienen. Sie stehen in dieser Weise auf gleichem Boden mit andern Uebungen, die auf andern Gebieten, namentlich der zeichnenden und bildenden Kunst und der Musik, die Seele für die Vorzüge der Form empfänglich machen, so dass sie auch mit diesen Uebungen ihre Rollen wechseln, und stellvertretend diese für jene und jene für diese eintreten können. Wie nämlich durch eingehende Betrachtung von Zeichnungen, Gemälden, Bildwerken etc. das Auge für die Auffassung künstlerischer Verhältnisse geübt, durch Reflexion über die angewandten Kunstmittel und das Studium ihrer Wirkungen das Kunsturtheil geweckt und geschärft, dadurch aber überhaupt die Seele für Maass und Ordnung und Uebereinstimmung und reinen Ausdruck bereitet und gestimmt wird, und wie dasselbe Resultat in entsprechender Weise in der Musik durch Gewöhnung des Ohrs an gesetzmässige Tonfolge, an Melodie und Harmonie erzielt wird: so kann und wird auch eine methodische Schule des Stils, indem sie die Aufmerksamkeit auf die Formen der Rede, die Nüancen des Ausdrucks und ihre Angemessenheit fesselt, dieselbe allgemein bildende Wirkung nicht verfehlen. Es ist hier wie dort das Gesetz der Form, das studirt wird, und das, einmal in die Seele übergegangen, jede Thätigkeit derselben regeln, und so auch Allem, was dieser Thätigkeit entspringt, es sei Wort, Gedanke, Willensäusserung oder was es sei, sein Herrschersiegel aufdrücken wird.

Es kommt aber darauf an, dass es wirklich in die Seele übergegangen sei, ihr Denken und Fühlen innerlich bestimme; so lange dies nicht geschehen, wird man vergebens im einzelnen Falle, dem unerschlossenen Sinne gegenüber, auf den Anforderungen der Form bestehen, eben weil sie dem inneren Bedürfniss dessen, an den sie gemacht werden, und seiner Fähigkeit nicht entsprechen. Dies ist der Grund, warum Stilregeln und Stilübungen gemeiniglich so wirkungslos sind; die hinwieder da überflüssig sind, wo der Sinn für die Form, wie nicht so gar selten der Fall, von Hause vorhanden oder durch die gewonnene allgemeine Bildung schon erworben ist. Es ist ersichtlich, dass alle Vorschriften über Klarheit, Angemessenheit, Präcision etc. des Ausdrucks, wenn auch noch so gründlich vom Lehrer erörtert und wenn auch noch so fleissig vom Schüler einstudirt, Letzterem noch gar nicht die Fähigkeit mittheilen, im gegebenen Falle zu beurtheilen, was nun klar, angemessen, präcis etc. sei, und also das Entgegengesetzte zu vermeiden. Nicht die Gesetze der Optik und ihr wissenschaftliches Verständniss sind es, die uns das Sehen lehren; wir sehen ohne ihre Kenntniss, ob auch nach ihnen, wenn unser Auge gesund, unsre Sehkraft ungeschwächt ist; wo diese fehlt, verhilft auch jene Kenntniss uns nicht zu Gesichtsempfindungen, wir tappen trotz ihrer im Dunkeln. So auch der Stilschüler. Er tappt im Dunkeln, trotz Regeln und Vorschriften, und schreibt unklar, verworren, schwerfällig, so lange sein geistiges Auge nicht für klare, reine, gefällige Formen erschlossen ist; es hilft ihm nicht, dass man ihm sagt, was sein muss, wenn er es sich selbst nicht sagt. Wenn aber Lehrer und Schüler es sich nicht verdriessen lassen, wiederholt und immer wieder die Gesetze eines guten Ausdrucks zu studiren, die Musterschriften der Alten und der Neueren zu diesem Zweck einer genauen, in's Einzelnste gehende Analyse zu unterwerfen, auf jede Feinheit, jede Eigenthümlichkeit, jede besondere Färbung, jede leise, oft halb verborgene Beziehung des Ausdrucks zu achten, und mit diesem Studium eigene Versuche in der Composition zu verbinden: so wird diese fortgesetzte Uebung immerhin dazu beitragen, in dem Schüler die Empfänglichkeit für die Form zu wecken und seine Seele zu bereiten, dieselbe aus eigenem Vermögen zu erzeugen. Dies ist das Ziel, dem solche Uebung zustreben muss, und dies ihr rationelles Princip. Doch täusche man sich auch

so nicht mit zu grossen Erwartungen von ihr! Sie allein kann schwerlich geben, was, wenn unsre vorhergehende Betrachtung Recht hat, nicht eine willkürliche, mechanische Fertigkeit, die dem Zögling von aussen beizubringen wäre, und die sich Jeder ohne Unterschied in gleicher Weise aneignen könnte, der sich gewisse Regeln und Handgriffe zu merken und durch Wiederholung geläufig zu machen wüsste, sondern ein innerlich Bedingtes, der Persönlichkeit und individuellen Begabung Entsprechendes, an die Subjectivität und ihre gesammte Entwickelung Gebundenes ist, das zwar, wie alles Innerliche, zu seiner glücklichen Entfaltung günstiger äusserer Einwirkungen bedarf und Anregung, Vorbild, Zucht nicht verschmäht, aber auch so, auch unter der Pflege der Kunst, nur organisch wie Blüthe und Frucht aus innerem Lebenstriebe nach eigenem Gesetz sich bildet: den Stil.

Ueber die Einwirkung der vergleichenden Grammatik auf die Methode des französischen Unterrichts an Gymnasien. Von W. Hornbostel. Programm des Gymnasiums in Ratzeburg, 1857.

In der Einleitung weist der Verfasser auf die ausserordentlichen Fortschritte hin, welche die Sprachvergleichung in den beiden letzten Jahrzehnten gemacht und zieht daraus den Schluss, dass die sprachvergleichende Grammatik die Grundlage jedes tiefer eingehenden Sprachstudiums werden müsse. Jeder Philologe hat sich deshalb wenigstens mit den Resultaten jener Forschungen bekannt zu machen und sollte über ihre praktische Verwerthung beim Unterrichte ernstlich nachgedacht haben, um eine grössere Einheit in die Methode des Unterrichts einzuführen und eine engere Verbindung der beiden classischen Sprachen unter einander und mit der Muttersprache anzubahnen (natürlich nur mittelbar). Für den Unterricht in der französischen Sprache hat die vergleichende Grammatik noch weit grössere Bedeutung, indem hier die zu vergleichenden Objecte ganz in das Gebiet des höheren Schulunterrichts fallen und die Resultate schon viel sicherer festgestellt und systematisch geordnet sind.

Hierauf theilt Herr H. seine Ansichten über die Einwirkung der sprachvergleichenden Grammatik auf die Methode des französischen Unterrichts an Gymnasien mit, wie sich dieselben während seiner praktischen Thätigkeit ausgebildet haben. Als allgemeine Grundlage wird ausgesprochen, dass die französische Sprache schon als Vertreterin der ganzen romanischen Sprachfamilie für wissenschaftliche Bildung unentbehrlich ist, sie hat die Aufgabe, das aus dem Studium der classischen Sprachen gewonnene allgemeine sprachliche Bewusstsein zu vermitteln mit der Form der neueren Sprachen. Die Muttersprache ist keine wissenschaftlich erlernte, es bedarf deshalb eines dritten Sprachobjects, welches wie die französische Sprache den materiellen Inhalt der lateinischen Sprache mit dem allgemeinen Charakter der modernen Sprachformen vereinigt. Soll nun aber der Unterricht in der französischen Sprache als formelles Bildungsmittel für den Geist des Schülers von Bedeutung werden, so muss er sich möglichst eng an die Behandlung der classischen Sprache anschliessen. Als Ziel, welches der Unterricht in in dieser Sprache auf dem Gymnasium zu erreichen hat, wird angegeben: „Eine genaue Kenntniss der grammatischen Sprachgesetze, hervorgegangen aus gründlichem grammatischen Unterrichte, ein leichtes Verständniss wissenschaftlicher französischer Werke, gegründet auf systematische

und sorgfältige Lectüre der besten, namentlich der historischen Schriftsteller, und endlich die Fähigkeit, eigene Gedanken correct und zusammenhängend in französischer Sprache darzustellen." — Ueber die Methode werden sodann in aller Kürze einige allgemeine Winke gegeben, und die Abhandlung zeigt danach ganz speciell, wie im Einzelnen die Resultate der sprachvergleichenden Grammatik für den Unterricht am besten verwandt und fruchtbringend gemacht werden können. Referent unterlässt es, die speciellere Ausführung an dieser Stelle weiter darzustellen, empfiehlt indessen die methodische Behandlung zu möglichst vielseitiger Behandlung und Prüfung. Manche Punkte sind mit feinem pädagogischen Tacte behandelt worden, und wenngleich man nicht überall den Ansichten des Herrn H. beipflichten kann, so wird doch gewiss jeder Lehrer der französischen Sprache die Abhandlung mit lebhaftem Interesse lesen und manche gute Lehre daraus ziehen können.

H.

Ueber die drei ältesten süd- und nordfranzösischen Grammatiken. Programm des Gymnasiums in Tübingen, 1857.

Die wissenschaftliche Abhandlung zur Feier des königlichen Geburtstages schrieb Prof. Dr. Wildermuth als Anhang einer ausführlicheren Geschichte der französischen Grammatiken bis zur Gründung der Akademie. Er bespricht, nach einer kurzen Notiz über Gauter de Bibleswortb, über dessen Bedeutung noch die unrichtigsten Ansichten im Gange sind und nachdem er den Grund früher grammaticaler Behandlung der französischen Sprache aus der Geschichte dieser Sprache selbst und aus ihrer früheren Erlernung durch Fremde abzuleiten versucht hat, zunächst den Donatus provincialis, bei dem ihm leider noch nicht Guessard's neue Auflage zu Gebote stand (S. 7), dann S. 13 Vidal's Dreita manièra de trobar, endlich S. 18—39 Jean Palsgrave's erste nordfranzösische Grammatik, mit verständiger Kritik der drei Werke. Das Ganze ist eine mit Kenntniss unternommene Arbeit, die auch den Laien in dieses Gebiet einzuführen wohl geignet sein dürfte.

S.

Des Grafen Bernardino Rebolledo Selvas Danicas. Von I. Bendixen. Programm des Gymnasiums in Ploen, 1858.

Unter den Gedichten des spanischen Grafen Bernardino Rebolledo (geb. 1597, gest. 1676) gewähren die „Dänischen Wälder," welche mit seinem Aufenthalte in Kopenhagen (1648—1662) in Verbindung stehen, auch für uns ein gewisses Interesse. Der erste dieser beiden Wälder enthält dem bei Weitem grösseren Theile nach einen Ueberblick über die Geschichte der dänischen Könige von den ältesten Zeiten bis zur Regierung Friedrich des Dritten, wobei der Dichter, von den religiösen Verhältnissen ausgehend, die heidnische Zeit als eine tragische, die des Lutherthums als eine der königlichen Majestät unwürdige, die zwischen beiden liegende katholische als die allein wünschenswerthe darstellt. Die Tendenz dieser Dichtung ist in der Einleitung wie am Schlusse deutlich genug in dem Wunsche ausgesprochen, dass die katholische Lehre in Dänemark wieder allgemeinen Eingang finden möge. Der Verfasser der oben genannten Abhandlung hat sich nun die Aufgabe gestellt, aus der Dichtung, von welcher er die bezeichnendsten Stellen in deutscher Uebersetzung mitgetheilt hat, nachzuweisen, dass dieselbe eine Zuschrift des Grafen Rebolledo an den König Friedrich den Dritten sei, welche den Zweck gehabt habe, jenen Monarchen zu bewegen,

mit Land und Leuten in den Schooss der katholischen Kirche zurückzukehren, sowie dass diese Zuschrift dem Könige wirklich übergeben worden sei. Der Verfasser hat die Einwürfe, welche gegen seine Ansichten gemacht werden können, wohl in Erwägung gezogen und gestützt auf anderweitige Zeugnisse desselben Dichters zu widerlegen gesucht. Wir gehen auf eine Kritik seiner Beweisgründe nicht näher ein, sondern wollen hierdurch nur auf jene Dichtung aufmerksam machen, die nach der Ansicht des Verfassers immerhin „ein interessantes Document und Actenstück über die Bemühungen der derzeitigen katholischen Propaganda im Norden“ sein würde.

Von geringerem Interesse ist der zweite, der Königin gewidmete Wald, eine poetische Beschreibung des Jagd- und Lustschlosses Hirschholm, von welcher der Verfasser einen gedrängten Auszug mit eingefügter Uebersetzung einzelner Stellen gibt.

Berlin. Dr. Büchsenschütz.

Miscellen.

Französich: Donner un poisson d'Avril à quelqu'un; deutsch: Jemand in den April schicken.

Woher der Ursprung dieser Sitte und Redensart? Unter poisson d'Avril versteht man eine Makrele, die sonst maquereau heisst, weil der reichlichste Fang derselben im April geschieht. Der Makrelenfang wird am meisten in Frankreich betrieben, besonders im Canal. Dort wird auch die Makrele am häufigsten eingesalzen. Weil man von diesem Fische glaubte, dass er, sobald der Frühling gekommen sei, den kleinen Alsen oder Maifischen (aloses), die man in der Volkssprache Jungfrauen (vierges) nennt, zu folgen und sie ihren Männchen zuzuführen pflegte (Furetière v. maquereau), so nannte man sie maquereaux oder Kuppler. Einen solchen Kuppler nennt man umgekehrt auch einen poisson d'Avril. Donner un poisson d'Avril à quelqu'un wurde nun also wohl zuerst nur auf Frauen und zwar auf Jungfrauen angewandt. Indem man einer Jungfrau einen solchen Aprilfisch oder Kuppler schickte oder gab, wünschte man sie durch denselben zu verführen und anzuführen; und so entstand der Ausdruck, der allmälig in einem weitern und unschuldigern Sinne gebraucht wurde und die Sitte des Aprilschickens hervorbrachte. Das französische maquereau und unser Makler ist dasselbe Wort, mittellat. macarellus, maquerellus, maquerella. Bei diesem Worte ist der Ausdruck für den Fisch nicht als der erste zu setzen und die Bedeutung Kuppeln daraus abzuleiten, sondern es ist umgekehrt zu verfahren. Auch sind die beiden Ausdrücke nicht zu trennen, wie es unter Andern auch von Diez geschieht. Der Fisch ist nicht mit ihm von macula, Fleck, abzuleiten, weil derselbe über den Rücken gestreift ist. Auch den Kuppler leitete man von macula ab, in Beziehung darauf, dass die Kuppler der römischen Komödie sich eines scheckigen Kleides bedient hätten. Dies weist Diez zurück, indem ihm die Voraussetzung zu gewagt scheint, dass Frankreich ein Andenken an die römische Bühne verblieben sei, wovon die andern Provinzen keine Spur besässen. Dagegen billigt Diez die Deutung aus dem niederländischen maker, von maken, unterhandeln, althochdeutsch mahhari von mahhôn, machinari, huor-mahhari, leno, und dies scheint richtig. Sonst liesse sich auch das hebräische mâkar, mâchar, mahar, verkaufen, kaufen, herbeiziehen, welches besonders seine Tochter verkaufen, d. h. verheirathen, bedeutet, weil der Bräutigam einen Kaufpreis zahlen musste. Auch wird das deutsche Mäkler hebräisch durch môchêr, Mäklerin durch môcharâh und môchereth, Mäklerlohn durch mâchâr und machar wiedergegeben. Alles,

was mit kaufen, verkaufen und handeln zusammenhängt, kann leicht einen hebräischen Ursprung haben. Jedoch ist dem deutschen Ursprung hier der Vorzug zu geben. Die deutsche Sitte und Redensart: Jemand zum Aprilnarren machen (engl. to make an April fool of one), oder ihn in den April schicken, oder, wie Lessing sagt, zum April schicken, und Goethe, in den April führen, ist daher sicherlich nicht altdeutschen Ursprungs, sondern aus Frankreich eingeführt. Man glaubte, es möchte wohl der Ueberrest eines alten heidnischen Gebrauchs sein, der von irgend einem heidnischen Feste herrührte. Es findet sich aber im deutschen Alterthum keine Spur davon, wie J. Grimm bezeugt. Einige haben gemeint, dass es wohl einer Nachahmung des Hin- und Herschickens Christi vor seiner Verurtheilung, von Hannas zu Kaiphas, von Pilatus zu Herodes, sei, welches in den mittelalterlichen Oster- und Passionsspielen dargestellt wurde. Sonst läge es auch nahe, an die im Monat April herrschende Veränderlichkeit des Wetters zu denken, weil, wenn man sich bei seinen Geschäften oder Spaziergängen auf das Wetter dieses Monats verliess, man leicht und oft angeführt wurde. Auch J. Grimm vermuthet, dass der Gebrauch des Aprilschickens erst in den letzten Jahrhunderten aus Frankreich uns zugeführt sei, doch sei er dort seinem Ursprunge nach noch nicht aufgeklärt, jedenfalls hänge er mit dem Beginn des neuen Jahres im April zusammen, was aber nicht der Fall ist, wenigstens nicht in der Art, wie Grimm es meint, sondern der Ursprung ist der oben angegebene ignoble. Der französische Ausdruck für diesen Gebrauch ist auch der eigenthümlichste und charakteristischste; die übrigen sind schon abgeschliffener und allgemeiner. Im Italienischen sagt man: mandare uno in Aprile per la chiave dell' alleluja, gewiss durch deutschen Einfluss entstanden und nicht alt. In Spanien ist die Sitte und der Ausdruck gänzlich unbekannt.

Dr. C. A. F. Mahn.

Ueber einige Erklärungen in Niemeyer's Commentar zu Lessing's Nathan.

(Vergl. die Berichtigungen im Archiv XXI, 337.)

Zu V. 364 erinnert Niemeyer an zwei Bedeutungen des Wortes dürfen, in denen es bei Lessing im Nathan vorkommt. Der seltenern Bedeutung des Wortes aber, in der es V. 2821 steht:

> Auch soll es Nathan schon empfinden, dass
> Er ohne Schweinefleisch ein Christenkind
> Erziehen dürfen!

Der Bedeutung wagen ist weder zu V. 364 noch zu Vers 2821 gedacht worden. Es hätte dabei an das entsprechende englische dare erinnert werden können.

Zu V. 451 hat Niemeyer eine Note von Nodnagel abdrucken lassen, die sicher ebenso falsch ist wie die zu den feurigen Kohlen. Die Lehrer des Hafi können doch, da die Derwische Muhamedaner sind, unmöglich die Bramahnen sein.

Zu V. 508 wird das Er auf Gott bezogen. Ich sehe nicht ein, mit welchem Grunde. Mir scheint der Dichter an dieser Stelle mit dem unbestimmten Er zu spielen. Man pflegt ja wohl, wenn das Herz von dem Gedanken an eine Person ganz erfüllt ist, vorauszusetzen, das müsse auch bei Andern so sein und dann das unbestimmte Er zu gebrauchen, wo man einen

bestimmten Namen nennen sollte. Darüber wird nun die geschwätzige Daja von Nathan verspottet.

Zu V. 532. Die Erläuterung dieser Worte kann ich nicht für richtig halten. Auch zeichnet sie sich nicht eben durch Klarheit aus. Mir scheint die ganze Phrase nichts Anderes zu bedeuten, als was sie dem gewöhnlichen Sprachgebrauche zufolge sonst bedeutet: der folgt mir nicht, um sich die Langeweile zu vertreiben, also: nicht umsonst, nicht ohne Grund. — Die dann folgende Exposition über die Präposition vor scheint mir ebenfalls unrichtig und dabei übersehen zu sein, dass man früher auch und sogar gewöhnlich sagte: für die Langeweile, was dann nicht schwer zu deuten ist.

Zu V. 2612 werden die Spenden, von denen daselbst die Rede ist, auf die Abgabe bezogen, welche die Christen für die Erlaubniss zum Besuche des heiligen Grabes bezahlen mussten. Diese Erklärung passt weder in den Zusammenhang, noch verträgt sie sich mit den Worten Saladin's: „Wenn die Christenpilger mit leeren Händen nur nicht abziehen dürfen.“ Offenbar sind jene Spenden auf Almosen zu beziehen, welche Saladin den Christenpilgern zukommen liess. Und von solchen erzählt, wenn ich nicht irre, auch die Geschichte.

G.

Der Grieche Trikupis über die neugriechische Sprache.

Wie verschieden auch die Ansichten und Systeme über die Art und Weise, die herabgekommene und in verschiedenen Beziehungen verkommene Sprache der Griechen der neueren Zeit zu behandeln, unter den Griechen selbst noch vor einiger Zeit gewesen sein mögen: jedenfalls hat sich nunmehr diejenige Ansicht als die allein gültige und entscheidende durchgearbeitet, dass man diese Sprache, die Sprache des Volks, die Sprache der blossen „Gewohnheit“ (*συνήθεια*), nicht sich selbst überlassen dürfe, dass man sie vielmehr, weil sie historisch und ihrem wesentlichen Grunde nach die altgriechische Sprache ist, mit feinem Tacte und mit Geschick auf diese Grundlage, soweit möglich, und ohne ihr selbst und ihren wesentlichen Eigenthümlichkeiten Gewalt anzuthun, zurückführen müsse. Dieser richtigen Ansicht der Griechen selbst kommt nun auch von der andern Seite, nämlich von Seite der Fremden, besonders auch der Deutschen, die Meinung entgegen, dass die sogenannte neugriechische Sprache eben keine neue, keine besondere und für sich bestehende Sprache, sondern dass sie mit der altgriechischen Sprache eine und dieselbe sei, während man sich früher entweder gar nicht um die neugriechische Sprache bekümmerte, oder sie damit kurz abfertigte, dass sie — eine eigene Sprache sei, die grade die Hellenisten Nichts angehe. War die altgriechische Sprache selbst noch zur Zeit, nachdem Constantinopel in die Hände der Türken gefallen war, im Volke nicht ganz ausgestorben, so gilt sie jetzt vielmehr bei einem jeden Verständigen als noch lebend in der Sprache des Volks, in der Vulgarsprache.

Ohne hier in weitere Details über diesen Gegenstand einzugehen, hielt ich es unter allen Gesichtspunkten für interessant und für lehrreich, die neuesten Ansichten eines hochgebildeten Griechen über die neugriechische Sprache und über ihre Behandlung und Behandlungsweise hier mitzutheilen. Der Grund und der Zweck ergeben sich von selbst. Der in der Ueberschrift genannte Trikupis sagt in seiner: *Ἱϛορία τῆς ἑλληνικῆς ἐπαναϛάσεως*, London 1854, Theil I, S. 9 f. Folgendes:

Was die Sprache anlangt, in der ich meine „*Ἱστορία*“ zu schreiben beabsichtigte, so wollte ich einen Mittelweg wählen zwischen Denen, die in der gewöhnlichen Volkssprache und Denen, die gar zu altgriechisch schreiben;

denn ich habe die Ueberzeugung, dass nur dieser Weg die noch unbekannten Grenzen unsrer Sprache enthält, wenn wir nämlich wollen, was wir müssen, dass die gesprochene und die Schriftsprache zusammenfallen und Eines und Dasselbe seien.

Unsre Volkssprache ist nicht ohne Reize, und Derjenige ist ohne Alles ästhetische Gefühl für das Schöne, der sie nicht empfindet und ihrer sich nicht freut, wenn er die in ihr in reinerer Gestalt verfassten Schriften liest. Sie ist nicht bloss die Tochter der altgriechischen Sprache, etwa in dem Verhältnisse, wie die italienische Sprache die Tochter der lateinischen ist, sie ist vielmehr mit der altgriechischen Sprache eine und die nämliche; aber die Länge der Zeit hat nach und nach deren unvergleichliche Schönheiten zum Theil umgestaltet. Indess hat sie sich während des Freiheitskampfes in einem solchen Grade entwickelt, und sie entwickelt sich in Folge der mannigfaltigen gesellschaftlichen und politischen Bedürfnisse, welche die neue Ordnung der Dinge im freien Griechenland erzeugt hat, sowie in Folge der immer mehr erweiterten Kenntniss der altgriechischen Sprache und des Studiums der Wissenschaften fortwährend dergestalt, dass sie bereits fähig ist, allen Gedanken des Menschen, sowie allen Leidenschaften desselben den rechten Ausdruck zu verleihen, gleich den anderen Sprachen der gebildeten Völker; allein es ist hierbei nach meiner Ansicht grosse Vorsicht nöthig, damit wir uns nicht über Gebühr von der Volkssprache entfernen, indem wir gar zu sehr hellenisch schreiben, und wir nicht unvermerkt dahin gelangen, eine doppelte Sprache zu besitzen, die des Volks und die der Gelehrten, etwa wie die alten Aegypter zweierlei Buchstaben hatten, heilige und profane (δημώδη). Denn im Irrthum ist Derjenige, der da meint, es sei hinreichend, wenn das Volk nur das v e r s t e h e, was der Gebildete spricht und schreibt. Auch das Volk muss sprechen und schreiben, wie der Gebildete. Ich meine dies nicht in Betreff der Ausdrucksweise desselben, indem dies vielmehr mit seiner ganzen Natur und seiner Bildung zusammenhängt und Folge seiner Studien ist; ich meine dies auch nicht von den Worten, die der Gebildete braucht, da das Volk nicht die gleiche Erziehung mit diesem selbst geniesst, wohl aber meine ich es in Ansehung der Bildung und Beugung der einzelnen Redetheile. Wie verschieden auch die Gebildeten und Ungebildeten anderer civilisirter Nationen der Gegenwart sich ausdrücken mögen: sie haben in der Praxis eine und dieselbe Grammatik, und sie bilden und beugen die Namen und Worte auf die gleiche Weise und verbinden letztere nach den gleichen Gesetzen der Syntax. Uebrigens ist es auch bekannt und einleuchtend, dass dem Volk eine Sprache nichts nützt, die es hört oder liest, wenn sie es nicht zugleich anzieht und ergötzt; eine dem Gehör ungewohnte Sprache aber kann das Volk nicht anziehen und ergötzen.

Es ist zu beklagen, dass die meisten unsrer Gelehrten, weil das Lesen der attischen Schriftsteller sie bezaubert hat, von dem obigen Wege abgewichen sind und ihre dorische Sprache gar zu sehr nach der attischen umbilden, gleich als ob die Dorismen dieser Sprache nicht auch hellenisch wären. Dieses unüberlegte Jagen nach Atticismen ist besonders auch darum zu bedauern, weil es die Schriftsprache gar zu sehr von der Volkssprache entfernt, ohne dieselbe zu bereichern oder zu reinigen, da sie doch solcher Reinigung sehr bedarf. Diesem Jagen, das Nichts nützt, aber Viel schadet, muss nach meiner Ansicht Einhalt gethan werden; denn in ungerechter und unverständiger Weise werden dabei die allgemein üblichen Eigenthümlichkeiten eines griechischen lebenden Dialekts in andere nicht übliche Eigenthümlichkeiten eines anderen nicht lebenden griechischen Dialekts umgestaltet. In der That hat diese Wuth nach Atticismen bei unsern Gelehrten so sehr überhand genommen, dass ich selbst, wie sehr ich auch dagegen bin, gezwungen war, mich darnach in Etwas zu richten und dabei Grundsätze offenbar zu verletzen, die ich für allein richtig und gesund halte.

Das „Bis hierher und nicht weiter!“ muss uns als ein heilsamer Wink gelten, nicht zwar in Betreff der Bereicherung unsrer Volkssprache, die vielmehr aus den Schätzen der altgriechischen Sprache hinreichend bereichert werden kann, wohl aber in Ansehung ihres Mechanismus und ihrer Eigenthümlichkeiten. Das Volk ist schwierig, wenn es den Schematismus und die Syntax seiner Rede ändern soll, nicht aber dann, wenn es darauf ankommt, Worte aus der Sprache seiner Vorfahren zu lernen, die heutzutage nicht im Gebrauch sind. Mit Hinsicht hierauf habe auch ich in meiner „Geschichte“ den materiellen Reichthum der heutigen Sprache auf die angegebene Weise zu vermehren gesucht; allein ich habe in Ansehung der Bildung und der Syntax an der herrschenden Regel der Gewohnheit Nichts geändert. *) Die Sprache ist das Eigenthum des ganzen Volks, und wie sehr Derjenige Lob verdient, der dies Nationaleigenthum bereichert und vermehrt, so sehr verdient Derjenige Tadel, der es veräussert, indem er es nach seinem Gefallen vertauscht und verwendet. Statt die Vervollkommnung der Sprache zu beschleunigen, hält er sie auf, anstatt den geistigen Fortschritt des Volks zu befördern, hindert er ihn. Selbst Korais, der gelehrteste und durch kritischen Scharfsinn am meisten ausgezeichnete Grieche seiner Zeit, der mehr als jeder Andere auch über unsre Sprache nachgedacht und geschrieben hat, ist diesen Weg gegangen, und er hat uns entschieden gerathen, keinen andern Weg zu gehen. Ich selbst habe es mir zur Pflicht gemacht und habe Sorge getragen, dass meine Sprache rein, verständlich, nicht uneben, sondern gleichartig und regelmässig sei, und ich habe die Gewohnheiten der Volkssprache nur verlassen, wo sie selbst sich bereits genügend entwickelt hatte, und nicht ohne Zurückhaltung habe ich Hellenismen und nur dann in die Sprache aufgenommen, wenn ich sie deren für fähig und empfänglich hielt.

Viele unsrer Puristen machen der Volkssprache zum Vorwurf, dass sie nicht frei sei von Gallicismen und Italicismen. **) Zum Glück ist dies in neuester Zeit anders geworden, und die neugriechische Sprache ist frei von fremden Wörtern. ***) Allein — welche Sprache ist ohne fremde Idiotismen? und wäre denn etwa selbst die attische ohne solche? Vielmehr sagt sogar Xenophon, und er sagt es gradezu zum Lobe der attischen Sprache, dass die Attiker „aus verschiedenen Sprachen der Hellenen und der Fremden (*τῶν βαρβάρων*), aus der einen dies, aus der andern das ausgewählt“ hätten. Und wir, Nicht-Attiker, wollen noch eifrigere Attiker zu sein scheinen, als selbst die Attiker!?

Ich habe es irgendwo gelesen und ich habe es oft gehört, dass die in unsrer heutigen Sprache eingeführten Hellenismen der alten Sprache nach fünfzig Jahren *χυδαϊσμοί* sein würden. Wehe uns, wenn wir, politisch frei und frei in der Wissenschaft, frei im Lichte der Cultur, das die Welt erleuchtet, nicht gewürdigt werden sollten, vor dem Ende des gegenwärtigen Jahrhunderts Schriftsteller zu haben, die da berufen wären, uns den rechten Weg zu zeigen, den wir ohne alle Gefahr zum Ziele zu gehen haben!

So weit Trikupis. In einer Anmerknng (I, S. 355 f.) gibt er in Einzelnem an, wie er es mit der Reinigung und Regelung der Sprache in Be-

---

*) Hin und wieder ist dies doch gleichwohl geschehen, indem der Verfasser in reineren grammatischen Formen schreibt, als sie dem Volke geläufig sind und dieses sie kennt.

**) Man kann hinzusetzen, auch nicht frei von den Einflüssen slavischer und anderer Sprachen.

***) Ganz ist dies wohl noch nicht der Fall. Aber bei ihrer Bildsamkeit kann sie sich der fremden Ausdrücke entäussern, wie sie bereits mit Glück angefangen hat, dies zu thun.

treff des *λεκτικόν* gehalten habe. Man muss ihm auch hier dem Grundsatze nach, sowie im Einzelnen vollkommen Recht geben, selbst wenn es scheinen will, dass er dabei nicht ganz consequent verfahren sei, und er in Manchem wohl noch weiter hätte gehen können und sollen, um die Sprache zu reinigen und zu regeln, ohne — zu hellenisch, namentlich zu attisch zu werden.

Zur Kenntniss der neugriechischen Volksdialekte.

Je mehr die Ansicht, dass die neugriechische Sprache keine eigene neue Sprache, sondern nur die mehr oder weniger verderbte und theils in Folge fremdartiger Einflüsse verschiedener Art zersetzte, theils in ihren eigenen Elementen entartete und herabgekommene altgriechische Sprache ist, in immer weiteren Kreisen an Anerkennung und an Begründung zu gewinnen scheint, um so interessanter und um so nöthiger ist es auch, die neugriechische Sprache in ihren einzelnen Dialekten kennen zu lernen und in denselben den Zusammenhang zu verfolgen, der unter ihnen, wie zwischen den, durch Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende von einander getrennten Ausdrucksweisen eines und desselben Volkes stattfindet. Im Allgemeinen wird jene Kenntniss auch dadurch befördert, dass man gegenwärtig es sich angelegen sein lässt, einzelne griechische Wörter, die im Volke sich erhalten haben und in den bisherigen Wörterbüchern fehlen, in den verschiedenen Theilen der vormals griechischen Länder in Europa und Asien, in welchen noch griechisch redende Bevölkerungen sich finden, sorgfältig zu sammeln und auf diese Weise den noch unerschöpften griechischen Sprachschatz zu Tage zu fördern, der dann auch der griechischen Lexikographie ausser Griechenland mehr oder weniger zu Gute kommen muss. Indess ist davon hier weiter keine Rede; vielmehr mag dieser Gegenstand einer andern Zeit vorbehalten bleiben. Allein es gibt auch noch andere Zeugnisse der angegebenen Art, in denen die Ausdrucksweise des Volks, und sogar noch mehr und lebendiger sich ausprägt, als in blossen einzelnen Wortbildungen. Dahin gehören vorzüglich die Volkslieder, die unter allen Umständen, namentlich aber dann, wenn sie einen localen Ursprung haben und eine locale Färbung an sich tragen, welche in gewissen Dialektformen sich kundgibt, die interessantesten und bedeutsamsten Aufschlüsse über die Sprache selbst, wie sie im griechischen Volke fort und fort sich erhalten hat, darbieten und besonders in die einzelnen Dialekte der neugriechischen Volkssprache die tiefsten Blicke thun lassen. Schon das, was in dieser Hinsicht Prof. Mullach in Berlin in seiner schätzbaren „Grammatik der griechischen Vulgarsprache“ (Berlin 1856) — ein Buch, das man den Hellenisten nicht genug empfehlen kann, — S. 88 f. bemerkt hat, genügt vollkommen, um die Wichtigkeit des Gegenstandes zu begreifen; aber im Einzelnen ist es nöthig, den vorhandenen Stoff durch genauere Untersuchungen und Forschungen erst noch zu gewinnen und zu Tage zu fördern, um ihn übersehen und den Gegenstand erschöpfen zu können. Die Griechen selbst kommen uns hierbei entgegen, indem sie die, besonders in Ansehung einzelner Dialekte wichtigen Volkslieder aus dem Leben des Volks entlehnen und anderweit mittheilen. Ich meine nichts Unnützes zu thun, wenn ich Einzelnes davon auswähle und von Zeit zu Zeit zur Verfügung der deutschen Sprachforscher stelle, die das Gebiet der griechischen Sprache zum Gegenstande ihrer besonderen Studien machen. Ich beginne mit zwei Volksliedern, die ein Grieche aus Kerasunt in der *Νέα Πανδώρα* vom 15. April 1858 S. 48 mittheilt, und aus denen die Eigenthümlichkeiten des kleinasiatischen Volksdialekts klar zu erkennen sind. Es schien mir unerlässlich, namentlich auch zur Verständigung über

den Sinn der Lieder, die allernothwendigsten Worterklärungen hinzuzufügen, und ich habe dabei zugleich die sprachlichen Bemerkungen zum Theil mit benutzt, die der Einsender selbst in der *Πανδώρα* dazu gemacht hat, die jedoch nicht allenthalben ausreichen. Gedichtet sind übrigens die Lieder in dem sogenannten politischen Versmaase, das dem versus tetrameter jambicus catalecticus der Alten entspricht.

I.

Εὐχὴ νέου.

Χριςέ μου, νὰ ἐποῖνές [1] *με 'ς ἕναν ὁμάλιν* [2] *δέντρον,* [3]
Νὰ 'δίνες [4] *με πολλὰ καρπὸν καὶ χαμελὰ* [5] *κλωνάρια,*
Νὰ 'ποῖνες καὶ 'ς τὴν ῥίζαν μου ἕναν κρύον νερόπον, [6]
Κι' ὄνταν [7] *κινοῦν* [8] *τὰ κοράσια νὰ πᾶνε* [9] *'ς τὰ παρχάρεα,* [10]
Ν' ἄρχουνταν [11] *πίν' ἄς* [12] *τὸ νερό μ', νά τρών' ἀς τὸν καρπό μου,*
Νὰ κῆνταν [13] *ν' ἀποκοιμηθοῦν 's τοῦ κλωναρὶ μ' τὸν ἴσκιον.* [14]

II.

Ὄνειρον νεάνιδος.

Κοράσιον εἶδεν ὄρομαν, [15] *κοιμᾶται μὲ τὸ 'ταῖρν* [16] *ἀτς,* [17]
Κι' ὄντες [18] *γνεφίζει* [19] *καὶ τερεῖ,* [20] *κοιμᾶται μοναχέσσα.* [21]
Μαλλόν' μὲ τὰ παπλώματά τς [22] *καὶ μὲ τὰ μαξιλάρια τς·*
Μαξιλαρίτσια μ' ἄκλερα, [23] *παπλώματ' ἀπερδάλια,* [24]
Ντ' ἐποίκετεν [25] *τὸν ἕταιρό μ', τὸ νεὸν τὸ παλληκάριν;* [26]

---

[1] *ποιῶ, ἐποῖνα (ἐποίουν).* Die neugriechische Vulgarsprache hängt ein *α*, wie an andere Wortformen (*τούτονα, ἐκείνονα*, statt *τοῦτον, ἐκεῖνον*), so auch an die erste Person der Einzahl des Imperfects des Activums. Sie sagt *ἐφίλουνα, φίλουνα*, für *ἐφίλουν*; hier hat sie für *ἐποίουνα* die contrahirte Form *ἐποῖνα.* [2] *Ὁμάλιν — τόπος ὁμαλός,* die Ebene, das Flachland. Die Vulgarsprache bildet solche Hauptworte der zweiten Declination häufig auf *ιν*, auch ohne dass die Endung ursprünglich *ιον* gewesen. [3] *Δέντρον — δένδρον.* [4] *Ἔδινα,* Imperfectum von *δίνω (δίδωμι)*, wie die Vulgarsprache in gleicher Weise *στήνω* für *ἵστημι* sagt. Für *ἔδινα* sagt sie aber auch *ἐδοῦνα.* [5] *Χαμελός* für *χαμηλός.* Schon Homer hat *ξερός* für *ξηρός*, und die neugriechische Vulgarsprache ändert *η* in *ε*, z. B. *πεγάδι* für *πηγάδι* (*ὑποκορ.* von *πηγή*), *χέρα* für *χήρα, ἐμεῖς* u. s. w. für *ἡμεῖς* u. s. w. [6] *Νερόπον — νερον.* Die Vulgarsprache hat neben vielen andern Formen der *ὑποκοριςικά* auch die Endung auf *οπος*, wie *παιδόπον (παιδάκι), κοριτσόπον (κοριτσάκι)* u. s. w. [7] *Ὄνταν* für *ὅταν.* [8] *Κινέω,* die active Form in der Bedeutung des Mediums (für *κινοῦμαι*), sich bewegen, kommen. [9] *Πᾶνε* für *πάγουν* (darans *πᾶν*, wie *πᾶς, πᾶ, πάμεν, πάτε* für *πάγεις* u. s. w.) mit angehängtem *ε*, das die Vulgarsprache in ähnlicher Weise gebraucht wie *α* (siehe Anmerkung 1), indem sie dasselbe an einzelne Casus (*χήρανε* für *χήραν, τήνε, τόνε* für *τήν, τόν*), sowie an einzelne Verbalformen (*γράφουνε, ἐπήρανε* u. s. w. für *γράφουν, ἐπήραν*) anhängt. [10] *παρχάρεα.* Ohne irgend eine weitere Erklärung hinzuzufügen, bemerkt der Einsender der beiden Lieder a. a. O. nur, dass dieses Wort „die Anhöhen“ bedeute. Ich selbst weiss es grammatisch und etymologisch nicht zu erklären. [11] *Ν' ἄρχουνταν = ν' ἔρχωνται. πίν'* für *πίνει, πίνειν.* [12] *Ἄς — ἀπό, ἀπ'.* [13] *Κῆνταν.* Ueber dieses Wort und dessen Sinn gibt der erwähnte Einsender auch nicht die geringste Andeutung, und ich muss es, auch ohne nur eine Vermuthung aussprechen zu wollen, dahingestellt sein lassen, was dasselbe bedeuten könne

und wie es grammatisch zu erklären sei. [14]) *Ἴσκιος — σκιά.* [15]) *Ὅρομαν — ὄνειρον.* [16]) *'ταῖρν. Ὁ ἑταῖρος*, der Geliebte, wie in der letzten Zeile dieses Liedes. *Τὸ 'ταῖρι (τέρι)*, das Liebchen. Aus *τὸ 'ταῖριν* wird hier *ταῖρν* (siehe Anmerkung 2). [17]) *'Ατς — αὐτῆς.* [18]) *Ὄντες — ὅτε.* [19]) *Γνεφίζει*, altgriechisch *ἐκνήφω.* Die neugriechische Vulgarsprache braucht das Wort *γνεφίζω* in der Bedeutung theils von: erwachen, theils einen Rausch ausschlafen, sowie das Adjectivum *ἔγνεφος* für: munter, nüchtern. [20]) *Τερεῖ — τηρεῖ* (siehe Anmerkung 5). [21]) *Μοναχέσσα — μοναχή, μόνη.* [22]) *Τς — τῆς, αὐτῆς.* [23]) *Ἄκλερος — ἄκληρος*, in der ursprünglichen Bedeutung: der nichts hat, arm; dann: unglücklich, wie das altgriechische *ἄθλιος* und in der neugriechischen Sprache *μαῦρος.* Indess wird es oft, und so auch hier, ohne alle weitere Bedeutung von Menschen und Sachen gebraucht, wie das deutsche: arm. [24]) *Ἀπερδάλια*, vielleicht vom altgriechischen *πέρδομαι, πορδαλέα*, mit vorgesetztem *α*, wie dies häufig in der altgriechischen und in der neugriechischen Sprache vorkommt, in der Bedeutung des Hässlichen, Ekelhaften, Schmutzigen, soviel als abscheulich. Uebrigens ist dies Wort auch oft ohne tiefere Bedeutung. Die neugriechische Vulgarsprache sagt auch: *ἀπαρδάλιος.* [25]) *Ντ' ἐποίκετεν — τί ἂν (τί νὰ) ἐποίκετε. Ἐποῖκα* (so z. B. auch in einem der von mir herausgegebenen trapezuntischen Volkslieder, unter dem Titel: *Μνημόσυνον*, Leipzig, 1849, S. 24, Vers 21), Aoristform der neugriechischen Vulgarsprache, entweder aus dem altgriechischen Perfectum *πεποίηκα* entstanden oder einfach in derselben Weise zu erklären, wie ähnliche Aoriste der neugriechischen Sprache auf *κα*, z. B. *ἀφῆκα, ἔθηκα.* [26]) *παλληκάριν — παλληκάριον.*

Leipzig.

Dr. Theod. Kind.

Die Schwierigkeiten correcten Druckes.

Wie möglichste Fehlerlosigkeit bei jedem Druckwerke höchst wünschenswerth erscheint, so ist sie bei Lehr- und Schulbüchern gradezu unerlässlich, wenn nicht deren Nutzen mehr oder weniger in Frage gestellt werden soll — eine Behauptung, die kaum einer nähern Begründung bedarf und welche heutzutage von der Kritik (z. B. auch in den in diesem Archiv enthaltenen Beurtheilungen) oft scharf genug in's Auge gefasst wird. Da nun der Leserkreis des Archivs aus Männern besteht, welche wohl fast alle theils selbst Lehr- und Schulbücher herausgeben, theils solche in ihrem Berufe benutzen, dabei aber zum Theil mit dem Betriebe einer Buchdruckerei zu wenig bekannt sein können, um sich über die Entstehung von Druckfehlern und die Schwierigkeiten ihrer Beseitigung völlig klar zu sein, so möchte denselben eine kurze Erörterung dieses Gegenstandes einiges Interesse bieten, zumal da dem Einen oder Andern in diesen Zeilen ein Wink gegeben werden könnte, bei der Herausgabe von Drucksachen im Interesse einer möglichsten Correctheit Verhältnisse zu berücksichtigen, welche seiner Beachtung bisher entgangen sind.

Wenn dem Setzer leserlich und correct geschriebene Manuscripte überliefert werden, so wird es ihm bei gehöriger Befähigung und einiger Aufmerksamkeit nicht schwer fallen, einen ziemlich fehlerfreien Satz zu liefern; aber oft genug erhält er Handschriften, bei deren erstem Anblick er nicht zu entscheiden im Stande ist, ob sie hebräisch, koptisch oder chinesisch geschrieben seien, bis er zu seiner Beruhigung entdeckt, dass sie seine Muttersprache enthalten, deren er hinlänglich mächtig ist, um wenigstens den grössten Theil der handschriftlichen Räthsel lösen zu können. Bietet aber

ein solches unleserliches Manuscript eine fremde Sprache, enthält es nebenbei allerlei orthographische und sonstige Inconsequenzen, constructionverwirrende oder überhaupt nur häufige Correcturen und Einschaltungen (auf deren genaue Bezeichnung manche Autoren leider sehr wenig Sorgfalt verwenden), Durchstreichungen, die zu viel oder zu wenig Worte tilgen, unverständliche Abbreviaturen, verwischte Stellen, wortverdeckende Dintenklexe und Gott weiss was sonst für Uebelstände, und der Setzer besitzt keine hervorragende wissenschaftliche Ausbildung, so muss seine Arbeit nothwendig von Fehlern wimmeln.

Und doch wird diese Grundbedingung eines correcten Druckes, ein leserliches und reinliches Manuscript, ganz gegen das Interesse ihres eigenen Werkes von so vielen Verfassern ausser Augen gesetzt, abgesehen von der Ungerechtigkeit gegen den Setzer, dem sein Verdienst durch den auf die Entzifferung der Handschrift verwendeten Zeitverlust in hohem Grade geschmälert wird.

„Aber ein Setzer sollte doch den zu seinem Berufe erforderlichen Grad wissenschaftlicher Bildung besitzen," wird Mancher entgegnen. Ein Druckereibesitzer, bei dem sich ein Autor wegen schlechter Correcturen beschwerte, entgegnete diesem sehr wahr: „Herr Professor, wenn meine Setzer so viel Griechisch verständen, um ein solches Manuscript richtig lesen zu können, so würden dieselben vorziehen, irgend welches Katheder zu besteigen, anstatt sich hier vor den Setzkasten zu stellen." Zur Ehrenrettung des Standes muss übrigens bemerkt werden, dass nicht wenige Schriftsetzer einer ziemlich bedeutenden wissenschaftlichen Ausbildung sich erfreuen und einzelne selbst mit manchen in Schulämtern angestellten Philologen sich messen könnten.

„Nun, so sollte man nur Solchen so schwierige Arbeiten anvertrauen!" wird man sagen. Hierauf ist zu antworten: Intelligente Setzer sind meistentheils nicht in Verlegenheit wegen ihres Unterkommens und ziehen oft den Austritt aus dem Geschäft einer unvortheilhaften Arbeit vor, falls sie nicht anderweitig gebunden sind; die unbefähigten dagegen, die des lieben Brotes wegen sich jede Art von Arbeit gefallen lassen müssen, oder strebsame Anfänger, welche sich der Uebung und Belehrung wegen einer solchen freiwillig unterziehen, bilden unter den an schwierigen Manuscripten Arbeitenden die Mehrzahl, es sei denn, dass der Verdienst bei solchen Werken auch den Anspruchsvolleren genüge. Aber bei dem Kostenaufwande, welcher mit wissenschaftlichen Werken, wenigstens den umfangreicheren, verbunden ist und welcher den Verleger oder Druckereibesitzer zur grössten Sparsamkeit nöthigt, wird es diesem in den seltensten Fällen möglich sein, bei solchen Arbeiten einen vorzüglichen Satzpreis zu stellen, welcher für die durch die schlechte Beschaffenheit des Manuscripts entstehenden Nachtheile entschädigen könnte. Ferner gibt es zwar Zeitperioden, wo viele Setzer arbeitslos umherreisen, eben so oft aber auch, wo es schwierig ist, deren überhaupt zu bekommen, wo also für den Principal eine Auswahl zwischen guten und schlechten Setzern gar nicht ausführbar ist.

Nach Vollendung des Satzes geht nun der Correcturbogen in die Hände des Correctors, von dem wir voraussetzen wollen, dass er die nöthige Befähigung besitzt. Hierzu gehört aber ausser einer soliden allgemein-wissenschaftlichen Bildung vor Allem ein gewisses Spürtalent, verbunden mit einem geübten Auge; mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, wird er schon bei einmaliger Correctur den Abzug von fast allen Fehlern reinigen können, falls dieser in Folge guten Manuscripts deren nicht gar zu viele enthält, dies ist aber unmöglich im umgekehrten Falle. Es ist eine alte Erfahrung, dass je mehr Fehler eine Correctur enthält, um so mehr auch übersehen werden.

Die Druckfehler oder richtiger Setzfehler beruhen aber einerseits auf Schwierigkeiten des Manuscripts und wissenschaftlicher Unfähigkeit der Setzer, wodurch theilweis oder ganz falsche Worte und Wortformen, also

sinnentstellende und grammatische Fehler entstehen; was aber Stylfehler betrifft, so darf Herr Dr. Sachs, wenn er wieder einmal, wie er es mit vielem Recht im 23. Bande des Archivs Seite 204 The English Prepositions etc. thut, nachlässigen Druck rügen muss, getrost davon abstehen, aus Artigkeit gegen den Verfasser solche Fehler dem Setzer in die Schuhe schieben zu wollen oder gar dem Drucker, wie er nach Analogie des allgemein üblichen und auch von mir in diesen Zeilen gebrauchten Ausdrucks „Druckfehler" statt des richtigeren „Setzfehler" sich ausdrückt; der Drucker wenigstens ist an allen Fehlern unschuldig. Wenn aber ein Setzer sich Styländerungen erlauben sollte, so wird es gewiss wohl nur von einem der intelligenteren geschehen, wobei schwerlich Verböserungen statt Verbesserungen zu Tage kommen werden.

Andrerseits beruhen die Fehler auch auf den technischen Manipulationen des Setzers. Wenn er, um seinen geleerten Setzkasten wieder zu füllen, ausgedruckte Seiten auseinandernimmt, um von den einzelnen Buchstaben der Worte einen jeden in das ihm gebührende Fach des Setzkastens zu bringen (der technische Ausdruck hierfür ist: Schrift ablegen), so ist es kaum zu vermeiden, dass nicht bisweilen ein Buchstabe statt in sein richtiges Fach in irgend ein anderes, besonders ein benachbartes, geräth. Wollte sich nun der Setzer beim Setzen nach jedem Griff in ein Fach erst überzeugen, dass er keinen falschen Buchstaben erfasst hat, so wäre damit ein allzugrosser Zeitverlust verbunden; er nimmt vielmehr stillschweigend an, dass dieses Fach lauter a, jenes lauter b, ein drittes lauter c u. s. w. enthält, und daher entstehen Fehler wie Tater statt Vater, Blrme statt Blume (Ablegefehler). Ferner veranlasst die Schnelligkeit des Arbeitens auch viele umgekehrt stehende Buchstaben (lieSen). Sollten solche kleine Fehler übersehen werden, so wird das die Kritik, falls dieselben nur vereinzelt vorkommen, leicht verzeihen können, misslicher aber wird es, wenn solche Fehler sinnentstellend sind.

Da quält sich nun bisweilen der arme Corrector ab bei einer Correctur, die mit Fehlern aller Art so reichlich gespickt ist, dass er selbst oft den Wald vor Bäumen nicht sehen kann und mancher arge Schnitzer seinem Blicke entgeht. Traurig ist es, wenn der Zeit- und Geldersparniss wegen solche Arbeiten mit einer einmaligen Correctur abgemacht werden, indess wird der Corrector meist noch mit einer zweiten Lesung beauftragt. Aber da muss er denn zu seinem Aerger auf dem zweiten Abzuge wahrnehmen, dass der Setzer wegen der Menge der angestrichenen Fehler nicht wenige derselben und oft recht ärgerliche übersehen hat. Zu den stehengebliebenen Fehlern gesellt sich nun meist noch ein artiges Sümmchen neuentdeckter und die zweite Correctur sieht noch so bunt aus, dass wahrscheinlich wieder der eine oder der andere Fehler vom Setzer übergangen wird, wozu dann noch diejenigen kommen, welche der Corrector selbst übersehen hat. Denn auch er ist nicht immer im Stande, alle Schwierigkeiten des Manuscripts zu besiegen und selbst bei den tüchtigsten Fachmännern sucht er oft vergebens sich Raths zu erholen, ist es ja doch vorgekommen, dass der Autor selbst eine schwierige Stelle seines Manuscripts nicht zu lesen vermochte.

Der Corrector muss aber, um gut zu lesen, sich in einem von Störungen freien Arbeitslocal befinden, vor allen Dingen aber gehörige Gemüthsruhe besitzen. Die Störung derselben z. B. durch Aerger über abscheulichen Satz oder sonstigen Verdruss wirkt nicht nur höchst nachtheilig auf sein geistiges, sondern selbst auf sein leibliches Auge, und dies würde bisweilen in einem noch höhern Grade geschehen, wenn nicht mitunter wahrhaft gottvoller Unsinn, der vielleicht, seinem Erzeuger unbewusst, den köstlichsten Humor von der Welt enthält, sich in die Correctur einschliche und ihn zu einer gewissermassen entschädigenden und erfrischenden Heiterkeit zwänge. Zu den Hindernissen für den Corrector, seine Arbeit mit Ueberlegung verrichten zu können, gesellt sich noch oft ein anderer Umstand. Verhältnisse,

die im Gechäftsbetriebe einer Buchdruckerei begründet und kaum zu beseitigen sind, deren nähere Erörterung für Unkundige aber zu weit abführen würde, machen es bisweilen unerlässlich, irgend einen Bogen bis zu einer bestimmten Frist in Satz und Correctur beendigt zu haben, wenn nicht das Geschäft empfindliche Nachtheile erleiden soll. In solchen Fällen kann die Eile, zu der der Corrector angetrieben wird, nur höchst nachtheilig auf seine Leistung wirken, und manche unsichere Stelle, über die er sich durch Nachschlagen in Büchern Gewissheit verschafft hätte, muss er nun, wegen Mangel an Zeit dazu, sich selbst überlassen.

Auch der Setzer muss sich dann mit der Berichtigung der Fehler beeilen und übersieht aus diesem oder einem andern Grunde Dies und Jenes; er muss vielleicht einen sinnentstellenden Fehler belachen, er theilt denselben seinen Collegen mit, es fehlt nicht an mancherlei witzigen Bemerkungen und dies erzeugt bei ihm eine solche Zerstreuung, dass er den Fehler bereits berichtigt zu haben glaubt, wenn er nach dem Gespräch mit seinen Nachbarn wieder an die Arbeit eilt, und so spukt der alte Fehler noch immer in der Correctur.

Die meisten Werke werden vor dem Druck von ihren Verfassern noch einmal überlesen und so geht denn ein Abzug nach vorhergängiger Berichtigung durch den Corrector, wo diese Arbeit nicht vom Verfasser selbst verrichtet wird, an den Letzteren ab. Nun gibt es Autoren, welche neben ihren Kenntnissen auch grosses Geschick zum Correcturenlesen und oft sogar ein so geübtes Auge besitzen, dass ihnen z. B. in lateinischer Schrift kaum ein verkehrtes s oder ein eckiger Punkt (est statt est, . statt .) entgeht. Solche Autoren dürfen, wenn sie die nöthige Mühe und Zeit auf ihre Correctur verwenden wollen und der Corrector nur einigermassen genügend vorarbeiten konnte, auf einen sehr correcten Druck ihrer Werke rechnen, denn selten wird es geschehen, dass die von ihnen angezeichneten Fehler übersehen würden, da der Geschäftsführer der Druckerei (Factor) vor dem Drucke revidirt, d. h. auf einem eigenen Abzuge sich überzeugt, dass Alles berichtigt ist. Wo keine genaue Revision stattfindet und vielleicht der Verfasser auf seiner Correctur sich nicht vollkommen deutlich ausgedrückt hat, ist diese Sicherheit freilich weniger gross. So wurde z. B. in einer gewissen Officin ein griechischer Dichter mit lateinischen Anmerkungen gedruckt und der Herausgeber fand auf seinem Correcturbogen, dass die eine Note nicht in der richtigen Reihenfolge stand. Er schrieb deshalb neben dieselbe: „Dies gehört weiter hinauf!“ indem er dem Setzer so viel Verstand zutraute, er werde die betreffende Note weiter oben an der richtigen Stelle einfügen. Als der Autor nach Vollendung des Druckes die betreffende Seite wieder zu Gesicht bekam, fand er die erwähnte Note noch immer an jener unrichtigen Stelle, der geistreiche Setzer hatte sie jedoch jetzt mit dem Zusatz versehen: „Dies gehört weiter hinauf!“ (Die einzigen deutschen Worte im ganzen Werke!)

Ebenso gibt es aber auch eine grosse Anzahl von Schriftstellern, welche kaum das Geringste von dem nöthigen Spürtalent eines Correctors besitzen, die trotz ihrer Gelehrsamkeit die crassesten Fehler übersehen. Solchen ist kein anderer Rath zu ertheilen, als für einen tüchtigen Corrector zu sorgen, dem die nöthige Musse gelassen, mindestens eine zweimalige Correctur übertragen und die Möglichkeit gegeben wird, vor dem Druck sich von der Berichtigung der von ihm gezeichneten Fehler selbst zu überzeugen. Denn die vom Verfasser zurückgesendete Correctur (Verfassercorrectur) ist von seiner Seite das Eingeständniss, dass der Bogen so, wie er ihn zurückgebe, zum Druck gut sei, und die Officin hat ihm gegenüber, falls sie sich genau an seine Correctur hält, keine Verbindlichkeiten, mag er später noch so viel über fehlerhaften Druck sich beklagen wollen. Bisweilen wird eine solche Verfassercorrectur auch sehr mit Unrecht als ein unantastbares Orakel betrachtet und so mancher Factor, der bei der Revi-

sion noch ein Versehen entdeckt, wird sich die Berichtigung desselben nicht erlauben, wenn es sich nicht auch für ihn, der im speciellen Falle vielleicht ein wenig competenter Beurtheiler ist, ganz evident als solches herausstellt, während doch auch die Autoren Vieles übersehen, ja aus Uebereilung auch einmal falsch corrigiren können.

Sehr zweckmässig ist es, wenn besonders bei solchen Verfassercorrecturen, auf deren Correctheit man sich nicht vollständig verlassen kann, vom Factor nicht bloss revidirt (verglichen), sondern der ganze Bogen noch einmal überlesen wird, da er gewiss, wenn er der Sprache mächtig ist, noch Manches verbessern wird. Einer so vielfachen Jagd bedarf bisweilen ein auffallender Fehler, um beseitigt zu werden! Ueberhaupt kann ein recht oftmaliges Correcturlesen nicht dringend genug befürwortet werden, denn es ist unglaublich, aber durch Erfahrung bestätigt, wie leicht auch geübten Augen auffallende Fehler mehrmals entgehen können, die bei nochmaliger Lesung durch ein vielleicht weniger geübtes zufällig entdeckt werden. Der Gründer der berühmten Firma Tauchnitz in Leipzig wünschte seinen stereotypirten Homer fehlerlos herzustellen und gelobte nach zehnmaliger sorgfältiger Correctur für jeden noch zu entdeckenden Druckfehler einen Ducaten, aber nur zu bald musste er die grosse Zahl der Einsendungen von Auffindungen derselben recht unangenehm empfinden.

Sollte man es aber für möglich halten, dass nach Absetzung eines guten Manuscripts durch gute Setzer, nach mehrmaliger guter Correctur und gehöriger Revision in einem zum Druck für gut erklärten Bogen noch Druckfehler neu entstehen können? Folgen wir dem Setzer, der soeben die Revision vom Factor empfing, an die Presse, wo er dieselbe berichtigt. Der Factor hat unter Anderm einen Buchstaben angestrichen, welcher sich zu schwarz abdruckt, indem irgend ein kleiner Gegenstand unter denselben gerathen ist und ihn über das Niveau der übrigen emporhebt. Der Setzer versucht, durch das Herausziehen dieses Buchstabens und seiner Nachbarn aus dem hierdurch entstandenen leeren Raum den störenden Gegenstand vermittelst seiner Ahle zu entfernen, da es ihm aber nicht gelingen will, steckt er die Buchstaben wieder hinein und bittet den Drucker, die zum Behufe des Corrigirens gelockerte Form, d. h. die durch einen Rahmen umspannten einzelnen Seiten, wieder fest zusammenzuschliessen, so dass sie sich in Gestalt einer Platte emporheben lassen, damit er von der untern Seite her dem Uebelstande abhelfen könne. Der Drucker verspricht ihm, die Sache selbst in Ordnung zu bringen und thut dieses auch, während der Setzer sich wieder entfernt. Aber aus der nicht fest genug zusammengeschlossenen Form fällt hierbei ein Buchstabe heraus; da derselbe nirgends anders hingehören kann, als in das hierdurch in der Schriftform entstandene Loch, glaubt der Drucker, denselben, ohne den Setzer incommodiren zu brauchen, selbst wieder an den richtigen Ort bringen zu können; er vollführt es, aber es passirt ihm nur das kleine Versehen, dass er die obere Seite desselben nach unten kehrt, und so kann es denn geschehen, dass ein stellesuchender Candidat, der seinen hochgestellten Gönner in einem Geburtstagscarmen mit dem horazischen „mearum grande decus columenque rerum“ angesungen hat, vielleicht erst nach Absendung des Prachtexemplars auf einem anderweitigen Abzug entdeckt, dass sein Mäcen trotz der sorgfältigsten Correcturen als „grande pecus“ begrüsst ist. *)

---

*) Dieses Beispiel eines durch den Drucker veranlassten Fehlers widerspricht keineswegs meiner obigen Behauptung von der völligen Unschuld des Druckers an allen Fehlern und von der Unrichtigkeit des Ausdrucks Druckfehler. Denn insofern hier der Drucker die Function des Setzers übernimmt, ist er als solcher zu betrachten, und begeht durch das falsche Hineinsetzen des herausgefallenen Buchstabens einen Setzfehler.

Im Allgemeinen hat jedenfalls in letzter Instanz der Verfasser die Verantwortlichkeit des correcten Druckes zu übernehmen, wo derselbe diese dem Corrector übertragen und ihm die Bedingungen einer sorgfältigen Correctur gewährleistet hat, fällt dieselbe natürlich auf Letzteren. Die Kritik möge aber bei ihrer Beurtheilung von Druckfehlern die mannigfachen Schwierigkeiten nicht vergessen, welche ihre Veranlassung sind, dagegen bei offenbarer Leichtfertigkeit Seitens des Verfassers, des Correctors oder der Officin fortfahren, im Interesse des Zweckes von Druckschriften, Nachlässigkeiten in der Correctheit auch fernerhin mit aller Strenge zu ahnden.

Braunschweig.

H. Wolff.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Hornay, Ursprung und Entwickelung der Sprache. Erster Theil. (Berlin, Wagner.) 1⅓ Thlr.

A. Lüben, Grundsätze und Lehrgänge für den Sprachunterricht. (Leipzig, Brandstetter.) 6 Sgr.

Roorbach, Orville A., Addenda to the Bibliotheca Americana: a Catalogue of American Publications from May, 1855, to March, 1858. (New York. — London, Trübner.) 15 s.

Lexicographie.

W. Hoffmann, Vollständiges Wörterbuch der deutschen Sprache. 48. Heft. Leipzig, Dürr.) 7½ Sgr.

R. v. Raumer, Das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm und die Entwickelung der deutschen Schriftsprache. (Wien, Gerold.) 6 Sgr.

K. J. Schröer, Beitrag zu einem Wörterbuche der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes. (Wien, Gerold.) 10 Sgr.

C. A. F. Mahn, Etymologische Untersuchungen auf dem Gebiete der romanischen Sprachen. 9—12. Specimen. (Berlin, Dümmler.) 12 Sgr.

F. Booch-Arkossy, Neuestes und vollständiges spanisch-deutsches und deutsch-spanisches Wörterbuch. 2 Bde. (Leipzig, Teubner.) 4 Thlr.

Grammatik.

G. K. F. de Castres, Das französische Verb, dessen Anwendung und Formen aus Beispielen älterer und neuerer Schriftsteller erklärt. (Leipzig, Violet.) 15 Sgr.

Neuer Lehrgang zur Erlernung der Flämischen Sprache für Deutsche von W. Herx. (Aachen, Kornicker.)

Literatur.

H. Viehoff, Goethe's Leben. 3. Auflage. (Stuttgart, Becker.) à Lfrg. 6 Sgr.

C. Tomaschek, Schiller's Wallenstein. Ein Vortrag. (Wien, Gerold.) 8 Sgr.

E. Palleske, Schiller's Leben und Werke. Erster Band. (Berlin, Besser.) 2 Thlr.

W. Menzel, Deutsche Dichtung von der ältesten Zeit bis auf die neueste. 5. u. 6 Lfrg. (Stuttgart, Krabbe.) à 7½ Sgr.

F. Paldamus, Deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf unsre Zeit, nach ihrem Leben und Wirken geschildert. 6. Lfrg. (Leipzig, Teubner.) 5 Sgr.

I. W. Loebell, Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode. Zweiter Band. (Braunschweig, Schwetschke u. Sohn.) 1½ Thlr.

K. Klüpfel, Gustav Schwab; sein Leben und Wirken. (Leipzig, Brockhaus.) 1 Thlr. 24 Sgr.

Oeuvres de Rabelais collationnées pour la première fois sur les éditions originales p. Burgaud des Marets et Rathery. T. II. (Paris, Didot.) 1 Thlr. 5 Sgr.

J. Vogel, Augustin Thierry als Geschichtschreiber und Politiker. Eine biographische Skizze. (Zürich, Meyer u. Zeller.) 12 Sgr.

Shakspeare'sche Dramen. Uebersetzt von Heinichen. I. Cymbeline. (Bonn, Marcus.) 15 Sgr.

W. Hamm, Shelley. Biographische Novelle. (Leipzig, Thomas.) 25 Sgr.

G. M. Thomas, Ueber neuaufgefundene Dichtungen F. Petrarca's. Vortrag. (München, Franz.) 7½ Sgr.

Hilfsbücher.

C. H. Wichman, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprache. 2. Cursus. (Hamburg, Jowien.) 6 Sgr.

J. H. Mowing, Aufsatzschule, Sammlung von Stoff zu Aufsatzübungen für geübtere Schüler. (Langensalza, Schulbuchhandlung d. Thür. L. V.) 1 Thlr.

G. Geppert, A. Gutsche und G. Schütze, Deutscher Styl, oder methodisch geordnetes Aufgabenbuch zum Unterricht im mündlichen und sch iftlichen Gedankenausdrucke. (Breslau, Hainauer.) 7½ Sgr.

F. W. Burbach, Praktisches Sprachbuch für die mittleren und oberen Classen der Elementarschule. 2. Auflage. (Bielefeld, Velhagen und Klasing.) 7½ Sgr.

L. Gerlach, Kleine deutsche Sprach- und Rechtschreibelehre. (Dessau, Neubürger.) 2½ Sgr.

C. Graf, Lehrgang und Lehrstoff für den Unterricht in der deutschen Sprache. Satzlehre und Stylübungen. (Leipzig, Klinkhardt.) 12 Sgr.

A. Boltz, Neuer Lehrgang der französischen Sprache nach der Robertson'schen Methode. Erster Theil. (Berlin, Peters.) ⅔ Thlr.

W. Crump, Reading made easy. Neuestes englisches Lesebuch nach dem Robertson'schen System bearbeitet. (Berlin. Wagner.) 11 Sgr.

L. Herrig, The British Classical Authors. Select specimens of the national literature of England from G. Chaucer to the present time. With biographical and critical sketches. Poetry and prose. Achte Auflage. (Braunschweig, Westermann.) 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalts-Verzeichniss des XXIII. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.



